

Soziale Zeit und Biographie: über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit

Brose, Hanns-Georg; Wohlrab-Sahr, Monika; Corsten, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version

Monographie / monograph

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brose, H.-G., Wohlrab-Sahr, M., & Corsten, M. (1993). *Soziale Zeit und Biographie: über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit.*. Opladen: Westdt. Verl.. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-23429>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Comercial-NoDerivatives). For more Information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Hanns-Georg Brose · Monika Wohlrab-Sahr ·
Michael Corsten

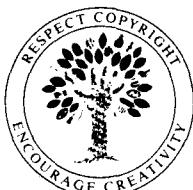
Soziale Zeit und Biographie

*Über die Gestaltung von Alltagszeit und
Lebenszeit*

Westdeutscher Verlag

Alle Rechte vorbehalten
© 1993 Westdeutscher Verlag GmbH, Opladen

Der Westdeutsche Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe Bertelsmann International.



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes
ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Horst Dieter Bürkle, Darmstadt

Umschlagbild: © 1984 David Hockney. – David Hockney: detail of Jasper Conran, 8th May 1982

Satz: ITS, Herford

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Lengericher Handelsdruckerei, Lengerich

Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

ISBN 3-531-12458-7

Inhalt

Vorbemerkung	11
I. Einleitung	13
Über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit in Zeiten der Diskontinuität und Flexibilität	13
II. Die Vermittlung von sozialer Zeit, Lebenszeit und Alltagszeit	18
1. Soziale Zeit: ein erster Annäherungsversuch	18
2. Zeitstrukturen der Lebenswelt: zweite Annäherung	20
3. Koordination und Synchronisation sozialer Zeiten und der Lebenszeit	25
3.1 Durchdringungs- und Aufschichtungsmodell	25
3.2 Empirische Gestalten von sozialer Zeit und Lebenszeit	28
4. Soziale Differenzierung: „Spaltung“ der Zeiten sozialer Systeme und gesellschaftliche Zeitsemantik	30
5. Veränderungstendenzen im Bereich sozialer Zeit	35
5.1 Auf der Suche nach einer neuen Zeitsemantik	35
5.2 Die Erosion des Kontinuitätsparadigmas im sozialen System „Wirtschaft“ und in den Organisationen des Wirtschaftssystems	37
5.3 Neue Formen der Schematisierung von Zeit in Organisationen des Wirtschaftssystems	38
5.3.1 Simultaneität versus Sequentialität	38
5.3.2 Reversibilität versus Irreversibilität	40
5.3.3 Timing versus standardisierte Zeit	41
5.3.4 Ordnung durch die Zeit versus Ordnung in der Zeit	43
5.3.5 Diskontinuität versus Kontinuität	44
5.3.6 Zeitperspektive versus Zeitperiode	45
5.4 Erosionserscheinungen des Normalarbeitsverhältnisses und neue Beschäftigungspolitiken	46
5.5 „Bis daß der Tod uns scheidet?“ — Zum Bedeutungsverlust von Kontinuitätsparadigmen, Synchronisierungen und engen Verkopplungen im Bereich der Intimbeziehungen	50
6. Zusammenfassende und überleitende Betrachtungen: Eine „nicht-mehr-lineare“ Konzeption von Zeit	54

III. Biographische Entwicklungen in der Zeitarbeit	57
1. Befunde zum (Berufs-)Lebenslauf von Zeitarbeitnehmer/innen	57
1.1 Das Beschäftigungsverhältnis Zeitarbeit	57
1.2 Soziodemographische Merkmale von Zeitarbeitnehmer/innen	58
1.2.1 Geschlecht und Nationalität	58
1.2.2 Die Veränderung der Altersstruktur	58
1.2.3 Familiale Lebenslagen	59
1.2.4 Schulisches und berufliches Qualifikationsprofil der Zeitarbeitnehmer/innen	60
1.3 Berufsverläufe von Zeitarbeitnehmer/innen vor ihrer Beschäftigung in der Leih-/Zeitarbeit	61
1.3.1 Die Relevanz des Berufsverlaufs	61
1.3.2 Zugangspfade in die Zeitarbeit: Die berufliche Situation der Zeitarbeitnehmer/innen vor einem Leiharbeitsverhältnis	62
1.4 Diskontinuitäten im Berufsverlauf: ein berufsbiographisches Merkmal von Zeitarbeitnehmer/innen	64
1.4.1 Das Problem der Arbeitslosigkeit	64
1.4.2 Zwischenbetriebliche Arbeitsplatzwechsel	64
1.4.3 Probleme beim Übergang vom Bildungs- ins Beschäftigungssystem	65
1.4.4 Probleme der Erhaltung von beruflichen Ansprüchen	67
1.5 Zusammenfassung	68
2. Biographien in der Zeitarbeit	69
2.1 Individualisierung und Biographisierung	69
2.2 Lebenslauf und Biographie	70
2.3 Zur Auswertung des Interviewmaterials	71
2.3.1 Der heuristische Wert der Typologie	72
3. Herr Göbel: Über Schwierigkeiten des Beginnens und die Unmöglichkeit, ein Ende zu finden	80
3.1 „Auffälligkeiten“ bei der Etablierung des Interviewsettings	80
3.2 Die Gestalt der lebensgeschichtlichen Erzählung	86
3.3 Chronologie des Lebenslaufs und gegenwärtige Situation von Herrn Göbel	93
3.4 Das Herkunfts米尔ieu: Isolation, Retardierung und Selbstentdeckung	98
4. Kontrastierung und gedankenexperimentelle Bestimmung typischer Merkmale	111
5. Der Typus: „Differenz“	118
5.1 Vorläufige Entwicklung der Typenkontur	118
5.2 Falldarstellung: Frau Schneider-Westfal	121
5.2.1 Die Situation zum Zeitpunkt des Interviews	121
5.2.2 Objektive Daten	121
5.2.3 Herkunfts米尔ieu	123
5.2.4 Zwischenbemerkung: Zur Dominanz der Deutung in der biographischen Erzählung von Frau Schneider-Westfal	125
5.2.5 Elemente der Fallstruktur	127
Zwischenbemerkung: Sozialdemokratische Sozialisation	128
Exkurs zu Herrn Westphal	131

5.2.6 Das Ehesystem als stabilisierende Gegenwelt	132
5.3 Die Relevanz der „Grenzen“: Differenz und Devianz	133
6. Krisenhafte Verläufe und biographische Steuerungsversuche: selektive Reduktion	135
6.1 Falldarstellung: Frau Fuchs	136
6.1.1 Frühe Kindheit und biographische Ausgangskonstellation	136
6.1.2 „... ich erkenn's aber 'n bißchen zu spät, ... aber das macht ja nix.“	139
6.1.3 Eine Verlaufskurve? — Nicht nur.	140
6.1.4 Stabilisierung aus eigener Kraft	142
6.1.5 Milieu als System von Stützpunkten	144
6.1.6 Wesentliche Elemente der Fallstruktur	147
6.2 Bestimmung des Typus: „Selektive Reduktion“	147
7. Die Gegen-, „Option“ Einheit: Der Idealisierungstyp	149
7.1 Referenzfälle	150
7.2 Idealisierung	151
8. Vervollständigung der Typenübersicht	152
8.1 Katharsis und Dezentrierung	153
8.2 Vom „Projekt“ zur genaueren Bestimmung: „Defensive Autonomie“ ..	155
9. Das Typetableau	158
IV. Biographische Zeitperspektiven und zeitbezogenes Erleben und Handeln im Alltag	159
1. Konzeptionelle Klärungen	159
1.1 Perspektive — Zeitperspektive	159
1.2 Die objektive Realität von Perspektiven bei Mead	163
1.3 Biographische Zeitperspektive und biographische Schemata	165
2. Der Zusammenhang von biographischer Zeitperspektive (BZP) und zeitbezogenem Erleben und Handeln im Alltag (ZEHA)	174
2.1 Ein erstes Beispiel	174
2.2 Produktivität	179
3. Typische Konstellationen von BZP und ZEHA	184
3.1 Idealisierung	184
3.2 Passion	191
3.3 Zwischenbilanz	201
4. Biographische Zeitperspektive und zeitbezogenes Erleben und Handeln: Weitere typische Konstellationen	203
4.1 Die BZP und das ZEHA des Differenzierungstypus	203
4.2 Konsolidierung bzw. „selektive Reduktion“	207
4.3 Trajekttypus	213
4.4 Devianztyp	219

V. Bilder vom eigenen Leben	224
1. Leben als Werk	225
2. Balance (Balanceakt oder Gleichgewicht)	234
3. Leben als Kampf	237
4. Aufs falsche Gleis geschoben: Leben als Schicksal	241
5. Leben als endloser Prozeß	243
6. Leben als subjektive Entfaltung	245
7. Leben als gelebte Fremdheit	251
8. Resümee: Lebensbilder und Muster biographischer Entwicklung	254
VI. Lebensarrangements	261
1. Die Verankerung von Zeitarbeit im Lebensarrangement: Separations-, Integrations- und Identitätsmodelle	261
1.1 Das Separationsmodell: Trennung von Zeitarbeit und 'eigentlicher' Arbeit bzw. 'eigentlichem' Leben	262
1.1.1 Der Passionstyp: Trennung zwischen Arbeit zur unmittelbaren Reproduktion und passionierter Arbeit	262
1.1.2 Der Differenztyp: Antagonismus von Arbeit und Leben	262
1.1.3 Der Idealisierungstyp: Trennung zwischen 'vorläufiger' Arbeit und angestrebtem Arbeitsideal	264
1.2 Das Integrationsmodell: Zeitarbeit als Instrument zum Aufbau einer Lebensordnung in synchroner oder diachroner Perspektive	266
1.2.1 Der Typus 'selektive Reduktion': Zeitarbeit als Instrument zum Aufbau eines 'fixierten' Lebensarrangements	266
1.2.2 Der Typus 'defensive Autonomie': Zeitarbeit als Übergang und Baustein bei der Realisation weitergesteckter Ziele	266
1.2.3 Der Produktivitätstyp: Zeitarbeit als Mittel zur Stabilisierung eines Arrangements „zwischen zwei Welten“	267
1.3 Das Identitätsmodell: Zeitarbeit als Ausdruck einer bestimmten Lebensform oder eines spezifischen Habitus	268
1.3.1 Der Dezentrierungstyp: Zeitarbeit als Ausdruck eines 'unabhängigen' Lebensstils	268
1.3.2 Der Devianz- bzw. Rebellionstyp: Acting out behavior	270
1.3.3 Der Trajekttyp: Zeitarbeit als Ausdruck der biographischen Misere	272
2. Muster des Bezugs auf Intimität und Generativität: Restabilisierung, Auflösung und Verschiebung von Grenzen	273
2.1 Individualisierte Familienorientierung (Produktivitätstypus)	275
2.2 Die Ehe als Festung gegen die Gefahren der Moderne (Differenztypus)	277
2.3 Partnerschaft (Defensive Autonomie)	280
2.4 Intimität als Ringen mit Ausschlußerfahrungen (Devianz- bzw. Rebellionstyp)	283

2.5 Distanzierte Intimität (Dezentrierung und selektive Reduktion)	286
2.6 Romantische Liebe und Ehe als abgelöstes Ideal (Idealisierungstypus) ..	288
2.7 Atomisierung (Passionstypus)	290
Nachbemerkung: Beziehungen zwischen den rekonstruierten Mustern des Bezugs auf Intimität und Generativität und der Typologie	291
VII. Institutionalisierung und De-Institutionalisierung in den zentralen Lebensbereichen	293
1. „Ungeregelter“ Intimität: De-Institutionalisierungsprozesse in den privaten Lebensarrangements von Zeitarbeitskräften	293
1.1 Zeitdimension: Freisetzung der Zeitlichkeit von Intimbeziehungen	297
1.1.1 Synchronisationsprobleme	297
1.1.2 Divergenz verschiedener Zeitlogiken oder: Die Problematik des richtigen Augenblicks	298
1.1.3 Auskoppelung familialer Lebensereignisse aus sozialen Ablaufprogrammen	301
1.2 Sachdimension: Normative Muster und Familienleitbilder ohne Anschluß	302
1.3 Sozialdimension: Minderung des Commitments in Intim- und Familienbeziehungen	305
1.3.1 Als-ob-Struktur der Familienkonstitution	305
1.3.2 Entkoppelung des institutionellen Verweisungszusammenhangs von Ehe und Familie	306
Dimensionen der Deinstitutionalisierung des Bereichs der Intimbeziehungen	308
2. De-Institutionalisierung und neue Institutionalisierung: Zur Bedeutung der Zeitarbeit als Arbeits- und Beschäftigungsverhältnis	309
2.1 Die Zeitarbeit im Kontext der Krise des Normalarbeitsverhältnisses	309
2.2 Die neue institutionelle Qualität von Zeitarbeit und Zeitarbeitsverträgen	310
VIII. Schluß	318
IX. Literatur	324
X. Anhang	336

Vorbemerkung

Mit dem hier vorgelegten Buch wird abschließend über die Ergebnisse einer Untersuchung berichtet, die im WS 81/82 an der Philipps-Universität Marburg im Rahmen eines Lehrforschungsprojekts von Hanns-Georg Brose begonnen wurde. In dieser Anfangsphase, in der zunächst theoretische Überlegungen entwickelt und erste empirische Erhebungen vorgenommen wurden (vgl. Brose 1982; 1984), waren Norbert Johrendt, Werner Meyer und Monika Wohlrab-Sahr zunächst als Studenten an der Projektarbeit beteiligt.

Zwischen 1985 und 1988 wurde das Projekt dann — unter dem Titel: „Die Vermittlung von sozialen und biographischen Zeitstrukturen — Das Beispiel der Zeitarbeit“ — von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziell gefördert. Monika Wohlrab-Sahr, später auch Werner Meyer, arbeiteten nun als wissenschaftliche, Norbert Johrendt als studentischer Mitarbeiter im Projekt mit. In der ersten Projektphase (1985 – 1987), in der die quantitativ-statistische Auswertung von Arbeitsmarktdaten sowie berufs-, und betriebssoziologische Fragestellungen im Mittelpunkt standen, wurde die Forschungsgruppe durch die wissenschaftliche Mitarbeit von Matthias Schulze-Böing verstärkt, der unserer Arbeit wichtige zusätzliche Impulse verlieh. Über die Ergebnisse dieser Untersuchungsphase haben wir bereits früher berichtet (vgl. Brose/Schulze-Böing/Wohlrab-Sahr 1987; 1987; Brose/Schulze-Böing/Meyer 1990).

Die Erhebung und Auswertung von Intensivinterviews mit Zeitarbeitnehmer/inne/n und ihre Interpretation im Kontext der These von der „De-Institutionalisierung“ von Lebenslauf und Biographie einerseits und der Veränderung von sozialen Zeitstrukturen andererseits waren dann Gegenstand der zweiten Projektphase (1987 – 1989). Die Ergebnisse dieser Arbeit werden hier präsentiert. Anfangs konnten Matthias Schulze-Böing, Werner Meyer und (zeitweise) Norbert Johrendt an diesem Abschnitt des Projekts noch mitarbeiten. Wegen anderweitiger beruflicher Verpflichtungen mußten sie jedoch — einer nach dem anderen — ausscheiden. Dafür stießen Michael Corsten und Gerd Frank zum Team und arbeiteten an der Erstellung des Schlußberichts für die DFG mit (vgl. Brose/Wohlrab-Sahr/Corsten/Frank 1989). Die veränderte, gründlich überarbeitete Fassung dieses Abschußberichts legen wir hier vor. Gerd Frank konnte sich an dieser Arbeit nicht mehr beteiligen. Auch er hatte inzwischen andere berufliche Verpflichtungen übernommen. So tragen wir für die hier vorgelegte Fassung die alleinige Verantwortung. Aber es ist offensichtlich, daß dieser Bericht ohne die vorherige, teilweise langjährige Mitarbeit der anderen Projektmitglieder nicht zustande gekommen wäre. Dies hervorzuheben ist uns wichtig. Es soll in der üblichen Form der Danksagung nicht untergehen.

Zu danken haben wir aber auch denen, die aus mehr oder weniger großer Distanz das Projekt kritisch verfolgt und kommentiert haben.

Bruno Hildenbrand war uns über die Jahre hinweg ein wichtiger Diskussionspartner. Er hat uns in Methodenfragen viele Anregungen gegeben. Achim Giegel, Martin Kohli und Hartmut Lüdtke haben frühere Fassungen dieses Berichts, oder Teile davon, gründlich gelesen und durch Hinweise und Kritik zu seiner Überarbeitung beigetragen.

Eingehende Diskussionen mit Klaus Eder, die insbesondere der Präzisierung und Straffung der theoretischen Überlegungen dienten, waren uns sehr hilfreich. Wir danken für diese kollegiale Unterstützung, müssen aber für die Umsetzung der verschiedenen Anregungen und Kritiken und für das Endprodukt natürlich die Verantwortung selber tragen.

Viele andere haben zum Gelingen unserer Untersuchung beigetragen. Nicht zuletzt die Vertreter der Zeitarbeitsunternehmen, die den Kontakt zu den Interviewpartnern ermöglicht und unsere Arbeit unterstützt haben. Bei ihnen möchten wir uns bedanken, vor allem aber auch bei den Zeitarbeitnehmer/inne/n selbst, die uns in z.T. sehr zeitaufwendigen Interviews aus ihrem Leben berichtet haben. Unser „Dank“ an sie kann nicht in betroffener Nacherzählung ihrer Berichte zum Ausdruck kommen. Ihrer Bereitschaft zum Gespräch glauben wir am ehesten dadurch gerecht werden zu können, daß wir uns bei der Interpretation der Interviewtexte bis zuletzt immer wieder und systematisch um die Kontrolle und Infragestellung unserer Deutungen bemühten. Irgendwann muß dieser unabsließbare Prozeß abgebrochen und das in diesem Sinne vorläufige Resultat dem Urteil und der Kritik der wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorgestellt werden. Das wollen wir hiermit tun.

Marburg/L. und Berlin im Mai 1992

Hanns-Georg Brose, Monika Wohlrab-Sahr, Michael Corsten

I. Einleitung

Über die Gestaltung von Alltagszeit und Lebenszeit in Zeiten der Diskontinuität und Flexibilität

„Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde“.¹ Dieser alttestamentarische Text hat eine „Ordnung der Zeit“ im Auge, die von Gott bestimmt war. Eine Ordnung freilich, so zeigt der Fortgang des Textes, in der der Einzelne sich eher als Sklave einer nicht verfügbaren Zeit empfand denn als Bestandteil einer vorhersehbaren, begreiflichen Ordnung.² An die Stelle solcher unverfügbarer göttlicher Zeitordnungen treten im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung soziale Zeitstrukturen — etwa in der Form von kollektiven Mustern der Lebensführung — die wiederum mit der nun als Heilsgeschichte gedachten, religiös interpretierten Zeit überhöhlt wurden. Bedrohungen und Gefährdungen des Lebens waren — als Krankheit, frühzeitiger Tod, Seuche und Hungersnot — jedermann stets gegenwärtig. Als Schicksal interpretiert, können sie jedoch fremden und höheren Mächten zugerechnet werden. In modernen Gesellschaften ist das Nach- und Nebeneinander von Ereignissen, von Handeln und Erleben im Laufe des individuellen Lebens, durch Karrieremuster und „Normalbiographien“ geregelt. Gegen die Gefährdungen der Lebensführung werden Ver-Sicherungen konstruiert, die materiell in der ökonomischen Absicherung und normativ in der Erwartbarkeit des Lebensablaufs bestehen. Unterbrechungen dieser Kontinuität und Lücken im Netz sozialer Sicherheit werden nun zunehmend als gesellschaftlich produziert, als Risiken interpretiert.

Es scheint, daß diese die Sicherheit der Lebensführung garantierenden Institutionen und sozialen Kalender für einen wachsenden Teil der Bevölkerung ihren selbstverständlichen Orientierungswert verlieren. Dies wird in der vorliegenden Untersuchung unter dem Stichwort der De-Institutionalisierung des Lebenslaufs diskutiert und am Beispiel einer besonderen Beschäftigtengruppe, Zeitarbeitnehmern, exemplarisch untersucht. Die Frage lautet: Wie werden Alltagszeit und Lebenszeit wahrgenommen und gestaltet, wenn die Arbeits- und Lebensbedingungen von Diskontinuität gekennzeichnet sind und Flexibilität zur (notwendigen) Tugend wird?

Daß Unterbrechungen, Wechsel und Veränderbarkeit die Arbeits- und Lebensbedingungen kennzeichnen, ist eine Annahme, die für unsere Untersuchungsgruppe in besonderer Weise zutrifft.³ Zeitarbeitnehmer sind Beschäftigte, die von einer Zeitarbeits-

1 Prediger 3, 1-15, hier: Vers 1.

2 Vgl. dazu Lauha, A. (1978): Kohelet; Biblischer Kommentar: Altes Testament, Bd. XIX, Neukirchen-Vluyn: 61-71.

3 Dies läßt sich aus den Ergebnissen unserer bisherigen Untersuchungen deutlich genug belegen. Vgl. Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Wohlrab-Sahr, M. (1987): Diskontinuität und Berufsbiographie, in: Soziale Welt 4/1987, S. 498-521; Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Meyer, W. (1990): Arbeit auf Zeit, Opladen. Vgl. a. die kurze, resümierende Darstellung wichtiger Ergebnisse der quantitativen Analyse von Lebens- und Berufsverlaufsdaten unserer Untersuchungsgruppe, in diesem Band, Kap. III.1.

firma engagiert und zu zeitlich befristeten Arbeitseinsätzen an unterschiedliche Nutzerfirmen „überlassen“ werden. Die beruflichen wie auch die privaten „Bindungen“ dieser Beschäftigten sind vergleichsweise locker geknüpft. Das lässt ein höheres Maß an Veränderung zu, beinhaltet aber auch ein geringeres Maß an Sicherheit. Was in der Zukunft sein wird, erscheint in ihrer gegenwärtigen Lebenssituation weniger festgelegt, aber auch weniger absehbar. Darin kommt die Janusköpfigkeit der Individualisierung und Flexibilisierung von Lebens- und Beschäftigungsverhältnissen zum Ausdruck, die ja nicht nur für die hier exemplarisch untersuchte Gruppe der Zeitarbeitnehmer kennzeichnend ist. Sie kann insgesamt als ein die Entwicklung sozialer Strukturen prägendes Merkmal angesehen werden: einer Entwicklung zwischen der Modernisierung der Industriegesellschaft und der Herausbildung von Institutionen der Risikogesellschaft. Die Fragestellung so zu entwickeln bedeutet, daß wir auf verschiedenen Ebenen jeweils auf die Zeitdimension Bezug nehmen:

- Zum einen als Kennzeichen der Arbeits- und Lebensbedingungen. Hier geht es um die in der Zeitdimension liegenden Möglichkeiten und Beschränkungen sozialen Handelns und um die Stabilität und Erwartbarkeit der sozialen und ökonomischen Voraussetzungen kollektiven und individuellen Handelns. Also z.B. um die zeitlichen Aspekte der Möglichkeit, ein Einkommen zu erzielen und die daran geknüpften Einkommenserwartungen: Zeitpunkt, Reihenfolge und Dauer von (Bildungs-)Investitionen sind wesentlich für ihre Be- und Entwertung auf dem Markt. Die temporalen Implikationen beispielsweise von Beschäftigungssicherheit, sozialer Unterstützung und Alterssicherung (Generationenverträge; Senioritätsregelungen) sind weitere Aspekte, bei denen es um die (langfristige) Kalkulierbarkeit der eigenen Handlungsressourcen und der für die Abwicklung von Austauschprozessen relevanten Regelungsmechanismen (Märkte; Verträge; Institutionen) geht. Die Zeitdimension kennzeichnet hier, als „unabhängige“ Variable, die Voraussetzungen des sozialen Handelns in der Beschränkung oder Öffnung von Möglichkeiten, in der Unterscheidung von stabilen und instabilen Bedingungen, von erwartbaren und überraschenden Entwicklungen, von kontinuierlichen und diskontinuierlichen Verläufen. Auf diese Aspekte beziehen wir uns, wenn wir von sozialen Zeitstrukturen reden.
- Zum anderen beziehen wir uns auf die individuelle und kollektive Wahrnehmung von Zeit und versuchen diese im Kontext der Entwicklung sozialer Zeitstrukturen zu verstehen. Dies kann — auf kollektiver Ebene — in historischen Zeitsemantiken und ihrer Veränderung und in zeitbezogenen Typisierungen seinen Ausdruck finden, wie individuell in der Art des zeitbezogenen Erlebens und Handelns, wobei dieser individuelle Umgang mit der Zeit wiederum auf soziale Zeitstrukturen und soziales Zeitbewußtsein verweist.

Diese Frage nach dem Zusammenhang von sozialen (Zeit-)Strukturen und dem Bewußtsein von Zeit entspricht dem Zuschnitt von „klassischen“ Untersuchungen, die uns zunächst inspiriert hatten: so die Studie von Bourdieu⁴ über die Produktionsweise der kabyleischen Bauern und ihr „entsprechendes“ Zeitbewußtsein, das für die Zukunft zwar Vorsorge trägt, aber keine Vorhersage der Zukunft kennt. Oder die Annahmen über die Einprägung einer industriellen Zeitdisziplin, untersucht am Beispiel der zunehmenden Verwendung der Uhr in einer Porzellanmanufaktur im England des frühen

⁴ Bourdieu, P. (1977): Algérie 60 — Structures économiques et structures temporelles, Paris.

Kapitalismus.⁵ Zu erwähnen sind hier auch die Befunde über die Entstrukturierung der Alltagszeit bei den Arbeitslosen von Marienthal.⁶ Zeitbewußtsein und zeitbezogenes Handeln werden hier als von den Strukturen sozialer Differenzierung bzw. sozialer Situationen bestimmte, „abhängige“ Variable behandelt. Freilich als eine, die wiederum sehr „aufschlußreich“ zu sein verspricht, insofern sie, so etwa Karl Mannheim,⁷ die Struktur von Mentalitäten zu erkennen gibt.

Nimmt man die Analysen Max Webers über die protestantische Ethik und den Geist des Kapitalismus als Beispiel, dann wird die Etikettierung von „Abhängigkeitsverhältnissen“ zwischen der Struktur und der Semantik sozialer Zeit komplizierter. Weber geht bekanntlich von einer Coevolution („Wahlverwandschaft“) zwischen puritanischer Ethik — bzw. der für diese Form systematisierter Lebensführung wesentlichen Orientierung an der Zukunft — und der Entwicklung des Typus okzidentalner Rationalität aus. Ein bestimmtes Bewußtsein von Zeit und die entsprechend organisierte alltägliche Lebenspraxis einer „Trägergruppe“ kulturellen Wandels werden hier zum Katalysator sozialer Strukturbildung. Zeitbewußtsein wäre also nicht nur eine die Dynamik gesellschaftlicher Evolution beobachtende, interpretierende Ebene der Organisation von sozialem Sinn. Zeitwahrnehmung und -bewußtsein würden ihrerseits — vermittelt über eine entsprechend organisierte Lebensführung und -praxis — strukturellen Wandel ermöglichen.⁸

Die Anlage unserer Untersuchung ist im Grunde ähnlich: Wir analysieren die (insbesondere zeitliche Dimension der) Lebensführung einer bestimmten Beschäftigtengruppe. Dabei gehen wir nicht von der Vermutung aus, daß unsere Zeitarbeitnehmer/innen — wie die von Weber untersuchten Puritaner — eine „Trägergruppe“ sozialen Wandels sind. Allerdings glauben wir, daß sich bei diesen Beschäftigten Tendenzen der Veränderung von sozialen Zeitstrukturen in exemplarischer Weise niederschlagen, oder besser gesagt, daß diese Beschäftigten am Prozeß der Veränderung der sozialen Zeitstrukturen und des sozialen Zeitbewußtseins in besonderer Weise teilhaben. Unsere Annahmen über die Veränderung des sozialen Zeitbewußtseins haben wir weiter unten (Kap. II.3.2-II.5.1) dargestellt. Hier seien deshalb nur einige Stichworte genannt.

Wir gehen davon aus, daß das lange Zeit gültige lineare Zeitbewußtsein und die mit ihm verknüpfte Orientierung an einer offenen, gestaltbaren Zukunft in eine Krise geraten ist und sich gegenwärtig verändert. Anzeichen dieses Transformationsprozesses ist dabei, daß neben dem nach wie vor hoch bewerteten Effekt der Beschleunigung das Interesse am „richtigen Zeitpunkt“ wieder an Bedeutung gewonnen hat, ja daß sogar die „Wiederentdeckung der Langsamkeit“ das Publikum zu faszinieren vermag. Letzteres gilt zwar zunächst vorwiegend für Podiumsgespräche und kulturindustriell gefertigte Semantik, ist aber auch in dieser Form bedeutsam. Die Krise des linearen Zeitbewußtseins wird nicht — wie verschiedentlich vermutet und suggeriert wird — durch eine Rückkehr zu zyklischen Formen des Zeitbewußtseins zu „heilen“ sein. Die Suche nach und Aufwertung von Mustern zyklischer, also erwartbarer Veränderung dürfte eher der Ausdruck von Orientierungslosigkeit sein, die durch die nach wie vor

5 Thompson, E. P. (1967): Time, Work-Discipline, and Industrial Capitalism, in: Past and Present, 38, S. 56-97.

6 Vgl. Jahoda, M./Lazarsfeld, P./Zeisel, H. (1975): Die Arbeitslosen von Marienthal, Frankfurt/M. Die Befunde werden von der neueren Arbeitslosigkeitsforschung allerdings nicht bestätigt.

7 Mannheim, K. (1936): Ideology and Utopia, New York, S. 209.

8 In diesem Sinne spricht Mannheim auch von der Zeit als einem „creator of value“, a.a.O., S. 235.

mit hoher Dynamik ablaufenden soziokulturellen, technischen und ökonomischen Veränderungsprozesse hervorgerufen wird. Von daher ist das zunehmende Interesse an der Gegenwart verständlich: Nur in der Gegenwart kann man hoffen, daß das Leben noch nicht an einem vorbeigerauscht, die Konkurrenten noch nicht enteilt und noch nicht alles „zu spät“ ist. Daß also die Umwelt nicht bereits unwiderruflich geschädigt und das Leben noch nicht definitiv festgeschrieben, als schon vergangen gelten muß. Auf die Zukunft, soviel ist immerhin sicher, ist dabei kein Verlaß. So bleibt nur die Gegenwart, und das Interesse am Gegenwärtigen läßt sich dabei nur vordergründig mit Hedonismus und Postmaterialismus deuten.

Diesen von uns diagnostizierten Veränderungen des sozialen Zeitbewußtseins korrespondieren Entwicklungen auf der Ebene sozialer Zeitstrukturen, die wir insbesondere am Beispiel des veränderten Umgangs mit der Zeitdimension in Organisationen des Wirtschaftssystems skizzieren (Kap. II.5.3). Wir lassen offen, ob die Veränderungen auf der Ebene der sozialen Zeitstrukturen die Veränderungen im „semantischen Apparat“ angestoßen haben oder umgekehrt. Für die Anlage unserer Untersuchung ist ausschlaggebend, daß die von uns vermuteten Wandlungen in der Struktur und Schematisierung von Zeit auf der Ebene von Organisationssystemen ihrerseits — vermittelt beispielsweise über neue, flexible Beschäftigungspolitiken — die Kontur von Karrieremustern und darüber hinaus die sozialen Kalender der Lebensführung verändern können. Umgekehrt können Veränderungen in der Umwelt von Organisationssystemen — etwa im familialen und kulturellen System — ihrerseits die Herausbildung derartiger diskontinuierlicher und flexibler Karriere-/Lebensverlaufsmuster in bestimmten Arbeitsmarktsegmenten abstützen. Dadurch beispielsweise, daß sich neben dem konjunkturell oder strukturell — also etwa durch Arbeitslosigkeit — bedingten Arbeitskräfteangebot eine Nachfrage nach derartigen vom Normalarbeitsverhältnis abweichenden Beschäftigungsformen stabilisiert, die auf Veränderungen in den Lebenslagen (Individualisierung), Arbeitsorientierungen und Lebensstilen zurückzuführen wäre. Die Analyse dieses Bedingungs- und Motivationszusammenhangs am Beispiel unserer Untersuchungsgruppe von Zeitarbeitnehmern, die von dem hier skizzierten Prozeß der Ausdifferenzierung neuartiger Muster von Lebensführung, Karriere und Biographie ebenso betroffen sind, wie sie ihn andererseits auch tragen, bildet den Kern des ersten Schritts unserer hier vorgelegten empirischen Analysen.

In Kapitel III geht es zunächst um die Rekonstruktion von solchen, unterschiedlichen Mustern der Lebensführung in unserer Untersuchungsgruppe. Wir sprechen von „Mustern biographischer Entwicklung“ und meinen damit die in einem Lebenslauf sich herausbildenden, sich dabei reproduzierenden oder transformierenden Sinnstrukturen, die die Selektivität lebensgeschichtlicher Entwicklung regeln. Dabei stützen wir uns auf die Analyse der erzählten Lebensgeschichten der von uns interviewten Zeitarbeitnehmer/innen. Dies erfolgt zunächst auf der Basis von Einzelfallanalysen,⁹ die dann jedoch in einer Typologie von „Mustern biographischer Entwicklung“ geordnet und dargestellt werden. Dieser Schritt von der Einzelfalldarstellung zur Typologie basiert im wesentlichen auf der Durchführung kontrastiver Fallvergleiche. Dadurch soll das Einzigartige, Besondere des einzelnen Falles im Lichte des sozial Typischen, des Anderen, gegen das es sich profiliert und das es damit auch zum Ausdruck bringt, deutlich

⁹ Verwiesen sei hier noch einmal auf die Ergebnisse unserer quantitativ-statistischen Analyse soziodemographischer Daten aus unserer Untersuchungsgruppe. Vgl. Brose/Schulze-Böing/Meyer (1990), a.a.O. Die Befunde dieser Untersuchung dienten uns u.a. zur Kontextuierung der hier in Einzelfallanalysen entwickelten Interpretationen.

gemacht werden. Durch diesen Bezug auf sozial Typisches wird es auch möglich, die Grenzen der Gültigkeit unserer am Einzelfall gewonnenen Befunde besser einzuschätzen, aber auch zu überschreiten.

Im Kapitel IV benutzen wir die rekonstruierte Typologie von „Mustern biographischer Entwicklung“ als Bezugspunkt für die Interpretation von Formen der Wahrnehmung und Gestaltung von Lebenszeit und Alltagszeit. Wir meinen, daß wir in diesen unterschiedlichen Formen des „zeitbezogenen Handelns und Erlebens im Alltag“ und in der „biographischen Zeitperspektive“ die Reproduktion, aber auch die Transformation der Strukturen sozialer Zeit und des sozialen Zeitbewußtseins — zumindest in dem für unsere Untersuchungsgruppe gültigen Kontext — erkennen können.

Die beiden folgenden Kapitel, die den zweiten Hauptteil unserer Untersuchung bilden, dienen hauptsächlich der Suche nach Ausdrucksformen der Institutionalisierung bzw. De-Institutionalisierung von Lebenslauf und Biographie.

Dabei sind wir in Kapitel V der Frage nachgegangen, ob die von uns befragten Zeitarbeitnehmer/innen für den Ablauf ihres Lebens und ihre Biographie so etwas wie eine Gesamtgestalt, ein Deutungsmuster und eine entsprechende Semantik entwickeln. Angesichts der Tatsache, daß wir unsere Untersuchungsgruppe in der Annahme ausgewählt hatten, daß für sie traditionelle Lebenslaufmuster und Normalbiographien in Frage gestellt sein dürften, schien es uns interessant, zu erfahren, wie unter diesen Bedingungen die Semantik der Biographie womöglich umgeschrieben wird.

Wie die Lebensbereiche Arbeit und Familie in den Biographien der von uns befragten Zeitarbeitnehmer/innen jeweils zur Geltung kommen; wie die Zeitarbeit im Lebensarrangement unserer Interviewten verankert ist, und wie diese ihr Familienleben bzw. ihre Intimbeziehungen gestalten, das ist Thema des Kapitel VI. Diese Befunde werden im darauf folgenden Kapitel VII unter dem Gesichtspunkt diskutiert, inwieweit und in welcher Weise sie für unsere Untersuchungsgruppe Tendenzen der De-Institutionalisierung in den Bereichen Familie (bzw. den intimen Beziehungen) und Arbeit und damit des gesamten Lebenslaufs zum Ausdruck bringen.

II. Die Vermittlung von sozialer Zeit, Lebenszeit und Alltagszeit

1. Soziale Zeit: ein erster Annäherungsversuch

Wenn es darum geht, zu definieren, was soziale Zeit sei, wird zumeist betont, was sie nicht ist, nämlich physikalische Zeit i.S. des Zeitbegriffs der klassischen Mechanik. D.h., soziale Zeit ist: nicht homogen, sie ist nicht kontinuierlich, nicht quantitativ meßbar und nicht beliebig teilbar.¹ Dabei gilt es festzuhalten, daß dieser physikalische Zeitbegriff sich erst aus einer ursprünglich sozialen Zeit, also einer in praktischen Lebenszusammenhängen entstandenen Form der Zeitbestimmung, ausdifferenziert hat.² Wie weit menschliche Gruppen Ereignisse in der Dimension der Zeit erleben können, hänge, so Elias, „ganz davon ab, wie weit sie in ihrer sozialen Praxis vor Probleme gestellt werden, die ein Zeitbestimmen erforderlich machen, und wie weit ihre gesellschaftliche Organisation und ihr Wissen sie befähigen, eine Wandlungsreihe als Bezugsrahmen und Maßstab für andere zu benutzen.“³

Physikalische Vorgänge, Rhythmen in der Natur bieten Möglichkeiten, einen regelmäßigen Ablauf als Maßstab auszuzeichnen: Tag und Nacht, Ebbe und Flut, die Veränderung des Mondes, Jahreszeiten. Solche regelmäßig erscheinenden Abläufe dienen als Orientierungsmarken im Fluß der Zeit. Sie sind — für alle Mitglieder der Gruppe wahrnehmbare, und insofern überindividuelle⁴ — Zeitgeber. Doch sie sind nur Zeichen/Symbole, die zur Koordination von Handlungen gewählt werden, sie sind nicht die Zeit selber. Das Bedürfnis nach einer Wahrnehmung und Bemessung der Zeit entspringt der Notwendigkeit der Synchronisierung der gesellschaftlichen Praxis. Und insofern ist die „Kategorie“ der Zeit, im Sinne Durkheims, sozialen Ursprungs. „Zeit“ ist soziale Zeit:

Der „Rhythmus des kollektiven Lebens (beherrscht und umschließt) die verschiedenen Rhythmen aller Elementarleben, aus dem er sich zusammensetzt. Folglich beherrscht und umschließt die Zeit, die er ausdrückt, jede partikulare Dauer. Dies ist die Totalzeit. ... Wonach sich diese unpersönliche und globale Dauer bemäßt, was diese Beziehungspunkte fixiert, in bezug auf die sie eingeteilt und organisiert ist, das sind die Konzentrations- oder die Dispersionsbewegungen der Gesellschaft. Oder allgemeiner gesagt: die periodische Notwendigkeit der kollektiven Erneuerung. Wenn diese kritischen Augenblicke meistens mit irgendeinem materiellen Phänomen zusammenfallen, wie der regelmäßigen Wiederkehr eines Sternes oder dem Wechsel der Jahreszeiten, so darum, weil diese objektiven Zeiten notwendig sind, um allen diese wesentlich soziale Organisation

1 Vgl. Sorokin, P.A./Merton, R. (1937): Social Time: A Methodological and Functional Analysis, in: AJS, Vol XLII № 5, S. 615-629; Sorokin, P.A. (1964): Sociocultural Causality, Space, Time, New York.

2 Vgl. dazu Elias, N. (1984): Über die Zeit, Frankfurt/M., S. 83ff. Für die Entwicklung der wissenschaftlichen Zeitmessung, vgl. a.: Janich, P. (1980): Protophysik der Zeit, Frankfurt/M.

3 Elias, a.a.O., S. 14.

4 Das garantiert ihren sozialen Charakter. Durkheim, E. (1981): Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Frankfurt/M., S. 29.

Organisation fühlbar zu machen. Schließlich bleibt die kausale Beziehung, vom Augenblick an, indem sie kollektiv von der Gruppe gesetzt wird, unabhängig von jedem Individualbewußtsein. Sie schwebt über allen Geistern und über allen Einzelereignissen.⁵ Im Laufe der gesellschaftlichen Entwicklung verkehrt sich, folgt man Durkheim, das Verhältnis von Zeichen (dem ausgezeichneten Maßstab) und Bezeichnetem (einer gesellschaftlichen Praxis). Zumindest wird es komplizierter. Wenn der Rekurs auf „natürliche“ Maßstäbe — etwa die Orientierung an den Jahreszeiten — noch einen Bezug auf soziale Ereignisse — etwa die Ernte — herzustellen erlaubt, wird mit der Entwicklung und Durchsetzung konstruierter, künstlicher Maßstäbe (z.B. Uhren) dieser Zusammenhang zunehmend verdeckt, schließlich unkenntlich. Das ist dann: Soziale Zeit als Realität „sui generis“. Andererseits entwickeln sich — durch die Urbanisierung und Kommerzialisierung, heute durch die Telekommunikation — neue und andersartige Koordinationsprobleme, die den Bedarf nach abstrakteren und standardisierten Maßstäben verstärken. Und dies wiederum mag Anlaß sein für die Notwendigkeit, aber auch für die Möglichkeit der Auskoppelung von kontext- oder organisationsspezifischen Zeitregelungen.⁶

Diese ersten Annäherungen an die Dimension sozialer Zeit machen deutlich, daß diese zwar an kollektiv akzeptierte, natürliche (z.B. konkret wahrnehmbare) oder physikalische (abstrakte) Maßstäbe anknüpft, aber im Grunde auf der Bestimmung der Gleichzeitigkeit oder Abfolge von *sozialen* Ereignissen und Handlungen beruht. Welcher Maßstab dabei zur Orientierung tauglich ist, ob es die moderne, standardisierte Weltzeit ist oder der Zyklus des Mondes, ob es die digital angezeigte Uhrzeit ist oder die Frequenz der Wehen beim Warten auf die Geburt und der Entscheidung, wann die Hebamme zu rufen sei; ob es die wöchentliche Rhythmus von Arbeitstagen und Wochenenden ist oder das Einhalten von Terminen, ist je nach Kontext unterschiedlich. Insofern, darauf hat insbesondere Gurvitch⁷ hingewiesen, gibt es eine Vielzahl sozialer Zeiten. Ihre verschiedenen Ausdrucksformen existieren gleichzeitig und überlagern und durchdringen sich. So können die Zeit der langen Dauer, wie sie durch Institutionen verkörpert wird, die Zeit der Ungeduld und Zukunftsorientierung, wie sie im Zeitbewußtsein bestimmter sozialer Klassen zum Ausdruck kommt, in Konflikt geraten und dennoch vermittelt bleiben in der Sphäre der kulturellen Traditionen des Alltags oder der Kontinuität einer nationalen, geographischen Identität.

Es gehört zu den spezifischen Ordnungsleistungen sozialer Systembildung, daß es gelingt, diese verschiedenen „Eigenzeiten“ aufeinander abzustimmen, miteinander zu vermitteln, zu „synchronisieren“. Dies ist die Aufgabe der Regelung und Herstellung bestimmter Zeitordnungen (s. dazu die folgenden Abschnitte 2-3.), die sich in der Folge sozialer Differenzierungsprozesse entwickeln,⁸ und es ist Aufgabe der im Gesellschaftssystem entwickelten Semantik von Zeit⁹ (s. dazu die Abschnitte 4. und 5.1).

5 Durkheim, a.a.O., S. 591 (Kursivierung durch uns).

6 Als Beispiel die Ausdifferenzierung der mönchischen Lebensführung, die nicht mehr mit dem sich verändernden sozialen Rhythmus zu synchronisieren war. Vgl. Luhmann, N. (1980): Temporalisierung von Komplexität. Zur Semantik neuzeitlicher Zeitbegriffe, in: Ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd 1, Frankfurt/M., S. 235-300; hier S. 257f.; im folgenden zitiert als „Temporalisierung“.

7 Gurvitch, G. (1969): La multiplicité des temps sociaux, in: Ders., La vocation actuelle de la sociologie, Paris, S. 325-430.

8 Vgl. Parsons, T. (1970): Some Problems of General Theory in Sociology, in: McKinney, J.C./Tiryakian, E.A. (eds.): Theoretical Sociology. Perspectives and Developments, New York, S. 27-68.

9 Vgl. Luhmann, Temporalisierung, a.a.O.

2. Zeitstrukturen der Lebenswelt: zweite Annäherung

Für die weitere Argumentation möchten wir auf die Analysen der zeitlichen „Strukturen der Lebenswelt“ zurückgreifen, die von Alfred Schütz und Thomas Luckmann vorgelegt worden sind.¹⁰ Wir wählen diesen Anknüpfungspunkt, weil er erstens ein Modell für die Analyse des Zusammenhangs der verschiedenen Zeitdimensionen liefert und zweitens insbesondere die Beziehung zu unserer Fragestellung, nämlich dem *Zusammenhang von sozialer Zeit und Lebenszeit*, herzustellen gestattet.

Schütz und Luckmann unterscheiden drei Dimensionen der Erfahrung zeitlicher Strukturen in der Lebenswelt: (a) Die Weltzeit, (b) die zeitliche Struktur der Reichweite und (c) die subjektive Zeit.

a. Die *Weltzeit* wird als *Fortdauer der Welt* bestimmt, die in der Zuwendung zur bzw. Abwendung von der Welt erlebt wird. Der Schlaf wird hierfür als Beispiel genannt: wir gehen davon aus, daß die Welt fortduert, während wir schlafen, und daß sie sich auch verändert, während wir unser Erleben dieser Veränderung suspendieren. Dieses Erleben der *Transzendenz der Weltzeit* ist jedem Einzelnen ohne Bezugnahme auf Mitmenschen möglich. Dagegen verweist eine andere Erfahrung der Transzendenz der Weltzeit, nämlich die Einsicht in die *Endlichkeit des eigenen Lebens*, auf Andere: auf die Vorfahren und die Nachkommen. Diese sind, als Eltern und Kinder, in der Regel unsere Zeitgenossen, möglicherweise auch unsere Verwandten. Als Generationen vor und nach uns sind sie uns nur über Erinnerung und Erwartung, über Geschichte oder als Sorge für die, die noch nicht geboren sind, als Nachwelt relevant.

Neben der Endlichkeit des eigenen Lebens wird die *Zwangsläufigkeit der Weltzeit* zum zentralen Impuls für die zeitliche Gliederung individuellen und kollektiven sozialen Handelns. Damit beziehen sich Schütz und Luckmann auf die Tatsache, daß neben dem Wissen um die Endlichkeit des Lebens, das ein „Grundmoment aller Entwürfe im Rahmen des Lebensplans“ sei (63),¹¹ die Unterschiedlichkeit der Rhythmen und Abläufe in der Lebenswelt (die biologische Zeit, die Jahreszeiten, die subjektive Zeit, der soziale Kalender) zu Inkongruenzen führen, deren subjektives Korrelat das Warten sein kann. So muß man warten, bis eine Wunde geheilt, das Getreide reif ist und bis das nächste Fest gefeiert wird.

Hinzu kommt die „objektive, außerhalb meines Einwirkens liegende Struktur von Gleichzeitigkeit und Abfolge. (...) Gleichzeitig kann ich nur das eine, vielleicht noch das andere, aber nicht mehr das dritte tun. Ich muß mich in die mir auferlegte Abfolge der Ereignisse in der äußeren Welt, in meinem körperlichen Rhythmus, in den sozialen Kalender einfügen und das eine zurückstellen, dem anderen zeitliche Priorität geben. Ich muß nicht nur meine Handlungen entwerfen, zwischen Alternativen nach einer Werthierarchie wählen, sondern außerdem noch die zeitliche Abfolge meines Tuns nach Dringlichkeitsstufen ausarbeiten“ (64). Die Inkongruenz der Zeitdimensionen und das Prinzip der „first things first“, das aus der vorgegebenen Struktur von Gleichzeitigkeit und Abfolge resultiert, sind wesentliche Impulse für die Herstellung einer zeitlichen Ordnung.

10 Vgl. Schütz, A./Luckmann, Th. (1975): Strukturen der Lebenswelt, Neuwied und Darmstadt. Wir beziehen uns im folgenden Abschnitt (2.) — wenn nicht anders angemerkt — auf diese Arbeit und verweisen im Text mit in Klammern gesetzten Seitenangaben auf diese Schrift.

11 Vgl. a. Blumenberg, H. (1986): Lebenszeit und Weltzeit, Frankfurt/M., S. 77; 87.

Während diese beiden Aspekte: „Endlichkeit des Lebens/Transzendenz der Weltzeit“ und „Zwangsläufigkeit/first things first“ auferlegt und in ihrer Grundstruktur unveränderbar seien, enthält das dritte von Schütz und Luckmann genannte, zur Weltzeit gehörige zeitliche Grundmoment: die *Geschichtlichkeit* der Situation, Aspekte der Veränderlichkeit und des Kontingenzen. Für den Einzelnen ist zwar die Situierung in einer historischen Abfolge von Generationen nicht veränderbar, aber es ist evident, daß diese Situierung für Angehörige anderer Generationen anders war und sein wird. Und so wie die Erfahrungsaufschichtung in der Lebensgeschichte eines Individuums einzigartige Züge trägt, liegt darin notwendigerweise auch die Andersartigkeit der lebensgeschichtlichen Erfahrungen von Mitmenschen begründet. Und die Unabgeschlossenheit der individuellen wie der kollektiven Geschichte öffnet den Horizont für Möglichkeiten.

Das Moment der Geschichtlichkeit und die mit ihr verknüpfte Möglichkeit der Erinnerung und Vorstellung des Anderen — des früheren wie des zukünftigen Selbst (des eigenen wie des anderen) — wie auch die gleichzeitige Andersartigkeit des Mitmenschen verweisen auf die fundamentale Verschränkung der Erfahrung von Zeit und der Konstitution von Sozialität.

b. Das zweite, als *zeitliche Struktur der Reichweite* eingeführte Element der Temporalstruktur der Lebenswelt, verknüpft die räumliche und zeitliche Dimension. Das Hier und Jetzt meiner aktuellen Reichweite wird mit dem Dort und Nicht-Jetzt meiner potentiellen Reichweite verglichen. Während die aktuelle Reichweite wesentlich den Charakter der Gegenwart hat, bezieht sich die potentielle Reichweite auf das, was bereits einmal in aktueller Reichweite war und als *wiederherstellbare* Reichweite der Vergangenheit angehört. Das, was noch nie in aktueller Reichweite war, aber „früher oder später“ erlangbar sein wird, konstituiert — als subjektives Korrelat dieses Horizonts der potentiellen Reichweite — die Zukunft. Im einen Fall — der wiederherstellbaren Reichweite — gilt die Idealisierung des „ich kann immer wieder“. Im anderen — der erlangbaren Reichweite — gilt die Idealisierung des „und so weiter“. Beide Idealisierungen sind auf Annahmen über die „Konstanz der Weltstruktur“ (55) gegründet. Diese Thematisierung der (temporalen Modalitäten der) Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft über die Veränderung der räumlichen Position bzw. als subjektive Korrelate der Reichweite hat unbestreitbar den Vorteil, die Veränderungen im Raum als Hilfe für die Erfahrung von Zeit nutzen zu können. Für die Ausarbeitung einer Vorstellung von Zukunft, in der mehr oder anderes möglich ist, als es die Idealisierung des „und-so-weiter“ zuläßt, dürfte diese Anknüpfung zu einschränkend wirken.

c. Das Erleben der inneren Dauer, der eigentlichen *subjektiven Zeit*, die von den „subjektiven Korrelaten“ der Weltzeit und der Struktur der Reichweite unterschieden wird, ist von einer ständigen Abfolge von aktuellen impressiven Phasen geprägt. „In zwangsläufiger Abfolge verwandelt sich ein Jetzt in ein gerade Vorhin und wird ein vergangenes Jetzt“ (67). Die aktuelle impressive Phase ist jedoch „nichts als eine Grenzphase kontinuierlicher Retentionen und ebenfalls kontinuierlicher Potentionen“ (ebd.). Vergangenheit und antizipierte Zukunft tauchen als Horizonte der Aktualität auf. Zum einen als Möglichkeit, das soeben Vergangene in der gedächtnisbegabten Dauer präsent zu halten bzw. zu erinnern, zum anderen als typisierend antizipierte Erlebnisse. Wie, so fragen Schütz und Luckmann, wird dieser kontinuierliche Fluß des Erlebens gegliedert bzw., wie sie sich ausdrücken, artikuliert. Welches sind die Maßeinheiten, die Strukturen der inneren Dauer, der subjektiven Zeit? Es sind keine äußerlichen, homogenen Maß-

einheiten, wie sie auf räumliche Vorstellungen, auf Ausdehnungen und analog „auf die Ausdehnung“ der Weltzeit angewandt werden (69). Die Größeneinheiten der inneren Dauer sind die „nicht-homogenen“ Größeneinheiten des Sinns (ebd.) und diese werden wesentlich bestimmt durch die Rhythmen der „jeweils vorherrschenden Bewußtseinsspannung“, die nach Maßgabe der körperlichen Befindlichkeit, des Interesses und in verschiedenen Wirklichkeitsbereichen (einer geschlossenen Sinnstruktur) in charakteristischer Weise variieren können (70). Eine solche Beschreibung der zeitlichen Artikulation des Bewußtseinsstroms gilt zwar für den Sinn von Erfahrungen jeglicher Art, bezieht sich jedoch im wesentlichen auf den Tagesablauf. Als übergeordnete Ebene des Sinns und damit der zeitlichen Artikulierung des Bewußtseinsstroms, beziehen Schütz und Luckmann sich auf den Lebenslauf. Wie, so fragen sie, fügt sich der Tageslauf in den Lebenslauf ein und wie schichten sich die alltäglichen Sinnstrukturen zeitlich auf?

Damit sind wir nun an einer Stelle angelangt, die zum Zentrum der Fragestellung unserer empirischen Untersuchung führt.

Bisher haben wir mit Schütz und Luckmann — vereinfachend gesagt — die Elemente versammelt, die die zeitliche Struktur des alltäglichen Lebens eines Individuums wesentlich bestimmen. Unter dem Stichwort der Endlichkeit des Lebens ist zwar bereits auf die Mitmenschen, als Nachfahren, als Eltern und Kinder Bezug genommen worden und auf den alltäglichen Lebensvollzug überspannenden Horizont der Lebenszeit. Auch war — verbunden mit dem Hinweis auf die Inkongruenz der verschiedenen Zeitdimensionen — bereits vom sozialen Kalender die Rede. Im Grunde aber, so wird es von Schütz und Luckmann dargestellt, ist das meiste dessen, was bis zu diesem Punkt rekonstruiert wurde, noch auf den Einzelnen im Vollzug seines Alltags gemünzt. Und diese Beschränkung der Sichtweise wird, im Übergang zu dem den Sinnhorizont des Alltags überbietenden Lebenslauf, besonders deutlich und unhaltbar.

Zwar lässt sich grundsätzlich vermuten, daß die Alltagszeit und Lebenszeit in einem *wechselseitigen* Verhältnis stehen: Im Rückblick auf die bisherige Lebensgeschichte erscheinen die einzelnen vergangenen Alltage der Gesamtbiographie *untergeordnet*. So auch beim Entwerfen weiterreichender Lebenspläne, in die die alltäglichen Verrichtungen zu kleinen Schritten in Richtung auf ein fernes Ziel werden. Andererseits sei der biographische Sinn in den Tagesablauf der inneren Dauer auch „eingefügt“ (72), also dem Alltag durchaus nicht nur übergeordnet, von ihm abgehoben, sondern in ihm präsent.

Aber wie sich die alltäglichen Sinnstrukturen zeitlich aufschichten und biographisch artikulieren, das lässt sich nicht allein aus den Kategorien der inneren Dauer und der für jedes Individuum jeweils einzigartigen Abfolge von Erfahrungen in dieser inneren Dauer ableiten, sondern nur im Rekurs auf die Struktur der „vollen intersubjektiven Welt und die sozialbiographische Situation des einzelnen mit dem verwickelten Komplex von Relevanzstrukturen, Planhierarchien und Handlungsspannweiten“ (71).

Wir werden die diesbezüglichen Überlegungen von Schütz und Luckmann hier nicht gänzlich rekonstruieren und einbeziehen. Implizit werden wir sie noch beanspruchen.¹² Hier sei nun ein Stück ergänzt, das andeutet, wie sich die bereits jetzt sehr verschachtelt darstellenden Zeitebenen weiter überlagern. Dabei beziehen wir uns auf Arbeiten von

12 Im folgenden Kapitel III, wenn wir bei der Interpretation von erzählten Lebensgeschichten und ihrer Typisierung die auf Schütz zurückgehende Typisierung von Motivationsrelevanzen — als Um-zu bzw. Weil-Motive — benutzen.

Luckmann, der die zeitlichen Aspekte der nun in den Blick geratenden Ebene sozialer Realität dargestellt hat.¹³

Luckmann hebt hervor, daß der einzelne Mensch „selten ganz und gar in den Rhythmen der inneren Zeit verfangen“ bleibe, vielmehr erfolge in unterschiedlicher Weise eine Abstimmung dieser inneren Zeit mit den Zeitstrukturen des täglichen Lebens, in denen schon die Notwendigkeit gesellschaftlichen Handelns eine Abstimmung, eine Synchronisierung notwendig mache.¹⁴ Diese erfolge prinzipiell auf zwei unterschiedlichen Wegen: zum einen durch die Synchronisierung zweier Bewußtseinsströme,¹⁵ zum anderen durch die Überformung konkreten gesellschaftlichen Handelns durch sozial objektivierte Zeitkategorien, die sich in der Sprache, in kulturellen Gewohnheiten, kollektiven Regelungen und ähnlichem mehr niederschlagen können.

Im alltäglichen Handeln vollziehen sich zeitliche Abstimmungen zwischen Akteuren. Anfang und Ende von Interaktionen werden markiert. Sequentialisierung von Handlungen und Warten sind entsprechende praktische Beispiele. Die unmittelbarste Abstimmung zwischen den körpergebundenen Rhythmen der inneren Dauer einzelner Personen erfolgt natürlich in der gleichzeitigen Gegenwart der „face-to-face-Beziehung“. Diese Formen der Abstimmung vollziehen sich mehr oder weniger routinemäßig und verlieren so den Charakter einer bewußten, konstituierten Zeitordnung.¹⁶ Dies verstärkt sich in dem Maße, in dem Schemata der Interaktion und Erfahrung in sprachlichen Kategorien, in Typisierungen und Handlungsrahmungen sozial objektiviert werden, und sich dadurch ein weitgehend anonymes und vom inneren Zeitbewußtsein der lebenden Individuen unabhängiges temporales Kategoriensystem entwickelt.

„Die Zeitlichkeit des täglichen Lebens ist weitgehend von der Synchronisierung intersubjektiven Handelns und von der Anwendung sozial objektivierter Zeitkategorien im wechselseitigen Bezug solchen Handelns bestimmt. Sie ist aber immerhin noch der ‚rein subjektiven‘ inneren Dauer des Menschen ‚aufgesetzt‘ und wird von ihrer Rhythmnik sozusagen mitgerissen und modifiziert“.¹⁷ Während also die intersubjektiven Synchronisierungen des gesellschaftlichen Handelns gewissermaßen noch in der Leiblichkeit des einzelnen Menschen verankert bleiben, wäre eine solche Verkörperung in den sozial objektivierten Zeitkategorien, die die innere Zeit und die Formen der intersubjektiven Synchronisierungen überformen, vielleicht in Institutionen, Museen usw., zu sehen.

Diese im gesellschaftlichen Wissensvorrat sedimentierten, verfügbaren Zeitkategorisierungen — die bekanntesten sind Uhren und Kalender —¹⁸ Zeitsemantiken und

13 Luckmann, Th. (1983): Lebensweltliche Zeitkategorien, Zeitstrukturen des Alltags und der Ort des historischen Bewußtseins, in: Cerquiglini, B./Gumbrecht, H.U. (Hrsg.): Der Diskurs der Literatur- und Sprachtheorie, Frankfurt/M., S. 13-28; Ders. (1986): Zeit und Identität. Innere, soziale und historische Zeit, in: Fürstenberg, F./Mörth, I. (Hrsg.): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft, Linz, S. 135-174.

14 Luckmann, Th. (1986): Zeit und Identität, a.a.O., S. 152.

15 Das ist die in der Phänomenologie verbreitete Unterstellung der Austauschbarkeit von Perspektiven zweier Bewußtseinsströme (Generalthesis des Alter-Ego). Vgl. Schütz, A. (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt/M. 1974, S. 143ff.

16 Die Unterscheidung von konstituierten und produzierten Zeitstrukturen wird ausgearbeitet bei Srubar, I. (1975): Glaube und Zeit, Diss., Frankfurt/M. Produzierte Zeitstrukturen sind z.B. die vom individuellen Handeln unabhängigen, nicht konstituierten Zeithyphen des Marktes.

17 Luckmann, Th. (1983): Lebensweltliche Zeitkategorien, a.a.O., S. 20.

18 Die historische und kulturelle Variation der Kalenderzeit ist bereits früh zu einem Gegenstand

institutionalisierte bzw. kulturell verankerte Regelungen des Rhythmus von Arbeiten und Leben, diese „Kategorien vermitteln zwischen den zeitlichen Strukturen von kurzer, interaktiver Spannweite, die wenigstens im Prinzip intersubjektiv ausgehandelt werden können, ... und den Zeitstrukturen großer, institutioneller Spannweite, deren Geltung die Lebensspanne eines einzelnen Menschen überschreiten kann.“¹⁹

Für die Gestaltung der Biographie und der biographischen Zeit sind derartige Zeitkategorien ebenfalls im gesellschaftlichen Wissensvorrat vorhanden. Sie betreffen z.B. die typische Einzigartigkeit der individuellen Biographie,²⁰ soziale Alters- und Generationstypisierungen und Karrieremodelle.²¹ Aber für die Biographie sind nicht nur die Typisierungen der Biographie selbst relevant (104), sondern die übergeordneten, wertenden Deutungen der Sozialwelt, die sich in Handlungsrezepten, Gesetzen und Regelungen ausdrücken (ebd.).

Diese Bedingungen des Handelns werden von dem einzelnen Biographenträger als Möglichkeiten, Selbstverständlichkeiten und Unmöglichkeiten für *seinen* Lebenslauf erfahren (104). „Der einzelne erfährt die ihm vorgegebene, in der relativ-natürlichen Weltanschauung objektivierte Sozialwelt als eine auch auf ihn bezogene Abstufung subjektiver Chancen, als eine Anordnung von Pflichten, leicht oder schwer erlangbaren Zielen und Möglichkeiten. Mit anderen Worten, die Sozialstruktur steht ihm in Form typischer Biographien offen“ (ebd.).

Damit ergibt sich — mit Blick auf unsere Fragestellung — die Notwendigkeit, diese Elemente der Sozialstruktur im Hinblick auf ihre zeitstrukturierenden Implikationen zu interpretieren. Das ist dort recht evident, wo es um eine institutionalisierte, möglicherweise gesetzlich geregelte Handlungsverkettung geht: bestimmte Ansprüche oder Rechte setzen vorherige Leistungen oder ein bestimmtes Alter voraus. Hier werden Handlungssequenzen in der Relation vorher/nachher geordnet. Aber was impliziert es z.B., von einem schwer erreichbaren Ziel zu reden? Man kann darin den Grad der Wahrscheinlichkeit ausgedrückt sehen, mit dem ein solches Ziel durchschnittlich erreicht wird und darin die Unsicherheit zur Geltung bringen, die damit verbunden ist, wenn man in Bezug auf das Erreichen eines solchen Ziels Pläne entwirft, Entscheidungen

soziologischer Betrachtung geworden, insbesondere in der Durkheimschule. Vgl. Hubert, H./Mauss, M. (1905): Etude Sommaire de la Représentation du temps dans la Religion et la Magie, in: Dies., Mélanges d'Histoire des Religions, Paris 1929, S. 189-229. Sie kommen bei der Betrachtung unterschiedlicher religiöser Kalender zu der Einschätzung: „Bref, la division du temps comporterait un maximum de convention et un minimum d'expérience“, a.a.O., S. 217. Aus der Vielzahl neuer, auch kulturvergleichender Studien über Kalender als sozial objektivierte Zeitkategorien: Zerubavel, E. (1981): Hidden Rhythms, Schedules and Calendars in Social Life, Chicago. Die Bezugnahme auf (mechanische) Uhren als Instrument zur Messung und Steuerung sozialer Zeit sind ebenso naheliegend wie zahlreich. Vgl. historisch, Cipolla, C.M. (1967): Clocks and Culture. 1300-1700, London. Zur Geschichte der Uhren: Milham, W.J. (1923): Time & Timekeepers, N.Y. Zur Bedeutung der „Chronometer“ bei der Organisation — um nur diesen Bereich zu nennen — der industriellen Arbeit, statt vieler: Coriat, B. (1976): L'atelier et le chronomètre, Paris 1982.

19 Luckmann, Th. (1986): Zeit und Identität, a.a.O., S. 160.

20 Als solche könnte man z.B. personenbezogene, gleichsam schicksalsträchtige Typisierungen ansehen: das schwarze Schaf oder der Glückspilz in einer Familie; das Sonntagskind oder der „born looser“.

21 Schütz und Luckmann machen eine interessante Unterscheidung zwischen Typen „zusammenhängender Biographien“ — damit sind alterstufen- und/oder positionsbezogen geordnete Sequenzen gemeint — und „schwach definierte(n) lose zusammenhängende(n) Lebenslinien“. Als Beispiel für letztere nennen sie u.a. den Typus des Gentleman (106).

trifft, Investitionen macht etc. Man kann daraus Folgerungen abzuleiten versuchen über die unter bestimmten Bedingungen typische Bereitschaft, Risiken zu übernehmen oder eher auf Sicherheit zu setzen, über die Strategien und Methoden, sich zu „versichern“ usw. Dies sind Fragen, mit denen wir es in unserer Untersuchung zu tun hatten. Sie führen uns definitiv an das Ende der Wegstrecke, für die wir uns mit den Überlegungen von Schütz und Luckmann ausrüsten konnten.

Dies hat vor allem damit zu tun, daß wir uns etwas zu tun vorgenommen haben, was Schütz und Luckmann gar nicht beabsichtigen, nämlich „die konkreten ‚Inhalte‘ der sozialen Ausformung biographischer Kategorien zu beschreiben und kausale Hypothesen über den Zusammenhang bestimmter Formen mit bestimmten ökologischen, demographischen und institutionellen Faktoren aufzustellen“ (103). Schütz und Luckmann geht es nicht um eine solche empirische Fragestellung. Ihnen ist es darum zu tun, die lebensweltlichen Apriori solcher Regelungen, also die Grenzen ihrer Gestaltbarkeit und Erfahrbarkeit zu markieren.²²

3. Koordination und Synchronisation sozialer Zeiten und der Lebenszeit

3.1 Durchdringungs- und Aufschichtungsmodell

Man kann das bisher beschriebene Modell, in dem die verschiedenen Zeitschichten sich überlagern und durchdringen, als ein als ein Durchdringungsmodell und/oder als ein Aufschichtungsmodell kennzeichnen.²³ Überschneidung ist eine andere Formulierung, die Schütz und Luckmann wählen, aber sie sprechen auch von den Zeitstrukturen, die dem einzelnen „auferlegt“ sind. Auch von „einfügen“ und „überordnen“ ist mit Bezug auf das Verhältnis von Lebenszeit und Alltagszeit die Rede.

Damit ist freilich nicht geklärt, nach welchen Kriterien diese Aufschichtung und Durchdringung geordnet wird, wie die Synchronisation und Koordination zwischen den verschiedenen Rhythmen und sozialen Zeiten erfolgt. Dies sind Fragen, die auch schwerlich ohne Systemreferenz²⁴ und ohne Bezug auf empirische Verhältnisse, auf bestimmte historische Gesellschaftsformationen behandelt werden können. Wir werden das im folgenden Abschnitt (3.2) am Beispiel des sog. „industriellen Zeitarrangements“ anzudeuten versuchen.

Einige Gesichtspunkte lassen sich freilich vorab nennen. Sie orientieren sich an der Frage, welche Chance bestimmte Zeitstrukturen haben, sich gegenüber anderen zu behaupten.

22 Im Anschluß daran werden dann solche Untersuchungen interessant, die Phänomene wie eine veränderte körperliche Konstitution (chronische Krankheit) oder Warten und „Queueing“ untersuchen. Vgl. Fischer, W. (1982): Time and Chronic Illness, Ms., Berkley; Charmatz, K.C. (1991): Good Days, Bad Days. The Self in Chronic Illness and Time, New Brunswick; Schwartz, B. (1975): Queueing and Waiting: Studies in the Social Organisation of Access and Delay, Chicago.

23 Es liegt sicher nahe, diese Charakterisierungen mit der Entwicklung von segmentärer zur stratifikatorischer Differenzierung zu verknüpfen. Anregend dazu: Bergmann, W. (1981): Die Zeitstrukturen sozialer Systeme, Berlin, S. 171ff.

24 Diese bezeichnet die Relation des Systems zu sich selbst oder zu seiner jeweiligen Umwelt. Im letzteren Fall geht es dann um die zeitliche Autonomie des einen im Verhältnis zum anderen System. Vgl. Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme, Frankfurt/M., S. 70-83; S. 253-265.

Generell läßt sich vermuten, daß Zeitstrukturen, die auf Kontinuität und Dauer verweisen, ihrerseits relativ stabil sind. Wenn wir sagen, sie verweisen auf Dauer und Kontinuität, dann wird damit angedeutet, daß diese Zeitstrukturen durch Konstanz und Invarianz in anderen Weltdimensionen abgestützt werden. Durch die geophysikalische Umwelt, durch die kulturelle Tradition, durch die relative Invarianz von Institutionen. Diese Zeitstrukturen der „langen Dauer“²⁵ sind eigentlich Formen relativer Zeitlosigkeit. Das gilt auch für Phänomene, die durch die Zeitstruktur zyklischer Wiederholung gekennzeichnet sind. Aber die Modulation jahreszeitlicher und tageszeitlicher Zyklen/Rhythmen, also die soziale Gestaltung des Umgangs mit physikalischen und biologischen Abläufen läßt sich immerhin vorstellen, ja teilweise feststellen.²⁶ Insgesamt gilt jedoch, daß Zeitstrukturen, die eine Chance der „kontinuierlichen Wiederkehr“²⁷ eines Ereignisablaufs herstellen bzw. nutzen, Habitualisierungen und die Entwicklung von Routinen fördern. Sie bilden damit eine Sicherungsform aus, die sich gegen den Wiedereintritt der Zeit in die Zeitstruktur der Rekurrenz sperrt.²⁸

Auch die „Zwangsläufigkeit“ der Weltzeit, die Notwendigkeit der Ordnung in der Relation vorher/nacher, dürfte zu den Zeitstrukturen gehören, von denen man schwerlich wird absehen können. Man muß erst säen, dann ernten, erst arbeiten, dann essen. Allerdings: die Entwicklung der Technik hat den Bereich dessen, was gleichzeitig möglich ist, enorm erweitert. So muß man zwar immer noch — um im Bild zu bleiben: erst säen und dann ernten, aber man kann öfter säen und sich von der Fruchtfolge durch agroindustrielles Wirtschaften oder räumliche Dislozierung (Weltwirtschaft) unabhängiger machen. Und die Möglichkeiten der Telekommunikation haben die Gleichzeitigkeit von der Bedingung der Kopräsenz definitiv gelöst, so daß vieles, was früher sequentialisiert werden mußte, nun (fast) gleichzeitig geschieht.

Die *Spannweite des Zeithorizonts* von Handlungen und Ereignissen ist ein anderer Gesichtspunkt der Über-/Unterordnung. Sie entfaltet allerdings nicht schon per se ordnende Relevanz. So ist einerseits das Nächstliegende wichtig (first things first) aber es kann auch um eines weitergesteckten, strategischen Ziels oder erwarteter Konsequenzen willens gerade vernachlässigt werden: z.B. die Rodung der Wälder im Amazonas. Hier ist die jeweils unterschiedliche Bewertung der Zukunft von entscheidender Bedeutung, die als unterschiedliche Zeitpräferenz operationalisiert wird. Ökonomen gehen in ihren Modellbildungen üblicherweise von der Annahme aus, daß eine Gegenwartspräferenz zu unterstellen sei.²⁹

Auch das Maß an Verbindlichkeit von Zeitordnungen, ihre geteilte Akzeptanz und *normative Abstützung* dürfte bedeutsam für die Resistenz und den Strukturwert

25 Vgl. dazu: Braudel, F. (1958): *La longue durée*, in: *Annales* 13, S. 725-753.

26 Das bezieht sich auf die Kolonisierung der Nacht (vgl. Melbin, M. (1987): *Night as a Frontier*, New York) und die Möglichkeit, in den Circadianrhythmus einzugreifen, ebenso wie auf die Tatsache, daß beispielsweise das jahreszeitlich variierende Angebot von Lebensmitteln durch veränderte agroalimentäre Produktions- und Verteilungstechniken konstant gehalten werden kann. Die Jahreszeiten sind dann nur noch an den Preisen ablesbar.

27 Vgl. Weber, M. (1964): *Wirtschaft und Gesellschaft*, Köln, S. 20.

28 Vgl. die im wesentlichen auf diesen Gesichtspunkt sich beziehende Analyse von: Giddens, A. (1984): *The Constitution of Society*, Berkeley/Los Angeles.

29 Dies gilt allerdings nicht durchgängig. So gibt es Versuche, intertemporale Nutzenfunktionen zu entwickeln, die verschiedene Zeitpräferenzen komparativ bewerten. Vgl. Mus, G. (1988): *Das Prinzip der Zeitdominanz*, in: *ZfbF*, №6, S. 505-516; s.a., Dyckhoff, H. (1988): *Zeitpräferenz*, in: *ZfbF*, №11, S. 991-1008. Aus interdisziplinärer Perspektive: Kirsch, G. et al. (Hrsg.) (1988): *The Formulation of Time Preferences in a Multidisciplinary Perspective*, Aldershot.

von Regelungen sein. Man denke an Arbeitszeitordnungen und Rentenregelungen. Aber die soziale Geltung kann natürlich auch über Macht und Einfluß etabliert werden: Man kann auf andere Zeitdruck ausüben oder kann sie warten lassen. Und die Art der Durchsetzung einer Zeitordnung gegenüber der anderen gibt dann auch Prioritäten und Hierarchien in und zwischen sozialen Systemen zu erkennen.

Man könnte — folgt man diesen Beispielen — also sagen, daß die Chance ebenenspezifischer Temporalstrukturen, sich im Falle der Überschneidung durchzuhalten oder durchzusetzen, gerade dort besteht, wo es ihnen gelingt, sich gegen die Verzeitlichung zu immunisieren. Wo entweder durch Festlegungen in der Sach- und Sozialdimension, also durch die zeitfeste Etablierung der sozialen Geltung von Erwartungen bzw. sachliche Fixierung, die Zeit gewissermaßen ausgesperrt wird. Oder wo durch ebenenspezifische Festlegung zeitlicher Parameter³⁰ von sachlichen und sozialen Zusammenhängen, also durch Ordnungsleistungen in der Zeitdimension, die Sach- und Sozialdimension durch das Nadelöhr der zeitlichen Form gezwängt und damit entlastet werden.³¹

Diese letzte Version ist die in Organisationssystemen praktizierte und zu hoher Effektivität verfeinerte *Organisation und Ökonomie der Zeit*. Sequentialisierung und Beschleunigungseffekte sind die zumeist genannten und beachteten Ausdrucksformen dieser Art der „Temporalisierung von Komplexität“. Je stärker soziale Systeme in ihren internen Zeitstrukturen durchreguliert sind, desto anfälliger werden sie für intern und extern verursachte Störungen. Darauf reagieren sie durch Disziplinierung interner und Kontrolle externer Umwelten bzw. durch Schließung und Kontrolle der Grenzbereiche. Die effektive Organisation führt also, vermittelt über ihre Störanfälligkeit, zur „Kolonialisierung der Umwelt“. Die Zeitstrukturen in anderen Systemen werden unter Anpassungsdruck gesetzt. Dies gilt insbesondere für die über das Medium Geld gesteuerten Organisationen, die zu ihrer Reproduktion auf Externalisierung angewiesen sind, die also zur produktiven Verwertung von Geld investieren und diese Investition wieder in Profit verwandeln müssen: „Ein solches System greift in seine Umwelt aus und formt dort Personen und Sachen so, daß sie an das System angeschlossen werden und nach seinen Steuerungsimpulsen funktionieren können. Damit wird auch die Temporalisierung von Komplexität von innen nach außen verlängert, sie bezieht die Lebensführung der Personen und den Verschleiß der Sachen ein ...“.³² Deshalb ist es für die Art und die Entwicklung gesellschaftlicher Differenzierung auch aufschlußreich, wie dieses „Ausgreifen“ geregelt wird. Ob beispielsweise klare Grenzen des Geltungsbereichs von Zeiträumen und -ordnungen aufgerichtet werden — etwa in der Arbeitszeitregelung; in der Ausdifferenzierung von Frei-Zeit — oder ob diese Grenzen diffundieren. Wie etwa in bestimmten Berufen oder Arbeitskulturen.³³

30 Vgl. zur Zeitregulierung in den Parametern: wann; wie oft; in welcher Reihenfolge; wie lange: E. Zerubavel (1981): *Hidden Rhythms, Schedules and Calendars in Social Life*, Chicago; speziell zur Dauer vgl.: Merton, R.K. (1986): *Social Expected Durations*, in: Powell, W.W./Robbins, R. (eds.): *Conflict and Consensus. A Festschrift in Honor of Lewis A. Coser*, New York, S.262-283; zu Sequenzen vgl.: Moore, W.E. (1970): *Toward a System of Sequences*, in: McKinney, J.C./Tiryakin, E.A. (eds.): *Theoretical Sociology. Perspectives and Developments*, New York.

31 Zur Entlastungsfunktion der Zeitdimension: Luhmann, N. (1971): *Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten*, in: Ders., *Politische Planung*, Opladen, S. 143-164.

32 Luhmann, N., *Temporalisierung*, a.a.O., S. 254.

33 Etwa in der Rund-um-die-Uhr-Nutzung der Arbeitskraft in bestimmten Arbeitssystemen in Japan. Vgl. Deutschmann, Ch. (1987): *Arbeitszeit in Japan*, Frankfurt/M./N.Y.

Einen prägnanten Ausdruck findet ein solches Durchdringungs- und Aufschichtungsmodell etwa bei Lewis und Weigert, die das Verhältnis der verschiedenen Zeitebenen als eine Art Kontrollhierarchie bestimmen.³⁴ Die Zeit der Familie ist der Zeit des Selbst übergeordnet, aber ihrerseits der Zeit von Organisationen untergeordnet. Die Regulierung der zeitlichen Parameter: Wann etwas geschieht, wie oft, in welcher Reihenfolge und wie lange es dauert, wäre dann in ihren Freiheitsgraden durch diese hierarchisch ausgeübten „Zeitzwänge“ (Elias) begrenzt.

Es scheint uns nun sinnvoll anzudeuten, wie ein solches Durchdringungs-/Aufschichtungsmodell in empirischen Umrissen aussehen könnte, und wie darin eine kohärente Gestaltung von sozialer Zeit und Lebenszeit zum Ausdruck kommt.

3.2 Empirische Gestalten von sozialer Zeit und Lebenszeit

Für die weitere Argumentation benutzen wir als Bezugspunkt eine sehr vereinfachende Klassifikation der Typen sozialer Zeit. Wir unterscheiden die zyklische Zeit und die lineare Zeit. *Zyklische Zeit* bzw. zyklische Zeitvorstellungen findet man in vormodernen, agrarischen Gesellschaften.³⁵ Lebenszeit ist hier eng mit biophysiologischen Prozessen, wie z.B. dem biologischen Alternsprozeß, jahreszeitlichen Rhythmen und entsprechenden Produktionsformen verknüpft. Diese basale Form der zyklischen Reproduktion war und ist allerdings auch verknüpft mit fundamentalen Unsicherheiten: Mißernten, Hungersnöten, Epidemien, vorzeitiger Sterblichkeit. Ein Bezug zur Zukunft muß deshalb in Gesellschaften dieses Typs nicht fehlen. Er besteht dann aber, wie Bourdieu am Beispiel der kabylischen Bauern gezeigt hat,³⁶ in Techniken der Vorsorge, nicht aber der Vorhersage oder Planung von Zukunft. Was die Konzeptualisierung der Lebenszeit anbelangt, so könnte man von einer „unsicheren Lebenszeit“ oder von einer „Zeit des Schicksals“ sprechen.³⁷

Als *lineare Zeit* kann man die soziale Zeitstruktur in industrialisierten Gesellschaften bezeichnen. Sie ist im wesentlichen durch Zukunftsorientierungen gekennzeichnet. Entwicklung wird als eine mehr oder weniger kontinuierliche Bewegung auf zukünftige Ziele hin verstanden. Diese Bewegung kann — z.B. durch Uhren — gemessen werden und sollte beschleunigt werden. Tempogewinn und Fortschritt sind die entsprechenden Stichworte. Lebenszeit und biographische Zeit werden hier — idealiter — in Karrieremodellen und Normalbiographien, in Lebensplänen konzeptualisiert. Dem entspricht

34 Vgl. Lewis, J.D./Weigert, A.J. (1981): The Structures and Meanings of Social Time, in: Social Forces 60, S. 432-462; S. 444ff. Die Zeitebenen sind: Biological Time; Organizational Time; Interaction Time; Family Time; Self Time.

35 Diese Unterscheidung im Anschluß an Rammstedt, O. (1975): Alltagsbewußtsein von Zeit, in KZfSS, 27, S. 47-63. Hinweise zur Notwendigkeit der Differenzierung der (zu einfachen) Zuordnung zyklischer und linearer Zeitvorstellungen zu bestimmten Gesellschaften bzw. ihrem historischen und religiösen Bewußtsein bei Luhmann, N. (1982): Funktion der Religion, Frankfurt/M., S. 159ff.

36 Vgl. Bourdieu, P. (1977): Algérie 60, Structures temporelles et structures économiques, Paris. Die Literatur zum Zeitbewußtsein in vormodernen Gesellschaften ist derartig umfangreich, daß der Versuch einer systematischen Sichtung einer eigenen Darstellung bedürfte, die die Proportionen dieser Untersuchung sprengen müßte.

37 Imhof, A.E. (1984): Von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit, in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 71, S. 175-198; Girard, A./Roussel, L. (1982): Régimes démographiques et âges de la vie, in: Les Ages de la vie, Paris, S. 15-23.

die Form der Institutionalisierung des Lebenslaufs als Ablaufmodell, das „Individuen“ in vorhersagbare und organisierte Laufbahnen kanalisiert.³⁸ Kohli hat in überzeugender Weise dargestellt, daß dieser Übergang „von einem Muster der Zufälligkeit der Lebensereignisse zu einem des vorhersehbaren Lebenslaufs“³⁹ das Ergebnis eines Prozesses ist, der sich im Zuge der Entwicklung zur Moderne vollzogen hat. Wesentliche Merkmale dieses Prozesses sind die Veränderungen des demographischen Regimes. Insbesondere die Zunahme der durchschnittlichen Lebenserwartung — infolge des Rückgangs der vorzeitigen Sterblichkeit — hat dazu geführt, daß es zunehmend zu einer Standardisierung und Sequenzialisierung demographisch relevanter Lebensereignisse (z.B. des Heiratsverhaltens) sowie der Herausbildung des modernen Familienzyklus kommen konnte. Der wahrscheinlich wesentlichste Impuls für eine zunehmende Chronologisierung des Lebenslaufs geht jedoch, so Kohli, von der Entwicklung der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit aus, insbesondere der Ausdifferenzierung des Systems der Lohnarbeit. Dadurch sei z.B. die evidenteste Phasierung des Lebenslaufs, nämlich die Dreiteilung des Lebens in eine vorberufliche, berufliche und Ruhestandsphase, entstanden. Die Differenzierung und Rationalisierung der Regelungen für den Eintritt bzw. Austritt aus dem Beschäftigungssystem erfolge nunmehr zunehmend über Selektionsprozesse, die sich am chronologischen Alter orientieren. Bildungs- und sozialpolitische Regelungen sind ebenfalls in zunehmenden Maße, so Kohli, auf das chronologische Alter bezogen. Dies werde besonders prägnant an den rentenversicherungsrechtlichen Bestimmungen deutlich. So wird der „Rentenzahlbetrag“ zum „Spiegelbild der Versichertenbiographie“.⁴⁰ Auch innerbetrieblich gebe es eine „soziale Organisation des Alters“ die in Karrieren, Positionssequenzen und Senioritätsregelungen usw. zum Ausdruck komme.⁴¹ Dieser Regelmäßigkeit des Aufrückens und der Erwartbarkeit des Berufsverlaufs entspricht auf normativer Ebene eine Orientierung an einer kontinuierlichen Karriere. Und diese normative Dimension macht den wesentlichen Gehalt der These von der Institutionalisierung des Lebenslaufs aus.

Wenn man den Realitätsgehalt dieser Argumente prüfen will, gilt es sich zu vergegenwärtigen, daß die Institutionalisierung und temporale Gliederung des Lebenslaufs als erwartbares Ablaufprogramm das Resultat eines langwierigen Entwicklungsprozesses in der Moderne und zur Moderne ist. Angesichts der eminenten Migrationsprozesse und sozialstrukturellen Umbrüche in der Frühphase der Industrialisierung wird man von der Regelhaftigkeit und Erwartbarkeit von Lebensereignissen für diese Phase gesellschaftlicher Entwicklung kaum sprechen können. Dies gilt wohl auch für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, wo — wenn überhaupt — derartige Erwartungen von Kontinuität und Regelhaftigkeit sich am ehesten dort finden lassen dürften, wo sich vormoderne, nicht industriell geprägte Milieus erhalten hatten. Wählt man jedoch die Periode nach dem Zweiten Weltkrieg als Bezugspunkt, dann erhalten die Überlegungen zur Institutionalisierung des Lebensablaufs eine empirische Evidenz. Es ist dies die Phase der Blüte des „fordistischen“ Gesellschaftsmodells und des „industriellen Zeitarrangements“, in dem die Zeithythen von Produktion und Reproduktion, von Arbeit

38 Meyer, J.W. (1986): The Self and The Life Course, in: Sørensen, A.B./Weinert, F.E./Sherrod, L.R. (Hrsg.): Human Development: Interdisciplinary Perspectives, S. 195-216.

39 Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in: KZfSS, 37, S. 1-29.

40 Steeger, W. (1983): Der Rentenzahlbetrag — Spiegelbild der Versichertenbiographie, in: Deutsche Rentenversicherung, 1/83 S. 2-23.

41 Kohli, M./Rosenow, J./Wolf, J. (1983): The social construction of ageing through work, in: Ageing and society 3, S. 23-42.

und Leben, der Devise des „immer so weiter, immer mehr und immer schneller“ folgten. Massenproduktion, die Stabilisierung des Massenkonsums als kaufkräftige Nachfrage und die Etablierung einer Konsumosphäre regulierten ein Modell des Lebensrhythmus, in dem Arbeitszeit und Freizeit als voneinander streng getrennte Sphären sich erst wirklich ausdifferenzierten,⁴² aber auch aneinander anknüpften. Dieses industrielle Zeitarrangement,⁴³ in dem die Eigenzeiten unterschiedlicher gesellschaftlicher Teilsysteme (Ökonomie, kulturelles System, Haushalte und Familien) auf einen gemeinsamen Rhythmus und wohl auch auf eine gemeinsame Vorstellung von Zeit als sozialer Zeit, nämlich Fortschritts- und Zukunftsorientierung, verpflichtet waren, ist ja offensichtlich in eine Krise geraten. Darauf verweisen die vielfältigen Formen der Diskussion über die „Zukunft“ der (Arbeits-)Gesellschaft und die Thematisierung von Risiken.⁴⁴ Die Bedeutung einer solchen „Selbstthematisierung“ des Gesellschaftssystems in der Zeitdimension deutet darauf hin, daß es hier um Fragen und Probleme der Entwicklung, des Bestandes und der Identität des Gesellschaftssystems geht.⁴⁵ Auch in bezug auf die Institution des Lebenslaufs werden inzwischen Erosionserscheinungen diagnostiziert.⁴⁶ Doch bevor wir im folgenden Abschnitt (5.1) auf einige der zentralen Stichworte in der Thematisierung der Krise des gesellschaftlichen Zeitbewußtseins kurz eingehen und für die Bereiche Wirtschaft/Arbeit (5.2) und Familie (5.4.) Tendenzen der Veränderung ihrer — internen wie der intersystemischen — zeitlichen Strukturen erörtern, möchten wir noch einen weiteren theoretisch geleiteten Annäherungsversuch an das Verhältnis sozialer Zeiten untereinander und zur Lebenszeit machen. Dazu ziehen wir, sehr gedrängt und notwendigerweise selektiv, einige Überlegungen von Niklas Luhmann heran. Sie haben den Vorzug, uns näher an Phänomene des (möglichen, gegenwärtigen) Wandels von Temporalstrukturen heranzuführen und zu deren Verständnis durch Umstellungen im Begriffsinstrumentarium beizutragen.

4. Soziale Differenzierung, „Spaltung“ der Zeiten sozialer Systeme und gesellschaftliche Zeitsemantik

Luhmanns Ansatzpunkt ist dem von Schütz und Luckmann zunächst vergleichbar: Es geht um die Sinndimensionen des Welterlebens und insbesondere um die Zeitdimension. Hier ist die alle Erfahrung begleitende Wahrnehmung nach der Relation vorher/nachher zu notieren. An ihr werden, so Luhmann, Vergangenheit und Zukunft

42 Zur theoretischen Fassung dieses sogenannten „fordistischen“ Gesellschaftsmodells — der Begriff stammt übrigens ursprünglich von Gramsci — vgl. Aglietta, M. (1982): *Régulation et crises du capitalisme*, Paris; s. a. Hirsch, J. (1985): Fordismus und Postfordismus, in: Politische Vierteljahrsschrift 26, S. 160-182.

43 Vgl. u.a. Deutschmann, Ch./Schmiede, R./Schudlich, E. (1987): Die langfristige Entwicklung der Arbeitszeit. Versuch einer sozialwissenschaftlichen Interpretation, in: Schudlich, E., Die Abkehr vom Normalarbeitstag, Frankfurt/M., S. 113-144; bes. S. 143.

44 S.u. den Abschnitt 5.1 über eine veränderte Zeitsemantik.

45 Vgl. Luhmann, N. (1975): Selbstthematisierungen des Gesellschaftssystems, in: Ders., Soziologische Aufklärung 2, S. 72-102; bes. S. 86.

46 So auch — in letzter Zeit deutlicher — von Kohli. Vgl. z.B. Kohli, M. (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.), a.a.O., S. 33-53.

gewissermaßen als „Ausdehnung“ des Zeithorizonts nach vorne und nach hinten angefügt. Die Inaktivität der Vergangenheit und Zukunft wird also — ähnlich, wie wir es oben bei der Bestimmung der zeitlichen Struktur der Reichweite bei Schütz und Luckmann notiert hatten — über räumliche Dimensionen verständlich gemacht. Mit der abstrakten Zeitmessung habe eine andere, rein temporale und räumliche Bezüge nicht mehr evozierende Zeitbegrifflichkeit entwickelt werden können. Sie bestimmt Zeit als „die Interpretation der Realität im Hinblick auf die Differenz von Vergangenheit und Zukunft.“⁴⁷ Eine entsprechende Schematisierung der Zeit lasse sich seit Ende des 18. Jhdts. feststellen, habe sich aber bis in das 20. Jhdts. nicht voll durchgesetzt. Diese Begrifflichkeit von Zeit — die die ältere nicht einfach ersetzt — nehme Bezug auf Veränderung, die in der Gegenwart passiert und interpretiert wird: als reversibel oder nicht reversibel.⁴⁸ Es geht also um Interpretationen und Einflußchancen in der Gegenwart. Diese wird nun ihrerseits aufgespalten in eine punktualisierte Gegenwart, die das irreversible Verfließen der Zeit symbolisiert und eine dauernde Gegenwart, in der noch gehandelt werden kann und in der Chancen für Reversibilität durch Strukturbildung installiert werden können.⁴⁹

Diese Umstellung in der primären Schematisierung der Zeitdimension hat etwas mit der Veränderung der Strukturen sozialer Differenzierung zu tun. Denn die Semantik der Zeit kann inadäquat werden und muß sich an die gesellschaftlichen Strukturen, die sie beobachtet und interpretiert, anpassen. Das ist nun ein Punkt an der Luhmannschen Argumentation, den wir hervorheben wollen: Die Möglichkeit, den Wandel der sozialen Zeitkategorien in Verbindung mit gesellschaftlichen Strukturveränderungen zu interpretieren. Bzw. umgekehrt: Die Möglichkeit, den gesellschaftlichen Wandel an der Veränderung der Zeitsemantik nachzuvollziehen. Deren Variation vollziehe sich nun entlang der doppelten Differenz von Vergangenheit und Zukunft einerseits sowie von reversiblem und irreversiblem Gegenwartsgeschehen andererseits.⁵⁰ Luhmanns generelle These in diesem Zusammenhang ist, daß Gesellschaften, die durch eine starke Veränderungsdynamik gekennzeichnet sind, wo also die Wahrscheinlichkeit, daß die Zukunft wie die Vergangenheit sein wird, relativ gering ist, darauf durch eine Sensibilisierung für die *Differenz* von Vergangenheit und Zukunft reagieren. Nun läßt sich im Anschluß daran die Frage stellen, wie dann die Gegenwart, die Vergangenheit und die Zukunft jeweils gedacht werden.⁵¹ Zukunft etwa als eine, in der ein bestimmtes

47 Vgl. Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme, Frankfurt/M., S. 116.

48 Vgl. Luhmann, N. (1990): Gleichzeitigkeit und Synchronisation in: Ders., Soziologische Aufklärung 5, Opladen, S. 95-130; wir beziehen uns im folgenden Abschnitt (4.) mehrfach auf diese einschlägige, neuere Veröffentlichung von Luhmann und verweisen, wenn nicht anders angemerkt, im Text darauf mit in Klammern gesetzten Seitenangaben.

49 Vgl. Luhmann, N., Soziale Systeme, a.a.O., S. 472.

50 Vgl. Luhmann, N., Soziale Systeme, a.a.O., S. 118; s.a. ausführlicher dazu: Ders. (1979): Temporalstrukturen des Handlungssystems — Zum Zusammenhang von Handlungs- und Systemtheorie, in: Schluchter, W. (Hrsg.): Verhalten, Handeln und System, Frankfurt/M., S. 32-67.

51 Bei dieser auf Differenzerfahrung zugeschnittenen Gegenwart sei es nicht verwunderlich, so Luhmann mehrfach, daß ein Begriff von Gegenwart nicht ausgearbeitet worden sei. S. z.B., Luhmann, N., (1987): Tautologie und Paradoxie in den Selbstbeschreibungen der modernen Gesellschaft, in: ZfS 16, H 3, S. 161-174; S. 167. Zur Vergangenheit vgl.: Ders. (1975): Weltzeit und Systemgeschichte, in: Ders., Soziologische Aufklärung 2, Opladen, S. 103-133.; v.a. mit den Überlegungen zur Neutralisierung von Vergangenheit durch verschiedene Mechanismen (Geld; Stellen; Positivierung des Rechts). Die Zukunft soll nicht durch die Vergangenheit

Ziel erreicht oder eine bestimmte Erwartung erfüllt werden soll (Teleologie und Eschatologie). Zukunft als eine, in der mehr und Besseres möglich ist als in der Gegenwart (Steigerung und Perfektibilität), bzw. als eine, die offen ist, die aber wegen ihrer Unbestimmtheit möglicherweise Angst macht bzw. durch übermäßige Komplexität neue Unsicherheit verursacht;⁵² oder — wieder anders — als ein Horizont von Risiken erlebt wird. Hier scheint es bei Luhmann eine Veränderung in der Akzentsetzung gegeben zu haben.

Zunächst⁵³ wird die Zukunft noch als ein weitgehend offener Raum gesehen, in dem mehr möglich ist, vor allem Komplexität gesteigert werden kann. Zukunft als ein „storehouse of possibilities“ lässt sich dann auf zwei Arten de-futurisieren. Durch Divination und durch Technik. Als Divination gelten Heilserwartungen, Utopien und Ideologien. Prognosen und Zukunftsszenarien müßte man heute hinzurechnen. Sie beziehen sich auf die „gegenwärtige Zukunft“, also den noch nicht durch Selektionen bestimmten Horizont gegenwärtiger Möglichkeiten.

Dagegen bezieht sich Technik⁵⁴ auf die zukünftige Gegenwart. Zukunft dient hier gewissermaßen als Projektionsfläche für die Kompensation bestimmter, gegenwärtiger Engführungen. Was jetzt schwierig und umstritten ist, kann man ja in der Zukunft machen. Vorsorge für diese zukünftigen Gegenwartens und die dann gesteigerten Möglichkeiten zu tragen, ist — innerhalb des Gesellschaftssystems — die Funktion des Wirtschaftssystems. Und das ist der Grund für die besondere Bedeutung, wenn nicht den Primat dieses Funktionssystems.⁵⁵

Neuerdings werden bei Luhmann die Akzente anders gesetzt: Über Zukunft könne man sich nur noch verständigen.⁵⁶ „Dabei entfallen zwei traditionelle Prämissen: Die Prämisse der Autorität aufgrund besserer Kenntnisse der Zukunft (i.e. Divination; die Verf.) und die Gestaltbarkeit künftiger Verhältnisse (i.e. Technik; die Verf.). Statt dessen muß das Objekt der Verständigung eine Entscheidung sein, denn zumindest soviel ist

beschränkt werden. Dies findet in den Wirtschaftswissenschaften seinen Ausdruck in der Formel: *bygones are bygones*. Vgl. dazu u.a. Baecker, D. (1988): Information und Risiko in der Marktwirtschaft, Frankfurt/M., S.188f; Elchardus betrachtet die Neutralisierung von Vergangenheit und Zukunft als a-temporale soziale Beziehung und plädiert für die Beachtung und Vitalisierung temporaler Austauschformen. Vgl. Elchardus, M. (1988): Austauschtemporalitäten, in: Journal für Sozialforschung 28, H 4, S. 391-416.

52 Vgl. Luhmann, N. (1973²): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, Stuttgart, S. 8ff.

53 Vgl. Luhmann, N. (1976): The future cannot begin, in: Social Research 43, S. 130-152.

54 Mit „Technik“ schließt Luhmann an einen entsprechenden Begriff von Husserl an, der Abstraktion von Subjektivität und Geschichtlichkeit meint. Vgl. Luhmann, N. (1975): Weltzeit und Systemgeschichte, a.a.O., S. 120f.

55 Vgl. Luhmann, N. (1988): Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System, in: Ders., Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M., S. 43-90; hier S. 64. Ein weiterer Grund für die „latente Dominanz“ des Wirtschaftssystems bestehe in der Geldabhängigkeit der Organisationssysteme und der Organisationsabhängigkeit der meisten Funktionssysteme. S. Ders. (1988): Medium und Organisation, in: Ders., Die Wirtschaft der Gesellschaft, a.a.O., S. 302-323; hier S. 322.

56 Verständigung setze nicht voraus, daß man sich verstehen muß, bemerkt Luhmann. Vgl. Luhmann, N., Gleichzeitigkeit und Synchronisation, a.a.O., S. 122; mit Verweis auf Hahn, A. (1989): Verständigung als Strategie, in: Haller, M./Hoffmann-Nowotny, H.J./Zapf, W., Kultur und Gesellschaft, Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentages, des 11. Österreichischen Soziologentages und des 18. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich, Frankfurt/M., S. 346-359.

sicher, daß die künftigen Gegenwartsnähen auch davon abhängen werden, wie gegenwärtig entschieden wird.“ Die Zukunft der Gegenwart — das ist nichts anderes als ein „zirkuläres Verhältnis zwischen den immer nur in der Gegenwart möglichen Entscheidungen und den dadurch in den Bereich des Möglichen eintretenden künftigen Gegenwartsnähen“⁵⁷

Erst durch Entscheidungen werden Bereiche des Möglichen ausgewählt, die dann als Kontexte zur Beschreibung der Zukunft herangezogen werden können. So muß also entschieden werden, aber die Entscheidung bleibt riskant, sie kann nicht „richtig“ sein.⁵⁸ Und deshalb, so Luhmann, würden Entscheidungen zunehmend unter „Revisionsvorbehalt“ und im „Probierstil“ getroffen.

Ein zweiter, mit dem ersten verknüpfter, für uns wichtiger Strang von Luhmanns Argumentation ist die Bedeutung einer vereinheitlichenden Zeitmessung, die Bedeutung der Weltzeit als Standardzeit und die „Spaltung“ (128) sozialer Zeitorientierungen. Anders als im Ansatz von Schütz und Luckmann ist die Weltzeit nicht als Transzendenzlinie konzipiert, sondern als Standardweltzeit, die gerade wegen ihrer Einheitlichkeit die Differenz der sozialen Zeiten in unterschiedlichen Sozialsystemen zuläßt: „Als Ausgangspunkt muß genommen werden die absolute Gleichzeitigkeit der Welt, eingeteilt durch die gemessene Zeit, garantiert durch die Uhr. ... Sie ist nur Schema der Synchronisation. ... Gerade diese monochrome Zeit, die jedem Zeitpunkt garantiert, daß gleichzeitig mit ihm die Welt existiert, und die alle anderen Zeitpunkte im Verhältnis zu diesem Jetzt ungleichzeitig werden läßt, läßt völlig verschiedene Dringlichkeiten und Tempi zu“ (125).

Die Überlegungen von Luhmann liegen insofern zu dem bisher skizzierten Modell quer, als er den Zusammenhang der Zeitstrukturen verschiedener sozialer Systeme nicht als Aufschichtung und/oder Durchdringung darstellt, sondern die „Spaltung der Zeitorientierungen“ (...) in den einzelnen Systemen als notwendigen Ausdruck der Ausdifferenzierung verschiedener Funktionssysteme sieht. Zwar geht auch Luhmann davon aus, daß psychische und soziale Systeme ein Zeitverständnis aus ihrer Umwelt „importieren“.⁵⁹ Aber die gesellschaftliche Entwicklung mache es unwahrscheinlich, daß dieses dann durchgängig und einheitlich strukturiert sei. Soziale Differenzierung wirke wie ein Unterbrechermechanismus (128). Die Koordination der systemspezifisch sehr verschiedenen Zeitorientierungen sei durch die *abstrakte Zeitmessung* aber möglich. So können die gespaltenen Zeitorientierungen in ihrer Unterschiedlichkeit aufeinander bezogen und in der je aktuellen Situation über Fernsynchronisation⁶⁰ aneinander angeschlossen werden. Die Synchronisation stellt aber gerade nicht sicher, daß *gleichartige* Zeitstrukturen aneinander anschließen, sondern nur, daß — u.U. sehr verschiedenartige — Rhythmen in einer Konstellation ineinandergreifen.⁶¹

⁵⁷ Luhmann, N. (1991): Risiko auf alle Fälle — Schwierigkeiten bei der Beschreibung der Zukunft, in: FAZ vom 2.1.1991; s.a. Ders. (1990): Risiko und Gefahr, in: Ders., Soziologische Aufklärung 5, Opladen, S. 131-169.

⁵⁸ Vgl. Luhmann, N., Risiko und Gefahr, a.a.O.

⁵⁹ Vgl. Luhmann, N., Temporalstrukturen des Handlungssystems, a.a.O.; hier S. 34 und S. 59. Nur das Gesellschaftssystem sei ein im Hinblick auf sinnförmige Temporalstrukturen „souveränes“ System.

⁶⁰ Luhmann unterscheidet zwischen Nahsynchronisation, die durch in der Wahrnehmung hergestellte gleichzeitige Präsenz geleistet wird. Wir beziehen uns hier nur auf Fernsynchronisation. Luhmann, N., Gleichzeitigkeit und Synchronisation, a.a.O., S. 118.

⁶¹ Die gesellschaftliche *Zeitsemantik* kann allerdings zur Integration der differierenden Zeitorientierungen beitragen, insofern sie für „bestimmte Epochen, bestimmte Gesellschaften, be-

Synchronisation ist dabei nicht einfach je aktuelle „Gleichzeitigkeit, sondern hat es mit Chancen, Risiken und Gefahren im Bereich des derzeit Inaktuellen zu tun“ (118). Sie wird auf das Problem der Vorsorge und Nachsorge, also auf Vergangenheit und Zukunft bezogen (117). In der Sach- und Sozialdimension geht es dabei um günstige Konstellationen.

In dem Maß, in dem Synchronisation zum Problem wird, beginnen die Horizonte Vergangenheit und Zukunft die Gegenwart zu dominieren. Dann „reicht die Zeitvorstellung nicht mehr aus, die die Zeit wie ein Vorher und Nachher an Bewegungen — und seien es archetypische Bewegungen etwa der Sonne oder der Sterne — abliest. ... Die Zeit wird zur Differenzerfahrung. Zur Erfahrung der Differenz von Vergangenheit und Zukunft, in der die Gegenwart, in der allein diese Erfahrung gemacht werden kann, gar nicht mehr vorkommt“ (124). Dadurch wird natürlich ein Begriff und ein Verständnis von Gegenwart problematisch, und man kann vermuten, daß damit die Differenz von zeitpunktförmiger und dauernder Gegenwart stärker zur Geltung kommt.⁶² Das verweist auf die oben bereits skizzierten Überlegungen zur Veränderung in der primären Schematisierung von Zeit als Folge von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen, und es verweist auf die historisch und kulturell variierenden Formen, die das Synchronisieren ordnen.⁶³

Luhmann geht nun davon aus, daß Fernsynchronisation im wesentlichen als Folge des Entscheidungsbetriebs von Organisationen⁶⁴ anfalle. Dort werde aber Zeit als *abstraktes Medium*, „als eine unkoordiniert, aber gleichzeitig strömende Menge von Jetztpunkten“ ... durch „den sehr viel rigideren Mechanismus Organisation gekoppelt, und zwar so strikt, daß die Zeitpunkte inhaltlich besetzt werden, freie Zeit eliminiert und die Reihenfolgen geschlossen werden“ (126).

Diese Vorstellung entspricht den Konzepten der Ausdifferenzierung einer systemeigenen Organisationszeit und — in Organisationen des Wirtschaftssystems — deren Schematisierung unter dem Gesichtspunkt der Knappeit und Monetarisierung: Ökonomie der Zeit. Ob diese Vorstellung von Zeit als ein elastisches Medium, das durch rigiden Zugriff von Organisationssystemen geformt wird,⁶⁵ die Wirklichkeit der Zeit in Organisationen (noch) zutreffend beschreibt, bezweifeln wir. Wir werden im Abschnitt (5.3) auf diese Ebene der Schematisierung und Organisation von Zeit eingehen.

Hier sei nur auf die bemerkenswerte Vernüpfung hingewiesen, die Luhmann vornimmt. Er geht nämlich von der Annahme aus, daß die „organisatorische Rigidisierung der

stimmte Sozialsysteme gültige Akzente setzt.“ Vgl. Luhmann, N., Soziale Systeme, a.a.O., S. 132.

62 Brose, H.-G. (1982): Die Vermittlung sozialer und biographischer Zeitstrukturen, in: KZfSS Sonderheft 24, S. 385-406.

63 Gerade in der Form, wie das Synchronisieren geordnet werde, finde man kulturelle und historische Relativitäten. Luhmann, N., Gleichzeitigkeit und Synchronisation, a.a.O., S. 121.

64 Die „Gesellschaft“ und auch die Funktionssysteme der Gesellschaft sind nicht als Einheit konstituiert. Die Anforderungen an zeitliche Koordination seien deshalb geringer. Hier werden Unabgestimmtheiten in Kauf genommen. Luhmann, N., Gleichzeitigkeit und Synchronisation, a.a.O., S. 128. Wäre die Gesellschaft als Gesamtorganisation oder Verband eingerichtet, seien die Anforderungen an die Fernsynchronisation gar nicht zu erfüllen. Zur Differenz von Interaktion, Gesellschaft und Organisation als unterschiedliche und nicht substituierbare Formen der Bildung sozialer Systeme, s. Luhmann, N. (1975): Interaktion, Organisation, Gesellschaft, in: Ders., Soziologische Aufklärung 2, Opladen, S. 9-20; Ders. (1975): Allgemeine Theorie organisierter Sozialsysteme, in: Ders., Soziologische Aufklärung 2, a.a.O., S. 39-50.

65 Vgl. Luhmann, N. (1988): Medium und Organisation, a.a.O.

Zeit nicht ohne weiteres die gesellschaftlichen Temporalstrukturen“ und „die Zukunfts-perspektiven der Individuen“ bestimme (127). Vielmehr sieht er Tendenzen dafür, daß die modernen Zeitstrukturen „unterlaufen“ würden und Gleichzeitigkeit wieder eine stärkere Bedeutung bekommen könnte. Als Beleg dafür verweist er auf Phänomene, die er als „De-Institutionalisierung des Lebenslaufs“ bezeichnet hat.⁶⁶

Damit ließen sich Luhmanns Überlegungen direkt auf die Fragestellung unserer Untersuchung beziehen: Sollten die unterstellten Veränderungen im Bereich des Lebenslaufs (vgl. u. Abschnitt 5.4 u. 5.5) tatsächlich als ein „Unterlaufen“ der modernen Zeitstrukturen rigider Kopplung und Fernsynchronisation zu deuten sein, oder wäre umgekehrt von der Annahme auszugehen, daß diese Veränderungen auf der Ebene der Lebensläufe auch eine im Gesellschaftssystem, womöglich aber auch in Organisationssystemen zu verzeichnende Veränderung der Temporalstrukturen zum Ausdruck bringen?

Wenden wir uns nun den empirischen Anhaltspunkten zu, die wir für die These in Anspruch nehmen, daß sich gegenwärtig in modernen, hochindustrialisierten Gesellschaften wie der Bundesrepublik das soziale Zeitbewußtsein, die Strukturen sozialer Zeit und vermittelt darüber auch die Wahrnehmung und Gestaltung der Lebenszeit in einem Umbruch befinden.

5. Veränderungstendenzen im Bereich sozialer Zeit

5.1 Auf der Suche nach einer neuen Zeitsemantik

Die gegenwärtige Thematisierung der „Zeit“, ablesbar nicht nur an einer Vielzahl von wissenschaftlichen Veröffentlichungen, sondern vor allem auch an der Prominenz, die das Thema in der öffentlichen Diskussion erhalten hat, belegt offensichtlich, daß die Art der Verwendung von Zeit, aber auch die Bedeutung der Zeit und ihre Wahrnehmung nicht mehr selbstverständlich gegeben zu sein scheinen. Dabei sind die Formen der ausdrücklichen Behandlung des Themas — z.B. in der Diskussion um die Arbeitszeit, um die „no future“ Diagnose, die die erste Hälfte der 80er Jahre bestimmten — ein erstes Indiz bei der Suche nach den Brennpunkten des Interesses und den ihnen zugrunde liegenden Problemstellungen. Vielleicht aufschlußreicher sind aber die mehr impliziten Auseinandersetzungen um die Zeitperspektive des Gesellschaftssystems und der funktionalen Teilsysteme, z.B. anhand der Frage nach dem Fortbestand von Subventionen für Industriezweige und -regionen, die durch den wirtschaftlichen Strukturwandel in die Krise geraten sind. Hier werden die Konsequenzen früherer Entscheidungen — privatwirtschaftlicher und staatlicher — als Bindungen erkennbar, die es zu überprüfen gilt. Am evidentesten ist das in der Frage der Kernenergie sichtbar. An den aufgegebenen Projekten, den Jahrzehnte übergreifenden „Entsorgungsproblemen“ wird anschaulich, welche Irreversibilitätseffekte und langfristigen Wirkungen durch die einmal getroffenen Entscheidungen kollektiver und individueller Akteure unter den Bedingungen hochindustrialisierter, komplexer Gesellschaften haben können. An der Ökologiefrage wird die Problematik ebenfalls zunehmend offenbar, wobei hier die Schwierigkeit der Ursachenzurechnung die Möglichkeit der Steuerung — politisch und ökonomisch ohnehin schwierig — zusätzlich erschwert.

66 Vgl. Luhmann, N. (1987): Zwischen Gesellschaft und Organisation, in: Ders., Soziologische Aufklärung 4, S. 202-211; hier 206f.

Dies schärft das Bewußtsein für das Problem der Festlegungen durch Entscheidungen und der Folgewirkungen von gesellschaftlichen (bzw. sozio-technischen Prozessen). Neben die bekannten „paradoxen“ Effekte, die unbeabsichtigten Konsequenzen absichtsvollen Handelns, tritt das Bewußtsein oder das „Gefühl“ der „Unübersichtlichkeit“. Zukunft verliert dadurch ihre Offenheit.

Gleichzeitig ist nicht zu übersehen, daß die Dynamik gesellschaftlicher — ökonomischer, technischer, kultureller — Entwicklung an Geschwindigkeit nicht verloren, sondern sich im Gegenteil noch beschleunigt hat.⁶⁷ So geht es mit immer größerer Geschwindigkeit in eine immer weniger offen erscheinende, aber auch nicht prognostizierbare Zukunft. Risiken und Unsicherheit⁶⁸ sind hierfür die Stichworte. Die Rückkehr der Unsicherheitsproblematik bedeutet aber auch eine Rückkehr der Zeitlichkeit in die Gesellschaft.⁶⁹ In dieser Situation — man kann sie als Übergangsphase beschreiben — nehmen die Bemühungen zu, die Gegenwart zu „dehnen“. Warten, Vertagen, Optionen für Revidierbarkeit erscheinen sinnvoll. Aber nicht nur das, auch die Vergegenwärtigung an der immer rascher entzweitenden, anwachsenden Vergangenheit, dient der virtuellen Ausdehnung von Gegenwart, und damit der Möglichkeit, Entscheidungen offen zu halten und sich orientieren zu können. Auf dieses Problem ist verschiedentlich aufmerksam gemacht worden.⁷⁰ Lübbe hat dieses Phänomen mit der Veränderungsdynamik moderner Gesellschaften in Zusammenhang gebracht:

„Stabile, das heißt relativ veränderungslose Zivilisationen brauchen weder ein historisches Bewußtsein, um sich ihre Vergangenheit verständlich zu machen, noch brauchen sie Zukunftsforscher, um die zunehmende Undurchsichtigkeit des Zukunftshorizonts hier und da ein wenig aufzuhellen. Beide Bemühungen — die historiographischen ebenso wie die prognostischen — sind Versuche zur künstlichen Expansion des Gegenwartshorizonts unter Bedingungen eines Prozesses objektiver Schrumpfung dieses Horizonts.“⁷¹

Mit diesen knappen Hinweisen sollte angedeutet werden, wieso wir glauben, wichtige Anhaltspunkte dafür zu haben, daß in der Tat die Art der sozialen Zeitschematisierung sich gegenwärtig in einem Umbruch befindet, der darauf hindeutet, daß sich auch an der Nutzung und Ordnung der Zeit in den gesellschaftlichen Funktionssystemen Strukturveränderungen vollziehen. Dies läßt sich am Beispiel der Organisationen des Wirtschaftssystems in der Tat nachweisen.

67 Vgl. Breuer, St. (1988): Der Nihilismus der Geschwindigkeit, zum Werk Paul Virilius, in: Leviathan 3/88, S. 309-330.

68 Beck, U. (1986): Risikogesellschaft, Frankfurt/M.; Evers, A./Nowotny, H. (1987): Über den Umgang mit Unsicherheit, Frankfurt/M.; Die Sensibilisierung für Gefährdungen und unbeabsichtigte Folgen sozialen Handelns wird außerdem durch eine geschärfte Wahrnehmung der Spätfolgen von „langsamem“ Prozessen gesteigert. Vgl. Roqueplo, Ph. (1986): Der saure Regen: ein „Unfall in Zeiltlupe“, in: Soziale Welt 37, S. 402-426.

69 Wie umgekehrt die „Sicherheit“ die „Zeitlichkeit der Zukunft vernichtet“, Kaufmann, F.-X. (1973): Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem, Stuttgart, S. 156.

70 Vgl. v.a. Luhmann, N., Temporalstrukturen, a.a.O.; vgl. a. zur Entwicklung der kulturellen Zeitsemantik der „Gegenwart“, Brose, H.-G. (1985): Die Modernisierung der Zeit und die Zeit nach der Moderne, in: Lutz, B. (Hrsg.): Verhandlungen des 23. Deutschen Soziologentages, Frankfurt/M./N.Y., S. 537-542; Nowotny, H. (1988): From the future to the extended present, in: Kirsch, G. et al. (eds.): The Formulation of Time Preferences, a.a.O., S. 17-31.

71 Lübbe, H. (1988): Zeit-Verhältnisse, in: Universitas, 12/88, S. 1237-1248.

5.2 Die Erosion des Kontinuitätsparadigmas im sozialen System „Wirtschaft“ und in Organisationen des Wirtschaftssystems

In der von Burkhart Lutz insgesamt als untypisch gekennzeichneten Stabilitäts- und Prosperitätsphase nach dem Zweiten Weltkrieg konnten sich Formen betrieblicher Organisation und Planung entwickeln, die dadurch gekennzeichnet waren, daß es den Unternehmen/Betrieben möglich schien, sich gegenüber störenden, kontingenten Bedingungen ihrer relativen Umwelt — den Märkten im Wirtschaftssystem — präventiv zu verhalten, sich gewissermaßen abzukapseln. Im Zeitalter der „Massenproduktion“ war es möglich, Strategien betrieblicher Autonomie zu entwickeln.⁷² Dazu gehörte auch die Entwicklung einer eigenen Systemzeit, die nur bedingt mit den Rhythmen und Schwankungen der systemrelativen Umwelt synchronisiert werden mußte. Im Gegenteil, es gelang den Betrieben in relativ hohem Maße, eigene kosten- und nutzungsorientierte Zeitstrukturen auf die Lebenswelt zu übertragen: Die Stabilisierung der Zeitökonomie gegenüber der Marktökonomie. Langfristige Planungen schienen möglich zu sein. Und selbst wenn diese sich als falsch erweisen sollten, waren die auf Wachstum gerichteten Impulse so stark, daß Planungseinbrüche kaum als gravierende Fehlkalkulationen erkennbar wurden. „Ungeachtet der tatsächlichen Verläufe“ gelang es dem „Zeitbewußtsein der europäischen Industrienationen ... seit den frühen 50er Jahren ...: eine Entwicklung so zu deuten, daß sie jede Dramatik verlor“, obwohl sich die „wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen der europäischen Gesellschaften umgewälzt“ haben.⁷³

Es ist interessant, daß Lutz hier die realen Verläufe und die sie interpretierende Zeitsemantik differenziert. Doch die durch die Wachstumsimpulse im ökonomischen System produzierten Handlungsspielräume und Sicherheitsüberhänge, die sich auch in der Minderung von Beschäftigungsrisiken und der Verstetigung von Berufsverläufen ausdrückten, gestatteten offensichtlich, die realen Veränderungen im Rahmen einer Wahrnehmung kontinuierlichen Wachstums zu deuten. Spätestens seit Ende der 60er Jahre, deutlicher jedoch seit Mitte der 70er Jahre, ist die Dominanz dieses sozialen Zeitbewußtseins infolge von Veränderungen in der für die Unternehmen/Betriebe relevanten Umwelt massiv infrage gestellt. Wir haben dies an anderer Stelle ausführlicher beschrieben.⁷⁴ Deshalb seien hier nur die wichtigsten Kennzeichen dieser Veränderung benannt. Es sind dies die Turbulenzen und Diskontinuitäten auf den Märkten und die Unsicherheit über zukünftige Entwicklungen. Drucker spricht bereits Ende der sechziger Jahre von einem „Zeitalter der Diskontinuität“.⁷⁵ Gleichzeitig sind die Bindungswirkungen und Irreversibilitätseffekte der Investitionsentscheidungen der Organisationen des Wirtschaftssystems, bei zunehmender Größe und Komplexität der Unternehmen immer deutlicher geworden. Sie werden nicht nur im ökologischen Bereich manifest, sondern zeigen sich ebenso an nicht fertiggestellten Großprojekten oder Investitionsruinen, für die die Kernkraftwerke nur die sichtbarsten Beispiele darstellen (s.o.). Auf diese Lage reagieren Unternehmen, indem sie versuchen, irreversible, langfristig bindende Entscheidungen, wenn nicht zu vermeiden, so doch genauer zu kalkulieren.

72 Vgl. Altmann, N./Bechtle, G. (1971): Betriebliche Herrschaftstruktur und industrielle Gesellschaft, München.

73 Lutz, B. (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität, Frankfurt/M./N.Y., S. 9.

74 Vgl. Brose, H.G. (1982): Die Vermittlung sozialer und biographischer Zeitstrukturen, in: KZfSS, Sonderheft 24, S. 385-406.

75 Drucker, P.F. (1969): The Age of Discontinuity, New York.

Im Bereich der Planung wird die auf einfacher Extrapolation beruhende Langfristplanung durch Methoden der Entscheidungsvorbereitung und des „strategischen Managements“⁷⁶ substituiert, die sensibler und offener für die Berücksichtigung von Kontingenzen und alternativen Zukünften sein sollen. Im Bereich der Organisationsstrukturen werden Lösungen gesucht und erprobt, die flexibles Reagieren auf unterschiedliche Umweltereignisse ermöglichen sollen. Es geht also um die Ausdifferenzierung von Organisationsstrukturen, die kontingente Entwicklungen zulassen — also definitive Festlegung kontrollieren und minimieren- die andererseits aber auch in der Lage sind, derartige Kontingenzen zu absorbieren. Und daß dabei die „Zeitdimension“ eine besondere Bedeutung bekommen hat, läßt sich inzwischen relativ leicht beobachten.⁷⁷

5.3 Neue Formen der Schematisierung von Zeit in Organisationen des Wirtschaftssystems

5.3.1 Simultaneität versus Sequenzialität

Ein wesentlicher Aspekt dieses Zusammenhangs ist beispielsweise die Tatsache, daß das geläufige Modell der Temporalisierung von Komplexität,⁷⁸ die Sequenzialisierung, wie sie in der „tayloristischen“ Arbeitsorganisation vorherrschte, durch ein Prinzip der zunehmenden Parallelisierung von Funktionen und der Simultanabwicklung von Operationen ergänzt wird. Diese Art der Parallelisierung ist zunächst im Fertigungsbereich als Just-in-Time-Produktion vorangetrieben worden. Dabei geht es um eine produktionssynchrone Anlieferung von Teilen, die intern oder von Zulieferern bezogen werden, was die Kapitalbindung (bei der Lagerhaltung) verringern und zur Verkürzung der Durchlaufzeiten beitragen soll.⁷⁹ Damit wird sowohl ein Rationalisierungseffekt erzielt, indem die Gemeinkostenanteile an den Stückkosten gesenkt werden. Es wird vor allem aber auch die Reagibilität des Produktionsbereichs auf eine sich (nach Menge und Qualität) verändernde Nachfrage erhöht. Diese beiden Aspekte sind auseinanderzuhalten. Zum einen die Zeitersparsnis, und damit Zeitökonomie im traditionellen Sinne. Zum anderen wird durch diese Beschleunigung die Varietät der Organisation erhöht. Die Ressourcenbindung wird verkürzt, um Zeit für Anderes zu gewinnen. Es geht dann nicht einfach um „the same as before but more“, sondern eine andere Variante oder etwas gänzlich Anderes. Schnelligkeit dient hier dazu, sich auf Eventualitäten vorzubereiten oder „zwischendurch etwas anderes zu tun.“⁸⁰

Solange sich diese Strategie der Synchronisierung und Verkürzung primär auf den Produktionsbereich beschränkte, wurde der zweite Aspekt zumeist übersehen. Inzwi-

76 Ansoff, H.I. (1976): Managing Surprise and Discontinuity — Strategic Response to Weak Signals, in: ZfbF 28, S. 129-152.

77 Vgl. dazu aus einer Fülle neuerer Veröffentlichungen: Simon, D. (1989): Die Zeit als strategischer Erfolgsfaktor, in: ZFB 59, S. 71-93.

78 Vgl. Luhmann, N., Temporalisierung von Komplexität, a.a.O. Zum Verhältnis von Sequenzialität und Gleichzeitigkeit: Ders. (1989): Geheimnis, Zeit und Ewigkeit, in: Ders./Fuchs, P. (1989): Reden und Schweigen, Frankfurt/M., S. 101-137, bes. S. 132f.

79 Aus der umfangreichen Literatur zur Just-in-Time-Produktion: Fandel, G./François, P. (1989): Just-in-Time-Produktion und -Beschaffung. Funktionsweise, Einsatzvoraussetzungen und Grenzen, in: ZFB 59, S. 531-544; Fandel, G./Riese, J. (1989): Just-in-Time-Logistik am Beispiel eines Zulieferbetriebes in der Automobilindustrie, in ZFB 59, S. 55-69.

80 Luhmann, N., Soziale Systeme, a.a.O., S. 76.

schen hat diese horizontale Ausdifferenzierung und Synchronisierung der Operationen und Funktionen auch andere Teile der Wertschöpfungskette erfaßt: so die vorgelagerten und nachgelagerten Funktionen⁸¹: Forschung und Entwicklung sowie Marketing. „Simultaneous engineering“ ist das von Betriebswirtschaftlern hierfür geprägte Stichwort. Die übliche Abfolge: erst Forschen und Entwickeln, dann Produzieren und schließlich Verkaufen, wird reorganisiert. Erfolgskontrollen — durch den Markt- und Lernschleifen, die durch Anwendungsprobleme hervorgerufen werden, sollen nicht erst phasenversetzt wirksam werden. Dadurch kann wiederum Zeit eingespart werden. Gleichgewichtig dürfte der Gesichtspunkt sein, daß der zeitliche Ablauf so reorganisiert wird, daß die Phase der Unsicherheit, die zwischen dem Entwurf eines neuen Produkts und seiner Einführung auf dem Markt, die dann über Erfolg oder Mißerfolg entscheidet, liegt, so kontrolliert werden soll, daß sie a. möglichst kurz ist und b. (deshalb) bessere Möglichkeiten des Umsteuerns bietet und damit das Risiko von Fehlorientierungen und -entscheidungen reduziert.⁸² Hier sind diejenigen Bemühungen in der Managementtheorie und -praxis einzuordnen, die auf eine sensiblere Beobachtung der Umwelt zielen und die Beachtung „schwacher Signale“ empfehlen um die Selektionsrisiken von strategischen Entscheidungen einzuzgrenzen. Auch hier geht es zunächst um Tempogewinn, aber es wird deutlich, daß die Zeit und der sog. „Zeitwettbewerb“ eine andere strategische Bedeutung bekommen kann und bekommt.⁸³

81 Unter dem Stichwort der Zeitorientierung wird in der Consultingpraxis und -literatur gegenwärtig — meist diffus — auf den Zeitfaktor als Wettbewerbsressource hingewiesen. Dies mag verwundern, denn um Zeit und deren Bewirtschaftung ist es zumindest in der industriellen Arbeitsorganisation ja schon immer gegangen. Neu ist daran zum einen, daß offensichtlich andere Bereiche — Dienstleistungen und der Produktion vor- und nachgelagerte Funktionen — unter Tempozwänge geraten. Es geht aber offensichtlich — soviel wird immerhin deutlich — um eine ganzheitliche Optimierung der Zeitallokation, bei der nicht einzelne Abteilungen unter dem Gesichtspunkt der Kostenminimierung ihre Zeitverwendung kontrollieren, sondern die „Zeitoptimierung“ auf den gesamten und vor allem veränderlichen Prozeß der Leistungserstellung achten müsse. Das erfordert mehr Flexibilität, die dann im Bereich einzelner Funktionen nicht unbedingt kostenminimierend, aber insgesamt zeitoptimierend wirken könne. Zeitoptimalität ist dann nicht identisch mit Zeitökonomie, die sich auf einzelne Teile der Leistungserstellung mit hoher Wiederholfrequenz bezieht. Vgl. Rutt, H.N. (1990): Die flexible Organisation — eine zeitoptimale Vielzweckmaschine, in: HARVARDmanager 3/90, S. 62-72.

82 Diese tendenzielle „Kurzschiebung“ von Forschen, Entwickeln, Produzieren und Verkaufen wird unter den Stichworten „Marktnähe“ und „Kundenorientierung“ gegenwärtig verstärkt propagiert. Wildenmann sieht bereits eine Weiterentwicklung des „simultaneous engineering“ (welches das industrial engineering ablöste) zum „reverse engineering“. Er schlägt einen „vom Ergebnis, also von den Kunden und vom Markt ausgehenden Planungsprozeß“ vor. Dies bedeutet, „die Fertigungs- und Logistikstruktur vom Markt aus zu entwickeln“. Die Organisationsstrukturen werden dann gewissermaßen als abhängige Variable konzipiert. Vgl. Wildenmann, H. (1989): Durch Umstrukturierung mehr Wettbewerbsfähigkeit, in: Handelsblatt vom 12.12.1989. Die Richtung, in die dieses Konzept weist, ist eine Fortsetzung gegenwärtiger Problemlösungsversuche: Die Orientierung am anonymen Markt erscheint immer riskanter; wenn schon keine Auftragsfertigung möglich ist, so versucht man, den Markt gewissermaßen in die Fabrik zu holen. Die Fabrik wird dann, so Wildenmann, „zum Labor“, in dem Produktions- und Entwicklungsingenieure eng zusammenarbeiten und die Marktimpulse möglichst direkt aufnehmen und umsetzen. Vgl. Wildenmann, H. (1990): Die Fabrik als Labor, TU München (hektographiertes Manuskript).

83 Vgl. Stalk, G. (1988): Time — The next Source of competitive Advantage, in: Harvard-Business-Review, July-August 1988, S. 41-51, bes. S. 47; Pfeiffer, W./Weiß, E. (1988): Die Zeit als

Der Zeitwettbewerb ist zunächst natürlich ein Wettlauf gegen die Zeit. Wer als erster mit einem neu entwickelten Produkt am Markt ist, der hat bessere Chancen, so belegen Untersuchungen zumindest für bestimmte Märkte,⁸⁴ seine aufgewendeten Entwicklungskosten durch höhere Absatzmengen wieder zu erwirtschaften. Angesichts der sich immer weiter öffnenden Schere von sich verlängernden Produktentwicklungszeiten und der Verkürzung von Produktlebenszyklen, ist die Dauer des Marktnutzungszeitraums von strategischer Bedeutung. Darin besteht die sog. Zeitfalle. Und deshalb, müssen „Maßnahmen, die früher nacheinander abliefen, Entwickeln, dann Produzieren und dann Vertreiben, ... nun teilweise parallel oder sich überschneidend ablaufen. Und Entscheidungen müssen mitunter in Situationen einer großen Unsicherheit getroffen werden, bei denen die Zeit zur Aufklärung fehlt.“⁸⁵

Diese angestrebte Simultaneität hat eine Reihe von Folgen für die organisatorischen Strukturen. Sie führt u.a. zu Konzepten der Dezentralisierung, lockerer Kopplung und „fokalizierter Produktion“; „ad-hocracy“ ist ein anderes Schlagwort, das in diesem Zusammenhang häufig erwähnt wird.⁸⁶ Diese Organisationskonzepte sind Ausdruck einer horizontalen Organisationsdifferenzierung, die Folge der Auflösung bzw. Abflachung funktional-hierarchischer Handlungsketten ist.⁸⁷ Durch die Ausdifferenzierung und lockere Kopplung ist auch eine größere Marktnähe und Marktreagibilität beabsichtigt. Diese Prinzipien lassen sich übrigens sowohl einzelbetrieblich als auch auf der Ebene von Unternehmensorganisationen nachweisen.⁸⁸ Die größere Marktnähe — also eine bessere Möglichkeit, Beobachtungen und Signale des Marktes durch Entscheidungen rasch zu bearbeiten, ist ebenfalls in terms von Geschwindigkeit auszudrücken. Aber es geht, wie bereits gesagt, nicht um die Geschwindigkeit allein — sie ist (nicht selten) nur ein Mittel, um Varietät zu steigern und um Irreversibilitäteffekte zu kontrollieren.

5.3.2 Reversibilität versus Irreversibilität

Eine relativ kleine Verspätung in der Produktentwicklung kann mitunter zu „Alles oder nichts“-Effekten führen. Beispielsweise, wenn es um die Vergabe eines Zulieferauftrags in der Automobilindustrie geht.⁸⁹ Auch der „Pionierbonus“ eines innovativen Unternehmens/Produkts beim Markteintritt kann zu überproportionalen Gewinnchan-

strategische Ressource nutzen, in: FAZ (Blick durch die Wirtschaft) vom 9.11.1988; Simon, H. (1989): Die Zeit als strategischer Erfolgsfaktor, in ZfB 59, S. 70-93.

84 Vgl. Simon, a.a.O., S. 81, S. 84.

85 Kaske, K.H. (1988): Der Unternehmer im Wettbewerb auf den Weltmärkten, Vortrag vor dem 42. Deutschen Betriebswirtschaftertag, Berlin, 17.10.1988 (hektographiertes Manuskript).

86 Vgl. u.a. Wildenmann, H. (1989): Fabrikorganisation: Kundennahe Produktion durch Fertigungssegmentierung, in: ZfB 59, S. 27-53.

87 So etwa im Entwicklungsbereich: Vgl. Schmelzer, H.J./Buttermilch, K.-H. (1988): Reduzierung der Entwicklungszeiten in der Produktentwicklung als ganzheitliches Problem, in: ZfbF, Sonderheft 23, Zeitmanagement in Forschung und Entwicklung, S. 43-74, hier S. 56.

88 Beispielhaft dazu die Unternehmensreorganisation der SIEMENS AG. Vgl. Siemens Presseinformation vom 3.10.1989; s. auch unter der Überschrift „Schlanker und wendiger“ den Bericht im Handelsblatt vom 20./21.1.1989. Flexibilität und Markt- und Kundennähe sind die zentralen Stichworte für die Reorganisation der Unternehmensstruktur.

89 Vgl. asw-Report, Das Timing der Marketing-Prozesse, Zeitwettbewerb, Zeitstrategie, Zeitfalle, in: Absatzwirtschaft, H 3/89, S. 33-41; H 4/89, S. 52-58; hier S. 35.

cen führen. Insofern kann die Verkürzung der Entwicklungszeit hier von strategischer Bedeutung sein.⁹⁰

Die Entscheidung über die Aufnahme der Arbeit an einem neuen Produkt wird deshalb vielfach von der Kalkulation der Zeitspanne bis zur Markteinführung abhängig gemacht. Erfolgskontrolle erfolgt dann rasch, und die versunkenen Kosten bleiben ggf. im Rahmen des kalkulierten Risikos. Irreversibilitätseffekte,⁹¹ so lässt sich über diese Beispiele hinaus allgemein formulieren, sind strategisch wichtige Problemfelder für organisatorische Settings. Das wird auch bei der Diskussion der Transaktionskosten, die durch Vermögensspezifität („asset specificity“) verursacht sind, reflektiert, und die meisten Formen der Flexibilisierung des Technik- und Personaleinsatzes reagieren sicherlich auf diese Problemlage.

Der Versuch der *Disposition über Irreversibilität* kann deshalb als ein wesentliches Merkmal der neuen Konzeption von Zeit in Organisationen gesehen werden. Gerade weil die Geschwindigkeit so gesteigert wird, sind die Effekte dieser raschen Bewegung u.U. schwerer absehbar und auch größer. Deshalb können Abwarten, Verzögerung und richtiges Timing durchaus auch Wettbewerbsvorteile bringen. Damit ist ein weiteres wichtiges Element der neuen Konzeption von Zeit angedeutet: Rechtzeitigkeit.

5.3.3 Timing versus standardisierte Zeit

Die Bedeutung des *Timing* lässt sich in unterschiedlichsten Formen und in verschiedenen Branchen nachweisen. Dabei ist eine der sichtbarsten Formen die Bedeutung von Terminen, insbesondere in der Auftragsproduktion. Termintreue kann so zu einem wichtigen Wettbewerbselement werden.⁹² In anderen Branchen, etwa der saisonabhängigen Bekleidungsindustrie, ist der Zeitpunkt der Präsenz am Markt ausschlaggebend, insbesondere seit sich die Modezyklen verkürzt haben. Dazu haben nicht nur die Differenzierung der Verbrauchergewohnheiten beigetragen, sondern — komplementär — auch die in kleineren Losgrößen häufiger aufgelegten Collectionen der Bekleidungshersteller.⁹³

Auf die „first-to-market“ Strategie, die in einigen Bereichen der industriellen Serienfertigung wettbewerbsrelevant ist, wurde bereits unter dem Gesichtspunkt der Beschleunigung und Parallelisierung von Operationen und Funktionen der Wertschöpf-

⁹⁰ Vgl. Schmelzer/Buttermilch, a.a.O., S. 45f.

⁹¹ Wir fassen diesen Begriff hier weit. Als Irreversibilität, bezogen auf Produktionsfaktoren, wird ansonsten verstanden, die „Eigenschaft einer Reihe mehrperiodig zu nutzender Produktionsfaktoren (Investitionsobjekte), für die geplante Verwendung ‚spezifisch‘ zu sein, nachdem sie ‚festgelegt‘ worden sind. Dies beinhaltet, daß die betreffenden Produktionsfaktoren in jeder anderen Verwendung einen signifikant geringeren Wert aufweisen.“ Kruse, J. (1989): Ordnungstheoretische Grundlagen der Deregulierung, in: Seidenfus, H.H. (Hrsg.): Deregulierung — Eine Herausforderung an die Wirtschafts- und Sozialpolitik in der Marktwirtschaft, Berlin, S. 9-35, hier S. 16. S.a. Richard, A. (1982): Eléments de synthèse entre valeur actualisée et délai de récupération. L'effet d'irréversibilité, in: Revue d'économie politique, N°1, S. 1-15; Bernanke, B.S. (1983): Irreversibility, Uncertainty and Cyclical Investment, in: Quarterly Journal of Economics, S. 85-106.

⁹² Vgl. beispielhaft den mit hoher Publizitätswirkung betriebenen, termingerechten Umbau der Queen Elizabeth auf einer Bremer Werft. Handelsblatt vom 28.4.1987.

⁹³ Vgl. asw-Report 4/89, a.a.O., S. 60f., mit Stichworten wie Quick-response-Modell — From sheep to shop.

fungskette hingewiesen. Die Notwendigkeit, schneller zu sein als die Wettbewerber, ergibt sich dabei allerdings nicht allein (mitunter nicht einmal primär) aus dem daraus erhofften Ökonomisierungseffekt — durch Einsparung von Zeit als Kostenfaktor. Oft wird Geschwindigkeit auch durch Zukauf von Zeit (Fremdbezug von Leistungen) hergestellt und ist damit kostenintensiv.⁹⁴ Dennoch kann eine solche Beschleunigung sich als rentabel erweisen, da sie dazu beiträgt, die strategischen Zeitfenster zu nutzen.⁹⁵ Dies ist auch in den Marketingstrategien erkennbar, wenn mit hohem Kostenaufwand massiv bestimmte Märkte besetzt werden.⁹⁶ Aber die „first-to-market“-Strategie ist keineswegs immer die richtige. Man kann auch zu früh sein am Markt,⁹⁷ und der „Follower“ kann mit geringerem Einsatz unter dem Strich profitabler entwickeln und produzieren. Dies gilt auch, wenn „Beschleunigung“ zu hohen Ressourcenbindungen führt, und deshalb in der Entwicklungsphase ein alternativer Pfad übersehen oder nicht „wahrgenommen“ werden kann, der sich dann doch als der erfolgsträchtigere erweist. Schnelligkeit also nicht „um jeden Preis“.⁹⁸ Hier erscheint Zeit nicht als eine homogene Ressource, die nur unter dem Blickwinkel der quantitativen Knappheit betrachtet und bewirtschaftet wird. Die oft beschworene „qualitative“ Dimension von Zeit, der „kairos“, im Unterschied zur chronometrischen und chronologischen Dimension der Zeit wird hier relevant. Diese Bedeutung der Inhomogenität der Zeit — im Unterschied zur mechanischen, linearen, gleichförmig verfließenden, beliebig teilbaren Zeit — wird auch noch an einem anderen Gesichtspunkt deutlich: der verstärkten Berücksichtigung von Lebenszyklen und anderen temporalen Verlaufsmustern, wie konjunkturellen Schwankungen.⁹⁹

Dies führt uns zu einer weiteren Überlegung: Man kann die bisher genannten Aspekte

- Simultaneität vs Sequentialität;
- Beschleunigung als Chance für Varietät vs als Ökonomisierungseffekt;
- Reversibilität vs Irreversibilität;
- Timing vs standardisierte Zeit,

als die Regulation bzw. Formung des Mediums Zeit nach den Kriterien: *Wann; wie lange; wie oft und in welcher Reihenfolge* betrachten (s.o.). Dabei zeigte sich freilich, daß die *Formung des Mediums Zeit* unterschiedlich profiliert werden kann. Darauf verweisen die in der Gegenüberstellung angedeuteten Alternativen. Und welche Variante dabei in den Vordergrund tritt, das wiederum hängt von der Interpretation der Gegenwart in bezug auf die Differenz von Vergangenheit und Zukunft ab bzw. davon, wie diese Interpretation im sozialen Zeitbewußtsein *Form* annimmt.

94 Dies gilt nicht nur, was die direkten Kosten anbelangt, sondern auch durch die Reibungsverluste auf organisatorischer Ebene z.B. bei der Mitarbeitermotivation; oder durch die Herstellung von Abhängigkeiten durch Know-how-transfer.

95 „Teurer entwickeln ist billiger als länger entwickeln“, heißt es unter der Überschrift „Zeit als Produktionsfaktor“ in einer Presseinformation des VDI für den internationalen CIM-Kongreß im Rahmen der Systec '90, 22.-24.10.1990, München. Bei „Produkten mit relativ kurzen Lebenszyklen wirken sich höhere Entwicklungskosten im Ergebnis weniger gravierend aus als längere Entwicklungszeiten mit der Folge der verzögerten Markteinführung. Eine Erhöhung der Entwicklungskosten um 50 % kann eine Minderung des Gewinns, der sich mit einem Produkt erzielen läßt, von 5-10 % nach sich ziehen. Demgegenüber läßt sich die Ertragseinbuße aufgrund einer 6 Monate längeren Entwicklungszeit mit 25-30 % beziffern“ (a.a.O., S. 2).

96 asw-Report, a.a.O., Stichwort: Turbomarketing.

97 S. das Beispiel der Video-Systeme zu Beginn der 70er Jahre.

98 Vgl. asw-Report, a.a.O.

99 So die Renaissance der Schumpeterschen business cycles und Lebenszykluskonzepte für die Organisationsanalyse und die Bestimmung des Produktpportfolios.

5.3.4 Ordnung durch die Zeit versus Ordnung in der Zeit¹⁰⁰

Unter dem Titel „Ordnung durch Zeit“ lassen sich die im obigen Abschnitt beschriebenen Aspekte zusammenfassen. Natürlich ordnet die Zeit selbst nichts. Es ist die Erfahrung und Erwartung in bezug auf die Veränderlichkeit des gegenwärtigen Zustands, die in Formen des Zeitbewußtseins zum Ausdruck kommt. Haben die Dinge sich in der Vergangenheit verändert? Werden sie sich wiederholen, Bestand haben und kontinuieren? Werden sie sich erwartbar ändern, oder werden sie unvorhersehbar den gegenwärtigen Zustand durch etwas Neues ablösen? Die historische Semantik der Zeit bietet für diese Fragen sinnvolle Antworten an.

Gerade angesichts der geschärften Sensibilität für die Unsicherheit und Kontingenz zukünftiger Entwicklungen ist die Suche nach Anhaltspunkten für längerfristige Rhythmen und erwartbare Zyklen — wieder, möchte man sagen — verstärkt worden. Solange die Zukunft als machbar galt, schien es einen linearen Fortschritt zu geben. Heute ist das Gespür für Rückschläge und Sackgassen gewachsen. Die Suche nach übergreifenden Verlaufsmustern soll hier Orientierungen und Erwartungen ermöglichen. Es scheint evident, daß organisierte Sozialsysteme die Beobachtung der Eigendynamik von Verläufen, deren Eigenzeit,¹⁰¹ nutzen, um ihre internen und externen Verknüpfungen, ihren Ordnungsaufbau daran zu orientieren. Aber es gibt natürlich auch eine ganz andere Konsequenz: die Herstellung und Befristung von Ordnung nach Maßgabe inhärenter Zeitlichkeit. So wird z.B. über den finnischen Elektrokonzern NOKIA berichtet, daß er Entwicklungsprojekte nur aufnimmt, wenn sie sich in einer bestimmten Zeit realisieren und auch verwerten lassen.¹⁰² Auch hier werden Eigenzeiten ernstgenommen, aber nicht im Sinne einer Versöhnung mit den „natürlichen“ Lebenszyklen, wie es Helga Nowotny zu suggerieren scheint.¹⁰³

Aufschlußreich heißt es bei dem Chef der Entwicklungsabteilung des erwähnten Elektrokonzerns:

„Die Kapazitäten unserer modernen Fabriken sind leicht verfügbar. Wenn das Produkt nach einer Lebensdauer von fünf Jahren wirtschaftlich am Ende ist, kommt ein Bulldozer über die Fabrik und die Maschinen. Es kommt ein neues Produkt. Es kommt eine neue Produktionstechnik und es kommen neue Maschinen.“¹⁰⁴

Dieses geplante „Verschwinden“ von Ordnung kann auch als eine Form der Herstellung von Diskontinuität betrachtet werden. Dies ist ein weiterer Aspekt der neuen Konzeption und Nutzung von Zeit: Die *Herstellung von Diskontinuität*. Sie scheint uns bereits eine Form der Verarbeitung von diskontinuierlichen Entwicklungen in der Umwelt der Organisationen des Wirtschaftssystems und Ausdruck eines an Diskontinuität orientierten sozialen Zeitbewußtseins zu sein.¹⁰⁵

¹⁰⁰ Diese Gegenüberstellung in Anlehnung an Koselleck, der in der Ordnung „durch die Zeit“ statt einer Ordnung in der Chronologie, die Verzeitlichung des historischen Bewußtseins seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts faßt. Vgl. Koselleck, R. (1984): Neuzeit — Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe, in: Ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt/M., S. 300-348; hier S. 321.

¹⁰¹ Vgl. Brose, H.-G./Wohlrab-Sahr, M./Schulze-Böing, M. (1987): Von der Zeiteinteilung zur Teilung der Zeit, in: Friedrichs, J. (Hrsg.): 23. Deutscher Soziologentag 1986, Opladen, S. 592-596.

¹⁰² Vgl. unter der Überschrift: „Das Jaguar-Prinzip“ den Bericht in der FAZ vom 4.3.1988.

¹⁰³ Nowotny, H. (1988): Eigenzeit, Frankfurt/M. 1988, S. 140f.

¹⁰⁴ FAZ vom 4.3.1988.

¹⁰⁵ Schulze-Böing, M. (1986): Diskontinuität und Arbeitsmarkt, Berlin, Forschungsstelle Sozialökonomik der Arbeit, FSA-Print 4/86.

5.3.5 Diskontinuität versus Kontinuität

Das für die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg in westlichen Ländern gültige Kontinuitätsparadigma (s.o.) ist ebenso wie die für Organisationssysteme in der Regel unterstellte, ja für sie geradezu konstitutive Kontinuitätserwartung in der jüngeren Vergangenheit in vielfältiger Weise erschüttert worden. Die krisenhaften Verwerfungen auf den Märkten (s.o.) haben jene Form der Erfahrung und Erwartung, die an Konstanzannahmen orientiert war, erschüttert. Diskontinuitäten, Firmenzusammenbrüche, Arbeitslosigkeit erschienen zunächst als vorübergehender Einbruch, bis zu Beginn der achtziger Jahre die Wahrnehmung und Interpretation der Entwicklung umschlug. Turbulenzen auf den Märkten, Strukturbrüche in der wirtschaftlichen Entwicklung wurden nun als Begleitphänomene eines unter den Bedingungen von Instabilität und Unsicherheit operierenden *Wirtschaftssystems* interpretiert. Diskontinuität ist zunehmend zum Normalfall geworden bzw. zum Ausgangspunkt *organisatorischer* Restrukturierung.¹⁰⁶ Sie wird damit zum Anlaß und zu einer Ressource für organisatorische Anpassungsfähigkeit an rasch sich verändernde Umweltbedingungen. Diskontinuität wird nicht nur — reaktiv — aufgefangen, sondern auch — proaktiv — strategisch gegen Mitbewerber eingesetzt. Etwa durch Produktentwicklungen, die bestehende Marktverhältnisse verändern sollen. Technologische Innovationen werden deshalb auch (teilweise) so konzipiert, daß Diskontinuitäten — durch Kompatibilitätsprobleme — bewußt herbeigeführt werden. Das Design von solchen Innovationen erfolgt dann (primär) unter dem Gesichtspunkt, damit eine Restrukturierung der Verteilungsverhältnisse am Markt möglich zu machen. Nicht Preiskonkurrenz und Produktdifferenzierung, sondern Produktvariation und Durchsetzung neuer Standards sind die entsprechenden Wettbewerbsstrategien. Derartige Zäsuren und — aus der Sicht der jeweiligen Konkurrenten — überraschende Ereignisse, werden deshalb zum Fokus der Umwelt-/Marktbeobachtung durch die Organisationen im Wirtschaftssystem und sie bestimmen ihre Erwartungen entscheidend mit. Die organisationseigene Systemzeit und die Zukunftsaussichten werden deshalb durch den „Blick in die Bilanzen“ nur bedingt erkennbar.¹⁰⁷ Diese (die Bilanzen) können zwar im günstigen Falle Rentabilität und Liquidität ausweisen und damit gute Voraussetzungen für mögliche Zukünfte. Wie und wo die liquiden Mittel allerdings zu investieren sind, das muß dann erst noch (und soweit möglich: immer wieder neu) entschieden werden. In Erwartung von Diskontinuität und angesichts von Unsicherheit in ihrer relativen Umwelt, müssen Organisationen dennoch Entscheidungen treffen. Inhaltlich bleiben diese Entscheidungen riskant, sie lassen sich nicht aus rationalen Erwartungen ableiten. Dies erhöht den Entscheidungsdruck, denn nur in der Entscheidung kann die Instabilität der wirtschaftsinternen Umwelt von Organisationen und die programmatiche Fixierung und Festlegung, wie sie in organisierten Systemen vorliegt, zu einer zeitweiligen Balance gebracht werden.¹⁰⁸ Entscheidungen sind diejenigen temporalisierten Elemente (Ereignisse), die die Reproduktion der Organisationen des Wirtschaftssystems leisten. An ihnen müßte eine Schematisierung der Zeit von Organisationen ansetzen.

106 Macharzina, K. (1984): Diskontinuitätsmanagement, Berlin; Mahajan, V./Wind, J. (1989): Market Discontinuities and Strategic Planning: A Research Agenda, in: *Technological Forecasting and Social Change* 36, S. 185-199.

107 Luhmann, N. (1988): Medium und Organisation, a.a.O., S. 307.

108 Luhmann, N. (1988): Die Wirtschaft der Gesellschaft, a.a.O., S. 31; S. 277f.; S. 312.

5.3.6 Zeitperspektive versus Zeitperiode

Auf der Ebene der Beschreibung und Analyse des Wirtschaftssystems sind derartige Versuche, an den „emergenten“, strukturbildenden Eigenschaften von Ereignissen anzusetzen, verschiedentlich gemacht worden.¹⁰⁹ In den einzelnen Unternehmen ist die Konzeptualisierung und Implementation einer solchen ereignis- und entscheidungsbezogenen Zeitperspektive allerdings erst kaum in Ansätzen erkennbar, wohl auch nur bedingt realisierbar.¹¹⁰ Schließlich besteht der „evolutionäre“ Vorteil von Organisationen ja gerade darin, daß eben nicht dauernd neu entschieden werden muß, daß nicht alles dauernd in Frage steht und als „auch anders möglich“ behandelt wird. Deshalb, so Luhmann, sei Auflösung und Neugründung von Organisationen wahrscheinlicher als ihre Änderung. Dieser innerorganisatorischen Stabilisierung von Erwartungen und Ereignisverkettungen korrespondiert eine Form der Schematisierung von Zeit, bei der diese — modellhaft in der tayloristischen Organisation der Arbeit — als „Maß der Arbeit“¹¹¹ genutzt wird, als Grundlage von Zeitstudien, die zur Organisation und Rationalisierung der Arbeitsvollzüge dienen. Zeit wird als Orientierungsschema und Mechanismus zur Allokation und Koordination von Arbeitsprozessen in Anspruch genommen. Diese Ökonomie der Zeit¹¹² hat den großen Vorteil, erst einmal alles vergleichbar und austauschbar erscheinen zu lassen: als Differenz von Zeitquanten. Das organisatorische Design konnte sich dann an der Kontrolle dieser Differenzen erfolgreich orientieren, an der Vorstellung von der Austauschbarkeit, Kombinierbarkeit und Reduzierbarkeit aller Zeitquanten. Aber durch die Logik dieser Zeitschematisierung werden andere Differenzen in den Hintergrund gedrängt, sie werden nicht wahrgenommen. Und diese Differenzen haben in der Form von Diskontinuitäten, von überraschenden Ereignissen und Turbulenzen in den letzten 15 Jahren eine zunehmende Beachtung gefunden. Sie erfordern ein anderes temporales Schema, eine Konzeptualisierung der Zeit von Organisationen im Wirtschaftssystem, die nicht mit Zeitquanten und -perioden, sondern mit Zeitperspektiven operiert,¹¹³ d.h. sich ständig als Vergangenheit und Zukunft in einer jeweils neuen Gegenwart rekonstituieren. In einer je aktuellen, durch Ereignisse neu hergestellten Gegenwart werden also Zukünfte und

¹⁰⁹ Gegen die herrschende Standardökonomie, vgl. Shackle, G.L.S. (1961): Decision, Order, and Time, Cambridge.

¹¹⁰ Vgl. die Hinweise bei Clark, der die weitgehende „Zeitlosigkeit“ der meisten Organisationstheorien moniert. Seine eigenen Vorstellungen für eine „event“ time illustriert er jedoch mit Hinweisen auf die Bedeutung konjunktureller und saisonaler Schwankungen im Geschäftsverlauf. Vgl. Clark, P. (1985): A Review of the theories of time and structure for organizational Sociology, in: Bachrach, S. (ed.): Research in the Sociology of Organizations, Vol. 4, S. 35-79. Die Kritik an der linearen Zeitvorstellung wird zumeist mit dem Hinweis auf Zyklusmuster zu belegen versucht, greift damit aber zu kurz. S.a. Bluedorn, A.C./Denhardt, R.B. (1988): Time and Organizations, Journal of Management, Vol. 14, № 2, S. 299-320.

¹¹¹ Marx, K. (1974): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin, S. 119.

¹¹² Vgl. Coriat, B. (1976): L'atelier et le chronomètre, Paris; Brand, G. et al. (1978): Computer und Arbeitsprozeß, Frankfurt/M./N.Y.

¹¹³ Wir verstehen hier, in Anlehnung an Mead, G.H. (1969): Philosophie der Sozialität, Frankfurt/M., unter Perspektive die Rekonstruktion von Vergangenheit und Zukunft in einer jeweiligen, neuen Gegenwart. S.a. Winstons Versuch, den Begriff der Perspektive innerhalb der Wirtschaftswissenschaften gegenüber der üblichen Periodeneinteilung stark zu machen. Winston, G.C. (1988): Three problems with the treatment of time in economics: perspectives, repetitiveness, and time units, in: Winston, G.C./Teichgraeber III, R.F.(eds.): The Boundaries of Economics, Cambridge, S. 30-52.

Vergangenheiten neu entworfen und bewertet.¹¹⁴ Das wird z.B. bei der „Bestimmung des strategischen Kerns“ einer Unternehmung deutlich. Was ist es, das die kritische Bestandsmenge eines Unternehmens ausmacht? Was seine Identität in der Zeit? Von welchen Teilen des Unternehmens kann man sich trennen, wie ist das Produktpotential zusammenzusetzen? Bei der Entscheidung dieser Fragen, die sich anerkanntermaßen nicht mit ökonometrischen Modellen der Bestimmung der optimalen Betriebsgröße entscheiden lassen, werden immer auch neue Vergangenheiten geschaffen, wenn man über zukünftige Geschäftsfelder entscheidet.

Neben die Wahrnehmung der periodenbezogenen Differenz von mehr/weniger bzw. schneller/langsamer tritt die Differenz von Faktischem und Möglichen, von Wahrscheinlichem und Überraschendem.¹¹⁵

Die Zeitdimension trägt hier nun nicht mehr umstandslos zur Entlastung der Sozial- und Sachdimension bei. Im Gegenteil, sie führt zu einer Vervielfältigung und Visualisierung von Widersprüchen.¹¹⁶ Angesichts der Verkürzung von Zeithorizonten wird die Zukunft in ihrer beunruhigenden Unbestimmtheit näher an die Gegenwart herangerückt. Das führt zu einer Aufblähung von Gegenwart. Statt der Flucht in die Zukunft — in der mehr möglich war, als aktuell realisiert werden konnte — oder dem Versuch der Defuturisierung (durch Technik und Planung) gibt es ein Ausweichen in die ausufernde Gleichzeitigkeit. Dafür aber fehlen noch angemessene Konzepte. Die Bewältigung von Komplexität im Nebeneinander ist schwieriger als im Nacheinander. Von daher dürfte die in der Managementtheorie sich verbreitende Propagierung „holistischer“ Konzepte einleuchten und die Absicherung riskanter Entscheidungen durch Partizipation.

Aus den hier versammelten Anhaltspunkten folgern wir, daß es sinnvoll ist, davon auszugehen, daß die Kriterien, nach denen Organisationen des Wirtschaftssystems die „Zeit“ als ein formbares Medium begreifen, variieren, und daß diese Variation wiederum von den Formen abhängt, die in bestimmten historischen Phasen die Interpretation der Differenz von Vergangenheit und Zukunft leiten und in denen sich das soziale Zeitbewußtsein artikuliert.

Dabei haben wir gesehen, daß gleichzeitig das *zyklische Modell*, das mit *erwartbaren Veränderungen* rechnet und die Orientierung an *Diskontinuität*, die das *lineare Zeitbewußtsein*, das mit *Kontinuitätsannahmen* operierte, bricht, sowie das an *Ereignissen und Entscheidungen* ansetzende, *perspektivische Zeitbewußtsein* zur Geltung kommen.

5.4 Erosionserscheinungen des Normalarbeitsverhältnisses und neue Beschäftigungspolitiken

Organisationssysteme verfügen, folgt man Luhmann, über ein eigenes, formbares Medium, nämlich Stellen. Und die bisher skizzierten veränderten Bedingungen, unter denen Organisationen des Wirtschaftssystems die Zeit entweder als Form nutzen oder als Medium formen, kommen auch in ihrem Umgang mit Stellen zum Ausdruck. Also in veränderten Beschäftigungspolitiken, die zunehmend durch die Schaffung neuer

¹¹⁴ James G. March/Olsen, Johan P. (1975): The Uncertainty of the Past. Organizational learning under ambiguity, in: European Journal of Political Research, 3/1975.

¹¹⁵ Und entsprechend geht es auch darum, Routinen für die Bearbeitung von Gelegenheiten zu entwickeln. Vgl. Baecker, D., Information und Risiko, a.a.O., S. 80ff.

¹¹⁶ Vgl. dazu und im folgenden Luhmann, N., Soziale Systeme, a.a.O, S. 514ff.

Randbelegschaften, durch befristete Beschäftigungsverhältnisse und Formen flexibler Arbeitszeitgestaltung gekennzeichnet sind. Die Zeitarbeit ist eine der prägnantesten Ausdrucksformen dieser neuen Beschäftigungsverhältnisse, und sie ist deshalb in das Zentrum unserer empirischen Untersuchungen im Bereich der Beschäftigungsverhältnisse gerückt worden.¹¹⁷ Das durch kontinuierliche und lebenslange Beschäftigung und entsprechende Arbeitsbedingungen gekennzeichnete Normalarbeitsverhältnis¹¹⁸ wird zunehmend zu einem Privileg für eine abnehmende Zahl von Beschäftigten.¹¹⁹ Neuere Entwicklungen zeigen, daß sich die Bildung von Randbelegschaften mit unsicheren Arbeitsplätzen und unstetigen Beschäftigungsverläufen in erheblichem Umfang vergrößert hat. Das hohe Maß an Arbeitslosigkeit, vor allem aber die Verbreitung der Betroffenheit von Arbeitslosigkeit machen deutlich, daß es nicht sinnvoll ist, für den überwiegenden Teil der Erwerbsbevölkerung weiterhin von der selbstverständlichen Gültigkeit des Normalarbeitsverhältnisses auszugehen.

Bei der Beurteilung dieser hier nur grob angedeuteten Tendenzen müssen allerdings verschiedene Aspekte auseinandergehalten werden. Unter dem Sammelbegriff der vom Normalarbeitsverhältnis abweichenden Beschäftigungsverhältnisse werden nämlich durchaus sehr unterschiedliche soziale Bedingungen zusammengefaßt. Damit wird auf Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen Bezug genommen, die von den als „normal“ definierten, unbefristeten und vollzeitigen Beschäftigungsverhältnissen abweichen und die tarif- und arbeitsvertraglich einen geminderten Schutz haben. Beispiele sind, neben der Zeit-/Leiharbeit, die wir in das Zentrum unserer Untersuchung gestellt haben, die Praxis der Befristung von Arbeitsverträgen, die in der letzten Dekade ebenfalls quantitativ zugenommen hat, die abhängige Selbständigkeit, geringfügige Beschäftigungsverhältnisse und Heimarbeit. Diese Beschäftigungsverhältnisse werden häufig als prekär bezeichnet. Für die bisher genannten trifft dies sicherlich – wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß – grundsätzlich zu. Häufig wird jedoch auch – wegen der Abweichung vom Schema vollzeitiger Beschäftigung – die Teilzeitarbeit zu dieser Gruppe besonderer, a-typischer Beschäftigungsverhältnisse gerechnet. In der Tat gibt es – wegen des noch weitgehenden Fehlens tarifvertraglicher Gestaltung dieses Arbeitsverhältnisses und der meist nicht subsistenzsichernden Höhe des Einkommens Gründe für eine solche Zuordnung. Andererseits setzt, was die tarifvertragliche Gestaltung anbelangt, hier gerade ein Wandel ein. Im übrigen ist davon auszugehen, daß ein erheblicher Teil der Teilzeitarbeitsverhältnisse, die überwiegend von Frauen eingegangen werden, den Wünschen und Vorstellungen der Arbeitnehmer/innen teilweise entspricht. Zumindest läßt sich feststellen, daß die Beschäftigungsstabilität von Frauen in regulären Teilzeit-Beschäftigungsverhältnissen überdurchschnittlich ist.¹²⁰

¹¹⁷ Vgl. Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Wohlrab-Sahr, M. (1987): Zeitarbeit, Konturen eines „neuen“ Beschäftigungsverhältnisses, in: Soziale Welt, 3/1987, S. 282-308; Dies. (1987): Diskontinuität und Berufsbiographie: Das Beispiel der Zeitarbeit, in: Soziale Welt, 4/1987, S. 498-521.

¹¹⁸ Vgl. Mückenberger, U. (1985) Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses, in: Zeitschrift für Sozialreform, H. 7-8, S. 415ff. u. S. 457ff.

¹¹⁹ Vgl. u.a. die Angabe des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Instituts des DGB, das davon ausgeht, daß gegenwärtig etwa 30 % der Beschäftigungsverhältnisse nicht mehr dem Typus des Normalarbeitsverhältnis entsprächen. Vgl. WSI-Mitteilungen 9/1988. Eine ähnliche Größenordnung für die USA wird von zwei Autoren aus dem gewerkschaftlichen Umfeld geschätzt. Vgl. Sweeny, J.J./Nussbaum K. (1989): Solutions for the New Workforce, Washington, DC, S. 55-74.

¹²⁰ Büchtemann, Ch. F./Schupp, J. (1986): Zur Sozioökonomie der Teilzeitbeschäftigung in Deutschland, Berlin, WZB IIM/LMP, 86-115.

Deshalb ist auch die Zusammenfassung dieser bisher genannten „untypischen“ Arbeitsvertragsformen unter dem Label „contingent workforce“ nicht unproblematisch.¹²¹ Die Einschätzung der Bedeutung dieser besonderen Beschäftigungsverhältnisse kann sich deshalb nicht allein auf deren quantitative Bedeutung stützen. Diese hat für alle bisher genannten Beschäftigungsformen im letzten Jahrzehnt erheblich und teilweise dramatisch zugenommen. Und dies gilt für die meisten hochindustrialisierten Länder.¹²² Aber die Grenzen dieses Arbeitsmarktsegments bleiben unscharf. Es ist deshalb sinnvoll, im Hinblick auf unsere Fragestellung andere Beurteilungsgesichtspunkte zu berücksichtigen. So ist es z.B. sinnvoll, die Bedeutung dieser Beschäftigungsformen im Zusammenhang mit veränderten, nach-tayloristischen Formen der Arbeitsorganisation, der Qualifikationsentwicklung und neuer Formen der Arbeitsmarktsegmentation zu sehen. Die o.a. Beschäftigungsformen können dann nicht mehr umstandslos als Ausdruck einer dualen Arbeitsmarktpaltung gesehen und der Randbelegschaft zugeordnet werden. Die Grenzen der Betriebe und damit auch die Bedingungen der Mitgliedschaft in Organisationen sind einerseits enger geworden aber auch variabler. Formen des Outsourcing, des Outcontracting, der zwischenbetrieblichen Arbeitsteilung und Arbeitskräfteaustauschs haben sich entwickelt, die das alte Bild von der Kern- bzw. Stammbelegschaft, die durch eine prekär beschäftigte Randbelegschaft komplementär ergänzt wird, differenzieren. Auch hier ist das Beispiel der Zeit-/Leiharbeit besonders instruktiv. Die Einsatzstrategien der Betriebe für Zeitarbeitnehmer machen nämlich deutlich, daß sie zwar auch im Bereich der klassischen „peripheren“ Positionen, die durch niedrige Qualifikation und geringe Beschäftigungssicherheit gekennzeichnet sind, eingesetzt werden. Es gibt jedoch breiter werdende Einzugsbereiche für Zeitarbeitnehmer — oder andere Fremdfirmenbeschäftigte — wo diese zu relativ qualifizierten, teilweise auch hochqualifizierten Positionen Zugang finden bzw. dort systematisch platziert werden, etwa im EDV-Bereich bei der Softwareimplementation und -pflege.¹²³ Dies steht für einen Trend der Zunahme von unternehmensbezogenen Dienstleistungen, über deren Inanspruchnahme in „make or buy“ Entscheidungen disponiert werden kann. Damit werden Muster zwischen- und überbetrieblicher Beschäftigung zunehmend bedeutsam. Beschäftigungs- und Arbeitsverhältnis werden dann häufiger ausdifferenziert, sind jedenfalls nicht mehr rigide gekoppelt. Man kann dies auch als eine relativen Bedeutungsabnahme betriebsinterner Arbeitsmärkte und der mit ihnen verbundenen Karrieremechanismen einerseits und als Renaissance berufsfachlicher Arbeitsmärkte andererseits beschreiben.¹²⁴ Diese Entwicklungstendenzen können hier nicht im einzelnen rekonstruiert werden. Ihre Relevanz läßt sich jedoch durch entsprechende Untersuchungen über die Entwicklung von Arbeitsmarktsegmentationen, aber auch über

121 Polivka, A.E./Nardone, Th. (1989): On the definition of „contingent work“, in: Monthly Labor Review, December 1989, S. 9-16.

122 Für die Zeitarbeit in der Bundesrepublik und im internationalen Vergleich vgl. Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Meyer, W. (1990): Arbeit auf Zeit, a.a.O. Kapitel II.B. u. C.; sowie Kapitel I.B. mit Angaben über die Zunahme anderer a-typischer Beschäftigungsverhältnisse; Teilzeitarbeit; Befristung. Zur abhängigen Selbstständigkeit vgl. Paasch, U. (1991): Abhängige Selbstständigkeit, in: WSI-Mitteilungen 4/91, S. 216-226; die geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse werden für die Bundesrepublik auf fast drei Millionen geschätzt. Vgl. Handelsblatt vom 16.1.1989.

123 Applebaum, E. (1987): Restructuring Work: Temporary, Part-Time and at-Home Employment, in: Hartmann, H.I. (ed.): Computer Chips and Paper Clips, S. 268-310.

124 Lutz, B. (1987): Arbeitsmarktstruktur und betriebliche Arbeitskräftestrategie, Frankfurt/M./N.Y., S. 270ff.

das Entstehen neuer Produktionskonzepte und Produktionsstrukturen in der Industrie, abstützen.¹²⁵

Das Spektrum der vom Normalarbeitsverhältnis abweichenden Beschäftigungsverhältnisse ist also relativ breit und muß nicht nur um den Aspekt der in den achtziger Jahren hohen Verbreitung von Arbeitslosigkeitserfahrungen ergänzt werden, sondern auch um den Aspekt der über- und zwischenbetrieblichen Beschäftigungsmuster. Diese entwickeln sich im Zusammenhang mit neuen Personalpolitiken und Einsatzstrategien, die im Kontext einer nachtayloristischen Arbeitsorganisation allmählich Gestalt annehmen. Dazu gehören auch solche Formen der Beschäftigung, die zu befristeten Abordnungen in „Projekte“ oder auf Zeit gegründete Kooperationsgesellschaften führen. Daneben sind all diejenigen von der (innerbetrieblich) strukturierten beruflichen Normalbiographie abweichenden Seiten- und Umwege zu berücksichtigen, die im Zusammenhang mit Umschulung, Weiterbildung und sonstigen berufsqualifizierenden Maßnahmen stehen, etwa ABM-Maßnahmen oder Beschäftigungsgesellschaften. Ein Bereich, der nicht erst seit dem Offenbarwerden der immensen Arbeitsmarktprobleme in den neuen Bundesländern, sondern bereits in Folge der forcierten Modernisierungsstrategien in den achtziger Jahren in den alten Bundesländern eine große Bedeutung hatte.

Das Gesamtbild, das durch die Verknüpfung der einzelnen Aspekte entsteht, ist sicher noch nicht klar konturiert. Man wird gut daran tun, die genannten, auf sehr verschiedene Ursachenbündel verweisenden Abweichungen vom Normalarbeitsverhältnis nicht einfach zu addieren, und damit das Ende der alten Normalität begründen. Aber unter einem für unsere Fragestellung spezifischen Blickwinkel lassen sich doch bestimmte Schlußfolgerungen ziehen:

Die These von der Institutionalisierung des Lebenslaufs, wie sie von Kohli entwickelt worden ist, nimmt an entscheidender Stelle Bezug auf die Struktur des beruflichen Lebenslaufs. Sie besagt einmal, daß der Berufslebenslauf in drei Phasen gegliedert sei: eine Ausbildungs- und Vorbereitungsphase, eine aktive und eine Ruhestandsphase. Erosionserscheinungen dieses dreigliedrigen Lebenslaufs werden an dessen Rändern, was die Integration in das Erwerbssystem und den Übergang in den Ruhestand anbelangt, zugestanden. In der Mitte des Erwerbslebens aber herrsche die alte Ordnung, nämlich vollzeitige, kontinuierliche Berufstätigkeit. Dies ist eine Aussage, die sich sowohl auf die Ebene der empirischen Verlaufsform bezieht, als auch auf die normativen Erwartungen, die an diese Phase geknüpft werden. Nun wird man sicher schwerlich erwarten, daß die Mehrheit der Erwerbstätigen in der Mitte ihres Lebens nicht oder nur geringfügig beschäftigt sein werden. Insofern ist dieser „Pfeiler“ der Institution Lebenslaufs kaum ins Wanken zu bringen. Aber was trägt dieser Pfeiler in der Konstruktion eigentlich noch?

Wenn man die hier versammelten Aspekte zusammennimmt, dann wird man berechtigte Zweifel daran entwickeln, daß auf der Ebene der selbstverständlichen Erwartungen — und diese sind ja für die institutionelle Qualität ausschlaggebend — für die Mitte des Erwerbslebens umstandslos von kontinuierlicher, vollzeitiger Beschäftigung ausgegangen werden kann, ebensowenig, wie von der klaren Trennung der drei Phasen des beruflichen Lebenslaufs. Es mag zwar sein, daß gegen empirische Evidenzen und Unregelmäßigkeiten normativ an einer solchen Kontinuitätserwartung festgehalten wird, deren fiktiver Charakter also dennoch Leitbildcharakter behalten kann. Und diese

125 Statt vieler: R. Boyer (ed.) (1986): *La Flexibilité du travail en Europe*, Paris; Piore, J./Sabel, Ch. (1985): *Das Ende der Massenproduktion*, Berlin.

Fiktion kann u.U. in dem Maße wirklichkeitsmächtig bleiben, als Rekrutierungs- und Beschäftigungspolitiken an ihrer Aufrechterhaltung mitwirken.¹²⁶ Dennoch bleibt die Frage, und das ist unsere, wie sich — unter den Bedingungen einer in Frage gestellten beruflichen Kontinuität bzw. einer erforderlichen Flexibilität — die auf der Kontinuitätserwartung basierte Institution des Lebenslaufs bewährt.

5.5 „Bis daß der Tod uns scheidet?“ — Zum Bedeutungsverlust von Kontinuitätsparadigmen, Synchronisierungen und engen Verkoppelungen im Bereich der Intimbeziehungen

Wie vor allem in der aktuellen Diskussion um die De-Institutionalisierung des Lebenslaufs immer wieder deutlich wird,¹²⁷ lassen sich Veränderungstendenzen in der zeitlichen Gliederung des Lebenslaufs gegenwärtig in noch ausgeprägterer Weise als bei den Berufsverläufen am Beispiel der Gestaltung der Intimbeziehungen im Verlauf der Lebenszeit beobachten. Ins Blickfeld rückt damit der Charakter des Lebenslaufs als Interrelation von Teilkarrieren.¹²⁸

Zwar wird das moderne Lebenslaufregime, wie Kohli zurecht herausstellt, in entscheidender Weise durch die Organisation des Erwerbsbereichs strukturiert, allerdings liegt ein wesentliches Moment seines Charakters als Handlungsregulativ gerade in der Abstimmungsleistung zwischen verschiedenen sozialen Teilbereichen und den damit verbundenen Formen sozialer Zeit. So kann beispielsweise bei der Betrachtung der spezifischen Form des männlichen Berufsverlaufs nicht davon abstrahiert werden, daß Männer einer lebenslangen, überwiegend kontinuierlich aufrechterhaltenen Vollzeitarbeit in der Regel als Familiennährer nachgehen.¹²⁹ Insofern stellt sich bei zunehmender Diskontinuität in den Erwerbsverläufen auch die Frage, inwieweit damit auch Veränderungen in den Familien- und Intimbeziehungen einhergehen. Ob man dies im Sinne einer impliziten Familienpolitik von Beschäftigungsverhältnissen interpretieren will, wie M.-A. Barrere-Maurisson¹³⁰ es tut, womit eindeutige Ursache-Wirkungs-Zu-

126 Wir haben darauf unter dem Stichwort ‚Berufsbiographien im Widerspruch‘ hingewiesen: Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Wohlrab-Sahr, M., Diskontinuität und Berufsbiographie, a.a.O.

127 So etwa bei Kohli, M. (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit, in: Berger, J. (Hrsg.): Die Moderne — Kontinuitäten und Zäsuren, Sonderband 4 der Sozialen Welt, S. 183-208; Kohli, M. (1988): Normalbiographie und Individualität, a.a.O.; Ders. (1989): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie, in: Brock, D./Leu, H.-R./Preiß, Ch./Vetter, H.-R. (Hrsg.): Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel, München, S. 249-278.

128 Vgl. dazu auch: Hagestad, G.O./Neugarten, B.L. (1985): Age and the Life Course, in: Binstock/Shanas (eds.), S. 35-61.

129 In dieser Hinsicht scheint es zumindest irreführend, allein für Frauen von einer „doppelten Vergesellschaftung“ zu sprechen, wie R. Becker-Schmidt es tut. Damit bleibt jedoch unbestritten, daß mit der spezifischen Form „doppelter Vergesellschaftung“ der Frauen besondere Probleme — Ambivalenzen, Zereißproben etc. — verbunden sind. Vgl. dazu Becker-Schmidt, R. (1987): Die doppelte Vergesellschaftung — die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, in: Unterkircher, L./Wagner, I. (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft, Österreichischer Soziologentag 1985, Wien, S. 10-25.

130 Barrere-Maurisson, M.-A. (1986): Gestion de la main-d’œuvre et formes familiales: du paternalisme à la recherche de flexibilité, in: Economies et sociétés, cahiers de l’ISMEA, Série Philosophie et Sciences de l’homme.

sammenhänge angesprochen sind, mag hier dahingestellt bleiben. Von Interesse sind jedenfalls spezifische Passungsverhältnisse und Sinnzusammenhänge zwischen Berufsverlauf und privatem Lebensverlauf. Die Institution des Lebenslauf konstituiert nicht allein eine „Ordnung richtiger Zeit“,¹³¹ sondern auch eine „Ordnung richtigen Zusammenhangs“.

Umgekehrt können Institutionalisierungsprozesse in den sozialen Teilbereichen der Arbeit, aber auch im Bereich der Intimbeziehungen, wie etwa die Etablierung von „Normalarbeitsverhältnissen“ oder die Institutionalisierung einer bestimmten Form der Kernfamilie (auf der Grundlage einer spezifischen Fassung des Geschlechterverhältnisses) als Pendant zur Herausbildung institutionalisierter Lebensläufe angesehen werden.¹³²

Dementsprechend sind Tendenzen der De-Institutionalisierung des Lebenslaufs auch nicht allein in der diachronen, sondern ebenso in der synchronen Dimension zu bestimmen: Sie artikulieren sich als Diskontinuität, als Anschlußproblematik zwischen einzelnen Lebensabschnitten, aber eben auch als Abstimmungsproblematik bzw. zunehmende Differenzierung zwischen Teilkarrieren, die sich noch potenziert, wenn die schon in sich komplexeren Lebensläufe verschiedener Personen aufeinander abgestimmt werden müssen, wie es etwa in Partnerschaften der Fall ist.

Im Hinblick auf den Bereich von Familie und Intimbeziehungen lässt sich — was die Bundesrepublik und zahlreiche andere westliche Industrieländer angeht — bis in die 60er Jahre ebenso wie im Bereich der Wirtschaft von einem Kontinuitätsparadigma sprechen: das Eingehen einer Ehe zählte zu den mit großer Sicherheit zu erwartenden Ereignissen im Lebenslauf jedes Einzelnen, an das aufgrund der Prinzipien von Exklusivität und Unauflösbarkeit Kontinuitätsidealierungen und darauf basierende Lebensplanung problemlos angeschlossen werden konnten.

H. Tyrell¹³³ versammelt in einem Beitrag verschiedene Befunde, die es ihm sinnvoll erscheinen lassen, seit den späten 60er Jahren von einer De-Institutionalisierung von Ehe und Familie im Sinne einer Minderung (nicht aber eines Verschwindens) deren institutioneller Qualität zu sprechen. Bis dahin habe sich die institutionelle Qualität dieses Bereichs vor allem über ausschließliche Formen familialer Rekrutierung (nämlich über Eheschließung und Filiation), sowie den festen Sinn- und Verweisungszusammenhang von dauerhaftem Zusammenleben, Familienbildung, exklusiver Intimität, Sexualität und gemeinsamer Haushaltsführung, verbunden mit starken Solidaritätsimperativen, konstituiert. Dieser Verweisungszusammenhang habe — darin sieht Tyrell den Kern des Institutionalisierungsprozesses — den Charakter elementarer Selbstverständlichkeit angenommen.

Das wesentliche Moment des gegenwärtigen Deinstitutionalisierungsprozesses sieht Tyrell nun darin, daß die Verbindlichkeit dieses Sinn- und Verweisungszusammenhangs für das Handeln sich gelockert habe, und dessen einzelne Momente voneinander isolierbar, in verschiedenen Variationen kombinierbar und sukzessive nacheinander wählbar seien. Damit reiht sich die These der De-Institutionalisierung von Ehe und

131 Diesen Ausdruck übernehmen wir von: Luhmann, N. (1987): Zwischen Gesellschaft und Organisation. Zur Situation der Universitäten, in: Ders.: Soziologische Aufklärung Bd. 4, Opladen, S. 202-215.

132 Diese besitzen allerdings, das bleibt bei Kohli systematisch unterbelichtet, für Männer und Frauen eine charakteristisch unterschiedliche Kontur.

133 Tyrell, H. (1988): Ehe und Familie — Institutionalisierung und De-Institutionalisierung, in: Lüscher/Schultheis/Wehrspau (Hrsg.), S. 145-156.

Familie in Befunde über einen neuen Individualisierungsschub und die Pluralisierung von Lebensformen ein: Nichteheliche Lebensgemeinschaften,¹³⁴ kinderlose Ehepaare,¹³⁵ Ein-Eltern-Familien,¹³⁶ Stiefelternschaft und Alleinlebende treten immer stärker an die Seite der „Normalfamilie“, bestehend aus Elternpaar und ein bis zwei leiblichen Kindern.¹³⁷

Diese Pluralisierungstendenzen betreffen aber nicht nur den institutionellen Verweisungszusammenhang von Ehe und Familie, gewissermaßen dessen innere Kohärenz, sondern sie haben auch gravierende zeitliche Implikationen. Waren mit der institutionellen Form von Ehe und Familie auch verbindliche zeitliche Abfolgen verknüpft, die sich über die klassischen Statuspassagen vollzogen — vom Verlöbnis zur Ehe, von der Heirat zur Elternschaft etc. — so hat sich deren verbindliche Abfolge heute teilweise aufgelöst: Zusammenleben ist auch ohne Übergang in die Ehe, Ehe auch ohne die Statuspassage zur Elternschaft, und Elternschaft auch ohne Ehe oder ohne dauerhaftes Zusammenleben der Partner denkbar. Ebenso kann aber eine nichteheliche Lebensgemeinschaft schließlich doch noch in eine Ehe einmünden, ein kinderloses Paar doch noch die Statuspassage zur „späten Elternschaft“ vollziehen, aber auch eine vermeintliche „Normalfamilie“ wieder in Alleinlebende und alleinerziehende Eltern zerfallen. Wenn auch Ehen wohl mehrheitlich nicht intentional mit dem Konzept einer „Verhandlungsfamilie auf Zeit“¹³⁸ eingegangen werden, so kennzeichnet dieser Begriff dennoch treffend deren veränderte zeitliche Struktur. Unter dem Vorzeichen grundsätzlicher Reversibilität bekommen Verhandlungen einen wichtigen Stellenwert in intimen Beziehungen: an die Stelle einer einmal vollzogenen Statuspassage in die lebenslange Ehe tritt eine Fülle von Entscheidungen über die Aufnahme, Ausgestaltung und mögliche Beendigung von Intimbeziehungen,¹³⁹ über deren Bestand sich auch Personen in äußerlich traditional erscheinenden Lebensverhältnissen nicht mehr sicher sein können. In diese Richtung wäre etwa ein Befund von Booth und White zu interpretieren, nach dem auch glücklich verheirateten Frauen die Möglichkeit der Ehescheidung durchaus präsent ist.¹⁴⁰

Insofern sind Tendenzen der Pluralisierung von Lebensformen nicht nur als solche Indikatoren für die abnehmende Inklusion in das Normalmodell der Familie und damit Anzeichen für Tendenzen der De-Institutionalisierung, sondern sie unterminieren auch tendenziell diejenigen Lebensformen, die äußerlich noch dem traditionalen Muster

134 Die Schätzungen schwanken hier für die (alte) Bundesrepublik zwischen einer Million und zweieinhalb Millionen.

135 Von den Ehen, die in den Jahren 1970-1974 geschlossen wurden, bleiben 19 % kinderlos. Der Anteil der kinderlosen Ehen an allen Ehen stieg dabei seit den Jahrgängen 1936-1940 ständig an. Vgl. dazu: Höhn, Ch./Mammey, U./Wendt, H. (1990): Bericht 1990 zur demographischen Lage: Trends in beiden Teilen Deutschlands und Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 16, S. 135-205.

136 Nach dem Mikrozensus 1986 gab es ca. eine Million alleinerziehender Mütter und Väter mit minderjährigen Kindern. Vgl. dazu Wingen, M. (1989): Familie heute — Entwicklung, Bestandsaufnahme, Trends, in: Ders. (Hrsg.): Familie im Wandel — Situation, Bewertung, Schlussfolgerungen. Köln, S. 13-57; hier: S. 20.

137 Wingen, M. (1989), a.a.O.

138 Beck, U. (1984): Risikogesellschaft, Frankfurt/M.

139 Vgl. dazu Roussel, L. (1988): Die Zeitwahrnehmung im Familienleben, in: Familiendynamik 1/88, S. 2-15.

140 Booth, A./White, L. (1980): Thinking About Divorce, in: Journal of Marriage and the Family 42, S. 605-616.

folgen, indem sie deren Kontingenz ins Bewußtsein heben und sie damit ihrer Selbstverständlichkeit berauben.

Die skizzierte Entwicklung, die man als Bewegung von dem über Statuspassagen vermittelten, tendenziell unausweichlichen und irreversiblen Einmünden in institutionalisierte Lebensformen hin zu tendenziell reversiblen, über Entscheidungsprozesse immer wieder neu zu stabilisierenden vorläufigen Bindungen charakterisieren könnte, wurde durch demographische Prozesse, von denen einige im Zusammenhang mit der Herausbildung eines vorhersehbaren Lebenslaufs bereits genannt wurden, vorbereitet. Zu diesen Strukturverschiebungen gehören der langfristige Geburtenrückgang, Prozesse struktureller Entkoppelung von Lebenszyklus und Familienzyklus und die Ausdifferenzierung dessen, was wir hier als „reflexive Phasen“ bezeichnen wollen. Diese Prozesse sind von besonderer Relevanz für die Lebensverläufe von Frauen, die mit dem Familienzyklus wesentlich stärker verkoppelt waren als die der Männer, betreffen grundätzlich aber beide Geschlechter.

Wesentlich dafür sind folgende Befunde: Der langfristige Geburtenrückgang und die Verkürzung der generativen Phase im Leben einer Frau in Verbindung mit einer höheren Lebenserwartung führten dazu, daß sich im Leben von Frauen Phasen herausbildeten, die frei sind von Aufgaben der Kinderversorgung und insgesamt entlastet von Familienaufgaben — eine Zeitspanne, die Imhof im Hinblick auf das Ehepaar als Phase „nachelterlicher Gefährte(n)schaft“¹⁴¹ beschreibt. Eine entsprechende Entwicklung vollzog sich auch vor der Familiengründung. Zum einen kam es in den letzten Jahrzehnten zur zunehmenden Entkoppelung von Eheschließung und Reproduktion¹⁴² — es stand also auch, wenn man so will, eine Phase vorelterlicher Gefährte(n)schaft. Zudem kristallisierte sich im Zuge der längeren Bildungspartizipation von Frauen in ihrem Lebenslauf eine Zeitspanne nichtfamilialen Lebens heraus, sei es als Alleinlebende oder im Kontext einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft.¹⁴³ Gingen früher Frauen aus der Herkunftsfamilie gewissermaßen nahtlos in die eigene Familie über, durch deren Versorgung sie dann ein Leben lang in Anspruch genommen waren, gibt es heute ausgedehnte Phasen nichtfamilialen oder nachelterlichen Lebens, die Spielraum für Reflexionsprozesse eröffnen, Definitionsprobleme aufwerfen und insgesamt mit einem höheren Maß an Reversibilität verbunden sind, als die enge Koppelung von Familienzyklus und (weiblichem) Lebensverlauf es ermöglichte. Der weibliche Lebenslauf löst sich — forciert durch die zunehmende Einbindung von Frauen ins Erwerbsleben — aus der unmittelbaren Verkoppelung mit dem Familienzyklus. Dieser Entkopplungsprozeß, der sich auch als Individualisierungsprozeß beschreiben läßt, setzt divergierende zeitliche Prozesse frei (berufliche Bildung vs. Familienkonstitution; persönliche Entwicklung vs. Familienerweiterung etc.), die in der institutionellen Form von Ehe und Familie gewissermaßen stillgestellt waren.

¹⁴¹ Imhof, A. (1981): Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben, München.

¹⁴² Höpflinger, F. (1987): Wandel der Familienbildung in Westeuropa, Frankfurt/M./New York.

¹⁴³ Mayer, K.U./Wagner, M. (1989): Wann verlassen Kinder das Elternhaus?, in: Herlth, A./Strohmeier, K.P. (Hrsg.): Lebenslauf und Familienentwicklung, S. 17-37.

6. Zusammenfassende und überleitende Betrachtungen: Eine „nicht-mehr-lineare“ Konzeption von Zeit

Diese sich abzeichnenden Veränderungen und Umstrukturierungen in verschiedenen sozialen Systemen: im Bereich der gesellschaftlichen Zeitsemantik, der Familie als soziales System, in der industriellen Arbeitsorganisation und Arbeitsteilung, wie auch in der entsprechenden Veränderung der Beschäftigungspolitik der Unternehmen und Betriebe, haben unserer Ansicht nach einen gemeinsamen Bezugspunkt in der Zeitdimension, den wir im Anschluß an Luhmann als „Disposition über Irreversibilität“ bezeichnen möchten. Zeit kann nicht länger als lineare Zeit konzipiert werden, bei der fortlaufend gegenwärtige Zukunft zu vergangener Gegenwart wird und damit den Charakter von Irreversibilität bekommt. Gegenwart darf also nicht nur als Umschaltpunkt definiert werden, in dem beständig offene Zukunft in bestimmte Vergangenheit überführt wird, sondern muß gleichzeitig noch als dauernde Gegenwart konzipiert werden, in der noch entschieden werden kann.¹⁴⁴

Hier mag sich nun ein Zeitbewußtsein entwickeln oder im Entstehen begriffen sein, das sich auf die Dimensionen der Entscheidungsfindung bezieht, die dann in einer solchen gedehnten Gegenwart immer als problematisch bewußt werden. Die in der Ökonomie diskutierten Probleme der Entscheidung unter Unsicherheit und der Kosten von Informationen mögen für diese Entwicklung der Semantik von Zeit wichtige Impulse geben.

Bezogen auf die Dimension der Lebenszeit bedeutet das, daß die Formen der Flexibilisierung von Beschäftigungsverhältnissen, ihre zunehmende Unstetigkeit, ihren Ausdruck in (veränderten) biographischen Zeitperspektiven finden. Das ist zumindest unsere Annahme, die die hier vorgelegte Untersuchung beispielhaft an der Gruppe der Zeitarbeitnehmer überprüfen soll. Aber auch in einer verallgemeinernden Sichtweise läßt sich sagen: Die Lebenszeit, besonders aber die Lebensarbeitszeit — im Sinne einer kontinuierlichen Beschäftigungs- bzw. Erwerbschance — ist im Vergleich mit den Jahren zwischen 1955 und 1975, im vergangenen Jahrzehnt deutlich unsicherer geworden. Und die in dieser Phase chronischer Unterbeschäftigung entstandenen „Problemlösungsformen“ dürften auch bei einer verbesserten Arbeitsmarktsituation sich nicht ohne weiteres wieder zurückbilden. Wir gehen davon aus, daß sich die gegenwärtig erkennbaren Tendenzen zu einer Pluralisierung und Differenzierung der Muster von Lohnarbeit, Eigenarbeit, informeller Ökonomie und phasenweiser Beschäftigungslosigkeit weiter entwickeln werden. Als eine für diese Entwicklungstendenzen besonders interessante und möglicherweise auch beispielhafte Gruppe haben wir deshalb die als Zeitarbeitnehmer beschäftigten ausgesucht, um zu prüfen, ob sich eine derartige Form von Beschäftigung bzw. die dieser Beschäftigungsform zugrundeliegenden Veränderungen der sozialen Zeitstrukturen (Flexibilität, Diskontinuität; Unsicherheit; Disposition über Irreversibilität) auf ihre Wahrnehmung von Zeit im Alltag und ihre biographischen Zeitperspektiven auswirken und welche Formen der Lebensführung — im Bereich der Arbeit und der Familie (bzw. der Intimbeziehungen) sich dabei entwickeln. Ein mit unserer Projektfragestellung verknüpfter Aspekt bleibt noch offen: Die Frage nach den tatsächlichen Vermittlungen zwischen den sozialen Zeitstrukturen und den biographischen Zeitperspektiven. Daß man auf beiden Ebenen Veränderungen identifizieren kann, läßt ja noch das Problem ungelöst, wie die Beziehungen zwischen

¹⁴⁴ Vgl. Luhmann, N. (1980): Temporalstrukturen, a.a.O. Siehe auch Brose (1982), a.a.O.

beiden Ebenen tatsächlich aussehen, welche Mechanismen und Wirkungsbeziehungen hier vorliegen.

Unsere Fallrekonstruktionen können beanspruchen, jeweils im einzelnen Fall (und für den entsprechenden Typus) rekonstruiert zu haben, wie sich Personen im Laufe ihres Lebens (also in der Zeit) in einer sozialen Struktur (Chancenstruktur) bewegt haben und wie sie diese Chancenstruktur nutzen oder ungenutzt lassen. Was wir rekonstruieren ist die Herausbildung eines Musters/einer Strategie der Nutzung von Chancen in der Sozialstruktur.¹⁴⁵

Interpretiert man Sozialstruktur als die Gesamtheit der die Handlungsmöglichkeiten/-spielräume von Gesellschaftsmitgliedern einschränkenden Bedingungen ihres Handelns bzw. die ihre Möglichkeitshorizonte bestimmenden Erwartungen, dann lassen sich die Muster biographischer Entwicklung als die unter diesen Bedingungen stattfindenden Optionen/Wahlen/Selektionen/Unterlassungen und passiven Hinnahmen von Strukturvorgaben interpretieren. Bezieht man dies auf die zeitlichen Dimensionen dieser Strukturvorgaben bzw. Erwartungen, dann ist das spezifischer als Zusammenhang von sozialen Zeitstrukturen und biographischen Zeitperspektiven zu deuten.

Für den vorliegenden Zusammenhang bietet die Anknüpfung an institutionentheoretische Überlegungen — insbesondere zur Institution des Lebenslaufs — eine Chance, diese Frage nach der Vermittlung von sozialen und biographischen Zeitstrukturen empirisch und theoretisch aussichtsreich aufzugreifen. Unsere Ausgangsüberlegungen haben wir in diesem Kapitel umrissen. Nach dem „Gang“ durch das empirische Material werden wir im Kapitel VII an diesen Bezugspunkt wieder anknüpfen.

Diese Struktur der Beweisführung lässt sich noch spezifizieren. Soweit wir die biographische Entwicklung von Zeitperspektiven anhand des Weges rekonstruieren, den der einzelne durch die Sozialstruktur eingeschlagen hatte, haben wir es mit einer Totalität der Sozial/Chancenstruktur zu tun. Die Situation in der Zeitarbeit, in der sich die Befragten zum Zeitpunkt der Untersuchung befinden, lässt sich aber spezifischer definieren. Sie ist strukturell beschreibbar und stellt eine „verdichtete Sozialstruktur“ dar: Sie impliziert bestimmte Selektionen (Diskontinuität der Biographie) und eröffnet gewisse Chancen (time out; Kalkulation und Kontrolle sozialer Bindungen im Arbeits- und Beschäftigungsverhältnis; Reintegration in den Arbeitsmarkt), schließt dagegen andere aus (Befristung des Arbeitsverhältnisses; relative Unsicherheit der Beschäftigung).

Diese Situation dürfte sozialisatorische Effekte bei den Zeitarbeitnehmer/innen als eine besondere Gruppe von Organisationsmitgliedern initiieren.¹⁴⁶ Die Auswirkungen lassen sich nicht einheitlich bestimmen. Sie sind grob unterscheidbar an der Art der Verknüpfung der Situation der Zeitarbeit mit dem gesamten Lebensarrangement unserer Befragten (s.u. Kap.VI.2). Darin gehen die Differenzen der jeweiligen „Vorgeschichte“ — als Selektionseffekt — ein, also auch die vorherigen Auseinandersetzungen mit der umfassenderen Sozialstruktur. Das heißt, die Differenzen in der Art, wie die Sozialstruktur der Zeitarbeit hier mit biographischen Zeitperspektiven vermittelt ist, sind auch auf Differenzen in der Lebensgeschichte und damit auf die Geschichte der Erschließung der Sozialstruktur für individuelles, aber gleichwohl sozial-typisches Erleben

145 Hier sei verwiesen auf die entsprechende Passage bei Schütz, A./ Luckmann, Th., a.a.O., S. 104.

146 Zu beachten ist die Ausdifferenzierung des Mitgliedschaftsstatus in einem solchen triangulären Beschäftigungsverhältnis. Vgl. u. Kapitel VII.2. und Brose, H.-G./ Schulze-Böing, M./ Meyer, W., Arbeit auf Zeit, a.a.O., Kap. II.

und Handeln zurückzuführen. Der Vermittlungsprozeß von sozialer (Zeit-)Struktur und biographischen Zeitperspektiven mit dem zeitbezogenen Erleben und Handeln wird also auf verschiedenen Stufen abgegriffen.

Es kommt nun hinzu, daß wir davon ausgehen, daß die Situation der Zeitarbeit selbst zwar einen temporären Charakter hat, weshalb ihr „Sozialisationseffekt“ nicht überschätzt werden sollte, daß sie aber in bestimmter Weise exemplarisch ist für eine Reihe anderer sozial-typischer Situationen: Ehen ohne Trauschein; Bildungsschleifen; Time-out-phasen; verlängerte Adoleszenz; Aussteigerphasen; ABM-Maßnahmen und alle Formen des Qualifikationsregeneration und -anpassung. Das strukturell Gemeinsame dieser Situationen kann darin gesehen werden, daß es sich um reflexive Phasen von (relativ) unbestimmter Dauer mit unklaren An- bzw. Abschlüssen und verringerten sozialen Bindungswirkungen handelt.

Insofern glauben wir, daß die Aussagen über die typischen biographischen Zeitperspektiven und die differentiellen Formen des Zeiterbens in unserer Gruppe wohl doch einen gewissen Generalisierungswert haben.

III. Biographische Entwicklungen in der Zeitarbeit

1. Befunde zum (Berufs-)Lebenslauf von Zeitarbeitnehmer/innen

In stark gestraffter Form werden wir nun zunächst ausgewählte Ergebnisse aus unserer quantitativ verfahrenen Analyse der soziodemographischen Daten und (Berufs-)Lebensläufe von Zeitarbeitnehmer/innen darstellen.¹ Dabei soll zum einen der Frage nachgegangen werden, inwieweit sich anhand dieser Befunde spezifische sozialstrukturelle Konstellationen herauskristallisieren, die für die in der Zeitarbeit Beschäftigten typisch sind. Für die im anschließenden Abschnitt präsentierten Analysen der erzählten Lebensgeschichten von Angehörigen unserer Untersuchungsgruppe soll damit auch ein sozialstruktureller Kontext umrissen werden.

1.1 Das Beschäftigungsverhältnis Zeitarbeit

Die Zeitarbeit weicht in wichtigen Punkten von einem „Normalarbeitsverhältnis“, aber auch von anderen sog. „prekären“ Arbeitsverhältnissen ab. Zeitarbeitnehmer/innen sind (in den meisten Fällen unbefristet) bei einer Verleihfirma als ihrem regulären Arbeitgeber eingestellt, arbeiten aber in der Regel in anderen Firmen, an die sie von ihrem Arbeitgeber überlassen werden. Die Arbeitnehmer/innen stehen also in einem Dreiecks-Arbeitsverhältnis: Während sie formell bei dem Verleihbetrieb beschäftigt sind und mit ihm Entgelt, Lohnnebenkosten, Urlaubsansprüche, Kündigungsfristen usw. regeln, unterstehen sie, was ihre Tätigkeit betrifft, fast ausschließlich dem Entleihbetrieb, in dem sie eingesetzt sind. Während die Einsätze an Arbeitsplätzen in verschiedenen Entleihbetrieben jeweils nur von begrenzter Dauer sind (maximal 6 Monate), reicht das Beschäftigungsverhältnis beim Verleiher grundsätzlich über mehrere Einsätze hinaus. Im Arbeitnehmerüberlassungsgesetz wird u.a. das sog. „Synchronisationsverbot“ festgelegt, d.h. daß das Beschäftigungsverhältnis mit der Zeitarbeitsfirma nicht nur für die Dauer des Einsatzes im Entleihbetrieb abgeschlossen werden darf.

Obwohl bei Zeitarbeitsverhältnissen² im Prinzip, zumindest in rechtlicher Hinsicht, kein wesentlicher Unterschied zu „normalen“ Arbeitsverhältnissen besteht, ergibt sich doch aus den praktischen Arbeitsbedingungen ein sehr spezifisches Profil von Arbeitsanforderungen und Belastungen. Ein zentrales Merkmal ist der diskontinuierliche Charakter der Zeitarbeit: Die Arbeit vollzieht sich im Rahmen von befristeten, aber in der Dauer oft nicht genau bestimmten Einsätzen an verschiedenen Arbeitsplätzen mit jeweils anderen technisch-organisatorischen Bedingungen und immer neuen Kol-

1 Zur Datengrundlage vgl. Anhang.

2 Wir verwenden die Begriffe „Zeitarbeit“ und „Leiharbeit“ als synonyme Kennzeichnung der durch das Arbeitnehmerüberlassungsgesetz (AÜG) geregelten Beschäftigungsverhältnisse. Mit „Leiharbeit“ wird die trianguläre Konstruktion dieses Beschäftigungsverhältnisses stärker betont, während im Begriff „Zeitarbeit“ der für unsere Überlegungen relevante, temporäre Charakter dieser Arbeitsform zum Ausdruck gebracht wird.

legen. Zugleich haben Zeitarbeitnehmer/innen in ihren Einsatzbetrieben einen *externen* Status, sind also sozial nicht oder nur in prekärer Form in die Belegschaft integriert. 1990 waren in der Bundesrepublik durchschnittlich rund 118 Tausend Leiharbeitnehmer/innen beschäftigt.³ Das entspricht nur etwa 0,4 Prozent aller sozialversicherungspflichtig Beschäftigten. Da ein großer Teil der Zeitarbeitsverhältnisse jedoch nur relativ kurz dauert, in den Zeitarbeitsfirmen also eine erhebliche Fluktuation unter den „externen“ Mitarbeiter/innen herrscht, ist die Zahl der Arbeitnehmer/innen, die im Laufe eines Jahres ein oder mehrmals ein solches Beschäftigungsverhältnis eingehen, wesentlich höher. Man kann davon ausgehen, daß diese Zahl ungefähr 3,5 mal höher, also bei gut 400 Tausend liegt. Die Zeitarbeitsbranche in der Bundesrepublik hat in den achtziger Jahren eine erhebliche Wachstumsdynamik gezeigt. Seit 1982 hat sich die Zahl der jährlich im Durchschnitt beschäftigten Zeitarbeitnehmer/innen verfünf-facht.

Rund 40 Prozent aller Zeitarbeitnehmer/innen werden in relativ qualifizierten Facharbeiterberufen, wie Schlosser, Mechaniker oder Elektriker eingesetzt. 20 Prozent üben niedrig qualifizierte Berufe, etwa als Montierer aus. Weitere 20 Prozent entfallen auf Dienstleistungsberufe. Der Rest verteilt sich auf verschiedene, vorwiegend industrielle Berufe.

1.2 Soziodemographische Merkmale von Zeitarbeitnehmer/innen

1.2.1 Geschlecht und Nationalität

Vier von fünf Zeitarbeitnehmer/innen sind Männer. Frauen sind also in diesem Arbeitsmarkt deutlich unterrepräsentiert. Sie werden vor allem in den klassischen Büroberufen und — zu einem kleineren Teil — in niedrig qualifizierten Fertigungsberufen eingesetzt.

Im Vergleich zu allen sozialversicherungspflichtig Beschäftigten weist die Leiharbeit insgesamt zwar einen überdurchschnittlichen und in den letzten Jahren zudem wieder leicht angestiegenen Anteil beschäftigter Ausländer auf. Als ein für dieses Beschäftigungsverhältnis konstitutives Merkmal kann ein Ausländeranteil von etwa einem Fünftel an allen (legal beschäftigten) Leiharbeitnehmer/innen allerdings kaum bezeichnet werden.

1.2.2 Die Veränderung der Altersstruktur

Die Altersstruktur der beschäftigten Zeitarbeitnehmer/innen weist ein deutliches Schwergewicht bei den jüngeren Altersgruppen auf: in unserer „Bestandserhebung“ von 1986 waren 37 % der Zeitarbeitnehmer/innen bis 25, 22 % 26 bis 30 Jahre alt. Das Arbeitsmarktsegment „Zeitarbeit“ wird also zu einem erheblichen Teil von Erwerbspersonen geprägt, die am Beginn bzw. in einer frühen Phase ihres Berufslebens stehen. Dieses relativ starke Gewicht in der Altersverteilung bei den jüngeren Beschäftigten kann bereits auf einen Zusammenhang mit altersspezifischen Arbeitsmarktproblem-lagen hindeuten. Etwa: Jugendarbeitslosigkeit, „Anschlußprobleme“ an schulische und

3 Vgl. ANBA, Arbeitsstatistik 1990, Jahressahlen, S. 30.

berufliche Ausbildungen („1. und 2. Schwelle“) sowie zunehmende „Orientierungsschwierigkeiten“ auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt, die sich in verlängerten Suchphasen, im Abbruch eines oder auch im Abschluß von mehreren Bildungsgängen ausdrücken.⁴

Eine andere Problemgruppe auf dem Arbeitsmarkt, die über 55jährigen, sind in der Zeitarbeit allerdings nur sehr schwach vertreten. Es findet hier ganz offensichtlich eine (Selbst-)Selektion zugunsten der jüngeren und damit wohl auch mobileren und belastbareren Gruppen statt.

Trotz dieses nach wie vor starken Gewichts der jüngeren Beschäftigten hat sich die *Altersverteilung der Zeitarbeitnehmer/innen in den letzten Jahren doch deutlich geändert*. So waren nach den Untersuchungen der PROGNOS-AG 1974 noch ca. 60 % und 1980 immerhin fast 50 % der beschäftigten Zeitarbeitnehmer/innen 25 Jahre oder jünger. Zugenumommen haben dagegen die Altersgruppen der über 30- bis 50jährigen. Auf der Grundlage der Beschäftigtenstatistik berechnete Rudolph⁵ einen Anstieg des Durchschnittsalters bei den in den Verleihbetrieben beschäftigten Männern auf 31,9 Jahre 1988 (1980: 31,3) und bei den Frauen auf 29,7 Jahre (1980: 28,6). Damit hat sich die Altersverteilung derjenigen der Erwerbstätigen in der Bundesrepublik zumindest etwas angeglichen.

1.2.3 Familiale Lebenslagen

Etwa zwei Drittel der Zeitarbeitnehmer/innen sind, nach unseren Untersuchungen, ledig und rund 20 % verheiratet. Dieser Anteil an Ledigen liegt deutlich über dem entsprechenden Anteil Lediger an allen sozialversicherungspflichtig Beschäftigten. Zwar nimmt der Anteil der Verheirateten — wie auch der der Geschiedenen — unter den Zeitarbeitnehmer/innen mit steigenden Alter zu. Aber auch in den älteren Kohorten bleiben Zeitarbeitnehmer/innen überdurchschnittlich häufig unverheiratet oder leben in nichtehelichen Lebensgemeinschaften.

Mit diesen Befunden wird ein verbreitetes Klischee, das sich auf Zeitarbeitnehmerinnen bezieht, revisionsbedürftig: Zu dem Bild von der Zeitarbeit als einem Beschäftigungsverhältnis der klassischen „Randgruppen“ des Arbeitsmarktes gehört nämlich auch die Vorstellung, bei den weiblichen Beschäftigten in diesem Bereich handle es sich in erster Linie um „Zuverdienerinnen“: familiär gebundene Frauen, die nicht an einer permanenten Beschäftigung interessiert seien. Die Ergebnisse unserer Untersuchung stellen diese Einschätzung prinzipiell in Frage. Zwar gibt es auch in unserer Unter-

⁴ Hingewiesen sei hier aus einer Vielzahl von Untersuchungen zu diesem Themenkreis insbesondere auf die Arbeiten aus dem IAB, z.B.: Schober, K. (1986): Aktuelle Trends und Strukturen auf dem Teilarbeitsmarkt für Jugendliche, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 19,3, S. 365-370; Stegmann, H./H. Kraft (1987): Ausbildungs- und Berufswege von 23-24jährigen, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 20,2, S. 142-163; Hofbauer, H./E. Nagel (1987): Mobilität nach Abschluß der betrieblichen Berufsausbildung, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 20,1, S. 45-73.

⁵ Die Beschäftigtenstatistik der BA weist im *Wirtschaftszweig 865 „Arbeitnehmerüberlassung“* die sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in den Zeitarbeitsunternehmen mit dem Hauptzweck der Arbeitnehmerüberlassung, aber nicht die in Mischbetrieben aus. In dieser Statistik wird auch das nicht für Fremdfirmeneinsätze vorgesehene Personal (interne Verwaltung, Disponenten etc.) erfaßt. Vgl. Rudolph, H. (1989): Statistiken zur Arbeitnehmerüberlassung, (unveröffentl.) IAB — Kurzbericht, Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg, Dezember 1989.

suchungsguppe weibliche Beschäftigte, die diesem Typus zuzurechnen sind: Frauen, die ab und zu für eine begrenzte Zeit eine Arbeit suchen, sich aber im wesentlichen familiären Aufgaben widmen. Für das Gros der Leiharbeitnehmerinnen muß diese Vorstellung aber wohl als unzutreffend bezeichnet werden.⁶ So gehören zu unserer Untersuchungsgruppe in erster Linie Frauen, die familiär (noch) nicht oder nicht mehr gebunden sind.

Der Vergleich mit der Teilzeitarbeit verdeutlicht zumindest bei den Frauen den selektiven Zusammenhang von Beschäftigungsverhältnissen und der Form der familialen Einbindung der Erwerbspersonen. Ist der weibliche „Idealtyp“ der Teilzeitbeschäftigtene die verheiratete Frau mit Kindern — Büchtemann/Schupp⁷ konnten bei ihren Auswertungen der ersten Welle des „Sozio-ökonomischen Panels“ eine mit 83 % deutlich überdurchschnittliche Verheiratetenquote bei den teilzeitbeschäftigten Frauen feststellen —, so ist es in der Zeitarbeit die mobile, kinderlose, ledige oder geschiedene Frau. Damit sind auch bereits die Gründe angedeutet, die verheiratete Frauen häufig von diesem Beschäftigungsverhältnis fernhalten: Zeitarbeit erfordert von den Arbeitskräften ein Ausmaß an Flexibilität und Mobilität, mit dem sich die Zeiterfordernisse der Kindererziehung oder anderer familiär bestimmter Rhythmen kaum vereinbaren lassen. Hinzu kommt, daß Zeitarbeit in erster Linie Vollzeitarbeit ist: regelmäßig teilzeitbeschäftigt waren in unserer „Bestandserhebung“ weniger als 7 % der Frauen.

Anders als dies etwa in der Teilzeitarbeit der Fall ist, ist das Motiv, Beruf und Familie besser miteinander zu vermitteln, für die Wahl des Beschäftigungsverhältnisses „Zeitarbeit“ nur in Ausnahmefällen ausschlaggebend. So gaben in unserer „Verbleibsuntersuchung“ nur 1 % der Leiharbeitnehmerinnen an, daß die „bessere Vereinbarkeit von Beruf und Familie“ für sie einen wichtigen Aspekt bei der Zeitarbeit darstellte.

1.2.4 Schulisches und berufliches Qualifikationsprofil der Zeitarbeitnehmer/innen

Das schulische Qualifikationsniveau der Zeitarbeitnehmer/innen beiderlei Geschlechts in der Altersgruppe über 30 Jahren sowie der weiblichen Beschäftigten aller Jahrgänge weicht von dem der Bevölkerung deutlich nach oben ab. Bei den Frauen dürfte dies zum Teil mit dem spezifischen Spektrum von Berufen in Zusammenhang stehen, in denen sie beschäftigt sind: liegt doch das Qualifikationsniveau in Büroberufen generell über dem der Erwerbstätigen insgesamt.⁸

Entsprechend dem vergleichsweise hohen schulischen Ausbildungsniveau der Zeitarbeitnehmer/innen verfügt diese Gruppe — entgegen einem verbreiteten Vorurteil, es handle sich bei Leiharbeitnehmer/innen häufig um Arbeitskräfte ohne formale berufliche Qualifikation — in der *Mehrzahl über eine abgeschlossene Berufsausbildung*. Ebenso

6 Im Unterschied zu den USA, wo die Zeitarbeit einen deutlich höheren Anteil verheirateter Frauen aufweist; dort ist allerdings im Gegensatz zur Bundesrepublik Deutschland auch eine wesentlich ausgeprägtere Teilzeitquote in der Zeitarbeitsbeschäftigung von Frauen zu verzeichnen.

7 Vgl. Büchtemann, Chr.F./Schupp, J. (1986): Zur Sozioökonomie der Teilzeitbeschäftigung in Deutschland. Analysen aus der ersten Welle des „Sozioökonomischen Panel“, WZB IIM/LMP 86-15, Berlin.

8 Vgl. Troll, L. (1984): Büroberufe im Wandel. Materialien zur Arbeitsmarkt und Berufsforschung, 1/84.

wie bei der Schulbildung weisen auch hier verschiedene Altersgruppen deutlich unterschiedliche Profile auf.

Während die „älteren“ Jahrgänge, d.h. die 36- bis 45jährigen im Vergleich zu den sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in höherem Maß abgeschlossene Berufsausbildungen vorweisen können, liegt dieser Anteil bei den jüngeren Altersgruppen (26 bis 35 Jahre) niedriger. Gerade für die Beschäftigten über 35 Jahren kann die Zugehörigkeit zur Zeitarbeit ganz offensichtlich nicht über Defizite formaler Qualifikationen erklärt werden. Bei anderen Gruppen — so z.B. einem kleineren Teil der jüngeren Beschäftigten — kommen dagegen möglicherweise die sich verschlechternden Arbeitsmarktchancen beruflich nicht formal Qualifizierter zum Tragen. Die am IAB vorgenommene Auswertung der „Beschäftigtenstatistik“ zeigt zudem, daß das berufliche Qualifikationsniveau der Zeitarbeitnehmer/innen in den 80er Jahren gestiegen ist. Während 1980 (Stichtag: jeweils 30.06) noch 41,8 % der sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in der Arbeitnehmerüberlassungsbranche nur ein niedriges Qualifikationsniveau besaßen, sank dieser Anteil 1988 auf 35,7 % ab. Entsprechend hinzugewinnen konnten die Beschäftigten mit mittlerem Qualifikationsniveau (in diese Gruppe gehören insbesondere die Metall- und Elektrofacharbeiter und die qualifizierten Büroberufe): ihr Anteil stieg von 57,1 % auf 62,2 % an.⁹

1.3 Berufsverläufe von Zeitarbeitnehmer/innen vor ihrer Beschäftigung in der Leih-/Zeitarbeit

1.3.1 Die Relevanz des Berufsverlaufs

Die Analyse des beruflichen Ausbildungsniveaus der Leih-/Zeitarbeitnehmer/innen zeigt, daß geringe oder fehlende berufliche Qualifikation als ein üblicherweise zentrales Zuweisungskriterium auf Randarbeitsplätze in bezug auf die Zeitarbeit nur bedingt Geltung hat: Zeitarbeitnehmer/innen verfügen durchaus in einem erheblichen Maße über auf dem Arbeitsmarkt nachgefragte Qualifikationen, vor allem in bestimmten Facharbeiter- wie auch Büroberufen. Auch andere auf dem Arbeitsmarkt traditionell stark selezierend wirkende soziale Merkmale — wie etwa Nationalität oder Alter der Beschäftigten — können nur in begrenztem Umfang den Zugang zur Zeitarbeit erklären. Die bisher genannten Elemente der Sozial- und Berufsstruktur ergeben also insgesamt eher ein heterogenes und in sich teilweise auch widersprüchliches Sozialprofil der Zeitarbeitnehmer/innen. Eine klare Kontur war dabei noch nicht zu erkennen: Zeitarbeitnehmer/innen lassen sich von ihren sozio-demographischen Merkmalen und ihrem beruflichen Qualifikationsprofil nicht ohne weiteres in das herkömmliche Bild von „Randbelegschaften“ einordnen. Dagegen zeigen unsere Befunde, daß die Ausprägung des Berufsverlaufs vor Eintritt in ein Leiharbeitsverhältnis ein für diese Beschäftigtengruppe besonders relevantes und für ihre soziale Verortung konstitutives Merkmal ist.

Dabei scheint es für das Beschäftigungsverhältnis „Leih-/Zeitarbeit“ typisch zu sein, daß es insbesondere von solchen Erwerbstäigen eingegangen wird, deren Berufsverläufe durch verschiedene (und z.T. in Kombination auftretende) Formen von Diskontinuität gekennzeichnet sind: unterbrochene Erwerbsbiographien (z.B. durch Arbeits-

9 Vgl. Rudolph, a.a.O., Tab. 2.

losigkeit), „gestörte“ Übergänge vom (Berufs-)Bildungs- ins Beschäftigungssystem („Schwellenproblematik“), abgebrochene Berufsausbildungen, häufige Wechsel des Arbeitsplatzes, befristete Beschäftigungsverhältnisse sowie berufliche Dequalifikationsprozesse.

1.3.2 Zugangspfade in die Zeitarbeit: Die berufliche Situation der Zeitarbeitnehmer/innen vor einem Leiharbeitsverhältnis

Ein erster Eindruck von den berufsbiographischen Ausgangskonstellationen der Erwerbspersonen, die in ein Leih-/Zeitarbeitsverhältnis eintreten, lässt sich durch die halbjährlichen Angaben der AÜG-Statistik über die Zugänge in die Zeitarbeit vermitteln. Dabei zeigt sich, daß der Anteil der Zeitarbeitnehmer/innen, die aus einem anderen Beschäftigungsverhältnis direkt zur Leiharbeit kommen, insgesamt rückläufig ist. Dies gilt jedoch nur für die Männer, unter denen diese Gruppe im Jahre 1975 noch den größten Anteil der Neuzugänger in die Zeitarbeit ausmachte. Bei den Frauen wechselte im gesamten Zeitraum ein konstanter Anteil von ca. 1/3 direkt aus einem anderen Beschäftigungsverhältnis in die Zeitarbeit. Aus diesem Zugangsweg kann jedoch nicht immer auch auf eine bewußte Option für die Zeitarbeit als Beschäftigungsform geschlossen werden. Nach unseren eigenen Erhebungen kam davon ein gewisser Teil sozusagen „notgedrungen“ — z.B. aufgrund einer Kündigung oder (vor allem jüngere Zeitarbeitnehmer/innen) einer Befristung des vorhergehenden Arbeitsverhältnisses — zu einer Verleihfirma. Allerdings lassen sich in dieser Gruppe durchaus auch Personen finden, für die Leiharbeit die Funktion der Orientierung auf dem Arbeitsmarkt erfüllt, z.B. um sich mittels der Einsätze in der Zeitarbeit nach einem anderen „passenden“ Arbeitsplatz umzusehen. Dieser unmittelbare Arbeitsplatzwechsel direkt in die Zeitarbeit verliert als Zugangsweg bei schlechterer Arbeitsmarktlage zunehmend an quantitativer Bedeutung: 1988 wechselten 34 % der Frauen und nur noch 36 % der Männer (gegenüber 45 % im Jahre 1975) aus einem anderen Beschäftigungsverhältnis in die Zeitarbeit. Noch stärker an Gewicht verloren hat die Gruppe derjenigen, die *von einem Zeitarbeitsverhältnis in ein neues wechselten*. Mitte der 70er Jahre galt dies zumindest bei den männlichen Zeitarbeitnehmern mit fast 23 % noch für einen beträchtlichen Teil, während diese zwischenbetriebliche Mobilität innerhalb des Zeitarbeitsmarktes bei den Frauen schon immer nur geringe Bedeutung hatte. 1988 hatte diese Beschäftigengruppe bei den Männern noch einen Anteil von 12 %, bei den Frauen von 4,5 % an den Gesamtzugängen.

Entsprechend hat sich seit Mitte der 70er Jahre bei den Neuzugängen zur Leiharbeit diejenige Gruppe in den Vordergrund geschoben, die unmittelbar vor Eintritt in ein Leiharbeitsverhältnis nicht erwerbstätig war. Während dieser „Zugangspfad“ für die Frauen in dem gesamten Betrachtungszeitraum eine zentrale Bedeutung hatte — ungefähr die Hälfte der in die Zeitarbeit jährlich einmündenden Frauen hatte zwar frühere Berufserfahrung, war aber unmittelbar vorher erwerbslos; etwa 12 % bis 13 % waren vorher noch nie beschäftigt — hat er in den letzten 15 Jahren bei den männlichen Zeitarbeitnehmern erheblich an Bedeutung gewonnen und bildet seit Mitte der 80er Jahre auch hier das häufigste berufsbiographische Verlaufsmuster.

Hinter diesem Befund, der zunächst auf eine Angleichung bei den Männern und Frauen hinsichtlich der berufsbiographischen Problemlage „Arbeitslosigkeit“ unmittelbar vor Aufnahme des Leiharbeitsverhältnisses hinzudeuten scheint, verbergen sich jedoch

unterschiedliche Entwicklungen, die aus den Daten der AÜG-Statistik allein nicht ersehen werden können. Die dort erfaßte Kategorie „unmittelbar vorher nicht, aber früher bereits beschäftigt“ beinhaltet nämlich eine Reihe von verschiedenen möglichen „sozialen Tatbeständen“. Dazu gehören insbesondere: Arbeitslosigkeit, (familienbedingte) Berufsunterbrechung, Ausbildung und Studium. Über die jeweilige Bedeutung dieser „Situationen“ vor Eintritt in die Zeitarbeit können wir jedoch zumindest annäherungsweise Angaben machen, indem wir hier auf die Daten unserer „Verbleibsuntersuchung“ zurückgreifen.

Die hier vor allem interessierende Kategorie „unmittelbar vor Eintritt in die Leiharbeit nicht erwerbstätig“ umfaßt vor allem zwei große Teilgruppen: zum einen die Zeitarbeitnehmer/innen, die aus der Arbeitslosigkeit zur Zeitarbeit kommen, und zum anderen diejenigen, die vor oder auch während ihrer Tätigkeit bei der Verleihfirma eine Schule bzw. (Fach-)Hochschule besuchten. Hierbei lassen sich bereits deutliche Differenzen nach Maßgabe des Geschlechts feststellen:

- Während bei den Männern fast die Hälfte (45 %) der Zeitarbeitnehmer aus der Arbeitslosigkeit kam, traf dies nur bei jeder 5. Frau zu. Frauen wechselten dagegen häufiger als die Männer unmittelbar von einem anderen Arbeitsplatz in ein Zeitarbeitsverhältnis.¹⁰
- Auffallend hoch ist bei den Frauen auch der Anteil derjenigen, die nach einer Ausbildung in die Zeitarbeit einmünden: etwa jede vierte Zeitarbeitnehmerin in unserem „Verbleibs-Sample“ kam nach Abschluß bzw. teilweise auch nach Abbruch einer schulischen oder universitären Ausbildung zu der von uns untersuchten Verleihfirma. Bei den Männern ist diese Zugangs-Gruppe hingegen sehr viel geringer vertreten. Eine gewisse — und bei den Frauen etwas ausgeprägtere — Bedeutung hat auch die Einmündung im unmittelbaren Anschluß an eine berufliche Lehre oder ein Praktikum.

Für Männer scheint Zeitarbeit zu einem großen Teil eine Möglichkeit der Wiedereingliederung in eine Erwerbstätigkeit nach einer Phase der Arbeitslosigkeit zu sein. Hier geht es also eher um eine *Re-Integration nach einer unterbrochenen Erwerbsbiographie*.

Bei den Frauen hingegen überwiegt in der Gruppe der unmittelbar vorher nicht beschäftigten Zeitarbeitnehmerinnen der Einstieg in das Erwerbssystem nach einer Ausbildung; d.h.: hier spielt häufig die „*Schwellenproblematik*“ beim Übergang vom *Bildungs-* ins *Beschäftigungssystem* eine Rolle.

10 Allerdings dürfte es sich bei den Zeitarbeitnehmer/innen — und dies gilt sowohl für Frauen als auch für Männer —, die direkt aus einem anderen Beschäftigungsverhältnis zu einer Zeitarbeitsfirma kamen, kaum um Arbeitsplatzwechsel aus stabilen Beschäftigungsverhältnissen heraus gehandelt haben: in unserer „Verbleibsuntersuchung“ gaben 72 % der Männer und 58 % der Frauen an, daß die „*Vermeidung von Arbeitslosigkeit*“ für sie ein wichtiger Aspekt bei der Beschäftigung in einem Zeitarbeitsunternehmen war. Dieses Motiv wird insgesamt also weitaus häufiger genannt, als es dem tatsächlichen Zugang aus der Arbeitslosigkeit entsprechen würde. Betrachtet man z.B. nur die Gruppe der direkt vorher erwerbstätigen Personen, so erhält man immer noch einen Anteil von 61 %, die „*Arbeitslosigkeitsvermeidung*“ als ein wichtiges Motiv angaben. Der Zugang in die Zeitarbeit aus „sicheren“ Beschäftigungsverhältnissen heraus — so läßt sich daraus schließen — ist unwahrscheinlich. Auch die unmittelbar vor der Zeitarbeit noch in einer Beschäftigung stehenden Personen scheinen zum Zeitpunkt vor Eintritt in das Verleihunternehmen in ihrer Mehrheit potentiell von Arbeitslosigkeit bedroht zu sein (z.B. durch eine Kündigung des Arbeitgebers, eine Betriebsstilllegung oder durch das Auslaufen befristeter Verträge).

Damit werden bereits bei der Betrachtung der beruflichen Situation unmittelbar vor Eintritt in ein Zeitarbeitsverhältnis zwei Aspekte erkennbar, die einen ersten deutlichen Hinweis auf Formen diskontinuierlicher, d.h. auf unterschiedliche Weise „gestörte“ oder unterbrochene Berufsverläufe bei einem erheblichen Teil der Zeitarbeitnehmer/innen geben.

1.4 Diskontinuitäten im Berufsverlauf: ein berufsbiographisches Merkmal von Zeitarbeitnehmer/innen

Aber nicht nur die unmittelbar dem Eintritt in ein Zeitarbeitsverhältnis vorangehende berufliche Situation zeigt die Schwierigkeiten von „lückenlosen“ Anschlässen und Übergängen im Berufsverlauf der Leiharbeitnehmer/innen. Die Betrachtung weiterer Aspekte der Berufsbiographie, die wir im folgenden vornehmen, unterstreicht die Bedeutung insgesamt diskontinuierlicher Verlaufsformen für den Zugang in die Zeitarbeit.

1.4.1 Das Problem der Arbeitslosigkeit

Vor allem bei den Männern spielte — wie der vorige Abschnitt zeigte — der Weg in die Zeitarbeit aus der Arbeitslosigkeit heraus eine erhebliche Rolle. Arbeitslosigkeit tritt jedoch als Arbeitsmarktproblem für viele Zeitarbeitnehmer/innen nicht nur unmittelbar vor ihrem Zeitarbeitsverhältnis auf, sondern zieht sich bei einem Teil von ihnen sogar gleichsam wie „ein roter Faden“ durch den vorhergehenden Berufsverlauf. Nach den Ergebnissen unserer „Verbleibsuntersuchung“ war immerhin jeder siebte männliche Zeitarbeitnehmer drei- oder mehrmals in seinem Berufsverlauf vor Eintritt in das Zeitarbeitsunternehmen arbeitslos; mehr als eine Arbeitslosigkeitsphase wiesen insgesamt 25 % der Männer auf.

Insgesamt ist der Anteil der Zeitarbeitnehmer/innen, die bereits Erfahrung mit Arbeitslosigkeit gemacht haben, um einiges höher als der Anteil derer, die direkt aus der Arbeitslosigkeit in die Zeitarbeit kommen: ca. 75 % der Männer und etwa die Hälfte der Frauen weisen zumindest eine Unterbrechung ihrer Erwerbstätigkeit durch Arbeitslosigkeit auf. Allerdings wäre es ein überzeichnetes Bild, Zeitarbeitnehmer/innen überwiegend als Langzeit- oder Mehrfacharbeitslose zu betrachten; dies gilt nur für einen kleineren Teil. Als ein Element für den Zugang in die Leiharbeit scheint uns aber doch wichtig zu sein, daß die Mehrzahl der Zeitarbeitnehmer/innen über kurze oder auch längere Arbeitslosigkeitserfahrungen verfügen. Dieses berufsbiographische „Handicap“ stellt dabei für die Frauen zumindest hinsichtlich seiner Dauer wie auch seiner Häufigkeit offensichtlich einen im Vergleich zu den Männern geringeren Problemdruck dar.

1.4.2 Zwischenbetriebliche Arbeitsplatzwechsel

Zeitarbeitnehmer/innen scheinen nach unseren Befunden eine Beschäftigtengruppe zu sein, deren Berufsverlauf vor der Zeitarbeit im Vergleich zu anderen Erwerbspersonen auch besonders durch häufigen Stellenwechsel gekennzeichnet ist. In bezug auf die Häufigkeit der Arbeitsplatzwechsel und die Dauer der vorhergehenden Beschäftigungs-

verhältnisse zeigten sich keine nennenswerten Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Beide Gruppen hatten in unserer „Bestandserhebung“ im Durchschnitt eine Verweildauer an ihren früheren Arbeitsplätzen von lediglich ca. 20 Monaten. Einen Überblick über die Arbeitsplatzmobilität *erwerbstätiger Frauen* liefern Ergebnisse der ersten Welle des „*Sozio-ökonomischen Panels*“.¹¹ Die dort für die beschäftigten Frauen ermittelte Zahl der Arbeitgeber im Zeitraum 1974 bis 1984 läßt (mit einigen Einschränkungen) einen Vergleich mit den Daten unserer „Bestandserhebung“ zu.

Der Vergleich zeigt, daß der Anteil der Zeitarbeitnehmerinnen mit drei oder mehr Arbeitgebern vor ihrem Leiharbeitsverhältnis mit 55 % mehr als dreimal so hoch ist als bei den erwerbstätigen Frauen insgesamt.¹² Diese ausgeprägte Fluktuation besteht nach unseren Daten sowohl relativ unabhängig vom Geschlecht — so gaben z.B. in unserer „*Verbleibsuntersuchung*“ 38 % der Männer und 31 % der Frauen vier oder mehr Arbeitgeber im Berufsverlauf vor Eintritt in das Zeitarbeitsunternehmen an — wie auch weitgehend von der formalen Qualifikation und muß somit sicherlich als ein wesentliches Kennzeichen dieses Typus von Randbelegschaft angesehen werden.

Die Häufung der Arbeitsplatzwechsel bei den Zeitarbeitnehmer/innen dürfte in den meisten Fällen nicht auf „freiwilliger“ Fluktuation beruhen. Sie ist vielmehr ein Ausdruck eher problematischer Verläufe. Diese Stellenwechsel sind quasi „erzwungen“ durch eine Kumulation anderer Arbeitsmarktrisiken; sie stehen im Kontext von Arbeitslosigkeit, fehlenden Übernahmемöglichkeiten nach Ausbildungsabschluß oder auch der Befristung von Beschäftigungsverträgen. So war in unserer „*Verbleibsuntersuchung*“ fast jede/r dritte Zeitarbeitnehmer/in vorher mindestens einmal befristet beschäftigt; für 11 % der Männer traf dies sogar mehrfach zu. Im Zusammenhang mit dem hohen Anteil von im Berufsverlauf vor der Zeitarbeit ein- oder mehrmals arbeitslosen Leiharbeitnehmer/innen weist dieser Befund zusätzlich darauf hin, daß diese Beschäftigten in erheblichem Umfang Schwierigkeiten hatten, sich in längerfristigen und stabilen Beschäftigungsverhältnissen zu plazieren.

1.4.3 Probleme beim Übergang vom Bildungs- ins Beschäftigungssystem

In den letzten Jahren ist der Prozeß der relativen Entwertung von Bildungsabschlüssen unübersehbar geworden,¹³ wodurch auch der Zusammenhang zwischen formaler Qualifikation und erwartbarem Zugang zu bestimmten beruflichen und gesellschaftlichen Positionen tendenziell außer Kraft gesetzt wird. Diese Entwicklung wurde mit dem Begriff des „Qualifikationsparadoxes“¹⁴ treffend charakterisiert. Während das Fehlen

11 Büchtemann/Schupp, a.a.O.

12 Interessant ist in diesem Zusammenhang auch der Vergleich mit *teilzeitbeschäftigte Frauen*. Büchtemann/Schupp, a.a.O., 25ff., konnten bei „regelmäßig“ teilzeitbeschäftigte im Vergleich zu vollzeitbeschäftigte Frauen keine geringere Beschäftigungsstabilität feststellen. D.h.: teilzeitbeschäftigte Frauen auf der einen und Zeitarbeitnehmerinnen auf der anderen Seite weisen im Hinblick auf ihr bisheriges „Arbeitsplatzwechselverhalten“ ein deutlich zu unterscheidendes Profil auf.

13 Vgl. dazu beispielsweise Lutz, B. (1983): Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit. Eine historisch-soziologische Studie, in: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten (Soziale Welt Sonderband 2) Göttingen, S. 221-245.

14 Mertens, D. (1984): Das Qualifikationsparadox. Bildung und Beschäftigung bei kritischer Arbeitsmarktperspektive. (Vortrag beim 9. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft in Kiel 1984), Manuskrift.

schulischer und beruflicher Zertifikate mittlerweile nur noch für eine Minderheit auf dem Arbeitsmarkt überhaupt von Bedeutung ist, wächst gleichzeitig der Anteil derer, die an ein erreichtes Qualifikationsniveau nicht in der beabsichtigten Weise anschließen können, z.B. weil sie trotz abgeschlossener Lehre überhaupt nicht in ein festes (bzw. ein ihrer Ausbildung entsprechendes) Beschäftigungsverhältnis übernommen oder trotz akademischer Qualifikation arbeitslos werden. Diese Gruppen aber sind es, die zunehmend Gefahr laufen, in Randbelegschaften abgedrängt zu werden.¹⁵ Wesentliches Merkmal dieser, wenn man so will, „neuen Art von Randbelegschaften“ ist damit aber immer weniger das Fehlen, sondern eher der problematische Zuschnitt von Qualifikationen, sowie verstärkt „Störungen“ der Anschlüsse und Übergänge zwischen Bildung und Beschäftigung.

Dieser Zusammenhang wird bei den Beschäftigten in der Zeitarbeit besonders deutlich. Einen ersten Hinweis auf diese „Schwellenproblematik“ hatte uns ja bereits die Situation unmittelbar vor Eintritt in das Zeitarbeitsunternehmen geliefert. Auch durch die Altersverteilung wird diese Problemlage abgebildet: die Altersgruppe zwischen 20 und 25 Jahren ist hier besonders stark vertreten. Häufig handelt es sich dabei um junge Erwachsene, die nach der Ausbildung nur befristet¹⁶ oder überhaupt nicht in ein Beschäftigungsverhältnis übernommen wurden. Damit wird bereits am Übergang von der (beruflichen) Ausbildung zur Beschäftigung, also schon beim Einstieg ins Erwerbsleben, für viele Jugendliche ein kontinuierlicher Berufsverlauf in Frage gestellt.¹⁷ Wie bedeutsam dieses Problem zumindest noch in den 80er Jahren für die „Berufseinstiger“ war, zeigte die BIBB/IAB-Untersuchung über „Erwerb und Verwertung beruflicher Qualifikationen“ von 1986: danach hat fast jede/r vierte Erwerbstätige, der/die eine betriebliche Ausbildung abgeschlossen hat, den Lehrbetrieb unmittelbar nach Abschluß der Ausbildung verlassen, und zwar i.d.R., weil er/sie nicht übernommen wurde. Dieser Anteil war vor allem im Handwerk und im privaten Dienstleistungsgewerbe, also in Kleinbetrieben, besonders hoch.¹⁸

Auffallend ist in diesem Zusammenhang auch die Zahl der Ausbildungsabbrecher/innen in der Zeitarbeit: Während nach der BIBB/IAB-Studie von allen Erwerbspersonen, die eine betriebliche Ausbildung beginnen, etwa jede/r zehnte diese Ausbildung vorzeitig ohne Abschluß abbricht, ist der entsprechende Anteil bei den ausgeschiedenen Zeitarbeitnehmer/innen unserer „Verbleibsuntersuchung“ etwa doppelt so hoch. Wenn gleich ein Teil dieser Beschäftigten danach eine weitere Ausbildung abschließt — hier also eine berufliche „Umorientierung“ vorgenommen wird — zeigt sich auch an der Gruppe der Ausbildungsabbrecher/innen deutlich, daß Zeitarbeitnehmer/innen überdurchschnittlich häufig bereits zu Beginn ihrer Berufsbiographie Erfahrungen des Schei-

15 Gottsleben, V. (1987): Randgruppe in der zertifizierten Arbeitsgesellschaft? Zur abnehmenden Bedeutung der nicht formal Qualifizierten (NFQ) am Arbeitsmarkt, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 20,1, S. 1-14.

16 Vgl. dazu auch: Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände (1986): Befragung zur Befristung von Einstellungen nach dem Beschäftigungsförderungsgesetz von 1985, Köln, S. 6.

17 Linhart/Maruani sprechen hinsichtlich dieser berufsphasen- und altersspezifischen Konzentration von Problemlagen von „diachroner Prekarität“. Linhart, D./Maruani, M. (1979): Précarisation et Déstabilisation des Emploi Ouvriers. Quelques Hypothèses, in: Travail et Emploi 11/1979.

18 Clauß, T./Jansen, R./Stoos, F. (1989): Erwerb und Verwertung beruflicher Qualifikationen. Die 1985/86 durchgeführte Wiederholungsuntersuchung der BIBB/IAB-Erhebung wird im Zentralarchiv archiviert, in: ZA-Information 25, S. 21-29, S. 23.

terns bzw. der Korrektur von beabsichtigten „Laufbahnen“ gemacht haben. Gerade angesichts der wachsenden Bedeutung und „Signalfunktion“ von kontinuierlichen und „konsistenten“ Erwerbsverläufen als Selektionskriterium beim Wettbewerb um attraktive Arbeitsplätze verbindet sich mit einem Abbruch der Berufsausbildung verstärkt die Gefahr des Abgleitens in den Bereich „prekärer“ Beschäftigung.

In diesem Zusammenhang ist aber auch bemerkenswert, daß fast jede/r achte Zeitarbeitnehmer/in unserer „Verbleibsuntersuchung“ über zwei oder mehr abgeschlossene Berufsausbildungen verfügt. Berufliche Umorientierungen sind also nicht nur bei den Ausbildungsabbrecher/innen zu verzeichnen: zumindest bei einem Teil dieser „Mehrfachqualifikationen“ handelt es sich nicht um Aufbau- oder Ergänzungsausbildungen zu bereits vorhandenen Berufsabschlüssen (wie z.B. Elektroanlageninstallateur und Elektro-Ingenieur), sondern um Korrekturen von Berufsqualifikationen, die offenbar an der Nachfrage des Arbeitsmarktes vorbei erworben wurden.

1.4.4 Probleme der Erhaltung von beruflichen Ansprüchen

Die bisher skizzierten Probleme berufsbiographischer Übergänge, sei es nach einer Berufsausbildung oder einer befristeten Beschäftigung, verdeutlichen aber nicht nur, daß es für Zeitarbeitnehmer/innen in vielen Fällen schwierig gewesen ist, sich kontinuierliche Beschäftigungsverhältnisse längerfristig zu sichern. Ein für Zeitarbeitnehmer/innen in ihrem Berufsverlauf oftmals zusätzlich zu lösender problematischer Aspekt liegt im faktischen oder drohenden Verlust erworbener beruflicher Qualifikationen. Der Anspruch, die erlernten Kenntnisse und Fertigkeiten in einem Beschäftigungsverhältnis anzuwenden, sowie den damit verbundenen beruflichen Status zu erreichen bzw. zu erhalten, war für einen erheblichen Teil der Zeitarbeitnehmer/innen oftmals nicht zu verwirklichen.

So sind z.B. deutliche Diskrepanzen erkennbar zwischen dem insgesamt vergleichsweise hohen Qualifikationsniveau der Zeitarbeitnehmer/innen und dem Tätigkeitsspektrum, in dem sie vor ihrem Zeitarbeitsverhältnis beschäftigt waren. Prozesse beruflicher Dequalifikation haben bei den (überwiegend im Handwerk ausgebildeten) männlichen Facharbeitern stattgefunden. Hiervon sind die auf dem Arbeitsmarkt nachgefragten Metall- und Elektroberufe allerdings kaum betroffen; beruflicher Abstieg in un- oder angelernte Tätigkeitsfelder trat in dieser Gruppe nur als Folge fehlender Berufserfahrung auf, d.h. wenn er unmittelbar nach einer Ausbildung, z.B. durch fehlende betriebliche Übernahme und Arbeitslosigkeit, eingeleitet wurde. Vor allem für die Metall- und Elektrofacharbeiter¹⁹ bietet die Zeitarbeit auch nach vorherigen unterqualifizierten Arbeitseinsätzen und mit geringer Berufserfahrung in der Regel die Möglichkeit des Anknüpfens an erworbene Berufsqualifikationen.

Anders stellt sich dieses Problem bei den sonstigen Facharbeiterberufen dar.²⁰ Prekäre Verläufe und Berufswechsel in gering qualifizierte Arbeitsbereiche sind hier vor der Zeitarbeit häufiger. Diese Entwicklung ist vor allem sicherlich durch die im Vergleich zu den Metall- und Elektroberufen sehr viel geringere berufliche Flexibilität dieser

¹⁹ Dazu zählen z.B. Maschinenschlosser, Werkzeugmacher, Dreher, Elektroinstallateure, Energieanlageelektriker und ähnliche Berufsfelder.

²⁰ Die „sonstigen Facharbeiterberufe“ umfassen vor allem: Tischler, Maurer, Maler/Lackierer, Bäcker.

Qualifikationsprofile wie auch deren allgemein — zumindest bis Ende der 80er Jahre²¹ — niedrigere Attraktivität auf dem Arbeitsmarkt bedingt. Die Befristung von Beschäftigungsverhältnissen und insbesondere Phasen der Arbeitslosigkeit stellen für diese Berufsgruppe oftmals Chancenverengungen dar, die einen neuerlichen Anschluß an alte berufliche Ansprüche und Fähigkeiten erschweren können. Die „sonstigen Facharbeiter“ werden in der Zeitarbeit fast ausschließlich im Hilfskraftbereich, d.h. als Lagerarbeiter oder Produktionshelfer, eingesetzt. Die berufliche Dequalifikation setzt sich also in der Leiharbeit fort; sie wird aber hier möglicherweise „auf Zeit“ in Kauf genommen, um die zukünftige Option für einen Wiedereinstieg in den erlernten Beruf offen zu halten.

Besonders deutlich wird die Entwertung formaler Bildungsabschlüsse und Zertifikate im Akademiker/innenbereich. In der Zeitarbeit spiegelt sich dies deutlich bei den Frauen wieder: in unserer „Verbleibsuntersuchung“ kamen 23 % *im Anschluß* an ein Hochschulstudium oder eine schulische Ausbildung in die Zeitarbeitsfirma. Der hohe Anteil schulisch gut ausgebildeter Zeitarbeitnehmerinnen verweist auf das vor allem für Frauen bedeutsame Phänomen der Entkoppelung der im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte gestiegenen Bildungschancen von den Möglichkeiten der Verwertung dieser Bildung auf dem Arbeitsmarkt. Eine ähnliche Struktur, die ebenfalls auf dem Hintergrund „paradoyer Effekte“ der Bildungsexpansion interpretiert werden kann, findet sich bei denjenigen Zeitarbeitnehmer/innen, die eine berufliche Weiterbildung durchlaufen haben, denen es jedoch nicht gelungen ist, eine qualifikationsadäquate Beschäftigung zu finden.

1.5 Zusammenfassung

Unsere Befunde machen deutlich, daß das *Problem der Diskontinuität* im Berufsverlauf eine besondere Relevanz für unsere Untersuchungsgruppe besitzt. Z.B. in Gestalt von durch Arbeitslosigkeit unterbrochenen Erwerbsverläufen, in verschiedener Hinsicht „gestörten“ Übergängen vom Bildungs- ins Beschäftigungssystem, häufigen Arbeitsplatzwechseln vor der Aufnahme eines Zeitarbeitsverhältnisses oder beruflicher Dequalifikation. In diesen Aspekten von Diskontinuität kommen Probleme zum Ausdruck, die die berufliche Situation von Zeitarbeitnehmer/innen beim Eintritt in ein Leiharbeitsverhältnis in besonderem Maße prägen. Das sind Probleme

- der *Integration und Reintegration ins Beschäftigungssystem* nach Arbeitslosigkeit,
- des *Anschlusses an schulische und betriebliche Bildungsgänge* bzw. gestörter oder blockierter Übergänge zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem,
- sowie der *Aufrechterhaltung von Beschäftigungsoptionen und Qualifikationsansprüchen* nach dem Abbruch bzw. nach Abschluß einer beruflichen (Weiter-)Bildung.

Damit sind — anhand der Kontur der statistisch faßbaren Merkmale — in einem ersten Zugriff bereits „berufsbiographische“ Konstellationen umrissen, die wir in den folgenden Abschnitten nun anhand der Auswertung von lebensgeschichtlichen Erzählungen tiefenschärfer und differenzierter rekonstruieren werden.

²¹ Angesichts der sich verändernden Lage auf dem Ausbildungsmarkt werden die Arbeitsmarktchancen dieser Berufe in Zukunft möglicherweise wieder ansteigen.

2. Biographien in der Zeitarbeit

2.1 Individualisierung und Biographisierung

Wir hatten die Annahme vertreten,²² daß die Form der sogenannten institutionalisierten Normalbiographie gegenwärtig ganz erheblichem Wandlungsdruck ausgesetzt ist: durch die Veränderungen im Bereich des Familienzyklus und diejenigen im Bereich des Arbeitslebens, wie sie mit dem Stichwort der Erosion des Normalarbeitsverhältnisses angedeutet werden können. Verknüpft mit oder als Folge der Infragestellung und empirischen Erosion bisher gültiger Organisationsprinzipien von Leben und Arbeiten bildet sich ein Regelungsvakuum, entstehen Spielräume, in denen sich neuartige, abweichende Lebensentwürfe ausbilden können. Diese Entwicklung ist bisher zumeist mit dem Begriff der Individualisierung von Lebenslagen und Lebensläufen²³ etikettiert worden. Dabei sollte nicht übersehen werden, daß die in der Regel einer hohen Scheiternsgefahr ausgesetzten neuen Lebensentwürfe nicht nur Ausdruck von neuen Freiräumen und Handlungsmöglichkeiten sind. Die Stimulierung individueller Experimentier- und Selbststeuerungsleistungen kann auch der Entlastung und dem Innovationsbedarf von Organisations- und sozialen Systemen dienen. In dem Maße, wie die gesellschaftliche Regulierung des Lebensablaufs und die seine Reproduktion stützenden normativen Orientierungen nicht mehr ineinander greifen, entsteht ein verstärkter Regulierungs-, Interpretations- und Steuerungsbedarf. Dieser Interpretations- und Steuerungsbedarf läßt sich auf der Ebene des Persönlichkeitssystems, aber auch auf der Ebene der sozialen Systeme — z.B. in Organisationen — identifizieren. Wir haben dies mit dem Konzept der „Biographisierung“ zu interpretieren versucht: als Ausdruck eines sowohl auf der Ebene sozialer Systeme als auch auf der Ebene von individuellem Handeln entstehenden Bedarfs der zeitperspektivischen Kalkulation von Bindungen und Erwartungen, von Motivationen und Ressourcen.²⁴ Darin mag eine funktionale Alternative zur normativen Integration sozialen Handelns angesichts deren zunehmender Brüchigkeit gesehen werden. Biographien können dabei, aus der Sicht von Organisationen, zu einem temporalisierten Askriptionsschema werden. Aus der Sicht individueller Akteure bilden sie den beweglichen Sinnhorizont für die Orientierung eigenen Erlebens und Handelns im lebenszeitlichen Rahmen, angesichts der verminderten Orientierungs- und Bindungseffekte traditionaler oder konventioneller Lebensentwürfe.

Diese Argumentation läßt sich anhand der bisher vorgestellten Befunde für unsere Untersuchungsgruppe durchaus plausibilisieren.

Während einerseits die Kontinuität und Konsistenz bzw. die Diskontinuität und Erratik des früheren Erwerbsverlaufs ein wichtiges Selektionskriterium in der Einstellungspraxis von Unternehmen geworden ist,²⁵ nimmt der Kreis der Personen zu, für die

22 Vgl. o. Kap. II.5.4-5.5.

23 Vgl. Beck, U. (1983): Jenseits von Stand und Klasse?, in: Soziale Welt Sonderheft 2, S. 35-74; s.a. Berger, P.A./Hradil, S. (Hrsg.) (1990): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband 7, Göttingen.

24 Vgl. Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (1988): Biographisierung von Erleben und Handeln, in: Dies. (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen, S. 11-30.

25 Vgl. Hohn, H.-W./Windolf, P. (1988): Lebensstile als Selektionskriterium — Zur Funktion „biographischer Signale“ in der Rekrutierungspolitik von Arbeitsorganisationen, in: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.), a.a.O., S. 179-207.

die berufliche Normalbiographie in Frage gestellt ist. Und dies gilt — wie sich am Beispiel unserer Untersuchungsgruppe zeigen läßt — nicht nur für diejenigen, die am Beginn bzw. Ende, also an den „ausfransenden“ Rändern des Erwerbslebens stehen, sondern zunehmend auch für die, die sich in der mittleren Phase ihres Berufslebens befinden. Was in bestimmten Perioden der Arbeitsmarktentwicklung der „wahrscheinlichste“ Pfad war, gerät potentiell zur Gratwanderung, führt zu Umwegen und Suchstrategien, die wiederum ihre eigene Logik und Dynamik entfalten.

Auf der Ebene der beruflichen Verläufe wird dies z.B. an der Tatsache ablesbar, daß einerseits unter den Zeitarbeitnehmer/innen überdurchschnittlich viele eine Berufsausbildung abgebrochen hatten, andererseits dann aber auch vergleichsweise häufig eine zweite oder gar dritte Ausbildung abgeschlossen wurde. Die Häufung von Personen, die vielfältige Erfahrungen des Scheiterns von beabsichtigten Laufbahnen hinter sich, aber auch die Anstrengung einer neuen Orientierung unternommen haben, kann von den Verleihunternehmen in spezifischer Weise genutzt werden: Verbindet sich doch für diese Beschäftigten mit der Zeitarbeit häufig auch die Hoffnung, über eine Art „Quereinstieg“ auf diese Weise doch noch einen Platz im stabilen Arbeitsmarktsegment zu finden. Aus diesem Grund wird die Zeitarbeit teilweise als eine Art „Bewährungsprobe“ begriffen, was zur Folge hat, daß die Arbeitnehmer/innen auch belastende Arbeitsbedingungen akzeptieren. In diesem Sinne liegt gerade in den biographischen Brüchen ihrer Beschäftigten für die Verleihunternehmen ein „produktives Potential“. So werden die individuellen Motive und Hoffnungen von den Zeitarbeitsunternehmen einerseits aufgegriffen, andererseits wird aber zu deren Umsetzung auch ein sozialer und organisatorischer Rahmen, eine Chancenstruktur angeboten. Und dieses Fungieren individuell sinnvollen Handelns innerhalb eines sozialen Rahmens trägt zur überindividuellen Regenerierung dieser Erwartungen und Motive bei und damit wohl auch zur Regenerierung des sozialen Kontexts, in dem sie entstehen.

Die Widersprüchlichkeit der hier angedeuteten Entwicklung kommt in der Zeitarbeit in spezifischer Weise zum Ausdruck: So ist sie einerseits ein Symptom von Erosions-tendenzen, indem sie auf das Brüchigwerden von „Karrieren“ verweist; andererseits könnten in der Zeitarbeit auch bereits Anzeichen eines neuen Institutionalisierungsprozesses gesehen werden, insofern diese Beschäftigungsform als eine Institution auf dem Arbeitsmarkt (neben anderen) in gewissem Sinn zur „Normalisierung“ von Mobilität und Diskontinuität im Berufsleben beiträgt.

Uns geht es nun darum, anhand der Auswertung von erzählten Lebensgeschichten, die uns in Interviews mit Angehörigen dieser Beschäftigtengruppe berichtet wurden — über die Befunde zum empirischen Verlauf, soweit sie sich anhand quantitativ faßbarer Informationen dargestellt hatten, hinaus — auch die biographischen, also ihr eigenes Leben deutenden, beschreibenden und steuernden Orientierungen herauszuarbeiten.

2.2 Lebenslauf und Biographie

Wir werden in den folgenden Abschnitten die Lebensläufe und Biographien der Befragten unserer Untersuchungsgruppe analysieren und die Ergebnisse in der Form einer Typologie von „Mustern biographischer Entwicklung“ vorstellen. Wenn wir von „Mustern biographischer Entwicklung“ sprechen, dann sind damit sowohl die tatsächlichen Verläufe und Entwicklungen im Leben unserer Befragten gemeint, wie sie

uns erzählt und berichtet wurden, als auch die Beobachtung, Beschreibung und Deutung dieser Verläufe, wie sie in den erzählten Biographien unserer Befragten zum Ausdruck kommen.

Obwohl es dabei sicher sinnvoll ist, die analytische Differenzierung zwischen Lebenslauf und Biographie²⁶ ernst zu nehmen, so gilt doch, daß wir über die Lebensläufe anderer nur über deren biographische Texte informiert werden, also über eine selektive Vergegenwärtigung des Lebens der jeweiligen Person. Welcher Art diese Texte sind, ob es erzählte Lebensgeschichten, niedergeschriebene „Lebensläufe“, Antworten auf Interviewfragen, Kreuze auf Fragebögen oder was auch immer sein mögen, ändert an diesem Sachverhalt nichts. Es gilt also, die spezifischen Bedingungen der Produktion derartiger Texte und ihre im Hinblick auf „tatsächliches“ Geschehen differentiellen Informationsprofile zu berücksichtigen und zu kontrollieren.²⁷ Leben, sofern es nicht bloßes „Sichverhalten“, Dahrleben ist, setzt immer schon Sinn und Deutung voraus und insofern auch Beschreibung, Thematisierung des eigenen Lebens — Er-lebens und Handelns — oder von Teilen davon, auf die man aber in der neuerlichen Beschreibung als eine faktisch unauflösbar Einheit blickt.²⁸ Natürlich kann die Person unterscheiden zwischen dem, was sie einstmals tat, zu tun gezwungen war, gern getan hätte, was sie heute als Fehler ansieht, aber damals nicht usw. Sie berichtet also über vormalige und aktuelle Deutungen, beschreibt sich als damals faul und heute ehrgeizig, interpretiert ihr damaliges Tun oder Lassen als etwas, was ihr zwar zugerechnet werden kann, was sie aber möglicherweise anders zurechnet, z.B. als etwas, was ihr geschah. Das heißt: Deuten und Beschreiben, Beobachtung, Handeln und Erleben gehen, wenn die Person sich als identische über die Zeit wahrnimmt und darstellt,²⁹ eine unlösbare Verbindung ein, die nur analytisch aufgebrochen werden kann.

2.3 Zur Auswertung des Interviewmaterials

Bei der Erhebung des Interviewmaterials haben wir uns bemüht, die Möglichkeiten dieser analytischen Trennung herzustellen, um sie in der Auswertung nutzen zu können. Der erste Teil des Interviews wurde als „narratives“ Interview geführt. Wegen der

26 Vgl. Leitner, H. (1982): Lebenslauf und Identität, Frankfurt/M.

27 Das Verhältnis von Biographie und Lebenslauf als aufeinander bezogene, wechselseitig sich aktualisierende Vorgänge wird man jedoch nicht auflösen können: In einer aktuellen (Interview-)Situation beschreibt, thematisiert eine Person vergangene Formen ihres Erlebens und Handelns, in die wiederum damalige (vergangene?) Elemente der Deutung und Beobachtung, Orientierung usw. ihres Erlebens und Handelns konstitutiv eingegangen sind (eingehen), die ihrerseits damals (vielleicht) auf eine zukünftige, die jetzt aktuelle, Situation antizipierend bezogen waren. Man kann dieses Verhältnis als ein sich selbst beschreibendes und beobachtendes Handlungssystem, dessen Beobachtungen und Selbstbeschreibungen Teil seiner Autopoiesis sind, bestimmen. Operative und Beobachtungsebene nehmen sich wechselseitig in Anspruch und können sich als Struktur oder Prozeß aufeinander beziehen. Vgl. dazu auch Schimank, U. (1988): Biographie als Autopoiesis — Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität, in: Brose/Hildenbrand, a.a.O., S. 55-72.

28 Vgl. dazu Dilthey, W. (1958): Über das „Erleben und die Selbstbiographie“, Gesammelte Schriften Bd 7, S. 191-220.

29 Leitner hat überzeugend herausgearbeitet, daß diese Form der Selbstdarstellung in diachroner Perspektive eine sozialhistorisch und Entwicklungsgeschichtlich relativ späte „Errungenschaft“ der Neuzeit ist. Leitner, H., a.a.O.

Eigendynamik des Sachverhaltsdarstellungsschemas „Erzählung“ ist es grundsätzlich möglich, argumentierende, deutende und bewertende Anteile des berichteten Geschehens von den Sachverhalten der erzählten Ereignissen und Handlungen zu unterscheiden.³⁰ Erst in der „Nachfragephase“ haben wir unsere Interviewten dann ausdrücklich um Begründungen, Bewertungen und Deutungen einzelner Teile der erzählten Lebensgeschichte, wie auch der Deutung und Symbolisierung der Lebensgeschichte insgesamt gebeten.

Eine spezifische Nutzung der analytischen Differenz von Biographie und Lebenslauf kommt bei unserer Analyse dann zum Tragen, wenn aus den erzählten Lebensgeschichten zunächst jene objektiven Daten heraus „destilliert“ werden, aufgrund derer eine Fallstrukturhypothese entwickelt werden kann, die dann mit den Spezifika des Falles und den Deutungen der Interviewten konfrontiert wird.³¹

Dies bildet die Grundlage unserer Analyse der Lebensläufe und Biographien oder, wie wir es nennen, der „Muster biographischer Entwicklung“. Die Ergebnisse dieser Analyse sollen dann in einer Form präsentiert werden, die zwar eine vom Einzelfall her gewonnene, aber über den Einzelfall hinausgehende Interpretation der Ergebnisse gestattet. Dafür haben wir die Form einer Typologie gewählt. Sie wird uns dazu dienen, dann im nächsten Abschnitt die biographischen Zeitperspektiven und die Formen des zeitbezogenen Erlebens und Handelns im Alltag in einer systematischen Weise vorzustellen.

Es erscheint angebracht, hier noch einige Bemerkungen zum Status der Typologie von Mustern biographischer Entwicklung voranzustellen.

2.3.1. Der heuristische Wert der Typologie

Bei der Analyse der Lebensgeschichten, die uns von den Interviewpartnern berichtet wurden, bemühen wir uns darum, die in ihnen zum Ausdruck kommenden, jeweils besonderen, *individuellen* Verwirklichungen objektiver Möglichkeiten, d.h. die Nutzung von Chancen, Umgehung oder Vermeidung von Konditionierungen, bzw. die Erduldung von Restriktionen, zu verstehen.

Die der hermeneutisch verfahrenden Analyse verpflichtete Methodologie legt in diesem Zusammenhang großen Wert darauf, daß die bei der Interpretation eines Falles benutzten Kategorien nicht von „außen“ an den Fall herangetragen werden, einzelne Sachverhalte, Phänomene und Beobachtungen nicht unter vorab gewählte, theoretisch abgeleitete Kategorien subsumiert werden. Im Gegenteil, bei der Methode der Fallrekonstruktion geht es — nach dem Methodenverständnis der interpretativen Verfahren — darum, durch die Aufschließung und Auslegung des Textmaterials zu Interpretationskategorien

30 Vgl. Schütze, F. (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, Nr. 1, August 1977.

31 Ein Verfahren, das wenigstens in den Grundzügen dem entspricht, wie es Oevermann u.a. in ihrer Methode der „objektiven Hermeneutik“ vorgeschlagen haben. Vgl. Oevermann, U./Allert, T./Konau, I./Krammbeck, J. (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Soeffner, H.-G. (Hrsg.), Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, S. 352-434.

zu kommen, die der weiteren Theoriebildung dienlich sein können.³² Die Zurückweisung subsumtionslogischer Verfahren bedeutet nicht, daß theoretisches Wissen über die Strukturen der Sozialität, also beispielsweise Interaktionsstrukturen und regelgeleitetes Verhalten, über intersubjektiv gültige Sinnstrukturen und objektiv gegebene Chancen oder Bedingungen bei der Interpretation keine Berücksichtigung fänden. Dieses Wissen ist bei der Interpretation einzelner Fälle natürlich unerlässlich. Und es wird systematisch zur Geltung gebracht, wenn es darum geht, individuelle Fallstrukturen vor dem Hintergrund intersubjektiv gültiger Handlungsbedingungen und Möglichkeiten zu interpretieren.³³

Insofern also die interpretativen Verfahren, insbesondere das der „objektiven Hermeneutik“, davon ausgehen, daß jede individuierte Fallstruktur nur vor dem Hintergrund allgemeiner Regeln als Besonderung des allgemeinen Falls und eben nur im Bezug auf diesen expliziert werden kann, sieht sie die Möglichkeit, in der Fallanalyse das „individuelle Allgemeine“³⁴ darstellen zu können.

Hierbei sind allerdings unterschiedliche — und nicht immer deutlich genug unterschiedene Verhältnisse von Individuellem und Allgemeinem zu unterscheiden:

Eine Version, bei der der einzelne Fall eine allgemeine Regel, einen allgemeinen Typus „repräsentiert“. Dabei wird zumeist auf das Beispiel der Sprache verwiesen. Die einzelne Äußerung ist ein Anwendungsfall eines allgemeinen Regelsystems, und nur mit Bezug auf dieses zu verstehen (type/token-relation).³⁵ Andererseits, so betont Frank, sei festzuhalten, daß das Allgemeine, Universelle ja nur in der individuellen Form überhaupt zum Ausdruck komme und dadurch das allen individuellen Lebensäußerungen Gemeinsame ja nur in endloser Variation existiere:

„Die Bedeutung des Ganzen existiert nirgendwo anders als in den Bewußtseinen der Individuen, die das Universelle auf je eigentümliche Weise verinnerlichen und durch ihre Taten ans Allgemeine rückentäuschen. Das hat zwei Implikationen: Erstens wird der Begriff des Universellen durch die Intervention eines Individuums von sich selbst gespalten, d.h. er verliert seine semantische Identität ...; zweitens: es existiert der Begriff des Universellen nicht nur in einer sondern in unkontrollierbar vielen Interpretationen ...“.³⁶

32 So etwa bei Glaser, B./Strauss, A. (1967.): *The Discovery of Grounded Theory*, Chicago. Die Front gegen die „Subsumtion“ unter Kategorien, die vorab als beobachtungs- oder interpretationsrelevant festgelegt werden, wurzelt u.a. in dem Methodenverständnis der Hermeneutik. Für diese war lange Zeit, im Anschluß an Schleiermacher, das Modell des „Einfühlungsverständens“ bedeutsam. Vgl. Frank, M. (1977): *Das individuelle Allgemeine*, Frankfurt/M. Ein anderer Vorbehalt gegen die Subsumtion unter klassifikatorische Kategorien wird von Adorno betont, und gleichzeitig — dialektisch — gegen diejenigen gewendet, die mit der Geste des Aufbegehrens zur „Verblendung“ des gesellschaftlichen Zusammenhangs beitragen: „Individualismus, der sich dem unmenschlichen Klassifizieren gegenüberstellt, kann schließlich zum bloßen ideologischen Schleier in einer Gesellschaft werden, die tatsächlich unmenschlich *ist*, und die ihren inneren Zwang zum ‚Subsumieren‘ offenbart, indem sie die Menschen selbst klassifiziert“. Adorno, Th.W. (1950): *Studien zum autoritären Charakter*, Frankfurt/M. 1973, S.307. Die von Adorno et al. entwickelte Typologie von „Syndromen des Antisemitismus“ sollte deshalb „kritischen“ Charakter haben.

33 Vgl. Oevermann, U. (1981): Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse, Manuskript, Frankfurt/M.

34 S. dazu Frank (1977), a.a.O.

35 Vgl. dazu Frank, M. (1983): *Was ist Neostrukturalismus?* Frankfurt/M., S. 417.

36 Frank, M. (1986): *Die Unhintergehrbarkeit von Individualität*, Frankfurt/M., S. 120.

Ob in der jeweils spezifischen Form der Verwirklichung des Allgemeinen im Individuellen Typischen — also eine allgemeine Regel — erkennbar ist und *repräsentiert* wird, oder ob in dem Einmaligen, vielleicht auch Einzigartigen, das eine Lebensgeschichte jeweils darstellt (oder umgekehrt: in dem ganz Durchschnittlichen und möglicherweise durch seine Häufigkeit hervorgehobenen), sich so etwas wie eigener Typus konstituiert, muß dann jeweils noch geprüft werden. Und es gilt Verfahren und Kriterien dafür zu entwickeln/anzugeben, wie man das entscheidet.

Was ein Typus ist, und was wir im vorliegenden Zusammenhang unter Typus verstehen wollen, ist also noch nicht hinreichend geklärt. Diese Frage spielt in der, insbesondere im Zusammenhang mit Anwendung interpretativer Verfahren in den Sozialwissenschaften geführten, Diskussion eine Rolle, ob sich die mit solchen Methoden und in Einzelfallanalysen gewonnenen Einsichten auch „generalisieren“ ließen.

Oevermann hat in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß die in der Einzelfallrekonstruktion gewonnene Erkenntnis der Struktur eines Falles sehr wohl allgemeine Gültigkeit beanspruchen könne, unabhängig von der Frage, wie verbreitet diese Struktur in der Realität sei, und daß andererseits das Wissen über die Verbreitung bzw. Häufigkeit eines Sachverhalts/eines Merkmals noch keine Erkenntnis über die Struktur (i.e. die Reproduktionsgesetzlichkeit eines Falles) bedeute, sondern nur auf das mögliche Vorhandensein einer Struktur hinweise:

„Selbst wenn die hier rekonstruierte Identitätsformation nur für diesen einzelnen Fall gelten sollte, repräsentierte sie dennoch einen allgemeinen Typus. Seine Allgemeinheit bestünde darin, die Strukturierungsgesetzlichkeit zu artikulieren, die die Reproduktion des Identitätsentwurfs des Einzelfalls bestimmt. Eine ganz andere Frage ist es, wie häufig in unserer Gesellschaft dieser Typus vorkommt. Die relative Häufigkeit dieser Struktur darf jedoch nicht mit der Generalisierbarkeit einer Strukturerkenntnis gleichgesetzt werden.... Aber statistisch von der Zufallsverteilung signifikant abweichende Zusammenhänge sind auch keine rekonstruierten Strukturen, sondern als Ausdruck empirischer Gleichförmigkeiten allenfalls grobe Anzeichen für mögliche Fallstrukturen oder Typen, die vergleichsweise häufig vorkommen.“³⁷

Daran ist nicht so sehr der Seitenhieb auf die quantitativen Verfahren festzuhalten, als vielmehr der Hinweis auf den Charakter der angestrebten Erkenntnis:³⁸ die Rekonstruktion der Reproduktionsgesetzlichkeit eines Falles.

Dies deckt sich wohl auch im wesentlichen mit einigen Argumenten, die Weber zur Begründung der von ihm propagierten Methode der Bildung von „Idealtypen“ vorgetragen hat. Ein Idealtypus, per definitionem also kein Durchschnitts-, kein Realtypus, wird von Weber vor allem in seiner heuristischen Funktion damit begründet, daß er in reiner Form die Konstitution eines historischen Individuums (darunter versteht Weber bekanntlicherweise nicht nur — möglicherweise aber auch — menschliche Individuen) zum Ausdruck bringe.

Weber will den „Idealtypus“ zur Erklärung historischer Entwicklungen nutzen können. Dies setzt aber voraus, daß eine Erklärung über die Entwicklungslogik des historischen Individuums (in Oevermannschen Begriffen: die Strukturierungsgesetzlichkeit), entworfen und mit Hilfe des „Typus“ zum Ausdruck gebracht und in Relation zu em-

³⁷ Oevermann, U. (1988): Eine exemplarische Fallrekonstruktion. Zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation, in: Brose, H.G./Hildenbrand, B., a.a.O., S. 243-286.

³⁸ Natürlich würden „Frequenzanalytiker“, wie Oevermann sich auszudrücken pflegt, für sich genauso in Anspruch nehmen, Strukturen erkennen zu wollen.

pirischen Besonderungen — möglicherweise zufälligen Abweichungen vom reinen Typus — gesetzt wird.

Nach Weber entsteht ein Idealtypus (auch) durch gedankliche Steigerung empirisch vorhandener Elemente, ist also keine größtmögliche Annäherung an möglichst viele empirische Konstellationen.³⁹

Wir vermuten, daß die Überlegung, aufgrund derer Oevermann in einem einzelnen Fall möglicherweise einen allgemeinen Typus artikuliert sehen will, — dessen „Gültigkeit“ als (Variante/Exempel eines) Typus nicht von der Frage abhängt, inwieweit dieser in genau dieser Form häufig oder nicht häufig vorkommt — der Erkenntnisabsicht entspricht, mit der Weber den Idealtypus konzipiert hatte, nämlich als „Versuch, historische Individuen oder deren Einzelbestandteile in genetische Begriffe zu fassen.“⁴⁰ Halten wir also fest, daß dieses Argument, das die allgemeine Gültigkeit eines Typus von der Frage seiner empirischen Verbreitung unabhängig machen will, grundsätzlich zutrifft. Es trifft da, wo in der Einzelfallrekonstruktion die Einsicht in die Reproduktionsgesetzmäßigkeiten eines Falles gelingt und behauptet werden kann, daß diese Einsicht, dieser Erklärungszusammenhang verallgemeinerbar sei: beispielsweise als Rekonstruktion einer „gültigen“, sich reproduzierenden Form der Aneignung und Auslegung von Welt. Oevermann bezeichnet dies als die Möglichkeit der „Strukturgeneralisierung“, im Unterschied zur „empirischen Generalisierung“. Es läßt sich zwar nicht „hochrechnen“, wie viele gleiche Fälle existieren, es läßt sich aber grundsätzlich etwas für die Bestimmung des Verhältnisses von Fall und allgemeinem Typus daraus gewinnen. Insofern die Logik des Falles rekonstruierbar ist, kann man sehen, ob der Fall dem „allgemeinen Typus“ (z.B. solidarische Gattenbeziehung; institutionell geregelte Karriere) entspricht, davon nur (zufällig) abweicht, oder eine eigene Variante zum Tragen bringt. Bei dieser Überlegung ist eine Unterscheidung bedeutsam, die Oevermann einführt, indem er von Fällen und ihren Strukturen immer nur dann spricht, wenn diese eine eigene Bildungsgeschichte oder eine eigene „Geschichte der Individualisierung“ haben. Er spricht von Fällen auch als von „autonomen Handlungszentren“. Dadurch wird das Verhältnis von allgemeinem und besonderem Typ bzw. Fall natürlich immer — grundsätzlich — als veränderlich angesehen.⁴¹

Grundsätzlich müßten sich die verschiedenen Methoden und Heuristiken ergänzen können: Die „frequenzanalytisch“ rekonstruierten Maßverteilungen verstehen nicht per se den Blick auf die Genese von Strukturen. Und nicht alle Einzelfallanalysen, in denen günstigenfalls die Reproduktionsgesetzmäßigkeit des einzelnen Falles rekonstruiert wurde,

39 Vgl. Weber, M. (1904): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1988, besonders S. 190f.

40 Weber, Objektivität, a.a.O., S. 195. Vorher umreißt Weber die Bedeutung der Idealtypen für die Erfahrungswissenschaft. Er weist zunächst darauf hin, daß in keinem Fall der Gedanke des „vorbildlichen“, sein sollenden damit verbunden sei. „Es handelt sich um die Konstruktion von Zusammenhängen, welche unserer *Phantasie* als zulänglich motiviert und also ‚objektiv möglich‘, unserem nomologischen Wissen als *adäquat erscheinen*“ (a.a.O., S. 193; Hervorh. i. O. als Sperrung). Zur Differenz von „adäquater“ und „zufälliger“ Verursachung vgl. Weber, M. (1906): Objektive Möglichkeit und adäquate Verursachung in der historischen Kulturbetrachtung, in: Ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1988, S. 266-290; besonders S. 286ff.

41 Oevermann, U. (1981): Fallrekonstruktion und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch-strukturtheoretischen Analyse, Manuskript, Frankfurt/M., S. 35.

müssen sich schon deshalb gegenüber der Frage verweigern, wie häufig — und in welchen abgewandelten Formen möglicherweise — sie in einem sozialen System verbreitet sind. Auch Oevermann scheint ein derartiges Erkenntnisinteresse nicht völlig auszuschließen, wenn er z.B. andeutet, daß der von ihm „rekonstruierte Fall nicht vorgestellt worden wäre, wenn nicht mehrere Fallrekonstruktionen aus einer Untersuchungsreihe vergleichbare Befunde ergeben hätten“.⁴²

Aber die berechtigten Argumente gegenüber der „Fetischisierung“ der großen Zahl scheinen in der interpretativ verfahrenden Sozialforschung bisher dazu beigetragen zu haben, daß mit der Distanzierung gegenüber den Formen „empirischer“, statistischer Generalisierung auch andere Kriterien von sozialer Relevanz durch ein gut gemeintes, aber falsches Insistieren auf der „Unvergleichbarkeit“ des Einzelfalls auch zumeist ausgeblendet werden.⁴³ So kommt es (noch) selten vor, daß der Gang der Analyse vom Einzelfall auch tatsächlich zu einer Form der Strukturgeneralisierung und der Typisierung geführt hätte.⁴⁴ Statt dessen werden häufig Einzelbiographien nebeneinander gestellt.⁴⁵

Wenn es so ist, daß einzelne *Fälle Typen* repräsentieren, exemplifizieren, oder eben auch eigene Typen konstituieren,⁴⁶ dann stellt sich um so dringlicher die Frage nach dem Verhältnis von Fall und Typus und danach, wie man am einzelnen Fall den Typus zum Ausdruck bringt und ver-deutlicht. Dabei spielt der systematische Fallvergleich eine Rolle, der zur Bestimmung von Kontrast- und Ähnlichkeitsverhältnissen führt,

42 A.a.O., S. 281.

43 Wahrscheinlich ist es weniger ein wirkliches Insistieren, man würde sich damit ja als Soziologe „abmelden“, als die entmutigende Vielfältigkeit und Prägnanz von inzwischen verfügbarem Fallmaterial. Man könnte hier Nina Hagen zitieren: „Ich kann mir gar nich' entscheiden, es is' alles so schön bunt hier“ (aus: Hagen, N. (1978): TV-Glotzer). Da verläßt einen schon der Mut zur Abstraktion.

44 Das gilt auch für Oevermann, dessen überzeugende Einzelfallanalysen, die er in den vergangenen Jahren vorgelegt oder vorgeführt hat, wie Findlinge in einem „terrain vague“ liegengeblieben sind. Mit dem *Typus* der „Versozialwissenschaftlichen Identitätsformation“ (a.a.O.) hat er u.A.n. allerdings eine Anwendung der Methode der Strukturgeneralisierung vorgelegt, die für die weitere Diskussion anschlußfähig und insofern kritisierbar ist.

45 Man kann sich dann in der „interpretative community“ höchst angeregt über „Linda“, Herrn „Kowalski“, oder wie immer die liebevoll gewählten Pseudonyme heißen mögen, verstündigen oder auch streiten. Das ist anregend, erschöpft aber zumeist die Kräfte, bevor der nächste Schritt getan wird: nämlich der Versuch, den einzelnen Fall in systematischer Weise mit anderen zu vergleichen, und aus diesem Vergleich (möglichsterweise) eine Reinterpretation des Ausgangsfalles aufzubauen, bzw. den Versuch zu machen, aus den bestehenden oder fehlenden Beziehungen, Ähnlichkeiten oder Differenzen zwischen Fällen allmählich eine Form des Systematisch-in-Beziehung-setzens von Fällen zu entwickeln. Beispiele für Versuche, in dieser Richtung voranzukommen, sind die Untersuchungen von Giegel, H.J./Frank, G./Billerbeck, U. (1987): Industriearbeit und Selbstbehauptung, Opladen; Hildenbrand, B. (1988): Modernisierungsprozesse in der Landwirtschaft und ihre Bewältigung: Vergleich einer ‚normalen‘ mit einer ‚schizophrenen‘ Familie, in: Lüscher, K./Schultheis, F./Wehrspau, F. (Hrsg.) Die postmoderne Familie, Konstanz, S. 297-311; Untersuchungen, die mit systematischen Vergleichen einzelner Aspekte von Fällen — beispielsweise der Einstellung zur Arbeit — operieren, können dabei keinen Ersatz für die Rekonstruktion einer Fallstruktur abgeben. Solche Versuche der Systematisierung können dennoch durchaus aufschlußreich sein.

46 „Strukturen als Resultate von Bildungs- und Individuierungsprozessen sind selbstverständlich selbst ‚historische Individuen‘, die zugleich immer einen allgemeinen Strukturtyp konstituieren, oder exemplifizieren. Ich schlage vor, soziale Gebilde, die als Träger solcher Strukturen gelten könne, als *Fälle* zu bezeichnen“ (Oevermann, U. (1981), a.a.O., S. 40).

aus denen dann differentielle Konturen verschiedener Typen entwickelt werden, die sich durch ihre Unterschiedlichkeit bzw. Ähnlichkeit untereinander in Beziehung setzen und profilieren lassen.

Es gibt aber auch andere Formen der „Ausprägung“ von Typischem, nämlich die — unabhängig von ihrer Verbreitung — erkennbare Prägnanz, vielleicht auch Beispielhaftigkeit eines Falles, der dadurch zum „Typ“ wird, daß er in exemplarischer Weise historisch spezifische Strukturen der Sozialität „artikuliert“. Das heißt, daß in besonders sinnfälliger Form, möglicherweise anschlußfähige und verallgemeinerungsfähige Lösungsversuche für historisch entstandene Problemstellungen entwickelt werden. In diesem Sinne sind ja die Biographien „großer Geister“ und wichtiger Persönlichkeiten auch immer wieder exemplarisch interpretiert worden: als Formen der Individuation, in denen auf exemplarische Weise allgemeine Problemstellungen des jeweiligen historischen Allgemeinen artikuliert worden sind. In diesem Sinne etwa die Falldarstellung der Individuiierungsform Martin Luthers, wie sie von Hans-Georg Soeffner vorgelegt worden ist.⁴⁷

Ob nun einzigartig oder beispielhaft, ob verbreitet und durchschnittlich, oder selten aber prägnant, alle spezifischen Artikulationen des Verhältnisses von Individualität und Allgemeinheit, die in einem jeweiligen „Typus“-Begriff gefaßt werden, deuten darauf hin, daß es darum geht, mit sozialwissenschaftlichen Methoden einen Zugriff auf Strukturen sozialen Sinns zu organisieren. Darin kommt die heuristische Funktion des Typusbegriffs zum Ausdruck, der — als Konstrukt — einem spezifischen Erkenntnisinteresse, einer Absicht der Verdeutlichung dient. Und insofern ist es nicht zureichend, sich mit dem Hinweis zu begnügen, im Rahmen gelungener Einzelfallrekonstruktionen sei davon auszugehen, daß in ihnen — immer schon — Strukturen eines allgemeinen Typus zur Artikulation gekommen seien. Die Rede vom allgemeinen Typus bezieht sich auf intersubjektiv gültige Strukturen. Sie entsprechen — bei Oevermann — dem, was in der strukturalistischen Sprachtheorie durch die generative Grammatik bezeichnet wird: ein *allgemeines Regelsystem*, von dem auf der Ebene der Performanz *spezifischer, differenzialer Gebrauch* gemacht wird. Gegenüber dieser Relation (allgemeine Regel; besondere Anwendung) ließe sich unser Erkenntnisinteresse präzisieren. Uns geht es um das Verhältnis des Allgemeinen zu seiner historisch und sozial spezifischen Ausprägung. Das Verhältnis von Einzelfall und allgemeinem Typus wäre dann zu differenzieren als Verhältnis von allgemeiner (intersubjektiv gültiger) Regel, individuellem Fall und einem historisch spezifischen, „sozialen Typus“. Der „soziale Typus“ wäre dann eine historisch bestimmbar, gültige Variante der allgemeinen Regel, die auch nicht mit dem Einzelfall identisch ist.⁴⁸

Es geht darum, bei der Typenbildung bzw. zuvor bei der Einzelfallrekonstruktion die Beobachtungsdimensionen so zu wählen und die analytischen Schnitte so zu legen, daß sie aufschließend sind für die Analyse sozialen Wandels. Es geht also darum, nicht nur etwas in sich Stimmiges zu rekonstruieren (wie die Bemerkung von Oevermann vermuten lassen könnte), sondern Erscheinungen, an denen sich etwas erkennen läßt. Was heißt das? Das heißt z.B., daß man die historisch spezifische Note in einem an

47 Soeffner, H.-G. (1988): Luther — Der Weg von der Kollektivität des Glaubens zu einem lutherisch-protestantischen Individualitätstypus, in: Brose/Hildenbrand, a.a.O., S. 107-149.

48 So ist z.B. das Beschäftigungsverhältnis der Zeitarbeit eine historisch spezifische Variante des „Lohnarbeitsverhältnisses“. Der einzelne Zeitarbeitsvertrag — oder auch die illegale Leiharbeit als „deviante“ Ausprägung — sind wiederum zufällige — fallspezifische Besonderungen, die den Arbeitsrechtler oder die Sozialreportage interessieren.

sich transhistorischen Persönlichkeitstypus (der Geizige) oder einer epochalen Figur (der Fremde, der Jude) aufspüren kann, und daran u.U. etwas über aktuelle Trends erfährt. Und daß man andererseits sich nicht auf in sich stimmige aber für die eigene Fragestellung marginale Typen beschränkt. Dabei kann das Argument der Verbreitung eine Rolle spielen, aber nicht als ausschließliches Relevanzkriterium. Es kann — im Hinblick auf bestimmte Fragestellungen — eine nicht allein durch Quantität bedingte, besondere Relevanz bestehen. Beispiel: Der Typus des Dandy war zwar immer eine „marginale“, quantitativ eher unbedeutende Figur. Früher ließ sich an dieser Figur — siehe Benjamin — jedoch etwas über soziale Entwicklung zum Ausdruck bringen. In seiner zeitgenössischen Variante ist er aber möglicherweise auf Milieus beschränkt und Ausdrucksmittel festgelegt, die für die gesellschaftliche Entwicklung nicht mehr so aufschlußreich sind. Und das zeitgenössische Phänomen der Hacker — als sozialem Typus — ist hochspezifisch und in sich schlüssig, sagt für bestimmte Fragestellung aber unter Umständen wenig aus. Es geht also um Relevanzkriterien für die Bestimmung der typischen Merkmale.⁴⁹

Die von uns unterstellte Inanspruchnahme des Typus als heuristischem Instrument sozialwissenschaftlicher Bemühung um das Verständnis sozialer Prozesse findet ihre Entsprechung in der Funktion, die der Typus im Bereich der Alltagswelt, im alltagsweltlichen Handeln hat. Die Bedeutung des „Typus“ für den Alltag ist insbesondere von Schütz herausgestellt worden. Er sieht im Typus die Wissensform, die im wesentlichen die Orientierungen in der Lebenswelt des Alltags trägt. Typen sind Sedimentierungen früherer Erfahrungen, und sie regeln — oder besser gesagt: sie organisieren — das Wiedererkennen von Vertrautem und die Identifizierung von Unvertrautem, von Anonymem bzw. Bekanntem.⁵⁰ Die von Schütz erwähnten „Handlungsablauftypen“ oder „Personaltyphen“ dienen also den sozial Handelnden zur Orientierung in ihrer lebensweltlichen Situation, zu deren Deutung und Interpretation. Insofern, so war der Vergleich gemeint, fungieren sie in ähnlicher Weise wie die zur wissenschaftlichen Analyse sozialer Situationen und Entwicklungen benutzten Typen in den Sozialwissenschaften.⁵¹

Wenn wir also im folgenden einzelne Fälle interpretieren und in ihnen das Verhältnis von Individuellem und Allgemeinem zu bestimmen versuchen, also auch das Verhältnis von jeweiliger Individualität und Typus, dann ist in dieser Auslegungsbemühung die Vorstellung leitend, daß das Typische, das transparent gemacht werden soll, nicht durch Abstraktion von allen besonderen, individuellen Zügen des Falles zur Geltung kommt, sondern gerade dadurch, daß man das spezifische Besonderungsverhältnis, das in jedem einzelnen Fall zum Tragen und zum Ausdruck kommt, ernst nimmt. D.h. daß gerade durch diese Ver-deutlichung im Grunde auch das „Charakteristische“ der einzelnen Typen bzw. eines allgemeinen Typus klarer hervortritt.

49 Ein solches Relevanzkriterium haben wir bei der vergleichenden Betrachtung der von uns rekonstruierten Typen in dem spezifischen Passungsverhältnis gesehen, das sich zwischen den Mustern biographischer Entwicklung einerseits und der Entwicklung von Organisationsstrukturen andererseits erkennen läßt. S.u. Kap. VII.

50 Vgl. hierzu Schütz, A. (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt/M. 1974; Ders. (1971): Das Problem der Relevanz, Frankfurt/M.; s.a. den sehr informativen Beitrag von Srubar, I. (1979): Die Theorie der Typusbildung bei Alfred Schütz. Ihre Bedeutung und ihre Grenzen, in: Sprondel, W.M./Grathoff, R. (Hrsg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften, Stuttgart, S. 43-64.

51 Bei Schütz als Konstrukte ersten bzw. zweiten Grades gefaßt.

Ein Hilfsmittel zur Bestimmung dieser Charakteristika ist der systematische Fallvergleich. Durch die Situierung unterschiedlicher Fälle in ihrem Verhältnis zueinander,⁵² können typische Gemeinsamkeiten und differentielle Profile bestimmt werden, soweit sie sich in einer gemeinsamen Sozialwelt — bzw. untersuchungstechnisch ausgedrückt: in einem empirischen Feld — tatsächlich zueinander in Beziehung setzen lassen.

So werden in der Regel — je nach unterschiedlichem Erkenntnisinteresse — empirische Felder definiert, die die Gemeinsamkeit und Differenz der jeweils untersuchten einzelnen Lebensschicksale durch Eingrenzung des Untersuchungsraumes und der entsprechenden Fragestellung definieren. Dabei kann es sich um Generationenlagerung, Kohortenzugehörigkeit, Schicht- und Milieuzugehörigkeit, Organisationszugehörigkeit usw. handeln. Ein solches Kriterium ist die für unsere Auswahl entscheidende Variable der Beschäftigung in der Zeitarbeit gewesen, mit der sich, das haben die quantitativen Auswertungen der soziodemographischen Merkmale unserer Untersuchungsgruppe nachdrücklich gezeigt, unterschiedliche Formen der Diskontinuität in Berufslebenslauf und Familiencyklus verbinden. Das Auswahlkriterium, mit dem wir das empirische Feld abgesteckt haben, diskriminiert also bezüglich bestimmter Merkmale der Verlaufsform des Lebens, ist ansonsten aber — im Prinzip — indifferent gegenüber anderen Variablen wie etwa der sozialen Schicht und der Qualifikation.

Doch wenden wir uns nun dem empirischen Material und seiner Darstellung zu. Dabei werden wir so vorgehen, daß wir nicht nur die Ergebnisse unserer Einzelfallanalysen präsentieren, sondern zu belegen versuchen, wie sich im Zuge der Einzelfallanalysen unsere Vorstellungen von den durch sie repräsentierten Typen entwickelt haben und darüber hinaus, wie sich aus der Konturierung einzelner Typen allmählich dann auch das schließliche Endergebnis dieses Untersuchungsschrittes aufbauen ließ, nämlich eine Typologie von Mustern biographischer Entwicklung. Sicherlich ist diese Darstellungsweise nicht immer die eleganteste. Sie wird zum Teil auch Überlegungen enthalten, die im Laufe der weiteren Analyse wieder verworfen oder erst in einer neuen Fassung dann als Ergebnis gesichert wurden. Angesichts der Tatsache, daß es aber in der gesamten Forschungsliteratur nur sehr wenige Beispiele gibt, die von Einzelfallanalysen ausgehend dann auch zur Entwicklung von Typen und darüber hinausgehend zu einer Typologie vordringen, scheint es uns in besonderer Weise angebracht, hier nicht nur das *Ergebnis* unserer Analyse, sondern auch deren Vorgehensweise transparent zu machen.⁵³

52 Als „Teile eines Ganzen“, s.o. den Hinweis auf Dilthey.

53 Eine Mehrzahl von Studien, die mit nicht-standardisiertem Interviewmaterial gearbeitet haben und eine Typologie vorlegen, arbeiten dabei nach dem Modell, das Hildenbrand als „qualitatives Subsumtionsmodell“ bezeichnet hat. Hildenbrand, B. (1989): Veranstaltete Familie. Habilitationsschrift, Frankfurt/M. Dabei werden aus einzelnen Interviews bestimmte, auf Ähnlichkeiten oder Differenzen verweisende Elemente zusammengefügt und unter Konzepten, die teils thematisch, teils kategorial das Material bündeln und gliedern können, (u.U.) zu Typen zusammengefaßt. Eines der jüngeren Beispiele dafür ist die Studie von Baethge, M. u.a. (1988): Jugend: Arbeit und Identität, Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen, Opladen. Formen der Typusbildung, die auf Fallrekonstruktionen beruhen, sind selten. Häufiger findet man zwar Fallanalysen, die in sich durchaus zu überzeugen vermögen, jedoch den Zug des idiosynkratischen nicht völlig abstreifen. Das macht sich insbesondere dann bemerkbar, wenn verschiedene Fallanalysen nebeneinander gestellt werden, so daß man am Schluß die Dynamik verschiedener Einzelfälle demonstriert findet, nicht aber, wie diese Fälle wiederum möglicherweise — oder eben auch gar nicht — miteinander in Verbindung zu bringen wären. Sei es, daß sie unterschiedliche Ausdrucksformen eines allgemeinen Typs sein könnten, sei es, daß sie ganz unterschiedliche Typen repräsentieren,

In dem folgenden ersten Unterabschnitt sollen zunächst sukzessive vier Typen dargestellt werden, die sich im Laufe der Analyse teilweise relativ rasch und auch klar identifizieren ließen. Dabei entspricht dieser Gang der Darstellung nicht exakt dem Gang der Forschung. Aber zumindest der Einstiegsplatz ist identisch, nämlich ein „markanter“ Fall. Ob es ein „clear case“ sein würde, ließ sich dabei am Anfang nicht als hinreichend wahrscheinlich prognostizieren. Zumindest markiert er im Gang der Analyse gewissermaßen den ersten Stein, den wir ins Wasser warfen, und an dessen Wellen sich dann in der Folge die Wellen der anderen „Fälle“ erst einmal brachen.

3. Herr Göbel: Über Schwierigkeiten des Beginnens und die Unmöglichkeit, ein Ende zu finden

3.1 „Auffälligkeiten“ bei der Etablierung des Interviewsettings

Wir beginnen unsere Darstellung mit der Rekonstruktion des Falles von Herrn Göbel, dessen Interview wir auch an den Beginn unserer Auswertungen gestellt hatten. Zunächst sei hier ein Transkript wiedergegeben, das einen Teil der Anfangsphase des Interviews, in der das Interviewsetting hergestellt werden soll, protokolliert.⁵⁴

Aufnahmeschnitt

(„Ah, ja, ah.. Wenn Sie mir sagen, wie Sie sich hin.. Ich kann — oder..)

07 (*will gleichzeitig sprechen*)

(Wollen wir uns da drüben hinsetzen, mir ist das egal, also wenn..)

08 (unverständlich —) *wir können auch hier rüber..*

(.....Sie sich, wenn Sie den /Stuhl vielleicht herholen? Ja?)

09 *auch so kömmer des*

10 *ja, des is aber mehr /am Fenster, des*

(Ja, dann gehen wir vielleicht da rüber)

— Schnitt —

(Das ist mir das Angenehmste, wenn ich sicher bin, daß Sie gut zu..)

11 */gleichzeitig — unverständlich, anscheinend zustimmend*

12 *murmelnd? —/*

darin aber doch wiederum Gemeinsamkeiten gegenüber einem noch anderen, völlig davon abweichenden Typus aufweisen. Mit anderen Worten: eine Synoptik von auf Einzelfallrekonstruktionen basierenden Typen, wie sie sich in einem spezifischen empirischen Feld darstellen, wird zumeist nicht vorgelegt. Ausnahme: die bereits erwähnte Untersuchung von Giegel/Frank/Billerbeck, a.a.O.

54 Bei der Transkription der Interviews haben wir folgende Regel angewendet: Die Fragen/Redebeiträge des Interviewers sind in Klammern gesetzt, bei den Äußerungen der Befragten werden die Zeilen durchlaufend numeriert. Schrägstriche deuten auf paralleles Sprechen hin.

(... verstehen sind, dann hol ich mir den Stuhl da rüber.
(holt Stuhl) (von weitem): und dann haben Sie auch..)

13 Oder wollen Sie mal darauf hinsetzen, Herr I..?

(Danke. Machen wir mal so. Und das ist so 'ne Art Stehpult, das Sie sich gebaut haben? Oder wie ist das?)

14 Och, nur so 'ne Ablage erstmal, das is so... en Tisch

15 so, wo 'ne Glasplatte normal drauf (steht?), der steht

16 jezz nur hochkant, (lacht abgehackt) die Glasplatte

17 is' woanders (lacht in einer Art stoßartigem Ausatmen)

(Ach so, jaja.)

18 Ich hab da nur Pappe da, weil ich so 'ne Ablagefläche

19 brauch'. (lacht nach dem Satz wieder stoßartig ausat-

20 mend)

(Und was machen Sie mit diesen Kugeln, darf ich fragen?)

21 Ja, ich mach sone Forschungsarbeit (wieder das Lachen)

22 von neuartigen Kugelkoordinaten (gestottert ausge-

23 sprochen).

(Ja, was ist das denn? Nein, das können Sie mir..)

24 Das is was ziemlich Kompliziertes anunfürsich.

(...../Ja... neue Kugelkoordinaten)

25 Jaja.

(Da kommen wir ja sicher im Laufe des Gesprächs, weil's..)

26 (will parallel sprechen)

(.....ja auch um ihre Arbeit geht, ähm, machen Sie das privat oder hat das was mit ihrer Arbeit zu tun, diese Forschungsarbeit?)

27 Nee, das mach ich privat.

(Machen sie privat, da kommer sicherlich auch noch drauf zu sprechen.. Ich wollt Sie jetzt, nur noch mal, erstmal noch so bißchen erläutern, /Sie haben ja unser..)

28 Jaa, nur mal das Telefon....

029 komm ich dran, /Gut (lacht)

(Nochmal en bißchen erläutern, worum's geht, das haben Sie dem Schreiben ja schon ein bißchen entnehmen können.)"

Die Textpassage beginnt mit einer Äußerung des Interviewers, die nicht unmittelbar verständlich erscheint: „Ah ja, wenn Sie mir sagen, wie Sie sich hin.., ich kann.. oder“. Diese Äußerung ist an sich schwer interpretierbar, wird aber, nimmt man die folgende Äußerung hinzu, leicht verständlich: „Wollen wir uns da drüben hinsetzen? Mir ist das egal“ fährt der Interviewer fort, womit deutlich wird, daß eine Ortsverlagerung vorgenommen wird. Nun kann man als Kontextinformation hinzufügen, daß das Interview vor dieser Äußerung und dem Aufnahmeschnitt, mit dem das Protokoll einsetzt, in einem bestimmten Teil des Raumes begonnen hatte und nun an einen anderen verlegt ist oder verlegt werden soll. Zumindest deutet das anfängliche „ah, ja, ah“ des Interviewers, nach der Wiederaufnahme des Interviewmitschnitts daraufhin, daß

sich an dem Arrangement, das vor dem Abbruch bestanden hatte, möglicherweise etwas geändert hat. Es findet schließlich eine Einigung über die Etablierung des Interviewsettings statt, die durch die Bemerkung des Interviewers „Ja, dann gehen wir vielleicht da rüber“ und den erneuten Interviewschnitt markiert ist. Es erscheint an dieser Stelle nicht ökonomisch, alle Lesarten des Interakts durchzuspielen, zumal hier eine entsprechende Information des Interviewers vorlag, daß der erste Teil des Gesprächs bis zum ersten Aufnahmabbruch im Stehen durchgeführt wurde, was insgesamt für eine Interviewsituation eher ungewöhnlich ist. Zumindest ist es auffällig, daß in dieser Phase vor der Herstellung des Interviewarrangements, in der in der Regel noch im Stehen miteinander gesprochen wird, das Tonband bereits läuft. Es lassen sich hierfür verschiedene Gründe vorstellen: a) Entweder ist dies auf eine extreme Ungeduld des Interviewers zurückzuführen, der zu einem noch sehr frühen Zeitpunkt in jedem Fall bereits den Gesprächsmitschnitt beginnen wollte; b) oder das Gespräch hat über so lange Zeit bereits im Stehen stattgefunden, daß der Interviewer sich gedrängt fühlte, keinen größeren Gesprächsteil verfließen zu lassen, ohne daß er auf Tonband protokolliert würde; c) oder er wollte durch die Installierung des Tonbandgerätes das Setting so verändern, daß eine Etablierung der eigentlichen Gesprächssituation möglich und wahrscheinlich wurde.

Wir wollen auch diesen Überlegungen nicht zu weit nachgehen, sondern noch die dritte Interaktionssequenz berücksichtigen, die sich noch vor der eigentlichen Aufnahme des Interviews entwickelt. Nachdem Herr Göbel und der Interviewer nunmehr an einer anderen Stelle des Raumes ein Interviewsetting zu arrangieren begonnen haben, wird deutlich, daß auch dort höchstens ein Stuhl zur Verfügung steht, so daß ein zweiter herangeholt werden muß. Darüber hinaus kommt — durch entsprechende Frageinitiativen des Interviewers — ein Gespräch über einige Wohnungsgegenstände in Gang. Hier wird es nun allerdings unabdingbar, den Kontext einzuführen, in dem das Interview stattfand. Die Interpretation der Gespächsphase über die verschiedenen Einrichtungsgegenstände der Wohnung Herrn Göbels wären sonst kaum sinnvoll interpretierbar.

Eine grundsätzliche Bemerkung sei dem allerdings vorangestellt: Welche Parameter und Datentypen man bei der Untersuchung jeweils berücksichtigt, hängt natürlich vom Untersuchungsgegenstand, der Fragestellung und den jeweils eingesetzten Methoden ab. Will man beispielsweise nonverbale Kommunikation bei der Interpretation berücksichtigen, bietet es sich an, mit Videoaufnahmen zu arbeiten. Bei Untersuchungen, die sich, wie die unsere, primär auf verschriftete Interviews stützen, ist eine Berücksichtigung von Daten, die das räumlich und szenische Arrangement betreffen, zwar denkbar, wird jedoch in der Regel nicht systematisch betrieben. Im vorliegenden Fall ist es so, daß dieses szenische und räumliche Arrangement ganz offensichtlich die Interaktion nicht nur dadurch beeinflußt, daß Interviewunterbrechungen Anlaß zu seiner Thematisierung geben, sondern der Interviewer seinerseits bezieht die räumliche Ausstattung, etwa einzelne Möbelstücke, in das Gespräch ausdrücklich mit ein. Aus dem Kontext wird somit Text. Führt man sich vor Augen, daß die gängige Kunstlehre des Interviews von der Annahme ausgeht, daß die Interaktionsdynamik zwischen Interviewer und Interviewee streng kontrolliert und möglichst gar nicht ablaufen, bzw. sich nur auf die vorgesehenen Reize und Reaktionen beschränken soll, die durch standardisierte Fragen bzw. entsprechende Antworten gekennzeichnet sind, dann müßte — abgesehen davon, daß ein solcher Interviewtyp hier natürlich nicht vorgesehen war — alles das, was vor dem eigentlichen Interview passiert, als „nicht zur Sache gehörig“ eigentlich unberücksichtigt bleiben.

Auch wir haben die äußereren Bedingungen, unter denen das Interview stattfand, nicht systematisch in unser Auswertungsdesign mit einbezogen. Hätten wir uns um die Erforschung von Lebensstilen bemüht, wäre das sicherlich ein Fehler. Auch in Untersuchungen mit anderen Fragestellungen, etwa zu familialen Interaktionen, die in Familiengesprächen erhoben und untersucht werden, ist eine systematische Berücksichtigung des Interviewarrangements und des Wohnumfeldes sicher angezeigt.

Da wir es bei unseren Untersuchungen nicht vorhersehen konnten, wo wir mit unseren Interviewpartner das Gespräch würden durchführen können, wäre die systematische Berücksichtigung dieses Umfeldes schwer durchführbar gewesen. Dies ist aber auch wiederum ein für unsere Untersuchungsgruppe gleichsam typisches Merkmal. Ange-sichts der häufig, teilweise von einem Tag zum anderen, wechselnden Arbeitseinsatzorte konnten wir die Interviewpartner/innen nicht an ihrem Arbeitsort kontaktieren, sondern nur dann, wenn sie zwischendurch die Zeitarbeitsfiliale aufsuchten. Solche Kontaktnahmen boten sich dann an, wenn auf ein (z.T. zweimaliges) Anschreiben an die Wohnadresse keine Reaktion erfolgte. In diesen Fällen bemühten wir uns um eine direkte Kontaktaufnahme im Zeitarbeitsunternehmen. Nicht selten ergab sich dann die Chance, das Interview direkt in der Filiale des Unternehmens durchzuführen, was wir dann auch gerne nutzten, wenn die Aussicht auf eine Durchführung des Gesprächs in der Wohnung des Interviewten unsicher schien. Mitunter wurde von den Interviewten — aus unterschiedlichen Gründen — Wert darauf gelegt, daß das Interview nicht bei ihnen zu Hause durchgeführt werden solle. Nicht nur einmal kam es vor, daß dies mit dem Hinweis auf die beengten und auch unwohnlichen Umstände zuhause geschah. Daraus ergab sich, daß wir, obwohl wir daran interessiert waren, das Interview wenn irgend möglich in der Wohnung des Interviewees stattfinden zu lassen, dies nicht immer gewährleisten konnten. Insofern wäre die systematische Berücksichtigung dieses Kontextes gar nicht möglich gewesen. Umgekehrt waren die Begleitumstände, unter denen das Interview dann schließlich abgewickelt werden konnte, auch wieder zu vielfältig. Das heißt natürlich nicht, daß sie nicht dennoch bedeutsam und interpretationsrelevant sein könnten. So kam es z.B. vor, daß ein Interviewter, der in einem ersten Kontakt in der Zeitarbeitsfiliale umstandslos einen Interviewtermin für den übernächsten Tag verabredet hatte, zum verabredeten Zeitpunkt die Haustür eines Mehrfamilienhauses nicht öffnete, weil er, wie er hinterher erklärte, fürchtete, es könnte die Polizei sein. Erst als der Interviewer von einem anderen Hausbewohner den Zugang zum Haus ermöglicht bekam, und der Interviewte ihn durch den „Spion“ wiedererkennen konnte, öffnete er dann die Wohnungstür und war auch umstandslos zum Interview bereit. In einem anderen Fall war eine Interviewpartnerin zum verabredeten Termin mehrfach entweder gar nicht oder mit erheblicher Verspätung erschienen. Wieder ein anderer Interviewpartner gestaltete die Interviewsituation derart, daß er den Interviewer bewirte und gleichsam in den Familienkreis aufnahm. Das alles sind sicherlich für die Situation der Interviewkonstitution und die folgende Interaktion bedeutsame Rahmenbedingungen, die zum einen für die Auslegung der entsprechenden Interviewteile besonders relevant sind, aber darüber hinaus auch während des Interviews erste Wahrnehmungssteuerungen, um nicht zu sagen: Typisierungen in der Interaktion entstehen lassen konnten. Die Gastlichkeit oder auch Peinlichkeit, die in der Eingangssituation zum Ausdruck kamen, gehören mit zu jenen eine Situation bestimmenden Elementen, die auch für einen bestimmten Interaktionsstil im Interview bedeutsam sein können. Im Falle des Herrn Göbel war die Interviewsituation folgendermaßen zustande gekommen: Auf ein entsprechendes Anschreiben hin, das aus Gründen des Datenschutzes von der Zeitarbeitsfirma an die von uns ausgewählten Interviewpartner verschickt

worden war, hatte Herr Göbel postwendend einen Interviewtermin für den übernächsten Vormittag angeboten. Nach kurzer telefonischer Rücksprache wurde dieser Termin zwischen dem Interviewer und ihm vereinbart. Daß das Interview an einem Werktag vormittags in der Wohnung des Interviewten stattfand, ist als Datum bereits interpretierbar. Es würde bedeuten, daß der Befragte entweder gerade keinen Einsatz hat, arbeitslos oder krank ist. Allein dies wichen von den üblichen Interviewvereinbarungen, die sich meist auf die Zeit nach der Arbeit oder auf das Wochenende konzentrierten, ab.

Die Wohnung des Befragten bestand aus einem Ein-Zimmer-Appartment, das spärlich eingerichtet war. In der Nähe des Fensters stand ein Gartentisch zusammen mit einem „Gesundheitsstuhl“,⁵⁵ einer Knie- und Sitzgelegenheit, die zum Zeitpunkt des Interviews als noch relativ seltenes Möbelstück gelten mußte. Der Tisch diente offensichtlich als Arbeitstisch, da dort der Telefonapparat stand, aber auch eine Reihe von Arbeitsutensilien und Schreibmaterialien herumlagen. Schrank, Bett und ein Sofa bildeten den Rest der Wohnungseinrichtung, wobei das Sofa offensichtlich nicht als Sitzgelegenheit, sondern als Ablage diente. Eine Vielzahl verschieden großer Kartons, die unterschiedliche Utensilien enthielten, war darauf in einer gleichzeitig peinliche Ordnung und den Eindruck von Durcheinander vermittelnden Weise abgestellt. Auf einem kleineren Holzregal standen abgepackte Lebensmittel (Tütensuppen u.a.) und eine Schrotmühle. Auf der Rückseite des Schranks, der quer gestellt war und den Raum zwischen dem Bett und dem Arbeitstisch unterteilen sollte, hing ein Poster mit dem Bild eines asiatischen Religionsgründers. Dieses Bild wurde jedoch für den Interviewer erst sichtbar, als die Verlagerung des Interviewarrangements an das Fenster, vor dem sich der kleine Arbeitstisch befand, stattgefunden hatte. Ein einzelner Stuhl befand sich neben dem Bett — das einzige Möbelstück, auf dem sich nicht irgendwelche abgelegten Gegenstände oder Kartons befanden. So erweckte die Wohnungseinrichtung den Eindruck einer spartanischen, aber auch provisorischen Lebensweise. Die vielen Kartons könnten von einem bevorstehenden, möglicherweise aber auch gerade erst stattgefundenen Umzug stammen. Dies alles war auf den ersten Blick sicherlich nicht zu identifizieren, und die dritte Interaktionsphase zu Beginn des Interviews dient ganz offensichtlich der genaueren Inblicknahme und Einordnung bestimmter, teilweise auch ungewöhnlich erscheinender Einrichtungsgegenstände. Dazu gehört z.B. das bisher nicht erwähnte, vermeintliche Stehpult, das der Interviewer offensichtlich als Pendant zu dem Knie- und Sitzmöbel als ein der Gesundheit förderliches Möbelstück interpretierte. Es stellt sich aber heraus, daß es sich dabei um einen umgestellten Couchtisch handelte, der zu einer Ablage umfunktioniert wurde. Auch die Frage: „Und was ist das hier, wenn ich fragen darf?“ dient der Identifikation eines bzw. einer Mehrzahl gleichartiger Gegenstände auf dem Arbeitstisch, deren Bedeutung der Interviewer nicht versteht, die sich aber dem Betrachter offensichtlich so unübersehbar aufdrängen, daß von ihnen abzusehen dem Interviewer wohl nicht möglich zu sein schien. Es handelte sich dabei, wie sich im weiteren Verlauf des Interviews heraustellte, um in der Mitte aufgeschnittene Tischtennisbälle, auf denen mit feinziselierten Strichen Segmente, Winkel und Zahlen eingetragen waren.

So erweist sich die Phase der Konstitution des Interviewsettings als Suche nach einer geeigneten Sitzgelegenheit und als Orientierung des Interviewers in einer für ihn fremd erscheinenden Umwelt. Der Interviewte unternimmt von sich aus zunächst keine In-

55 Dieses Möbelstück war bereits vorher Gegenstand einer Interaktion: der Befragte bot dem Interviewer an, darauf zu sitzen.

initiativen, die anfängliche — tatsächlich im Stehen stattfindende — Phase des Gesprächs zu beenden. Dies mag die Initiative des Interviewers motiviert haben, durch die Ingangsetzung des Tonbandmitschnittes eine Situation zu definieren, die das weitere Herstellen des Interviewsettings beschleunigen soll. Zumindest gibt es keine selbstverständlich sich anbietende Sitzkonstellation im Raum des Interviewees, was darauf hindeutet, daß es zu einer solchen kommunikativen Situation selten kommt. Es zeigt aber auch, daß Herr Göbel sich auf diesen Besuch nicht in der Weise eingestellt hatte, daß er eine Sitzgelegenheit für zwei Personen bereits vorbereitet hätte. Von dieser Situation und der Umständlichkeit ihrer Hinführung zum eigentlichen Interview gibt das Interviewtranskript einen Beleg, auch und gerade durch seine Veranschaulichung, daß eine Rollenverteilung hier noch nicht „eingespielt“ ist. So ist z.B. bemerkenswert, daß die Wiederaufnahme des Gesprächs nach der ersten Unterbrechung damit beginnt, daß der Interviewer die Initiative zu ergreifen scheint, das Sitzarrangement nun definitiv herzustellen, indem er dem Hausherrn vorschlägt, er möge doch bitte von seinem Recht, einen Platz zu wählen, Gebrauch machen. Dies ist sicherlich als Ausdruck einer direktiven Strategie des Interviewers interpretierbar, dessen primäres Interesse darin zu bestehen scheint, sicherzustellen, daß die Tonbandaufnahme in Gang gesetzt ist, und das Aufnahmegerät dabei so plaziert werden kann, daß die Redebeiträge des Interviewees möglichst gut aufgenommen werden können. Zum anderen scheint er nun auch definitiv darauf zu dringen, daß die Sitz „ordnung“ hergestellt wird. Angesichts der Tatsache, daß der Gesundheitsstuhl als Sitzgelegenheit wohl nicht unmittelbar erkennbar gewesen ist und sich außerdem kein weiteres Sitzmöbel im Raum befand, war dies eine Frage, die immerhin gelöst werden mußte. So mögen die Relevanzen des Interviewers sich darin ausdrücken, mindestens sicherzustellen, daß die technische Seite des Interviews angemessen gelöst werden konnte.⁵⁶

Welche Schlüsse können wir aus dem bisher eher bruchstückhaft rekonstruierten Verlauf der Konstitutionsphase ziehen?

Die Kontextbedingungen, die sich in dem Tonbandmitschnitt dieser Phase niederschlagen, deuten auf eine interpretationsbedürftige, nicht selbstverständlich hergestellte Situation. Die Wohnung, ihre Einrichtung, das fehlende „Setting“ provozieren Fragen, und die Interaktion zwischen Interviewer und Interviewee folgt weder den Regeln des Typus „Hausherr und Besucher“ noch denen des Typus „Interview“ mit den entsprechenden Rollenverteilungen. Weniger ausgeprägt tauchen derartige Schwierigkeiten in den meisten Interviews irgendwie auf, ungewöhnlich ist allerdings die Deutlichkeit, mit der sie sich hier im Tonbandmitschnitt und der Transkription niedergeschlagen haben.

Wozu dieser Vorlauf? Er sollte auf einige Besonderheiten dieses Falls aufmerksam machen, die sich bereits vor Beginn des eigentlichen Interviews, in seinem Umfeld, andeuteten. Sie haben sicherlich mit dazu beigetragen, daß sich uns dieser Fall, den wir an den Anfang unserer Analyse und auch unserer jetzigen Darstellung gestellt haben, als ein besonders prägnanter und in seinen Konturen „ungewöhnlicher“ Fall darstellte, noch bevor wir das verschriftigte Interviewprotokoll auch tatsächlich voll-

56 Daß diese Sorge des Interviewers, das Aufnahmegerät so zu plazieren, daß der späteren Transkription des Interviews keine unüberwindlichen Schwierigkeiten entgegenstehen, nicht völlig abwegig war, wird dadurch nachvollziehbar, daß in der Tat die Redebeiträge des Interviewees überwiegend schwer verständlich und in der Anfangsphase auch außerordentlich leise und unsicher klingen. Auch davon vermittelt die Interviewtranskription einen andeutungsweisen Eindruck.

ständig analysiert hatten. Damit wollen wir, um auf die Frage der Methodik der Typenbildung zurückzukommen, andeuten, daß wir bei dem Versuch, erste, sich abhebende Konturen im Felde anzunehmen, natürlich auch von dem ausgegangen sind, was sich als prägnant gleichsam „aufdrängte“. Daß damit das Geschäft der Typenbildung natürlich nicht schon wie von selbst erledigt ist, wird der weitere Gang der Analyse sicherlich zeigen. Andererseits soll festgehalten werden, daß die Wahrnehmung erster Differenzen im Textmaterial auch durch derartige „unübersehbare“, sich in den Vordergrund drängende Aspekte, geleitet und angeregt wird.

Für den weiteren Verlauf des Interviews ist nur davon auszugehen, daß der bisherige Interview- bzw. Interaktionsverlauf ein nicht unerhebliches Maß an Unsicherheit und Instabilität in der Interaktion enthalten hat, so daß auch, wenn nunmehr die Herstellung des Interviewsettings gelungen ist, das Interaktionsgeschehen zwischen den Interviewpartnern noch keineswegs als entspannt und ausbalanciert gelten kann. Vor diesem Hintergrund dürfte die Tatsache zu interpretieren sein, daß sich der Interviewer in der sich nun anschließenden eigentlichen Anfangsphase darum zu bemühen scheint, das nachzuholen, was vorher nicht gelungen war, nämlich die Normalität der Interviewsituation herzustellen. Das heißt in diesem Fall offensichtlich, die bisherige Interaktion abzubrechen, auch um den Preis, die vom Interviewer selbst angeregte Thematisierung der Gegenstände auf dem Arbeitstisch („Was ist denn das, wenn ich fragen darf?“), auf die der Interviewee offensichtlich gerne einsteigen würde, wieder abzukappen und auf einen späteren Zeitpunkt zu verweisen. Damit wird faktisch auch angedeutet, daß das Interview thematisch strukturiert ist, und der Interviewer unterstreicht seine regulative Kompetenz im Hinblick auf die Frage, wer wann was thematisiert. Daß er dabei in einer Weise von seinem Definitionsrecht Gebrauch macht, die zu eher entmotivierenden, ja paradoxen Effekten beim Interviewee führen kann, ist offensichtlich. Unterstellt man, daß der Interviewer, durch die Unklarheit der Situation in der Konstitutionsphase des Interviews veranlaßt, nach Orientierungs- und Anhaltspunkten sucht, die es ihm gestatten, die Situation zu stabilisieren und formgemäß zu etablieren, vergibt er hier eine Chance, einen Gesprächsfluß in Gang kommen zu lassen, der möglicherweise die Ruhe und Selbstverständlichkeit nach sich ziehen könnte, die zur weiteren Durchführung des Interviews unterläßlich wäre. Er entmutigt möglicherweise Herrn Göbel auch, die für ihn relevanten Gesprächsgegenstände („Das ist was Kompliziertes“) aufzugreifen und weiter zu verfolgen. Die Tatsache, daß in der anschließenden Phase, die wir hier nicht dokumentieren, kaum nennenswerte Redebeiträge des Interviewees erfolgen, sondern statt dessen der Interviewer noch einmal das Interesse an einem „lebensgeschichtlichen Interview“ erläutert und auch das Mitschneiden des Gesprächs auf Tonband erneut begründet, unterstreicht das Faktum, daß mit etwas verbaler Gewalt hier nun in der Tat die Vorstellungen des Interviewers von der Normalität der Interviewsituation durchgesetzt werden.

3.2 Die Gestalt der lebensgeschichtlichen Erzählung

In der folgenden, in der Transkription etwa 1 1/4 Seite umfassenden Passage, die wir hier nicht dokumentieren, bemüht sich also der Interviewer darum, die bislang nicht hinreichend in Gang gesetzte Interaktionsdynamik des Typus „Interview“ zu etablieren und dabei noch einmal auf die Erwartungen, die mit *diesem* Typus von Interview verbunden sind, einzugehen. Es wird noch einmal, nun eigentlich erst richtig, die

Funktion der Tonbandprotokollierung erläutert, die die Möglichkeit eröffnen soll, ein ungezwungenes Gespräch zu führen. Es wird darauf hingewiesen, daß diese Art des Interviews auch dazu beitragen soll, die Motive, die Zeitarbeitnehmer veranlaßt haben, diese Beschäftigungsform zu wählen, genauer zu rekonstruieren, um ihre Lebenssituation insgesamt besser verstehen zu können. So gelingt es dem Interviewer dann schließlich doch, den vorgesehenen Erzählstimulus, der die narrative Phase des Interviews „anstoßen“ soll, zu „plazieren“. Wir geben nunmehr die Transkription der entsprechenden, sich daraufhin entwickelnden Eingangserzählung aus dem Interview mit Herrn Göbel wieder:

(„Und damit wollt ich jetzt eigentlich erst mal beginnen.
Also uns interessiert, wie gesagt, auch ihre bisherige Lebensgeschichte. Ich wollt' Sie deshalb bitten, erzählen Sie mir doch mal bitte, in groben Zügen ihren bisherigen Lebensweg, und ja..)

30 *jaa, sone Art Lebenslauf?*

31 *Ziemlich vom Anfang?*

(Ziemlich (betont) vom Anfang!)

32 *(lacht) Naja, also, ich hab äh... nach der Volksschule*

33 *erstmal ne Lehre gemacht / in der soner Bauschlosser-*

34 *Schmiede-Installation;*

(jaa)

35 *War so ne kleine Firma, wo man ziemlich viel machen*

36 *mußte an und für sich (lacht), aber die Gesellenprü-*

37 *fung war zum Schmied praktisch, ne ... da wurden noch*

38 *Arbeiten gemacht, die heute sehr selten sind, Pferde*

39 *beschlagen, Eisenreifen auf Holzräder ziehen und so*

40 *was. Kam da auch, aber es war mehr Bauschlosserei*

41 *eigentlich in den Sinne, Installation, Gas, Wasser.*

42 *Und dann hab ich noch en Jahr bei nem kleinen Elek-*

43 *trotechnikbetrieb als Blechschlosser gearbeitet und*

44 *bin eigentlich so etwas früher bei die Bundeswehr, war*

45 *da anderthalb Jahr, da war damals so lang die Wehr-*

46 *pflicht .. ja.. des kam grad so raus als (lacht) das*

47 *... und dann hab ich die Berufsaufbauschule noch be*

48 *sucht und dann äh studiert, also ich hab mit Maschi-*

49 *nenbau angefangen und dann physikalische Technik wei-*

50 *terstudiert ... Un dann hab ich mal in nem, in drei*

51 *Universitätsinstituten gearbeitet (lacht), in D-*

52 *Stadt, und war ich mal ne Zeit auch arbeitslos, ich*

53 *wollt selbständig was machen... äh, ... bin dann auch*

54 *umgezogen, hab immer noch, äh hab denn das Gebiet, was*

55 *ich zuhause selbst gemacht hab, gewechselt, auf das,*

56 *was ich jetzt im Moment mach, is schon ziemlich lang*

57 *her, jetzt was ich begonne hat, äh, ... ich wollte*

58 *erst vorher mit Elektronik sowas machen, so speziell*

59 *mit Musikinstrumente oder sowas .. kombiniert mit*

60 *Mechanik oder sowas .. das ich an und für sich anfangs*

61 *nur unterbroche, des wollt ich denn weitermache und*

62 *dann hab ich mit dem maademadischen do angefangen*

- 63 (*lacht*) und des hat inzwischen soviel Zeit in Anspruch
 64 genommen, do bin ich doon nimmer losgekomme irgendwie
 65 (*lacht*) ... äh .. tja.. dann hab ich mal so zwei Jahr
 66 in T-Stadt dann gewohnt und dann bin ich hier in den
 67 L-Städter Raum gezogen ... da muß ich mal überlegen,
 68 ob ich irgendwie noch Lücken gelassen hab (Pause ca.
 69 15 Sekunden)"

Der vom Interviewer gesetzte Eingangsstimulus nimmt implizit Elemente des zuvor, in der hier nicht dokumentierten Vorbereitungsphase, schon Vorgetragenen auf, nämlich, daß es auch um die bisherige Lebensgeschichte gehe („also uns interessiert, wie gesagt auch Ihre bisherige Lebensgeschichte“).

Im folgenden wird dieses zuvor begründete Interesse nun in eine Aufforderung zur Erzählung umgesetzt, die noch dahingehend präzisiert wird, daß der Interviewte „in groben Zügen“ seinen bisherigen Lebensweg schildern solle. Die an sich weitergehende Präzisierung, die im Leitfaden vorgesehen war, nämlich die Frage, wo und wie der Befragte denn aufgewachsen sei, wird nicht mehr gegeben, denn der Interviewee reagiert auf den Erzählstimulus spontan mit der Gegenfrage: „Ja so ne Art Lebenslauf? Ziemlich von Anfang?“

Der Interviewer greift dies offensichtlich gerne auf, läßt also die an sich vorgesehene weitere Präzisierung des Eingangsstimulus fallen. Er begnügt sich damit, die von Herrn Göbel vorgeschlagene, ungenaue Bestimmung des zeitlichen Rahmens, den diese Darstellung des eigenen Lebenslaufs umfassen solle, dadurch einzuengen, daß er in der Wiederholung der Äußerungen von Herrn Göbel „ziemlich von Anfang an“ so betont, daß deutlich werden kann, daß diese zeitliche Erstreckung möglichst weit ausgedehnt werden soll.

Daß der Interviewte, die Ausgangsfrage des Interviewers unterbrechend, sich vergewissern möchte, was denn von ihm nun erwartet werde, macht einerseits deutlich, daß er signalisieren will: „Ich glaube, ich habe verstanden, was Sie von mir wollen“, daß andererseits aber noch gewisse Unklarheiten über den Formtyp der zu erzählenden Geschichte bestehen.⁵⁷ Durch die „tendenzielle“ Präzisierung, die der Interviewer gibt, nämlich: „ziemlich“ von Anfang an zu erzählen, wird Herrn Göbel angedeutet, daß er möglichst weit ausholen solle, was bei ihm auch angekommen zu sein scheint, wie sein darauf folgendes Lachen andeutet. Damit ist ihm der Ball gleichsam wieder zurückgespielt, und er kann nun darüber entscheiden, wie er diesen unbestimmten Zeitraum definiert. Wenn der Interviewee in seiner Rückfrage: „So ne Art Lebenslauf?“ andeutet, daß er wohl eine Vorstellung davon hat, was unter einem Lebenslauf üblicherweise verstanden wird.

57 Diese mögliche Unklarheit mag u.a. dadurch verschärft worden sein, daß in der dieser „eigentlichen“ Anfangsphase des Interviews vorausgehenden Erläuterung der Interviewer zur Charakterisierung der Form des im folgenden zu führenden Interviews erwähnt hatte, daß es auch darum gehe, daß man den Befragten Gelegenheit gebe, sich möglichst spontan, also ohne Formzwang, und auch detailliert zu bestimmten Fragen zu äußern. U.a. deshalb sei ja auch die Tonbandprotokollierung notwendig. In der nun dargebotenen Form des Erzählstimulus verwendet der Interviewer die Formulierung, der Befragte möge doch „in groben Zügen“ seinen bisherigen Lebensweg schildern, was gegenüber dem vorherigen Angebot von Detaillierungschancen natürlich widersprüchlich — weil restriktiv — erscheinen kann. Andererseits ist die Art, wie der Befragte hier spontan reagiert, gerade angesichts seiner im Vorfeld des Interviews übergangenen, spontanen Strukturierungsversuche an dieser Stelle sicherlich sehr ernst zu nehmen.

cherweise zu verstehen sei, dann signalisiert seine Formulierung doch auch, daß er das Gefühl hat, das, was von ihm im Zusammenhang mit dem jetzt stattfindenden Interview abgefordert werde, entspreche zwar nicht hundertprozentig, in den Grundzügen aber wohl doch, der Darstellung des eigenen Lebens vom Typus „Lebenslauf“. Seine, die eigentliche Erzählung dann einleitenden Äußerungen: „Tja, also“ lassen sich so deuten, daß er nunmehr mit sich zu Rate geht: „Wo fange ich denn nun an“. Er entscheidet sich dann dafür, mit dem Zeitpunkt der Beendigung der Volksschule zu beginnen. Aus der Verwendung des Begriffs „Volksschule“, der heute ungebräuchlich ist, könnte man grobe Rückschlüsse auf den Zeitraum des Schulbesuchs und damit auf ein Mindestalter des Befragten ableiten. Diese Frage aufzuwerfen ist hier zwar noch nicht zwingend, ergibt sich aber im Grunde aus der Tatsache, daß der Befragte sein Geburtsdatum bzw. sein Geburtsjahr nicht nennt, obwohl dies bei Erzählungen vom Typus Lebenslauf zumeist erfolgt.⁵⁸

Die Tatsache also, daß Herr Göbel die Aufforderung, ziemlich von Anfang an zu erzählen, so auslegt bzw. pragmatisch so damit umgeht, daß er diesen Anfang auf das Ende der Volksschulzeit legt und insofern alle Informationen über sein Kinder- und Jugendalter ausspart, ist an sich doch bemerkenswert. Im folgenden wird dann auch schnell deutlich, daß Herr Göbel seine Biographie tatsächlich offensichtlich nach dem Typus „Berufslebenslauf“, genauer noch: „Bildungslebenslauf“ konzipieren will. Dabei fällt auf, daß er das Ende der Volksschulzeit als Startpunkt für eine offensichtlich mehrere Etappen umfassende Laufbahn konzipiert. Nach der Volksschule hat er „erst mal“ eine Lehre gemacht. Die Formulierung „erst mal“ deutet auf eine sequentiell konzipierte Darstellung hin, in der dem „erst mal“ dann auch natürlich entsprechende weitere Stufen folgen dürften. Diese Lehre wird zunächst undeutlich damit beschrieben, daß sie in „so ner Bauschlosser-Schmiede-Installation, war so ne kleine Firma“ stattfand. Damit wird angedeutet, daß Herr Göbel ganz offensichtlich seine Berufsausbildung — in welchem Beruf, erfahren wir an dieser Stelle noch nicht — nicht in einem Großbetrieb mit einem klar institutionalisierten Ausbildungsprogramm und Berufsbild absolviert hat, sondern in einem Kleinbetrieb, in dem offensichtlich verschiedene Tätigkeiten, wahrscheinlich des Baubewerbes, durchgeführt wurden. Ob der Hinweis

58 Zur extensiven Textauslegung gehört es, daß Äußerungen eines Textes im Hinblick auf alle Kontexte hin interpretiert werden, unter denen diese Äußerung als sinnvoll gelten könnte. Wenn Kontextinformationen fehlen, also z.B. keine Information über das Alter vorliegt, können aus derartigen Äußerungen Rückschlüsse auf ein wahrscheinliches Alter gezogen werden. Umgekehrt: altersirrelevant interpretierte Äußerungen können, wie in dem bekannt gewordenen Beispiel der Verwendung des Begriffs „Mutti“ (durch ein Kind bzw. einen erwachsenen Ehemann), unter späterer Berücksichtigung der Kontextinformation: Lebensalter einen spezifischen Sinn unterlegt bekommen. Im Falle des hier zu interpretierenden Textausschnittes gehen wir bei der Interpretation zunächst so vor, daß wir die vom Interviewten nicht gelieferte Information über sein Lebensalter bei der Interpretation des Textes nicht mit einbeziehen. In der Interviewsituation allerdings verfügte der Interviewer über die groben Sozialdaten des Interviewpartners, da sie für die Schichtung der Stichprobe ausschlaggebend gewesen waren. Der Interviewer wußte also in diesem Fall von seinem Gesprächspartner, daß er fünfundvierzig Jahre alt war und einen Hochschulabschluß als graduierter Ingenieur hatte. Ein derartiges Vorwissen ist sicherlich nicht in allen Interviewsituationen gegeben. Hier aber lag es vor, und ein solches Vorwissen ist sicherlich für die Konstitution der Interviewsituation und die in ihr sich entwickelnde Interaktionsdynamik nicht unwichtig. Sie kann z.B. zu bestimmten Typisierungen auf Seiten des Interviewers führen, wenn er in der Erwartung, einen fünfundvierzigjährigen Ingenieur zu treffen, zu einem Interviewtermin geht.

auf diese eher handwerklichen, nicht-industriellen Ausbildungsbedingungen negativ gefärbt war, im Sinne von: „Das war so ne kleine Klitsche“, lässt sich dieser Äußerung noch nicht entnehmen. Auch die anschließende Bemerkung zur Qualifizierung seiner Arbeitssituation während der Ausbildung: „Wo man noch ziemlich viel machen mußte an und für sich“, ist ebenfalls nicht eindeutig auslegbar. Es könnte bedeuten, daß er sich als „Lehrling“ ausgenutzt gefühlt hat, es könnte aber auch als ein Hinweis auf die relative Vielfältigkeit seiner Arbeit während der Ausbildung zu verstehen sein. Anschließend präzisiert er dann, daß er seinen Berufsabschluß als Schmied gemacht habe, was die Situierung des Betriebes im nichtindustriellen, möglicherweise ländlichen Bereich noch einmal wahrscheinlicher macht. Andererseits deutet dies auch an, daß die tatsächliche formale Berufsqualifikation von Herrn Göbel in einem traditionellen, mit grober und schwerer körperlicher Arbeit verbundenen Beruf erworben wurde. Die beiden anderen von ihm genannten Berufszweige „Bauschlosser und Installation“ sind zwar ebenfalls zumeist mit schwerer körperlicher Arbeit verbunden, aber stärker an – zumindest zum Zeitpunkt seiner Ausbildung – prosperierende Branchen des Bauwesens angekoppelt. Sie enthalten auch vergleichsweise moderne Ausbildungselemente. Diesen Gegensatz zwischen traditionellem Handwerk und, gemessen daran relativ moderneren Ausbildungsinhalten bzw. -berufen, deutet die folgende Sequenz in Herrn Göbels Erzählung an. Denn sie macht deutlich, daß in der Tat in seiner Ausbildungszeit ein aus der heutigen Perspektive ungewöhnliches Nebeneinander von sehr traditionellen, dem ländlichen Leben zugehörigen Tätigkeiten und von insgesamt wohl doch dominierenden Aktivitäten im Bau- und Ausbaugewerbe bestand. Immerhin wird durch diese weitergehende Schilderung deutlich, daß der Ausbildungsbetrieb wahrscheinlich nicht ein in einer Großstadt randständig angesiedelter kleiner Handwerksbetrieb war, sondern wohl mehr im ländlichen Raum lag.

An diese vergleichsweise detailreiche Schilderung seiner Tätigkeiten während der Berufsausbildung schließt sich nun die nächste Stufe an. In den folgenden Passagen wird eine Mehrzahl von Stationen in seinem sich dann anschließenden Berufsleben durch die Verbindung „und“ bzw. „und dann“ einfach aneinandergereiht und mehr oder weniger benannt. Diese Aneinanderreichung von Stationen, die – gewissermaßen in einem atemberaubenden Tempo und ohne jegliche Hinweise auf Motive und Begründungen für Orts- und Studienfachwechsel – von der Lehre bis zum Studium des Maschinenbaus und schließlich der physikalischen Technik führt, diese sich nachgerade überschlagende Aneinanderreichung von Stationen wird durch den Hinweis unterbrochen, daß Herr Göbel „so etwas früher bei die Bundeswehr gegangen“ sei. Hiermit liefert er eigentlich zum ersten Mal einen impliziten Hinweis auf das Lebensalter, in dem er sich während einer bestimmten von ihm durchlaufenen Station befunden hat. Die Äußerung, daß er „so etwas früher“ zur Bundeswehr gegangen sei, ist interpretationsbedürftig. Es könnte sich um die Schließung jener Lücke gehandelt haben, wie sie für schon zu einem bestimmten Zeitpunkt Einberufene dann entsteht, wenn ein viertel oder halbes Jahr vorher ein anderes Arbeits-, Ausbildungs- oder Beschäftigungsverhältnis endet. Das würde aber bedeuten, daß die einjährige Tätigkeit bei einem kleinen Elektrotechnikbetrieb, auf die er hinweist, ein befristetes Beschäftigungsverhältnis gewesen wäre, das zu einem Zeitpunkt endete, als die vorgesehene Einberufung noch nicht anstand. Wir möchten diesen Punkt hier nicht extensiv interpretieren, da die möglichen Lesarten, die wir entwickeln oder ausschließen können, von dem bis hier zur Verfügung stehenden Textmaterial nicht kontrolliert oder gedeckt werden können.

Nachdem Herr Göbel im Geschwindschritt einige Etappen seiner weiteren Berufstätig-

tigkeit und Ausbildung durchheit hat, endet diese Sequenz mit dem Hinweis, daß er schließlich dann physikalische Technik „weiterstudiert“ habe. Die sich daran nach einer kurzen Pause anschließende Sequenz „und dann hab ich mal in nem, in drei Universitätsinstituten gearbeitet“ läßt offen, ob das Studium vorher abgeschlossen worden war oder nicht, und in welcher Funktion er denn in den Universitätsinstituten beschäftigt gewesen ist. Auch die Art, wie Herr Göbel zunächst ansetzt, von der Tätigkeit in „einem“ Universitätsinstitut zu berichten, sich dann korrigiert und davon spricht, daß er in drei Universitätsinstituten (gleichzeitig? nacheinander?) gearbeitet habe, unterstreicht den Eindruck, daß er hier im Zeitrafferprinzip durch sein früheres Berufsleben hindurchhastet. Das sich dem Hinweis auf die Tätigkeit in drei Universitätsinstituten anschließende Lachen mag andeuten, daß er das Ungewöhnliche, den Interviewer ganz sicher in Staunen und Verwirrung Versetzende seiner Schilderung realisiert. Innerhalb kurzer Zeit aus der Schmiede in drei Universitätsinstitute! Schon jetzt deutet sich an, daß die Nachfragephase dieses Interviews relativ lang werden dürfte. Den Durchmarsch an die Universität, der sich jedenfalls in der bisherigen Art der Aneinanderreihung von Ausbildungsschritten wie eine erstaunliche und glatte Karriere darstellen könnte, folgt aber ganz lapidar der Hinweis darauf, daß er dann „auch mal arbeitslos“ war. So als ob die Station der Arbeitslosigkeit gewissermaßen gleichrangig sei mit den anderen, die er vorher genannt hatte. Und es fällt dann beim genauen Hinschauen natürlich auf, daß die vorher benannten Stationen selbst bei oberflächlichster Interpretation nicht einfach als lineare, kontinuierliche Entwicklung angesehen werden können, in der ein vorher entwickelter Karrierefahrplan durchlaufen und durch die Tätigkeit am Universitätsinstitut auch zu seinem Abschluß gekommen sei. Allein schon der Hinweis auf den Studienanfang im Bereich Maschinenbau, der ja eine noch zumindest vorstellbare inhaltliche und sachliche, über die Berufsaufbauschule vermittelte, Kontinuität mit seiner früheren Tätigkeit realisiert hätte, und der schließlich Wechsel zur physikalischen Technik, deutet einen erheblichen Bruch der beruflichen Entwicklung an.

Doch der außerordentlich hohe Komprimierungsgrad der Erzählung läßt es nicht sinnvoll erscheinen, hier auf der Ebene der inhaltlichen Interpretation Spekulationen über Formen beruflicher Kontinuität oder Diskontinuität im Lebenslauf von Herrn Göbel anzustellen. Es geht vielmehr darum, diese Eingangserzählung in ihrer Formbestimmtheit als eine spezifische Form seiner Biographie ernst zu nehmen. Wir werden in der weiteren Interpretation des Falles Gelegenheit haben, anhand sehr präziser Daten, die sich im Lauf der Nachfragephase dann ergeben haben, diese Stationen im Hinblick auf die mit ihnen verbundenen Tätigkeiten und beruflichen Inhalte zu rekonstruieren. Mit anderen Worten: die Analyse der Eingangserzählung soll primär unter dem Gesichtspunkt erfolgen, inwieweit sich in ihrer Struktur und Gestalt die Züge einer bestimmten Art biographischer Darstellung erkennen lassen. Dabei läßt sich für den bisher behandelten Abschnitt dieser Erzählung deutlich der Typus „Berufslebenslauf“ und „Bildungsgeschichte“ identifizieren. Auffällig ist dabei allerdings die „Kadenierung“, die bei der Darstellung der aufeinander folgenden Etappen vorgenommen wird. Während der für den „vorläufigen Endpunkt“ dieser Ausbildung, nämlich das Studium der physikalischen Technik, im Grunde relativ unerhebliche, ja fast sachfremde Teil der Berufsbiographie, nämlich die Ausbildung zum Schmied, vergleichsweise ausführlich dargestellt wird, bleibt für die späteren Etappen nur ein zeitraffendes, punktuelles Antippen übrig. Wir wollen dies vorläufig nur konstatieren, ohne es genauer zu interpretieren. Nach der Erwähnung der Arbeitslosigkeit folgt in dieser Erzählung der erste Hinweis auf Motive, nämlich, daß Herr Göbel etwas „selbständig“ habe machen

wollen. Die Arbeitslosigkeit, so soll man dies vielleicht verstehen, habe er „gewählt“, um selbständig einer Tätigkeit nachzugehen. In der Erzählung scheint sich dann zunächst das Schema der Aneinanderreihung von Stationen wieder fortzusetzen, denn die nächste Bemerkung wird wieder mit dem obligaten „dann“ eingeleitet: „dann“ sei er auch „umgezogen“. Der Umzug stand also wohl im Zusammenhang mit der Absicht, etwas „selbständig“ zu machen. Von nun an bekommt die Erzählung eine andere Struktur, die zunächst schwer auflösbar erscheint, wenn man sie sequenziell interpretiert, denn die Bemerkung „hab immer noch, äh, hab denn das Gebiet, was ich zuhause selbst gemacht hab, gewechselt“ ist sehr vieldeutig interpretierbar. Das „hab immer noch“ kann z.B. bedeuten: „hab immer noch“ meine Wohnung behalten oder „hab immer noch“ vorgehabt, mein Studium abzuschließen oder „hab immer noch“ vorgehabt, was auch immer. Zumindest deutet es an, daß hier eine Kontinuität von irgend etwas bestanden hat, und es handelt sich, wie sich im folgenden herausstellt, um ein „Gebiet“, nämlich das „Gebiet“, das er „zuhause selbst gemacht“ hat. Dies habe er nunmehr gewechselt. Der Wechsel erfolgt dann, um jetzt die weitere Interpretation nicht unnötig zu komplizieren, „auf das, was ich jetzt im Moment mach“, und das wiederum macht er offensichtlich schon „ziemlich lang“. Mit anderen Worten, es wird hier die für den ersten Erzählteil gültige konsekutive Reihung von Ereignissen und ihre sequenzielle Darstellung abgebrochen und eine zweite Handlungsebene — und damit auch ein zweiter Zeithorizont — eingeführt. Es handelt sich dabei um das Gebiet, das er „zuhause selbst macht“, welches er zunächst „immer noch“, und das heißt notwendigerweise: also auch zuvor (immer) schon „gemacht“, bzw. mit dem er sich beschäftigt hatte.

Dieses Gebiet wechselte er damals, und das neue Gebiet, dem er sich dann zuwandte, scheint auch heute noch für ihn die Beschäftigung zu sein, die er „zuhause macht“. Worum es sich dabei handelt, erfahren wir, zumindest teilweise, im folgenden. Es handelte sich zunächst um die Arbeit an der Konstruktion elektronischer Musikinstrumente. Diese Beschäftigung habe er „an und für sich anfangs nur unterbrochen“, d.h. die Beschäftigung mit diesem Gebiet habe er durchaus weiterverfolgen wollen. Dann aber habe er „mit dem maademadische do angefangen“, und dies wiederum habe nun soviel Zeit in Anspruch genommen, daß er davon nicht mehr losgekommen sei. Und wenn er nicht davon losgekommen ist, so macht er es noch heute, könnte man die Geschichte in ihrer Gestalt schließen. In der Tat ist hier nämlich die zweite Teilerzählung zu einem Abschluß gebracht, denn die beiden folgenden Äußerungen scheinen, als nachträgliche Ergänzungen, schwer in den vorher entwickelten doppelten Handlungsbogen integrierbar oder genauer gesagt plazierbar. Zumindest wird eine offensichtliche Plausibilisierungslücke gefüllt, nämlich mit dem Hinweis, daß er dann, nach einem vorherigen Umzug, noch einmal umgezogen sei und zwar in den L-Städter-Raum, dort wo er heute noch wohnt. Aber die ursprünglich so konsequent vorangetriebene und in der Schilderung entsprechend zügig dargestellte Berufsbiographie bleibt im Grunde nach der Arbeitslosigkeit und dem Versuch, etwas Selbständiges zu machen, in der Luft hängen. Die folgenden Ausführungen beziehen sich eben auf seine Tätigkeit zuhause, von der wir nur sehr ungefähr wissen, worum es sich dabei handelt. Am Schluß der Erzählung, die dem Erzähler ganz offensichtlich selbst als nicht hinreichend detailliert, nicht hinreichend plausibel erscheinen muß, beginnt Herr Göbel sich selbst die Frage zu stellen, wo da wohl noch Lücken seien in seiner Darstellung. Bisher aber muß die Erzählung ziemlich unverständlich erscheinen. Deshalb schließt sich an sie eine sehr ausführliche, über etwa dreißig Minuten sich erstreckende Nachfragephase im Interview an, in der dann die Chronologie des Lebenslaufs von

Herrn Göbel schließlich weitgehend rekonstruiert werden kann, wozu der Befragte auch Unterlagen und persönliche Dokumente heranzieht, die bestimmte Erinnerungslücken überbrücken helfen sollen.

Es wäre jetzt außerordentlich aufwendig und in der Sache auch nicht angemessen, diese lange Nachfragephase hier zu dokumentieren oder auch zu interpretieren. Die sachlichen Informationen, die sie bringt, sollen deshalb im folgenden Abschnitt in übersichtlicher Form dargestellt werden, so daß wir einen genauen Eindruck von dem „tatsächlichen“ Verlauf der Lebensgeschichte Herrn Göbels erhalten. Die bisherige Interpretation der lebensgeschichtlichen Erzählung ist, soviel Lücken sie auch hatte, so wenig Sachinformationen sie tatsächlich transportierte, dennoch sehr aufschlußreich im Hinblick auf die biographische Strukturierung der beiden Teilerzählungen: Als eine konsekutiv sequenziell dargestellte Bildungsgeschichte, die aber irgendwo im Niemandsland endet, und als eine seit langem währende Beschäftigung mit einem Gebiet, das ihn „nicht mehr loslassen hat“.

3.3 Chronologie des Lebenslaufs und gegenwärtige Situation von Herrn Göbel

Wir werden nunmehr zunächst in einer tabellarischen Form die Chronologie des Lebenslaufs von Herrn Göbel, wie sie sich aus der Nachfragephase dann rekonstruierten ließ, wiedergeben:

Objektive Daten

Jan. 42	Oberwald	Geburt
März 42	L-Berg	Umzug zu den Eltern des Vaters (Bauernhof bei D-Stadt)
1945	L-Berg	Geburt des Bruders
ca. 1947	Oberwald	Umzug/zurück nach Oberwald; Gründe unklar
1948-57	Oberwald	Besuch der Volksschule (Zwergschule)
1957-60		Lehre im Rohrleitungsbau, kleinere Firma: Schmiede- und Schlosserlehre (Gesellenbrief 3/2)
4/60-7/60		Tätigkeit im Lehrbetrieb, überwiegend Montagetätigkeiten
5/60-7/60		Montagetätigkeit (in einem anderen Betrieb?)
7/60-7/61	Oberwald	Tätigkeit als Schaltschrankschlosser
1961-63	K.ST/WE.ST	18 Monate Bundeswehr (entspricht Zeitsoldat) bei den Panzergrenadiereen. Erhält Abfindung. In der Bundeswehrzeit „Fernstudien“ aufgenommen.
1-3/63	K.ST./Umg.	Praktikum in einem Kraftwerk
3/63-2/65	K.ST.	Berufsaufbauschule mit Abschluß (mittlere Reife). Im zweiten Jahr als „Abendkurs“ durchgeführt.
9/64-3/65	Oberwald	Gleichzeitig Tätigkeit bei früherer Firma
1965-68	Bi.St.	Fachhochschule (Maschinenbau) bis zur Vorprüfung

2/68-6/68	Oberwald	Tätigkeit in der Lehrfirma
7/68	K.St.	4-monatiger Besuch der Technikerschule (zum Kennenlernen)
2/69-1/73	Lüden	Fachhochschule (Physikalische Technik) Abschluß: 3/3/3
1/73-7/73	Oberwald	Arbeitslos
7/73-12/73	Süduni-St.	Technischer Angestellter, Institut für Biologie, Uni
1/74-2/74		Mitarbeiter (1/2-tags) Lehrstuhl für Biokybernetik, Uni Südst. (erwägt Zweitstudium)
3/74-4/76		Elektronikwerkstatt des Astronomischen Instituts der Uni Südst. Gleichzeitig Kurse in Elektronik in D.St. (Handwerkskammer). Arbeitsvertrag um einen Tag pro Woche gekürzt, um eigene Arbeitsprojekte voranzutreiben. Auslaufen der Stelle (Forschungsprojekt). Arbeitslosigkeit.
1976-79	SW-St.	Arbeitslos. Beginn der „geschäftlichen“, „selbständigen“ Arbeiten am Projekt für Musik-instrumente zu therapeutischen Zwecken. Musikprojekt wird „auf Eis gelegt“ („aus zeitlichen Gründen“). Verschiedene Jobs in der Umgebung von Südwest-Uni-St.; („finanziell über Wasser halten“). Erster Kontakt zur Zeitarbeit.
1979	SW.St	Beginn der Arbeit an dem „mathematischen Projekt“. Arbeitslosigkeit (?)
1979	L.-STADT	Umzug. Gründe: „Zurück in den Beruf“; „private Gründe“: „Nähe zu Eltern und Bekannten“. Zunächst Verkäufer in einem Elektronikladen („ich wollte sehen, ob mir das Geschäftliche liegt“). Wenige Wochen in dieser Tätigkeit gearbeitet.
9/79-9/82	M-St./L.ST.	Tätigkeit bei Zeitarbeitsunternehmen als Technischer Zeichner; Ing.grad. und ähnliches. Letzter Lohn 14,40 DM.
6/83-9/84	M-St.Bad/S-St.	Zeitarbeit bei Zeitarbeitsunternehmen X.
1984	M-St./L.ST.	Einsatz bei Zeitarbeitsunternehmen; zuletzt als Ingenieur eingesetzt. Letzter Lohn 17 bis 18 DM.

Die relativ detaillierte tabellarische Übersicht des Lebensverlaufs von Herrn Göbel kann hier nicht unter allen Gesichtspunkten interpretiert werden. Wir beschränken uns auf einige, aus unserer Sicht wesentliche Punkte. Beginnen wir mit dem Banalsten: Herr Göbel ist 1942 geboren, also zum Zeitpunkt des Interviews 45 Jahre alt. Sein Geburtsort ist Oberwald, eine kleine Stadt in der Mitte der Bundesrepublik. Bereits kurz nach seiner Geburt siedelt seine Familie, oder zumindest ein Teil der Familie, zu den Eltern des Vaters über. Erst als Herr Göbel fünf Jahre alt ist, erfolgt die Rücksiedlung an den eigentlichen Heimatort, wo auch die Eltern der Mutter ansässig sind. Eine genauere Darstellung der Situation in der Herkunftsfamilie, soweit sie für uns rekonstruierbar wurde, werden wir in einem folgenden Abschnitt, der sich mit dem Herkunfts米尔ieu von Herrn Göbel befaßt, geben.

Die uns in der Folge primär interessierende Konstruktion des beruflichen Lebenslaufs

möchten wir deshalb in den Vordergrund stellen, weil Herr Göbel in seiner biografischen Erzählung diesen ja wahrscheinlich nicht völlig unwichtigen Abschnitt in seinem Leben überaus rasch und wenig detailliert dargestellt hatte. Hier nun zeigt sich eine interessante Form der Mobilität. Erwähnenswert ist zunächst, daß er, in seiner im Verlaufe des Interviews späteren präzisierenden Darstellung den Ausbildungsbetrieb als eine kleine Firma beschreibt, die im *Rohrleitungsbau* tätig gewesen sei. Dies ist sicherlich eine gegenüber der in der Eingangserzählung von uns entwickelten Vorstellung von einem ländlichen, ja fast noch bäuerlichen Handwerksbetrieb, eine schon etwas nüchternere Kennzeichnung. Bemerkenswert vielleicht noch, daß die Abschlußnoten bei seiner Gesellenprüfung ausweisen, daß er in der theoretischen Prüfung eine zwei hatte. Nach der Ausbildung bleibt er zunächst noch eine kurze Zeit im Lehrbetrieb, wobei anscheinend der Charakter dieses Betriebes, einer Installations- und Rohrleitungsbaufirma, dazu geführt hat, daß er häufig auf Montage gewesen ist. So ergibt sich offensichtlich auch der erste Wechsel aus seinem Ausbildungsbetrieb in eine andere, im Montagebereich tätige Firma. Bevor er dann für achtzehn Monate zur Bundeswehr geht, wechselt er noch einmal den Betrieb — diesmal für längere Zeit. Fast ein Jahr bleibt er bei einer Firma als Schaltschrankschlosser beschäftigt. Dies alles erfolgt aber noch im Umkreis seines Geburtsorts, wo er bei seinen Eltern wohnen bleibt und nur durch seine Montagetätigkeit von dort wegkommt. Erst der Wechsel zur Bundeswehr führt dann zu einer größeren räumlichen Distanz. Die Tatsache, daß Herr Göbel eine Abfindung erwähnt, läßt den Zeitraum von achtzehn Monaten, den er bei der Bundeswehr verbracht hat, so interpretieren, daß er sich offensichtlich als Zeitsoldat freiwillig verpflichtet hat. In dieser Zeit fängt Herr Göbel an, Fernstudien aufzunehmen, deren Charakter im Interview nicht näher erläutert wird. Nach der Bundeswehr macht er ein zweimonatiges Praktikum in einem Kraftwerk. Auch hier wird nicht näher erläutert, warum und mit welchem Ausbildungsziel genau er dieses Praktikum durchgeführt hat. Es folgt dann der Besuch der Berufsaufbauschule in K-Stadt, der Stadt in der er zunächst auch stationiert war, als er bei der Bundeswehr diente. Dort macht er seine Mittlere Reife. Im zweiten Jahr des Besuchs der Berufsaufbauschule ist er gleichzeitig bei der Firma beschäftigt, bei der er vor dem Wechsel zur Bundeswehr bereits ein Jahr als Schaltschrankschlosser gearbeitet hatte. Die Berufsaufbauschule wird nun nur noch als Abendkurs durchgeführt, aber nach zwei Jahren doch erfolgreich abgeschlossen.

Ob er während der gesamten zwei Jahre des Besuchs der Berufsaufbauschule noch zuhause wohnte, konnte während des Interviews nicht eindeutig geklärt werden. Theoretisch wäre es möglich, da K-Stadt und Oberwald nicht so weit voneinander entfernt sind, daß es ihm nicht möglich gewesen sein sollte mit täglichem Pendeln den Schulbesuch von zuhause aus zu bestreiten. Ein definitiver Ortswechsel — denn bisher hat sich Herr Göbel, also bis zum Alter von 23 Jahren, nicht wirklich von Oberwald, seiner Geburtsstadt gelöst — erfolgt dann 1965 durch den Wechsel nach Biederstadt, wo er fast drei Jahre lang, bis zur Vorprüfung an der Fachhochschule Maschinenbau studiert. Ein weiteres Mal kehrt Herr Göbel nun nach Oberwald zurück und arbeitet wieder in seiner Lehrfirma. Die Gründe für diese Rückkehr sind hier nicht zu erörtern, sie wären auch bei Hinzuziehung zusätzlicher Informationen aus dem Interview nicht eindeutig zu klären. Was hier auffällt, ist die Bewegungsform, die bis zu diesem Zeitpunkt Herrn Göbel immer wieder, sei es durch Arbeitseinsätze, sei es durch Bundeswehr oder Schulbesuch, aus seinem Herkunftsmeileu herausführen, von dem er sich aber doch offensichtlich immer noch nicht gelöst hat. Es gibt immer wieder Rückkehrbewegungen nach Oberwald. Schaut man sich die geographische Lage von Oberwald

an, dann läßt sie sich etwa als der Schwerpunkt in einem leicht schiefwinkeligen Dreieck bestimmen, an dessen nördlicher Spitze K-Stadt, an dessen südlicher Spitze Biederstadt und östlich davon L-Berg liegt, der Ort, aus dem die Eltern des Vaters von Herrn Göbel stammen. Und auch als Herr Göbel nun wirklich den Sprung aus diesem Dreieck wagt, nämlich, nun zwischen 1969 und 1973 an der Fachhochschule in Lüden physikalische Technik zu studieren, kehrt er im Anschluß daran zunächst noch einmal nach Oberwald zurück. Es ist wahrscheinlich, daß ihm Oberwald dabei auch als ökonomische Ressource gedient haben dürfte, da Phasen der Arbeitslosigkeit zwischen den verschiedenen Stellenwechseln oder dem Beginn neuer Ausbildungsphasen, offensichtlich so von ihm überbrückt werden können. Wir übergehen die Zwischenstationen, die ihn noch einmal nach K-Stadt geführt hatten, wo er, wie er sagt, zum „Kennenlernen“ die Technikerschule besucht hatte. Warum im einzelnen die Wechsel des Studienfaches erfolgten, ist hier nicht zu erörtern, dennoch läßt sich bereits bei oberflächlicher Be trachtung der Eindruck nicht vermeiden, daß es sich beim Werdegang von Herrn Göbel wohl nicht um einen ganz so zielstrebigen, rasanten Ablauf gehandelt haben kann, wie man es aufgrund der Eingangserzählung hätte glauben mögen oder glauben sollen. Es erfolgen mehrfach Umorientierungsprozesse, die zwar insgesamt immer eine Entwicklung zu mehr Bildung und höheren Bildungsabschlüssen zum Ausdruck bringen, nicht aber den Eindruck des sicheren und zielstrebigen Anstrebens von Positionen vermitteln. Auffällig ist allerdings bereits seit der Zeit bei der Bundeswehr das Ne beneinander von Arbeiten und Sich-Bilden, das sich nun auch in der nächsten Etappe, die sich nach dem Abschluß des Studiums in Lüden ergibt, andeutet.

Herr Göbel findet zunächst eine Stelle als Mitarbeiter am Lehrstuhl für Biokybernetik, und da er erwägt, ein Zweitstudium aufzunehmen, arbeitet er nur halbtags. Auch bei seiner nächsten Stelle, in einem anderen Institut derselben Universität im Süden der Bundesrepublik, macht er nebenher Kurse in Elektronik, wobei er hervorhebt, daß dies nur möglich gewesen sei, weil er seine Arbeitsstundenzahl reduziert gehabt hatte. Nach knapp zwei Jahren läuft der befristete Vertrag Herrn Göbels aus, und er wird arbeitslos. Welche Gründe für den jetzt erfolgenden Umzug nach SW-Stadt, einer anderen Universitätsstadt im Südwesten der Bundesrepublik, ausschlaggebend gewesen sind, läßt sich aus Herrn Göbels Erläuterungen nicht mit hinreichender Sicherheit schließen. Er selbst verbindet diese neue Etappe mit dem Projekt, sich selbständig zu machen, und zwar mit der Konstruktion und dem projektierten Verkauf und Vertrieb von elektronischen Musikinstrumenten. In diesem Projekt lassen sich zwei Interessen von Herrn Göbel ganz offensichtlich miteinander verknüpfen: seine Arbeit im Bereich der Elektronik, aber auch sein Interesse für Musik.⁵⁹ Dieses Projekt wird allerdings von ihm nicht verwirklicht, nicht zuletzt deshalb, weil er, der sich selber für den „geschäftlichen Bereich“ nicht hinreichend versiert hält, keinen Partner finden zu können glaubte, der ihn nicht übervorteilen würde. In dieser immerhin dreijährigen Phase in SW-Stadt hat Herr Göbel offensichtlich auch zum ersten Mal Kontakt mit der Zeitarbeit. Damals, so erwähnt er, habe er mehrere, wechselnde Jobs machen müssen, um sich finanziell über Wasser zu halten. In diese Zeit fällt auch der Beginn der Arbeit an dem „Mathematischen Projekt“, das ihn, wie wir aus der biographischen Eingangserzählung wissen, bis heute beschäftigt. Wir werden weiter unten noch näher auf dieses Projekt eingehen und dabei der Frage nachgehen, was es denn ist, das ihn „nicht mehr losgelassen hat“.

59 Während seiner Studienzeit in Lüden hatte Herr Göbel in einem Chor mitgesungen und sich damals auch, wie er sagte, für eine Ausbildung zum Chorleiter interessiert.

Die anschließende, durch den Umzug nach L-Stadt eingeleitete Phase fällt im Wesentlichen mit seinem damals übernommenen und bis heute andauernden Status des Zeitarbeitnehmers „auf Dauer“ zusammen. Ursprünglich hatte er im Raum L-Stadt noch eine Tätigkeit als Verkäufer in einem Elektronikladen aufgenommen — quasi als Test, ob er sich in der Geschäftswelt behaupten könne. So zumindest begründet er diesen Einstieg, den er aber bald wieder frustriert aufgibt. Der Umzug nach L-Stadt wird von Herrn Göbel als eine relative Wiederannäherung an seine alte Heimat dargestellt. L-Stadt ist eine Großstadt im Zentrum der Bundesrepublik, nicht allzuweit von Oberwald entfernt, auch wenn er sich inzwischen definitiv außerhalb jenes Dreiecks plaziert, in dem er sich in den ersten 25 Jahren seines Lebens bewegt hatte. Von L-Stadt zieht Herr Göbel wenig später in eine kleinere Stadt in deren Einzugsbereich. Dort wohnt er seit 1983 in eben der Wohnung, in der auch jetzt das Interview stattgefunden hat. In der Tätigkeit als Zeitarbeitnehmer wechselt er zu einer kleineren Firma in S-Stadt. Für diese kleinere Zeitarbeitsfirma war Herr Göbel zwischen 1983 und 1984 ein knappes Jahr beschäftigt. Seither arbeitet er wieder bei dem Zeitarbeitsunternehmen, das seinen Hauptsitz in L-Stadt direkt hat. Von dieser Firma wird er unterschiedlich eingesetzt. Hin und wieder muß er auch in der Produktion tätig sein, was er, wenn auch ungern, akzeptiert. Selten findet er Einsätze in seinem Beruf als Ingenieur; überwiegend wird er als Technischer Zeichner von der Firma ausgeliehen.

Durch diesen Nachvollzug der Chronologie des Lebenslaufs sind wir nunmehr in der Lage, eine Reihe von Informationen, die uns durch die biographische Erzählung völlig schleierhaft bleiben mußten, zu plausibilisieren und Herrn Göbels Lebenslauf nachvollziehbar machen zu können. Wir wissen nun, was seine Arbeit an „drei Instituten“ für einen Stellenwert hatte. Wir wissen, daß er, der als Schmied seine Berufsausbildung abgeschlossen hat, über verschiedene Umwege sich zum graduierten Ingenieur weitergebildet hatte und nunmehr seit über zehn Jahren zuhause an einem noch nicht näher spezifizierten „mathematischen Projekt“ arbeitet. Auch ist uns, ohne daß hierzu weitergehende Interpretationsleistungen notwendig wären, deutlich, daß Herr Göbel spätestens seit der Zeit bei der Bundeswehr neben seiner Arbeit zum Broterwerb offensichtlich fast immer an anderen Projekten, seien es Bildungsprojekte, seien es sonstige Vorhaben, gearbeitet hat. Diese Parallelität von Erwerbsarbeit und seiner sonstigen Tätigkeit besteht also seit fast 25 Jahren und sie macht die Unterbrechungen, die fehlende Linearität in dem beruflichen Verlauf von Herrn Göbel zumindest in einem ersten Schritt plausibler. Sie läßt aber auch die Tatsache, daß der Befragte nun schon sehr lange als Zeitarbeitnehmer beschäftigt ist, als Fortsetzung eines Musters erscheinen, das er bereits früher offensichtlich in anderer Form praktiziert hatte. Die Übernahme von Halbtagsstellen, die Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit um einen Arbeitstag, die Parallelführung von Abendschule und Berufstätigkeit, dies alles sind Formen der Verknüpfung von Arbeit und Bildung bzw. Eigenarbeit, die von einem vollzeitigen kontinuierlichen Arbeitsverhältnis abweichen, und insofern den dauerhaften Status als Zeitarbeitnehmer plausibel erscheinen lassen. Wir werden auf diesen Punkt allerdings noch näher eingehen.

Wir haben bisher auf drei unterschiedlichen Ebenen Material zur Lebensgeschichte und zum „Fall“ Göbel berücksichtigt:

1. In der *Konstitutionsphase des Interviews* war deutlich geworden, daß bereits die Herstellung des Interviewsettings auf Elemente verwies, die interpretationswürdig erschienen: Angefangen vom räumlich-szenischen Arrangement in der Wohnung Herrn Göbels (von der wir nun wissen, daß er bereits seit 1983 dort wohnt, sie also kei-

- neswegs neu bezogen wurde), bis hin zur „Schwergängigkeit“ bei der Etablierung des Interaktionstyps „Besuch“ und „Interview“. Wir hatten dann
2. anhand der *biographischen Eingangserzählung* festhalten können, daß sie sich im Hinblick auf ihre Phasierung auf die Zeit nach der Schule und die anschließende berufliche und Bildungslaufbahn beschränkt, die primäre und sekundäre Sozialisationsphase dabei also völlig ausgeblendet wurde. Auffällig war auch, daß die Gestalt dieser Eingangserzählung gewissermaßen aus zwei Grundfiguren zusammengesetzt war. Zum einen eine steil ansteigende Linie, die die rasante, sich dann aber irgendwo im Ungefährnen verlierende oder abgebrochene berufliche Laufbahn darstellen könnte, und zum anderen eine Art von Spiralnebel, der sich um die sich im Undeutlichen verlierende Linie des beruflichen Aufstiegs legt, und in dem Herr Göbel sich wie gefangen, angetrieben und ergriffen fühlt von etwas, das ihn nicht mehr losläßt.
 3. Aus der Kenntnisnahme der *Chronologie seines Lebenslaufs* können wir nun begründeter sagen, daß die in der biographischen Eingangserzählung zum Ausdruck kommende Struktur sich durch eine Reihe von „objektiven Daten“ plausibilisieren und erläutern ließe. Dazu gehört insbesondere die tatsächliche berufliche Situation einerseits, die seit etwa zehn Jahren eine Stagnation, wenn nicht Rückentwicklung in seinem Beruf impliziert, und außerdem das über die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens hindurch verfolgbare Arrangement der Parallelisierung von Erwerbsarbeit und Eigenarbeit, von Bildung und Beschäftigung. Es gibt allerdings ein Element in der Chronologie des Lebenslaufs, das nunmehr für eine weitere, andere Textmaterialien einbeziehende, Analyse Anlaß sein soll. Wir haben gesehen, daß Herr Göbel sich ganz offensichtlich in den ersten 25 Jahren seines Lebens, insbesondere aber nach seiner Berufsausbildung, für Impulse geöffnet zu haben scheint, die ihn von seinem Geburtsort, wenigstens ein Stückweit, wegführten. Andererseits wird aber auch aus dem Bewegungsablauf deutlich, daß er doch immer wieder auf dieses Gravitationszentrum seines ursprünglichen Bewegungsraumes zurückgekommen ist. Dies gilt, mit Abstrichen auch für seine Rückkehr aus dem süddeutschen Raum, die er u.a. mit der größeren Nähe zu seiner Herkunfts-familie begründet. Sind die Bindungen der Herkunfts-familie, über die er in seiner biographischen Erzählung kein Wort verliert, möglicherweise von größerer Bedeutung, als Herr Göbel uns zu erkennen geben will?

Wir werden deshalb, unter Heranziehung weiterer Textmaterialien, nunmehr einige der für die weitere Interpretation und schließlich Fallrekonstruktion wichtigen Erfahrungen und Erwartungen Herrn Göbels, bestimmte Entscheidungskonstellationen und Milieubedingungen beleuchten. Wir beginnen mit der Darstellung des Herkunfts-milieus von Herrn Göbel.

3.4 Das Herkunfts-milieu: Isolation, Retardierung und Selbstentdeckung

Die zusätzlichen Informationen, die wir im Laufe des Interviews über die Herkunfts-familie von Herrn Göbel erhalten haben, sind vergleichsweise spärlich. Sein Vater war Postbeamter und vorher offensichtlich beim Arbeitsdienst und bei der Wehrmacht beschäftigt. Ob er Soldat war, ist seinen Ausführungen nicht eindeutig entnehmbar. Die Erinnerungen des Interviewees an seinen Vater sind eher spärlich und beschränken sich auf einige wenige markante Situationen, über die wir noch berichten werden. Die

Person des Vaters bleibt also undeutlich, und auch auf insistierendes Nachfragen hin entsteht nicht mehr als ein diffuser Eindruck von fehlender Zuwendung und Strenge. Auch die Mutter war im Erleben von Herrn Göbel offensichtlich nicht in prägnanter Weise präsent. Zumindest stellt er es so dar, als ob sie überwiegend neben ihrer eigenen Hausarbeit noch dadurch sehr beschäftigt gewesen sei, daß sie im Haushalt der Großeltern habe mithelfen müssen. Beide Eltern seien in der Landwirtschaft der Großeltern mit „eingespannt“ gewesen und hätten sich wenig um ihn gekümmert. Erwähnt wird z.B., daß seine Mutter versprochen habe, ihm das Schwimmen beizubringen, was sie dann allerdings nicht getan habe. So habe er es sich selbst beibringen müssen. Daß Schwimmen für Herrn Göbel eine relevante Fähigkeit war, die in seiner Jugend nicht schon zu den soziokulturell definierten Mindestfähigkeiten gehörte, die wie selbstverständlich in der Schule vermittelt wurden, ist wahrscheinlich. Auch die Bedeutsamkeit dieser Fähigkeit ist offenkundig angesichts der Tatsache, daß Herr Göbel in Oberwald und in D-Stadt aufwuchs, beides Städte, die an einem Fluß liegen. In seiner Umgegend habe es wenig gleichaltrige Kinder gegeben, berichtet Herr Göbel. Erwähnt wird nur ein Freund des Bruders. Sonst habe er wenig Kontakt zu anderen Gleichaltrigen gehabt. Auch sei er oft zur Mithilfe in der Landwirtschaft gerufen worden.

Von den Großeltern wird erwähnt, daß der Großvater (mütterlicherseits) in einer Schieferspalthütte tätig gewesen war und früh an einer Berufskrankheit gestorben sei. Die Übersiedlung zu den Eltern des Vaters, kurz nach der Geburt von Herrn Göbel, ist für ihn nur in undeutlicher Erinnerung geblieben. Nur soviel weiß er, daß sein Vater damals nicht bei der Familie war. Auf entsprechende Nachfragen kann er allerdings nicht sagen, ob sein Vater als Soldat im Krieg gewesen sei. Seine Mutter erinnert er als streng, erst später sei das Verhältnis zu ihr entspannter geworden. Dies gelte auch für heute. Nach wie vor habe er einen, wenn auch nicht häufigen, so doch regelmäßigen Kontakt zu seinen Eltern. Auch zu seinem Bruder, der als Schreiner im Schwarzwald in einem Kleinbetrieb beschäftigt ist. Dieser habe dort die Funktion des „Mädchen für alles“ und sei „immer für den Chef da“.

Trotz relativ intensiver Bemühungen des Interviewers um eine Präzisierung und Ausleuchtung der Situation in der Herkunfts-familie bleibt also das meiste eher undeutlich und die Auskunftsbereitschaft zu diesem Teil seiner Lebensgeschichte gering. Die Strukturierung seiner biographischen Eingangserzählung, in der diese Phase völlig über-gangen wurde, ist also wohl nicht zufällig. Erwähnt wird allerdings noch ein Umstand, der doch von einer gewissen Signifikanz ist. Herr Göbel hebt hervor, daß er seine Schulzeit in einer Zergeschule verbracht habe. Dies, so sagt er, sei seiner Entwicklung sicherlich nicht zuträglich gewesen. So sei ihm aufgefallen, daß er, als er einmal in einer anderen Schule unterrichtet worden sei, da sein Lehrer für längere Zeit erkrankt gewesen war, dort einen viel anregenderen Unterricht erlebt habe. Seine Schule sei eine konfessionell gebundene, evangelische Schule gewesen, meint er, ohne daß deutlich wird, inwieweit dies den Charakter des Unterrichts in spezifischer Weise geprägt habe. So bleibt ein undeutliches Bild der Jugendzeit von Herrn Göbel, das durch offensichtlich wenig Zuwendung, Isolation und auch ein Gefühl der Beengtheit gekennzeichnet war. Zumindest sieht er seine Schulsituation als eine, die seine Talente nicht hinreichend zur Entfaltung hatte kommen lassen. Diesen Gesichtspunkt wollen wir nun durch zwei Textpassagen noch deutlicher machen und auch belegen:

Auf die Frage, was denn in seinem bisherigen Leben eine wichtige Rolle gespielt habe, antwortet Herr Göbel:

01 „Ja, ein bißchen hat vielleicht auch die Bundeswehr
 02 ausgemacht. Eh, ich hab auch noch Kontakt, wenn ich
 03 auch nit gerade beliebt bei welchen, die mir nit so
 04 zugesagt haben oder so. Überhaupt, denn davor habe ich
 05 noch bei den Eltern gewohnt, der Vergleich, wenn man
 06 mal nicht zuhause ist, ist dann auch schon mal gege-
 07 ben. Ob das jetzt aber... die größte die Entscheidung
 08 vielleicht nit grad.. was wär jetzt noch für .. äh,
 09 bei der Gesellenprüfung, äh, der theoretische Teil, da
 10 war ich an und für sich der Beste in der Klasse, kann
 11 man sagen. Ich bin sogar noch eine Viertelstunde zu
 12 spät gekommen, und da sagte der Prüfer: um durchzu-
 13 fallen ist noch früh genug. Und, ich hab sogar meinem
 14 Nachbarn noch geholfen, daß der noch zurandekam, also
 15 das war doch, ich denke das war vielleicht ein Anlaß,
 16 ich müßte noch weiterstudieren, mit dem theoretischen
 17 Arbeiten. Das hab ich gesehen, weil vorher konnte ich
 18 mir noch nit so ein Urteil bilden, wegen der Volks-
 19 schule, weil die, ich war da auch gar nit ausgelastet
 20 während der Volksschule, hab das mehr als Kindergarten
 21 vielleicht betrachtet.“

Von seinen Eltern habe er keine Unterstützung erfahren, eher das Gegenteil:

22 „Ne, das hab ich alles, is alles meine Entscheidung
 23 praktisch. Die waren vielleicht gar nit so dafür, weil
 24 die mir das gar nit zugetraut hätten. Meine Mutter ist
 25 vielleicht neutral gewesen, aber mein Vater irgendwie
 26 .. der hätte sich das nie vorgestellt. Das hat er mal
 27 so ausgedrückt bei Verwandten und Bekannten: ‚der wird
 28 das nie schaffen‘ so was irgendwie.“

Diese Textauszüge machen einsichtig, daß und warum das Herkunfts米尔ie Herrn Göbels offensichtlich mit seiner dann gewonnenen lebensgeschichtlichen Identität als FH-Absolvent und als jemand, der an einem „mathematischen Projekt“ arbeitet, wenig zu tun hat. Der Lebensweg seines Bruders entspricht wohl eher dem, was man auch von ihm erwartet hätte. Herr Göbel scheint aber derjenige zu sein, der, aus welchen Gründen auch immer, dieses Milieu verlassen wollte und verlassen hat. Dies ist irgendwie geschehen, man könnte nicht sagen, daß es einen eindeutigen Ablösungswillen gegeben hätte. Dabei — und dies macht vielleicht plausibel, wieso die Lehre in der biographischen Erzählung von Herrn Göbel einen so vergleichsweise prominenten Platz hat und einer relativ ausführlichen Darstellung gewürdigt wird — hat die Lehre dann schließlich zumindest in ihrem Abschluß dazu geführt, daß Herr Göbel sich selbst, aber offensichtlich auch anderen beweisen konnte, was in ihm steckt; möglicherweise zu seiner eigenen Überraschung. Doch das Bild der Situation, in der er sich in seiner Jugend befand, muß noch um ein Element ergänzt werden: Die Isolation, in der Herr Göbel aufwuchs und in der er sich — und damit machen wir einen Vorgriff auf seine gegenwärtige Lebenssituation — heute mehr denn je befindet. Auf die Frage im Interview, womit er denn den bisherigen Verlauf seines Lebens am ehesten vergleichen würde, antwortet Herr Göbel:

29 „Vergleichen?“⁶⁰ Hm. Sagen wir mal die Kindheit ziemlich
 30 fast isoliert, überhaupt, von der Umwelt, und von der
 31 ganz normalen Umwelt, das kann aber auch ganz weit
 32 abseits gewesen sein. Und dann eben, naja, daß ich
 33 trotz meiner Kindheit mich schlecht entwickeln konnte
 34 und dann später doch irgendwie, äh .. die Entwicklung
 35 doch .. ich war als Kind irgendwie ein bißchen men-
 36 schenscheu vielleicht gewesen, so überhaupt nit so
 37 kontaktfreudig. Aber das ist jetzt, das ist eine ande-
 38 re Sache, die ich noch gar nicht erwähnt hab. Viel-
 39 leicht noch gar nit zur Sprache gekommen. Weil, ich
 40 gehöre an und für sich in eine Religionsgemeinschaft,
 41 die ziemlich international ist, auf der ganzen Welt
 42 verbreitet ist, und hab praktisch überall, kann ich
 43 auf Anhieb Kontakte haben und so. Und das macht auch
 44 einiges aus. Wahrscheinlich hab ich auch dadurch den
 45 Mut bei der letzten Forschungsarbeit nit verloren, aus
 46 dem Grunde irgendwie, weil ich irgendwie denk, daß es
 47 mir doch mal was bringt oder wie.“

Damit spannt Herr Göbel einen Bogen enormer zeitlicher Reichweite: Von der Isolierung in der Kindheit bis hin in eine Zukunft, irgendwann einmal, wenn seine Forschungsarbeit „doch mal was bringt“. Der Hinweis auf die Isolierung in der Kindheit macht auch den einschneidenden Charakter der Erfahrung des Lebens bei der Bundeswehr plausibel. Hier sei er zum ersten Mal, wie er an einer anderen Stelle des Interviews sagt, mit anderen Menschen zusammen gewesen. Seine Menschenscheu hat er dabei wohl nicht wirklich verloren, aber zumindest hat es dazu geführt, daß er, der ja bis dahin noch bei den Eltern gewohnt hatte, vergleichen konnte. Diese erste Erfahrung und auch die Art, wie er sich selber in seinen Fähigkeiten entdeckte, mag ihm überhaupt den Anstoß und den Mut gegeben haben, sich aus dem Milieu zumindest versuchsweise zu lösen. Daß ihm das offensichtlich, wie die objektiven Daten des Lebensablaufs zeigen, über lange Zeit nicht gelang, sondern er immer wieder auf sein heimatliches Milieu zurückgriff, verweist zwar auf die Schwierigkeiten, die diese Ablösung wohl mit sich gebracht haben dürften. Das bestätigt aber auch die Kraft des Impulses, der ihn bis zum heutigen Tage an seinen Vorstellungen festhalten läßt.

In der Überblendung von gegenwärtiger Situation und der isolierten Situation in der Kindheit deuten sich wesentliche Konturen der Fallstruktur von Herrn Göbel an. Diese sollen nun in den folgenden Abschnitten dieser Fallrekonstruktion allmählich nachgezeichnet werden.

Die vorstehend zitierte Textpassage deutet ja drei wesentliche Elemente an: Zunächst die Darstellung seiner Situation in der Kindheit. Interessant ist dabei, daß Herr Göbel zum einen, gleichsam objektivierend, auf seine Kindheit blickt und diese als „ziemlich fast isoliert“ beschreibt. In der folgenden Bemerkung: „überhaupt“ setzt er zu einer weiteren Erläuterung dieser Isolation an. „Von der Umwelt“, und diese Bemerkung scheint er für den Sprachgebrauch der späten achtziger Jahre als nicht eindeutig genug zu erkennen, weshalb er hinzufügt: „von der ganz normalen Umwelt“, sei er fast isoliert gewesen. Die sich anschließende Bemerkung „das kann aber auch ganz weit

60 Diese Textpassage stammt aus einem Interviewteil, in dem die Interviewten aufgefordert wurden, ihr Leben mit einer bildlichen Vorstellung zu vergleichen. Vgl. zur systematischen Auswertung dieses Interviewteils das Kapitel V.

abseits gewesen sein“ ist sicher interpretationsbedürftig. Wir verstehen sie hier so, daß Herr Göbel damit zum Ausdruck bringen will: Wo auch immer er gewesen sein mag, ob nun in der ganz normalen Umwelt oder jenseits dieser ganz normalen Umwelt, „weit abseits“, er sei eigentlich immer, „überhaupt“ also, isoliert geblieben.

Als zweites, von Herrn Göbel selbst entsprechend abgegrenztes Moment verweist er auf die Tatsache, daß er trotz seiner Kindheit, in der er sich schlecht entwickeln konnte, dann später doch eine Entwicklung erlebt habe. Seine erläuternde, interpretierende Bemerkung, er sei als Kind „vielleicht menschenscheu gewesen“ macht deutlich, daß die zuvor begonnene Äußerung über seine *Entwicklung* (die „trotz seiner Kindheit“ stattgefunden hat) wahrscheinlich auf die Sozialdimension, also seine Isolierung bzw. seine eigene Kontaktfreudigkeit bezogen sein sollte.

Interessant ist in diesem Zusammenhang festzuhalten, daß seine reflektierende Ver-gegenwärtigung der kindlichen Isolation darin zum Ausdruck kommt, daß er nicht nur den quasi „objektiven“ Befund: „Die Kindheit war isoliert“ stehen läßt, sondern einen Versuch unternimmt, seinen eigenen Anteil an der Entwicklungsgeschichte zu *deuten*, indem er sich selber als möglichen Verursacher oder zumindest Mitverursacher dieser Isolation in Erwägung zieht: nämlich seine Menschenscheu.

Daß er als Kind nicht kontaktfreudig gewesen sei, das will er mit dem gegenwärtigen Zustand vergleichen, ja konfrontieren. „Aber das ist jetzt“, ... anders würde man ergänzen wollen. Herr Göbel spricht das nicht aus. Statt dessen verweist er auf die Tatsache, daß er „an und für sich“ einer Religionsgemeinschaft angehöre, die international und gewissermaßen überall präsent sei und durch die er auf Anhieb Kontakte haben könne. Daß Herr Göbel dies in diesem Zusammenhang erwähnt, ist in mehrerer Hinsicht aufschlußreich: Halten wir zunächst noch einmal fest, daß er nicht sagt, er sei heute kontaktfreudig, sondern, daß er durch seine Mitgliedschaft in der Religionsgemeinschaft die Möglichkeit zu jederzeitigem Kontakt habe. Die Kontaktchancen, die Herr Göbel hat, sind also nicht in seiner „ganz normalen Umwelt“, sie sind gleichsam weltgesellschaftlich gedacht.

Diese Kontaktmöglichkeit sei es nun, die „wahrscheinlich“ dazu geführt habe, daß Herr Göbel bei seiner letzten Forschungsarbeit den Mut nicht verloren habe. Dieser Zusammenhang ist nun allerdings kaum unmittelbar verständlich. Was, so könnte man sich fragen, haben die Kontaktmöglichkeiten, die ihm die Mitgliedschaft in der Religionsgemeinschaft verschaffen, mit seiner Forschungsarbeit zu tun? Oder sollte damit gemeint sein, daß die religiös-ethische Motivation, die die Mitgliedschaft in dieser religiösen Gruppe bedeuten könnte, auch das Durchhaltevermögen an seiner Forschungsarbeit motiviert? Gewissermaßen eine Variante der protestantischen Ethik? Dagegen spräche auch nicht die abschließende Bemerkung, daß die Hoffnung, „daß es mir doch mal was bringt“, im Zusammenhang mit der Mitgliedschaft in der Bahai-Religion (das ist die Sekte, in der er Mitglied ist) erwähnt wird. Daß es ihm etwas bringt „oder wie“ deutet darauf hin, daß seine Erwartungen hinsichtlich des Effekts, hinsichtlich der Anerkennung, diffus und offen bleiben. Es könnte also auch Gotteslohn sein oder die ewige Glückseligkeit, an der er sich orientiert. Doch brechen wir hier die Auslegung dieser Textpassage ab und skizzieren im folgenden die Lebenssituation von Herrn Göbel, so wie sie sich zum Zeitpunkt des Interviews darstellt. Dabei orientieren wir uns an der von Herrn Göbel in der reflektierenden, retrospektiven Betrachtung seines bisherigen Lebenslaufs vorgenommenen Relevanzgebung:

1. Das Problem seiner sozialen Isolation.
2. Die trotz der als wenig förderlich erinnerten Kindheit dann doch mögliche Entwicklung seiner selbst.

3. Die Forschungsarbeit, das Projekt der Kugelkoordinaten, dem wir jetzt schon in verschiedenen Zusammenhängen begegnet sind.

Herr Göbel ist Junggeselle, lebt alleine und hat offensichtlich, wie auch das ganze Wohnarrangement andeutet, zumindest zuhause, wenig soziale Kontakte. Die Gestaltung seines Alltags, auf die wir im folgenden Kapitel über das zeitbezogene Handeln und Erleben im Alltag näher eingehen werden, zeigt, daß Herr Göbel kaum ausgeht, kaum soziale Kontakte hat und nur hin und wieder, etwa bei Urlaubsreisen oder sporadischen Besuchen bei seiner Herkunftsstadt, mit anderen Menschen zusammenkommt. Auch die Mitgliedschaft in der Bahai-Sekte scheint seine Soziabilität nicht wirklich geändert zu haben. Weder scheint er ein besonders überzeugter Anhänger dieser Sekte („an und für sich Mitglied“) zu sein noch ein besonders regelmäßiger Besucher ihrer Veranstaltungen. Aber immerhin, das Wissen um die Möglichkeit des Kontakts scheint ihn zu beruhigen. Herr Göbel wurde wohl weniger aus Überzeugung Einzelgänger, sondern weil „das Leben so spielte“. Als er 25 gewesen sei, habe er vorgehabt zu heiraten, sagt der Interviewte, aber dieses Vorhaben habe er immer wieder aufschieben müssen, da er zu sehr mit seiner Forschungsarbeit beschäftigt gewesen sei.⁶¹

Es ist nunmehr sicherlich dringend, sich dem zuzuwenden, was Herr Göbel in seiner „Forschungsarbeit“ macht. Der Hinweis, daß diese ihn schon vor 20 Jahren daran gehindert habe, sich zu verehelichen, deutet noch einmal an, daß dieses „Projekt“ fast sein gesamtes Erwachsenenleben begleitet. Anfänglich, so ergeben die weiteren Informationen aus dem Interview, hatte er sich um die Entwicklung elektronischer Musikinstrumente bemüht, die z.B. bei der rhythmischen Gymnastik in der Sonderpädagogik hätten eingesetzt werden sollen. Die Anregung hierzu hatte sich zum einen aus seinen musikalischen Interessen ergeben, zum anderen durch die damalige Bekanntschaft zu einer Kindergärtnerin.⁶² Wie wir aus den Lebenslaufdaten bereits wissen, hat Herr Göbel dieses Projekt dann gewissermaßen auf Eis gelegt und sich einer anderen Arbeit, die ungleich abstrakter, theoretischer ist, zugewandt. Aus seinen Erläuterungen, die er auf die Frage des Interviewers, worum es sich denn dabei handle, gibt, wird im Grunde deutlich, daß Herr Göbel gar nicht wirklich hofft, sich verständlich machen zu können. Es geht um Berechnungsformen von Winkeln, die möglicherweise die räumliche Geometrie und die Praxis der Raumvermessung oder auch der Navigation ändern könnten. So bemüht sich Herr Göbel, dem Interviewer, der erst gar nicht versteht,

61 Da wir diesen Gesichtspunkt hier nicht weiter verfolgen wollen, sei hier nur kurz erwähnt, daß Herr Göbel den Plan zu heiraten, der sich, wie er sich ausdrückt, nur „verzögert“ habe, nicht aufgegeben hat. So trägt er sich mit dem Gedanken, in einem südosteuropäischen Land, wo er jetzt schon mehrfach Urlaub gemacht hat, eine Heiratsannonce aufzugeben. Man kann daraus ableiten, daß er sich auf dem hiesigen Heiratsmarkt keine reellen Chancen ausrechnet. Der Hinweis belegt aber auch, daß der Gedanke, doch noch einmal zu heiraten, ihm wohl noch durch den Kopf geht.

62 Im Laufe des Interviews erwähnt Herr Göbel zwei oder drei Frauenbekanntschaften, die allerdings kaum den Charakter einer intimen Beziehung gehabt haben dürfen. Die Art, wie er darüber berichtet, deutet eher auf einen lockeren, allenfalls freundschaftlichen Kontakt, der jedoch für ihn ein recht hohes Gewicht hatte, da er einige seiner Handlungen, wenn nicht Entscheidungen davon hat zumindest beeinflussen lassen. So erwähnt er, daß die Entscheidung, aus dem süddeutschen Raum nach L-Stadt zu ziehen, auch damit zu tun gehabt habe, daß er dort eine Bekannte gehabt habe. Diese Hinweise auf Bemühungen um soziale Beziehungen unterstreichen noch einmal die Bedeutung der Tatsache, daß sie im Leben von Herrn Göbel tatsächlich jedoch weitgehend fehlen.

worum es geht, klar zu machen, daß dies alles möglicherweise doch auch zu etwas nutzen könne.

Zwei Gesichtspunkte sind an diesem Projekt nun von zentraler Bedeutung: Zum einen die Dauer, seit der Herr Göbel an dieser „Erfindung“, wie er seine Arbeit selbst nennt, bereits arbeitet, und das völlig unabsehbare Ende dieser Arbeit. Zum zweiten die Art, wie Herr Göbel die Kontrolle über den Fortgang seiner Arbeit, deren Realisierungs- und Nutzungschancen systematisch ausblendet. Wenden wir uns zunächst dem letzten Punkt zu. Bei der Beantwortung der Frage des Interviewers nach dem Charakter und auch möglichen Anwendungsbereich seiner Forschungsarbeit weist Herr Göbel sehr rasch, wie um den naheliegenden Verdacht zu zerstreuen, dabei handele es sich womöglich um ein reines Hirngespinst, darauf hin, daß er darüber auch schon einmal mit einem Mathematikprofessor gesprochen habe. Ein Gespräch, das aber nicht länger als drei oder vier Minuten gedauert hat, und bei dem es ihm, wie er sagt, nicht gelungen sei, den Professor von seinen Ideen zu überzeugen. Weitere, ernsthafte Versuche, sich einer Fachöffentlichkeit zu stellen, scheint es nicht gegeben zu haben. Zumindest werden sie nicht erwähnt. Um so häufiger erfolgt allerdings der Hinweis darauf, daß Herr Göbel hoffe, mit seiner Erfahrung doch irgendwann einmal auch Geld zu machen. Zu dieser Vermeidung von Realitätskontrolle gehört auch, daß er zwar schon mehrfach den Gedanken erwogen hat, sich mit einem Kompagnon zusammenzutun, der sich dann um die wirtschaftliche Verwertung des Projektes kümmern sollte, dies aber nicht tut, weil er befürchtet, von diesem übervorteilt zu werden. In diesem Zusammenhang wird auch erwähnt, daß er, als er in den L-städter Raum zog, zunächst eine Tätigkeit als Verkäufer angenommen habe, um zu testen, ob er sich im Geschäftsleben auch bewähren würde. Dieser, an verschiedenen Stellen des Interviews betonte Hinweis auf den finanziellen Nutzen, den diese Arbeit möglicherweise abwerfe, steht in einem offensichtlichen Widerspruch zu der über fast 15 Jahre hinweg erfolgenden Investition in diese Arbeit, die bisher ohne sichtbares Ergebnis geblieben ist. Die auf dem Arbeitstisch von Herrn Göbel liegenden aufgeschnittenen Tischtennisbälle, die sich ja bei der Konstitution des Interviewsettings bereits dem Interviewer so unübersehbar aufdrängten, sind zwar ein offensichtlicher Beleg dafür, daß Herr Göbel an dieser Frage der „Kugelkoordinaten“ arbeitet, aber sie scheinen das Einzige zu sein, das sichtbar belegt, daß Herr Göbel tatsächlich denkt und forscht.⁶³ Daß der Befragte angesichts dieser langjährigen Arbeit, in die er außerordentlich viel Zeit investiert, nichts Sichtbares, sei es Anerkennung, sei es ein Patent, sei es möglichen Erfolg, was auch immer, vorzuweisen hat, plausibilisiert — so unsere Deutung — paradoixerweise seinen immer wiederholten Hinweis darauf, daß er ja tatsächlich an eine finanzielle Nutzung seiner Ideen denke. Wie realistisch oder unrealistisch dies ist, mag man daran bemessen, daß Herr Göbel z.B. den Gedanken, über seine Forschung in einer Fachzeitschrift zu veröffentlichen, deshalb ablehnt, weil dies „finanziell nicht interessant sei“. Diese völlig unrealistische Vertauschung von Erfolgs- und Anerkennungskriterien interpretieren wir so, daß in dem Maß, in dem das seit Jahren betriebene Erfindungsprojekt auch für ihn selbst zu einer fixen Idee, einer abstrakten Vorstellung, einer Chimäre zu werden droht, er um so mehr bemüht sein muß, vor sich selbst, aber auch in Situationen der Außendarstellung auf den erhofften Nutzen seiner Arbeit hinzuweisen. Gewissermaßen als Ausdruck seiner basalen Realitätstüchtigkeit: Wer an's Geld denkt, der kann nicht daneben liegen.

63 Diese aufgeschnittenen Tischtennisbälle dienen Herrn Göbel dazu, bestimmte Winkel und Segmente auf einer Kugel so räumlich darzustellen, daß dies der eigenen Arbeit dienlich sein kann. Wie genau, ist dem Interview und den Erläuterungen von Herrn Göbel nicht zu entnehmen.

Diese Überlegungen gewinnen an Prägnanz, wenn man sich einen weiteren Punkt vergegenwärtigt, nämlich das offensichtlich außerordentlich hohe Maß an Investitionen, das Herr Göbel in die Arbeit an diesem Projekt gesteckt hat: In seiner Freizeit tut er praktisch nichts anderes als über diese Erfindung nachzudenken, nimmt lange Phasen unbezahlten Urlaubs, um seine Idee zu verfolgen. Dies ist auch der Grund, weshalb er nun schon so lange als Zeitarbeitnehmer beschäftigt ist, da er hier die Möglichkeit, unbezahlten Urlaub zu nehmen, unproblematisch hat.⁶⁴ So kommt es vor, daß er auch in den Phasen unbezahlten Urlaubs, selbst an den Wochenenden, morgens um fünf Uhr aufsteht, um in seinem durch eine nackte Glühbirne beleuchteten Zimmer an seiner Erfindung zu arbeiten. Wann er damit an ein Ziel kommt, scheint ihm völlig ungewiß, denn, so sagt er, das könne morgen sein, aber auch erst in ein paar Jahren. Hier nun, so scheint uns, wird der anfänglich zitierte Hinweis auf den Mut, den er nicht verliere, weil ihn die internationale Religionsgemeinschaft der Bahai-Religion stütze, für die Deutung seiner Situation aufschlußreich. Herr Göbel lebt offensichtlich isoliert. Durch die Arbeitsform der Zeitarbeit gewinnt er keine dauerhaften kollegialen Kontakte. Seine Tendenz zur Vereinzelung wird dadurch eher gestützt, als daß von ihr Gegenimpulse erwartet werden können. So ist Herr Göbel mit sich und seinem Projekt alleine. Eine Realität, eine soziale Umwelt, an der er sich orientieren könnte, gibt es faktisch nicht. Keiner, der ihn fragend mit sich selbst und seinem Projekt konfrontierte, niemand, der ihn stützend, vielleicht auch ermunternd bei seiner Arbeit begleitete. Das einzige Publikum, die einzige Resonanz, die einzige Instanz, von der er Anerkennung oder auch sonstige Bestätigung erwartet, ist die Weltgesellschaft der Angehörigen der Bahai-Sekte. Das ist, zugespitzt, die Situation Herrn Göbels. Wie prekär diese Situation ist, ahnt er zumindest und kämpft dagegen an, indem er von sich ein Bild entwirft, das auch die gegenwärtigen Entzagungen und Anstrengungen vor dem Hintergrund einer Hoffnung rechtfertigt, daß es „in the long run“ doch besser würde und daß dann erst sein eigenliches und besseres Leben beginnen werde. Gegenwärtig nimmt er, schon wegen des unbezahlten Urlaubs, Lohnverzicht in Kauf und lebt extrem sparsam. Aber er glaubt fest, daß die Zukunft für ihn erst noch beginnen werde. Er, der sich schon einmal aus einer feindlichen Umwelt, die seine Entwicklung gehemmt hatte, befreien konnte, glaubt daran, daß auch das weitere Leben für ihn noch neue Horizonte eröffnen kann. Diese biographische Konzeption ist in ihrer sachlichen und sozialen Dimension ganz offensichtlich stark von der Zeitdimension der Orientierung an der zukünftigen Zukunft dominiert. Sie wird die sozialen Kontakte und die sachlichen Erfolge herbeiführen, die jetzt fehlen, aber in der Zukunft ihn dann zu noch weiteren Horizonten tragen werden.

Wir haben dieses Beispiel des Herrn Göbel nicht nur deshalb an den Anfang unserer Analyse, aber auch unserer Darstellung, gestellt, weil es ein in seiner Prägnanz und Klarheit besonders gut geeignetes Beispiel für die Durchführung einer Fallrekonstruktion ist. Von daher erscheint es uns für die Bestimmung eines ersten Typus und als Startpunkt für die Kontrastierung mit anderern Fällen geeignet. Wir haben es auch deshalb an den Anfang gestellt, weil in diesem Beispiel die zeitliche Dimension der Biographie evident hervortritt, so daß sie bereits ein Anknüpfungspunkt für die ja erst im nächsten Kapitel dann durchzuführende Analyse der biographischen Zeitperspektiven abgeben kann. In wenigen anderen Fällen ist die Zeitdimension in der Biographie so evident.

64 Zur detaillierteren Darstellung der Gestaltung seiner Arbeits- und Freizeit bzw. seiner Erwerbsarbeitszeit und seiner Erfindungsarbeitszeit vgl. weiter unten. Kapitel IV.

Bevor wir eine abschließende Darstellung der Elemente dieses Falles und des durch ihn repräsentierten Typus vornehmen, möchten wir — mehr zur Vervollständigung — hier noch die Gesprächspassagen aus dem Interview mit Herrn Göbel zitieren, die dann zur Abrundung dieser Fallrekonstruktion beitragen können.

In dem Interview hatten wir, zum Abschluß des Teils, in dem die lebensgeschichtliche Erzählung und der auf sie folgende Nachfrageteil abgehandelt wird, die „Lebensbilderfrage“ gestellt.⁶⁵ Dabei wurden die Interviewten gebeten, für den bisherigen Verlauf ihres Lebens einen Vergleich zu nennen. Erfolgte auf diese offene Frage keine spontane Antwort, wurde eine Liste vorgelegt, die eine Reihe von Begriffen enthielt, die als Vergleich zur Auswahl angeboten wurden. Aus diesen konnten die Interviewten einen oder mehrere Begriffe wählen und diese Wahl begründen, kommentieren usw.

Die folgende, leicht gekürzt wiedergegebene Transkription der „Lebensbilderfrage“ scheint uns für die Versammlung der wesentlichen Elemente der Fallstruktur des Herrn Göbel gewissermaßen den „Schlußstein“ abgeben zu können. Wir werden auf diese Textpassage auch im folgenden Kapitel noch einmal zurückkommen, dann nämlich, wenn es darum geht, systematisch die biographischen Zeitperspektiven der verschiedenen Typen biographischer Entwicklung zu rekonstruieren. Im Falle von Herrn Göbel ist, wie bereits angedeutet, das Muster biographischer Entwicklung in so evidenter Weise durch seine spezifische biographische Zeitperspektive konturiert, daß es unerlässlich scheint, dieses Element hier in die Erörterung bereits miteinzubeziehen.⁶⁶

(Ich hab jetzt hier mal eine Liste, ich hatte Sie ja gefragt, womit Sie Ihr Leben möglicherweise verglichen würden. Ich hab jetzt mal hier eine Liste von möglichen Vergleichen, die ich Ihnen mal anbieten möchte, bitte, gucken Sie sich die mal an und dann sagen Sie mir, welches, welcher Vergleich Ihrer Meinung nach für Ihr Leben am ehesten zutrifft und welcher vielleicht nicht.)

01 (Pause) Bezieht sich auf das Leben, ne?

(Ja.)

65 Vgl. Fußnote 60, S. 101.

66 Bei der Rekonstruktion der Muster biographischer Entwicklung wird faktisch — mehr oder weniger explizit — immer auch die biographische Zeitperspektive rekonstruiert. Es ist insof fern eine analytische Trennung, die primär darstellungsstrategische Gründe hat, wenn wir die biographische Zeitperspektive getrennt in einem gesonderten Abschnitt erörtern und auswerten. Andererseits impliziert dies auch ein methodisches Problem, nämlich, daß in den Fällen, in denen die biographische Zeitperspektive sich nicht, wie im Falle von Herrn Göbel, gewissermaßen explizit darstellt, wir uns mit anderen Methoden, d.h. vor allem mit anderen Frageformen und -techniken bemüht haben, die Zeitdimension in der Lebensgeschichte und Biographie „zur Sprache zu bringen“. Bei der Rekonstruktion der biographischen Muster stützen wir uns fast ausschließlich auf eine Auswertung der lebensgeschichtlichen Erzählung und der sich an die Anfangserzählung anschließenden Nachfragephase. Die Auswertung der „Lebensbilderfrage“, die gewissermaßen eine monothetisch das gesamte bisherige Leben in den Blick nehmende, verdichtete biographische Darstellung ist, haben wir herangezogen, wenn sie zur Klärung der Fallstruktur beitragen konnte bzw. die Fallstruktur in einer Weise artikulierte und ihr eine zusätzliche Prägnanz gab. Hier stellen wir dieses Textmaterial auch dar, um die verschiedenen Ebenen des Zugriffs auf die Fallstruktur, wie wir sie am Beispiel von Herrn Göbel skizziert haben, dem Leser deutlich zu machen.

02 (Pause) Es können auch mehrere sein?

(Sie können, ja, es können auch mehrere sein, Sie können kombinieren, können mir sagen: das scheint mir daran zutreffend oder sinnvoll zu sein....)

03 Hm. (Längere Pause, 40 Sekunden) Soll ich unter-
04 scheiden, wie stark ich auf jedes reagiere?

(Sie können mir das erläutern, oder Sie sollten es erläutern, also....)

05 (Pause) Ja, das ist ja ziemlich ähnlich, die zwei, ne,
06 Stufenleiter und Besteigen eines Berges, es geht immer
07 auf, praktisch ne. Das gehört eigentlich zusammen, die
08 Unterschiede sind nit so groß.

(Ja, so bei der Stufenleiter könnte man sagen, es geht immer nach oben und in gleichen Abständen, und beim Besteigen eines Berges...)

09 Gehts ja auch runter..

(Ja, und es geht auch hinterher wieder abwärts, und zwischendurch kann man abstürzen, und äh, verstehen Sie? Also, vielleicht sagen Sie mir was Ihnen an welchem am meisten einleuchtet. Stufenleiter haben Sie ja jetzt angekreuzt.)

10 Das geht nur in eine Richtung, oder was ist gemeint
11 mit, Stufenleiter, ne?

(Das kommt drauf an, was Sie sich unter Stufenleiter vorstellen.)

12 Da würde fast noch besser das zutreffen, Besteigen
13 eines Berges.

(Hm.)

14 Ja, das kommt drauf an, ob der Abstieg ganz mit ge-
15 meint ist. Aber es steht ja Be-steigen des Berges,
16 mehr das auf.

(Das Auf, ja.)

17 Hm.

(Also, was...)

18 Aber mit dem Besteigen fällt das andere zusammen nor-
19 mal, normal bleibt man da nit oben, könnte man gar nit
20 leben.

(Man muß auch wieder runter.)

21 Ja, in so einem Fall muß man dann runter, ne.

(Ja, das meinten Sie aber nicht, das träfe nicht zu? Also, für Sie ist das....)

22 Ja, warum soll man runter, wenn man oben is, ja.

(Was bedeutet denn, oben zu sein?) (Pause) Im Leben.

23 Na ja, es ist bei den Baha'is sogar so, daß ein Leben

24 nach dem Tode existiert und man sich da auch noch wei-

25 terentwickeln kann. Dafß es praktisch sogar nach dem
26 Tod noch ein Aufwärts gibt.

(Ja. Und das halten Sie auch für Ihr Leben für eine Vorstellung, die zutreffend sein kann?)

27 Ja. Hm.

(Jetzt — also gut, wir müssen jetzt also...)

28 Das ist jetzt...

(Ja, irreführend, aber bei der Stufenleiter is es ja so, da hätte man so was wie einen, also alle Stufen sind gleich hoch, eine nach der andern...)

29 Is so monoton, das Besteigen, nich?

(Ja, monoton, also sagen wir mal diskret...)

30 Also, ganz sagt mir das nit zu.

(Und da weiß man im Grunde also, wenn man eine Stufenleiter sieht, weiß man im Grunde, sozusagen schon ziemlich genau, was am Ende sein kann, also wo man am Ende is.)

31 Ach so, wo die Leiter hinführt, praktisch. Das, ja ja.

(Ja. Weiß man das.)

32 Trifft eigentlich nit so ganz zu.

(Hm. Vielleicht trifft ja keines ganz zu, dann müßten wir also jetzt gerade in dem Vergleich der beiden, äh...)

33 Das Besteigen des Berges, äh, das ist wohl das, das

34 würde zutreffen. Wenn aber die Tendenz nach oben geht.

35 Aber das Absteigen würde da nicht passen.

(Also, das Auf und Ab beim Besteigen, das trifft zu, also sozusagen, das geht nicht gleichmäßig, nicht stetig hoch, aber sozusagen es geht in der Grundtendenz immer nach oben.)

36 Grundtendenz, ja, hm, ja.

(Also eine Weiterentwicklung.)

37 Gerade das, die Talfahrten, die sind oft sogar noch

38 wichtiger wie, die sind ... ein kleines Tal macht

39 vielleicht einen größeren Berg wieder noch aus. So ist

40 das zu verstehen.

(Kann man, wenn man einen Berg beschreitet, also ich mein, wenn man sich mal an dem, lassen wir das Abstieg...)

41 Ganz weg.

(..mal ganz weg und bleiben wir mal beim Besteigen des Berges. Wenn man da hingehgt und so einen Berg besteigt, dann sieht man irgendwann den Gipfel. Ist das im Leben auch so? Das man den Gipfel oder den Endpunkt, oder den Höhepunkt, wo man hin will, sehen kann?)

42 Ehm, sieht man vielleicht nicht klar oder ganz, es

43 gibt wohl, da kann man vielleicht länger drüber spre-

44 chen. Sagen wir mal, die meisten Ziele sind Nahziele,
 45 gell, sozusagen. Aber es ist vielleicht sinnvoller,
 46 wenn man ein Fernziel hat, daß man, wenn man mal ein
 47 Nahziel erreicht hat, immer noch eins hat irgendwie.
 48 Ist vielleicht auch wieder, ist ein Unterscheid.

(Ja. Also, daß man gewissermaßen nicht, wenn man dann an so einem Nahziel ist, daß man sich dann hinsetzt und sagt, so, jetzt wars das gewesen. Meinen Sie das?)

49 Daß man irgendwie vielleicht ein Fernziel hat und dann
 50 eine Kette, und dann das in Stufen aufbaut irgendwie
 51 das Fernziel. Daß man doch irgendwie schon was sieht,
 52 aber nicht ganz sicher ist, ob man es erreicht. Daß
 53 man dann Stufen macht, aber doch die einzelne Stufe
 54 soweit sicher ist, soweit kann man es schaffen, ir-
 55 gendwie vielleicht. Immer nach einem gewissen Zeit
 56 punkt, wenn man das eine erreicht hat, daß man dann
 57 die nächste schafft.

(Und ehm, glauben Sie, daß das für Sie persönlich zuge-
 troffen hat, diese Vorstellung?)

58 Ja, in jüngeren Jahren hab ich noch nit so gedacht,
 59 vielleicht, aber jetzt in letzter Zeit schon.

(Und wie sehen Sie das so allgemein, ich meine, von Ihnen als Person abgesehen und Sie so um sich
 gucken, wie verläuft das Leben heutzutage, verläuft es nach diesem Modell?)

60 Sie meinen Besteigen des Berges?

(Ja, so wie wir es eben beschrieben und herausgearbeitet haben. Verläuft es im allgemeinen so, oder jetzt — um es mal ganz prägnant zu sagen — nur für die Anhänger der Bahá'i-Religion sind, oder kann man das für alle anderen Menschen?)

61 Ach so, allgemein. Wenn man was erreichen kann, kann
 62 man es in etwa vergleichen. Gibt immer mal noch einmal
 63 ein Abstieg und dann wiedr eine Stufe höher, so unge-
 64 fähr schon.

(Gut, ist für mich ganz..)

65 Ich glaub so, ohne den Abstieg praktisch dann, kann
 66 man das schon, dann würde ich vielleicht sogar Stu-
 67 fenleiter... Stufenleiter sind immer gleiche Stufen
 68 gedacht, und das ist nit richtig, das ist nie so.

(Also, es ist ein bißchen unregelmäßiger.)

69 Das sowieso.

(Aber es ist auch keine Fahrt ins Ungewisse?)

70 Nee, so ganz würde ich nie sagen, ins Ungewisse. Ist
 71 wohl, eh, die Forschungsarbeit, wo ich jetzt Woche, da
 72 war ich vorher völlig im Dunkeln gewesen, geh. Und das
 73 war schon ein großes Risiko überhaupt, da habe ich
 74 lange überlegt, soll ich da überhaupt mit anfangen.

(Ja, hm.)

75 Aber dann, eh, wenn man sich erst mal die, das doch
 76 länger, man muß sich erst noch absichern, daß man im-
 77 mer noch ein Polster hat, daß man existieren kann und
 78 so weiter irgendwie, es sind verschiedene Sachen, die
 79 da reinspielen, ne. Dann kommt einem das vielleicht
 80 auch ganz ungewiß irgendwie vor, oder daß, es gibt im-
 81 mer Nebeneffekte, die oft positiv sind. Und die das
 82 dann sogar noch überschatten, daß Da
 83 weiß man vorher nit, gerade in so einem Fall, nit ge-
 84 nau, wo man landet.

Es ist bemerkenswert, wie sich in diesem Textausschnitt die biographischen Relevanzstrukturen in der bildhaften Darstellung und der metaphorischen Argumentation von Herrn Göbel ausdrücken.

Es überrascht wohl nicht, daß Herr Göbel aus der Mehrzahl der zur Auswahl angebotenen Bilder, die als Vergleich für sein bisheriges Leben zutreffen bzw. nicht zutreffen, sich auf die Bilder „Stufenleiter“ und „Besteigen eines Berges“ konzentriert. (06) Die Vorstellungen, die Herr Göbel diesen beiden Bildern unterlegt, entsprechen durchaus „landläufigen“ Assoziationen. Es geht um eine aufsteigende Bewegung, die die Grundfigur der lebensgeschichtlichen Entwicklung prägt. Dies verwundert angesichts der ganz auf ein Ziel ausgerichteten Handlungsorientierungen und Lebensorientierung von Herrn Göbel nicht. Es hätte aber durchaus sein können, daß er mit dem Bild des „Besteigen eines Berges“ andere Assoziationen verknüpft, etwa das Risiko des Abstürzens. Auch hätte er z.B. den Vergleich „Fahrt ins Ungewisse“, der ja ebenfalls zur Auswahl stand, in Verbindung mit der Unsicherheit bringen können, die sein „Erfahrungsprojekt“ überschattet. Diese Vergleiche wählt er nicht, sondern zwei andere, deren Assoziationsgehalt zwar naheliegend, aber keineswegs zwingend sind. Insofern sind auch diese Wahlhandlungen noch informativ.

Aufschlußreicher noch sind allerdings die Erläuterungen, die Herr Göbel in diesem Zusammenhang vornimmt. Zu dem Bild des „Besteigens eines Berges“ merkt er feinsinnig an, daß zum Besteigen natürlich auch immer der Abstieg gehöre, denn auf dem Berggipfel lasse es sich schlecht leben. Die Vorstellung eines notwendigen Abstiegs aber, die will er für seine lebensgeschichtliche Entwicklung offensichtlich nicht gelten lassen. Auch wenn es zwischenzeitlich einmal wieder bergab gehe, so sei doch der nächste Gipfel gewissermaßen zwangsläufig schon vorgesehen, und dieser liege dann auch sicherlich höher als der letzte. So gibt es im Grunde eine Entwicklung „ad infinitum“, und unter Hinweis auf seine religiöse Gedankenwelt ist es ihm auch zwangsläufig möglich, eine solche Weiterentwicklung bis über den Tod hinaus zu denken. Auffällig ist auch die Art, wie das Verhältnis von einem relativ undeutlich bleibenden Fernziel und Nahzielen gesehen wird. Dabei scheint es nicht so sehr um die rationale Zweck- und Mittelorganisation, die Festlegung von Zwischenzielen für ein bestimmtes Fernziel zu gehen, als um das Verhältnis von Nähe und Ferne. Das unbestimmte Fernziel braucht man, damit man, sollte man denn ein Nahziel erreicht haben, „immer noch eins hat“. (47) Das Fernziel „sieht man vielleicht nicht klar oder ganz“ (42), es scheint wie der Horizont sich dem Zugriff zu entziehen. Wenn man sich auf ihn zubewegt, entschwindet er wieder.

Versammeln wir noch einmal die Elemente, die die bisherige Fallrekonstruktion ergeben hatte:

In seiner Kindheit und Jugend hatte Herr Göbel eine Entwicklung durchgemacht, die er selbst als Retardierung interpretiert. In einer suchenden, tentativen Bewegung hat er sich aus seinem Herkunfts米尔ieu, aus der Umwelt gelöst, in der seine Möglichkeiten nicht zur Geltung kamen, in der er wenig Unterstützung und kein „Zutrauen“ erfahren hat. Eher zufällig entdeckte er an sich Talente, deren Ausarbeitung erst in einer langen, von Such- und Umwegen gekennzeichneten zweiten Entwicklungsphase gelang. Seine Isolierung gegenüber seiner „normalen Umwelt“ hat er dabei nicht durchbrechen können. Statt dessen hat er sich eine eigene, eine innere Umwelt geschaffen. In dieser Sinnprovinz, an deren Horizont die Mitglieder der Religionsgemeinschaft entfernt als Bezugspunkte auftauchen, folgt er seinem inneren Impuls und Antrieb, seiner Erfindungstätigkeit und der Realisierung seiner Ideen nachzugehen. Der Zeitpunkt der Realisierung dieser Ideen ist ungewiß, wie auch ihr Inhalt ganz abstrakt und ohne konkret vorstellbare Bezüge zu seiner gegenwärtigen Situation bleibt. Die von ihm unterstrichene Bedeutung von Nahzielen liegt weniger in der Festlegung definiter Zwischenschritte, die das Fernziel wenigstens teilweise einlösbar und realisierbar erscheinen ließen. Sein Ziel, so sagt er, könne vielleicht schon morgen aber vielleicht auch erst in ein paar Jahren erreicht sein. So bleibt ihm die Vorstellung einer unendlich sich reproduzierenden Kette von jeweils zukünftigen Zielen, deren Endlosigkeit er als Steigerung und ständige Weiterentwicklung interpretiert.

Zur Kennzeichnung dieser Struktur, in der wir einen Typus glauben identifizieren zu können, haben wir den Begriff der *Passion* gewählt. Herr Göbel ist in dieser Situation Gefangener seiner eigenen Sinnwelt. Er ist angetrieben von der Vorstellung, seine Ideen zu verwirklichen, doch ihre Verwirklichung würde diese innere Umwelt auch sprengen. Diese widersprüchliche Konstellation haben wir in dem Begriff der *Passion* zum Ausdruck zu bringen versucht: Als eine Form der Leidenschaft.

4. Kontrastierung und gedankenexperimentelle Bestimmung typischer Merkmale

In dem Gang unserer Analyse dienten uns die Rekonstruktion des Falles „Göbel“ und die in ihr gewonnenen Elemente der Fallstruktur als erste Anhaltspunkte für den Vergleich und die Kontrastierung mit anderen Fällen. Daß Herr Göbel aus unserer Perspektive als typenkonstitutiver Fall bezeichnet werden kann, war uns zu Beginn unserer Arbeit noch nicht klar. Zwar hatten wir eine relativ deutliche Vorstellung davon bekommen, daß er einen prägnanten und wohl auch klaren Fall abgab. Inwieweit aber dieser besondere Fall mit seinen ungewöhnlichen Konturen vielleicht auch den Blick verstellte für die Nuancen und Differenzen zwischen den anderen Fällen, wurde uns zunächst nicht deutlich. Allerdings ließen sich im Kontrast zu Herrn Göbel eine Reihe von Fallelementen leicht bestimmen, denen wir uns jetzt zunächst zuwenden wollen. So gab es z.B. eine Anzahl von Biographien, die bei einer ersten Betrachtung dadurch bestimmbar schienen, daß sie mehr oder weniger deutlich auf die Realisierung bestimmter „Projekte“ ausgerichtet waren. Dies konnte sich als Absicht, sich selbstständig zu machen, darstellen, in einem anderen Fall als der Plan, ein Haus zu bauen oder die Grundlagen für eine Familiengründung zu schaffen. Auch Weiterbildungspläne mit deutlich unterlegten Ambitionen auf sozialen Aufstieg glaubten wir dieser Gruppe von Fällen zurechnen zu können. Wir gaben ihr den vorläufigen Titel des „Projekttypus“. Im Unterschied zum Typus der „Passion“ sind diese biographischen Entwicklungen

und Konzepte von der Orientierung an der Realisierung eines ganz bestimmten, in einer überschaubaren Zeit zu erreichenden Ziels gekennzeichnet. Die Vertreter dieses „Projekttypus“ schienen durchweg strategisch-intentionale Handlungsorientierungen zu haben und dabei auch ein erhebliches Maß an Realismus zu beweisen. Dies nicht zuletzt, weil für fast alle von ihnen gilt, daß sie keineswegs einer einfach vorbestimmten Entwicklung, einem Karrierefahrplan folgten, der von Anfang an festgelegt war, und dem sie, wie auf eine Schiene gesetzt, nur noch zu folgen brauchten. Für alle, und das ist sicherlich nicht zufällig angesichts der Tatsache, daß sie als Zeitarbeitnehmer/innen beschäftigt sind, waren erhebliche Instabilitäten im bisherigen beruflichen Verlauf identifizierbar. Also Berufswechsel, geographische Mobilität, aber auch, in Verbindung damit, nicht selten Lösungen aus vorher gültigen Sozialbezügen, sei dies das Herkunftsmitieu oder Erst-Ehen. Lassen wir diesen Typus vorläufig in dieser Form stehen und benutzen ihn zur gedankenexperimentellen Konstruktion eines Gegentypus, des sogenannten „Trajektypus“.

Unsere Überlegung war dabei zunächst, daß angesichts der ungefähr identifizierbaren typenkonstitutiven Elemente des Projekttypus der Gegentypus in unserem Sample möglicherweise ebenfalls zu finden sein würde. Dieser würde sich, folgt man dabei auch den Vorstellungen, wie sie mit dem Begriff der „Verlaufskurve“ verbunden sind,⁶⁷ zum Projekttypus dann in struktureller Opposition befinden. Das hieße, daß es sich um Lebensverläufe handelte, die stark durch heteronome Systembedingungen gesteuert wären, also nicht durch biographische Handlungsschemata intentionalen Handelns und Entscheidens. Dies müßten nicht notwendigerweise sogenannte „negative Verlaufskurven“ sein. Im Prinzip könnte das auch für Aufstiegsverläufe gelten, die etwa durch konformes, normativen Orientierungen streng folgendes Verhalten gekennzeichnet wären.

Es ist vielleicht nicht zufällig, daß wir in unserer Untersuchungsgruppe kaum Fälle gefunden haben, die wir diesem eher theoretisch extrapolierten Verlaufsmuster hätten problemlos zuordnen können. Sieht man davon ab, daß programmiert durchlaufene Aufstiegsbewegungen schwerlich in einem empirischen Setting zu erwarten sind, in dem durch das Auswahlkriterium „Zeitarbeit“ Formen der Diskontinuität, insbesondere für den beruflichen Lebenslauf, quasi definitorisch vorgegeben sind. Aber auch in dem eher wahrscheinlichen Fall einer negativen Verlaufskurve scheinen die über längere Zeit als Zeitarbeitnehmer/innen Beschäftigten — und das überrascht nur auf den ersten Blick — keine „prädestinierten“ Vertreter dieses Typus zu sein. Dies mag damit zusammenhängen, daß die in mancher Hinsicht (insbesondere, was die konkreten Arbeitssituationen anbelangt) eher belastende Beschäftigungsform der Zeitarbeit ein relativ hohes Maß an Anpassungs-, vielleicht besser gesagt: Überlebensfähigkeit voraussetzt. Insofern verwundert es nicht, daß wir in der Untersuchungsgruppe von Beschäftigten, die mindestens sechs Monate bereits als Zeitarbeitnehmer/innen tätig waren, keinen Fall diesem Typus des trajektförmigen Verlaufs zuordnen konnten. Der einzige Fall, von dem wir glauben sagen zu können, daß er dem Typus des Trajektes entspricht, stammt aus der ersten Untersuchungsphase. Damals hatten wir unsere Befragten nach dem Zufallsprinzip ausgewählt, weshalb auch solche Befragten im Sample vertreten waren, die nicht schon mindestens sechs Monate als Zeitarbeitnehmer/innen beschäftigt waren.⁶⁸ In der Gruppe derjenigen, die nur kurzfristige und häufig wechselnde Be-

67 Zum Begriff der Verlaufskurve vgl. Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli/Robert (Hg.), a.a.O., S. 78-117.

68 Bei der 2. Interviewwelle wurde die Befragtenauswahl nach bestimmten Merkmalen geschich-

schäftigungsverhältnisse hatten, die also einen besonders prekären Beschäftigungsstatus haben, dürften trajektförmige Verläufe wahrscheinlicher sein.

In dem einzigen Fall, auf den wir hier in unserem Sample Bezug nehmen wollen, und den wir als Beispiel für einen Trajektypus gelten lassen, ist die Kumulation konditionaler Steuerungsimpulse im Verlaufe der Lebensgeschichte ganz unübersehbar: Ungünstige familiäre Ausgangsbedingungen, frühe Notwendigkeit des Zuverdienstes zur Sicherung des Familieneinkommens, infolgedessen Abbruch der Berufsausbildung, Scheitern eines neuerlichen Versuchs beruflicher Qualifizierung, Scheitern der Ehe schließlich mit daraus sich ergebenden Unterhaltsverpflichtungen für Frau und zwei Kinder, erhebliche Schuldenbelastungen, Lohnpäfndungen. Undsweiter.. ist man versucht zu sagen. Doch diese Verkettung unglücklicher, sich verstärkender konditionierender Ereignisse und Widerfahrnisse haben wir in den Lebensgeschichten einer Mehrzahl von Personen berichtet bekommen, die wir dennoch nicht dem Trajektypus zugerechnet haben. Die Biographien dieser Personen zeigen, daß sie, ohne diese Bedingungskonstellation wirklich aufbrechen zu können, Auswege gefunden haben, partielle Möglichkeiten der Gegensteuerung bzw. der Einklammerung und Stillstellung der Verlaufskurvenodynamik. Wir werden auf diese Konstellation zurückkommen, nicht zuletzt, weil sie für die als Zeitarbeitnehmer/innen Beschäftigten eine besonders kennzeichnende zu sein scheint. Im Fall von Herrn Kellner, dem Referenzfall für den Trajektypus in unserem Sample, könnte man nicht einmal sagen, daß seine Lage objektiv noch schlechter sei, noch aussichtsloser, als sie sich anderen „Fällen“ darstellte. Was ihn aber kennzeichnet und unserer Ansicht nach eine Zuordnung zu dem Typus Trajekt rechtfertigt, ist die Tatsache, daß seine gesamte Lebensgeschichte, wie Herr Kellner sie erzählt, dem Typus einer Kaskade von nacheinander auf ihn hereinstürzenden Ereignissen und Abläufen annimmt. Die dabei absehbare, sich immer wieder fortzeugende bestimmende Kraft der Ereignisse erlebt er um so unausweichlicher, als er sich selbst als denjenigen ansieht, der durch sein eigenes ungeschicktes Tun dazu beiträgt, wenn nicht sogar „selbst an allem schuld ist“. Wir werden auf diesen Fall im folgenden Kapitel noch eingehen.⁶⁹ Hier diente er zunächst dazu, das Spektrum der in unserem Sample möglicherweise oder tatsächlich vorhandenen Konturen zu bestimmen, gewissermaßen um eine vorläufige Topographie des Merkmalsraums zu entwerfen, in dem wir uns nunmehr bewegen.

In einem weiteren Schritt der kontrastierenden Bestimmung von potentiell typischen Merkmalen konnten wir eine Gruppe von Interviews identifizieren, die man in eine strukturelle Opposition zu dem anfänglich rekonstruierten Passionstyp stellen könnte. Es handelt sich um Lebensläufe und Biographien von Zeitarbeitnehmer/innen, die eine ganz ausgeprägte familiäre Orientierung erkennen ließen. Ihre Beziehungen zu ihrem sozialen Umfeld sind relativ stabil etabliert. War Herr Göbel in extremer Weise introvertiert, so sind hier deutliche Züge einer in das alltägliche Leben integrierten Soziabilität zu erkennen. Die Sorge für die Kinder, aber auch generell um die Lebensbedingungen der nachwachsenden Generation, sind in pragmatischer Weise mit dem alltäglichen Handeln und Tun verknüpft. D.h. daß Pläne für die Zukunft nicht explizit entworfen und verfolgt werden, sondern selbstverständlicher Bestandteil gegenwärtigen Lebensvollzuges sind.

So lassen sich die Elemente gleichsam holzschnittartig zu einer groben Figur zusam-

tet, wobei eine mindestens 6-monatige Zugehörigkeit zum Zeitarbeitsunternehmen für uns ein wesentliches Selektionskriterium darstellte.

69 Vgl. u. Kap. IV

menfügen, die als möglicher Kontrasttypus zu dem von Herrn Göbel repräsentierten Passionstypus angesehen werden kann. Betrachtet man nun die Referenzfälle, die diesen Typus am deutlichsten repräsentieren, so stellt man fest, daß es sich dabei um zwei ausländische Arbeitnehmer/innen, also Arbeitsemigranten handelt. Sie leben in für unsere Untersuchungsgruppe vergleichsweise traditionalen Familienverhältnissen. Sie sind verheiratet und haben Kinder. Zwar erfolgte im einen Fall die Ehe erst nach einem zehnjährigen nichtehelichen Zusammenleben, und im anderen Fall lebt der Ehepartner wieder im Heimatland. Dennoch: die Familienorientierung ist klar erkennbar. Orientieren wir uns aber nun einmal an dem Merkmal der „Emigration“, das aufschlußreich für die Typenkontur sein kann. In dem einen Fall handelt es sich um einen 50jährigen jugoslawischen Facharbeiter, der mit seiner Frau und seiner Tochter in L-Stadt lebt. Im anderen Fall ist es eine 55jährige türkische Zeitarbeitnehmerin, die mit ihren beiden Söhnen ebenfalls in L-Stadt wohnt. Beide sind seit rund 25 Jahren in der Bundesrepublik. Der Ehepartner der türkischen Frau, der lange Zeit mit der Familie in den Bundesrepublik lebte und dort ebenfalls arbeitete, ist inzwischen wieder in die Türkei zurückgekehrt.

Interpretiert man die Tatsache der Emigration strukturell, dann bedeutet sie mehr als das Faktum geographischer Mobilität. Sie verweist vor allem auch auf eine Kombination von Eigeninitiative einerseits und konditionierenden bzw. restringierenden äußeren Lebensbedingungen andererseits. Die Bedingungen im Herkunftsland werden so erlebt, daß die Realisierung von eigenen Wünschen und Impulsen nicht möglich scheint. Schaut man sich die beiden Referenzfälle genauer an, so ergeben sich allerdings aufschlußreiche Varianten und Tiefenschärfen. Aus „bitterer Not“ sind sie beide nicht in die Bundesrepublik gekommen. Herr Krizan wollte sich in der Bundesrepublik, die er schon von früheren Reisen kannte, ein Auto erarbeiten. Mehr ein Wunsch nach Auto-Mobilität als nach Wohlstand, mehr ein ästhetisches als ein Prestigebedürfnis. Frau Gögercin geht in die Bundesrepublik, weil sie sich den Luxus einer Liebesheirat leistete. An sich konnte sie, die aus einer Offiziersfamilie stammte, davon ausgehen, einmal „reich“ zu heiraten. Mit ihrem geliebten, aber armen Mann muß sie nun besondere Anstrengungen unternehmen, um auf dem ihr von ihrem Vater geschenkten Grundstück schließlich doch ein Haus für ihre Familie bauen zu können: So muß sie in der Bundesrepublik mit ihrem Mann zusammen „anschaffen“. Beide sind also nicht so sehr einem kollektiv und normativ etablierten Muster der Reproduktion durch Arbeitsemigration, wie es in bestimmten Gegenden ihrer Heimatländer möglicherweise sozial gültig ist, gefolgt.

Wir interpretieren das folgendermaßen: In diesen Fällen ist ein deutlicher Eigenimpuls erkennbar, der aber — oder: sogar — dazu führt, daß Beschränkungen und Fremdbestimmungen akzeptiert werden — zumindest für eine längere Phase der Emigration. Im Verhältnis von Person und Umwelt bedeutet das, daß man realisiert, daß unter den gegebenen Bedingungen, in der alten Heimat, an den Lebensbedingungen nichts Entscheidendes geändert werden kann. Deshalb sucht man sich eine andere Umgebung, die zunächst noch weniger günstig ist⁷⁰ ist, um Ressourcen zu sammeln, die es einem gestatten, eine andere Person/Umweltkonstellation herzustellen. Man versucht also nicht, die Umwelt an Ort und Stelle zu bezwingen, sondern geht in ein anderes Umfeld,

70 Dies gilt weniger ausgeprägt für Herrn Krizan, der als Junggeselle und Facharbeiter keine größeren Schwierigkeiten hatte, sich in der Bundesrepublik angemessen zu reproduzieren. Für Frau Gögercin, die zwar eine Ausbildung als Bankangestellte hatte, gilt dies nicht, denn sie muß, um Arbeit zu finden, zunächst im Hotelgewerbe und später in anderen unqualifizierten Tätigkeiten arbeiten.

um mit besserer Ausstattung zurückzukehren. Person und Umwelt stehen sich also „fertig“ und unwandelbar gegenüber. Die Emigration erfolgt nicht nach innen — wie im Falle von Herrn Göbel — sondern nach außen. Im Falle der beiden ausländischen Emigranten wird dieses Muster am deutlichsten von Frau Gögercin dargestellt. Was auch immer sie macht, welche schlechten Jobs sie bekommt, sie bleibt in ihrer kulturellen Identität, in ihrer Liebe zu ihrem Mann und in ihrem Selbstbewußtsein unverrückbar, unwandelbar. Herr Krizan ist dagegen schon stärker von den Einflüssen und Kontingenzen des sich immer weiter verlängernden Deutschlandaufenthaltes umgetrieben.⁷¹ Aber auch er ist letztlich doch subjektiv sicher, daß er in seine Heimat, in den Kreis seiner Herkunfts-familie zurückkehren möchte als der, als der er fortgegangen ist. ‚Entwicklung‘ ist hier als Ausarbeitung einer weitgehend vorgeprägten Figur gedacht, die, weil sie sich vor Ort nicht angemessen gestalten ließ, eben woanders realisiert werden muß, damit am Schluß die Gestalt dann doch geschlossen werden kann. Die Zukunft ist hier in der Vergangenheit — wenn nicht vorbestimmt — so doch als Muster angelegt. Was geschehen muß, muß geschehen, und das ist auch gut so: beileibe kein Fatalismus, sondern Leben als Werden und Vergehen, als Werden im Vergehen. Deshalb kann man auch Dinge aufgeben oder liegenlassen — und sei es für längere Zeit. In diese traditional „lebensphilosophische“ Orientierung sind bei unseren Referenzfällen deutlich gegenläufige Einsprengsel geraten, wie man am Beispiel der Familienkonstellation sehen kann. Denn zu der Vorstellung der Gestaltschließung gehört ja, daß sie die Eröffnung eines neuen Gestaltungsprozesses impliziert, daß die Ausarbeitung der einen Gestalt die Initiierung einer neuen einschließt: Die nächste Generation soll und wird es ebenso machen. Aber so selbstverständlich ist dieser Prozeß, wie wir aus den Fällen wissen, durchaus nicht. Herr Krizan wird erst spät Vater, dann allerdings um so überzeugter. Frau Gögercin kann sich nicht sicher sein, daß ihre erwachsenen Söhne nicht kulturell desertieren, daß sie nicht möglicherweise sogar, als Angehörige der ersten Generation, die noch nicht ganz in der Bundesrepublik, aber auch nicht mehr richtig im Heimatland der Eltern aufgewachsen sind, Opfer der kulturellen Ambivalenz werden. Dennoch bleiben die Orientierungen in diesem Fall klar auf die Familie, ihr Wohlergehen und die Generationenfolge bezogen. Die eigenen Aktivitäten sind auf Entäußerung gerichtet. Sie finden ihre Realisierung in familialen, intergenerationalen Beziehungen und in Konvivialität. In eine Umwelt gestellt, entwickelt man sich und arbeitet sich aus, vermittelt diesen Prozeß aber wieder zurück an die Umwelt und sei es, indem man ein Rückkehrprojekt verfolgt, ein Haus baut,⁷² indem man Kinder aufzieht usw. Diese fallspezifischen Konturen lassen Assoziationen zu dem wach werden, was Erikson als

71 Herr Krizan, der zehn Jahre lang, zunächst als überzeugter Junggeselle, in der Bundesrepublik lebt und arbeitet, lernt dann seine Frau kennen, die er erst zehn Jahre danach heiratet. Erst im Alter von 40 Jahren wird er Vater, und das „Rückkehrprojekt“ wird mehrfach, im Blick auf die Entwicklung der Tochter, terminiert. Zunächst soll die Rückkehr vor der Einschulung der Tochter erfolgen, dann wird sie auf das Ende ihrer Grundschulzeit festgelegt. Auch dieser Termin wird von dem Ehepaar Krizan wieder verschoben, zunächst, weil Frau Krizan längere Zeit ernsthaft erkrankt war. Nunmehr ist der Zeitpunkt des Eintritts der Tochter in eine weiterführende Schule als Rückkehrtermin ins Auge gefaßt. Inzwischen hat allerdings Frau Krizan eine lukrative, unbefristete Beschäftigung gefunden, die neuerlich Erwägungen hervorruft, den Rückkehrtermin doch noch weiter hinauszuschieben. Nicht zuletzt aufgrund dieser ungewissen Situation arbeitet Herr Krizan seit längerer Zeit für ein Zeitarbeitsunternehmen, da er sich dort nicht gebunden und freier fühlt, gegebenenfalls kurzfristig sein Beschäftigungsverhältnis aufzukündigen, um in seine Heimat zurückzukehren.

72 Das gilt für Herrn Krizan und Frau Gögercin, die in ihrem Heimatland gebaut haben.

das Thema der „Generativität“ gekennzeichnet hat. Man kann sich diesen Typus wohl auch vorstellen, ohne daß er mit der Lebensgeschichte einer Arbeitsemigration verbunden ist, nur ist es unwahrscheinlicher, daß wir ihn dann in unserem Untersuchungsfeld — der Zeitarbeit — angetroffen hätten. Wir haben diese in Kontrastierung zu dem von Herrn Göbel repräsentierten Passionstyp so klar hervortretenden Konturen mit einem Stichwort etikettiert, das aus einer Textpassage des Interviews mit Herrn Krizan stammt. Es handelt sich um die Antwort, die Herr Krizan auf die Frage gab, warum er nach seinem Abitur auf der Industrieschule, die er anschließend besuchte, eine Ausbildung zum Werkzeugmacher wählte: „Ja, also, das ist Industrieschule, sagt man bei uns, das dauert vier Jahre, also da konnte ich auch als Technischer Zeichner arbeiten, aber ich mach' das nicht gerne am Tisch. Ich bin derjenige, der etwas Produktives will, also etwas, sagen wir, was ich gemacht habe, will ich auch sehen, also, als Dreher, kann man sich ein Werkzeug machen, und das ist sehr interessant. Mir macht das Spaß. Obwohl das für jemand, der sieht das, schmutzig oder was weiß ich, aber ich bin manchmal stolz, wenn ich sehe, das hast du gemacht.“ Auch hier wird noch einmal die typische Kontur durch den Kontrast mit dem Passionstypus deutlich: War es dort die ganz abstrakte Vorstellung von etwas, das man irgendwann einmal schaffen möchte, ist es hier die konkret anschauliche Beziehung auf das, was man hergestellt, produziert hat. Wir haben deshalb diese Kontur den „Produktivitätstypus“ genannt.

Wir haben nach der ausführlichen Fallrekonstruktion des Passionstypus nunmehr in einer gerafften Form drei typische Konturen skizziert, die sich primär in der Kontrastierung mit dem Passionstypus identifizieren ließen. Versucht man diese Typen einmal nebeneinander und einander gegenüber zu stellen, so bietet es sich an, sie nach zwei Dimensionen (mit jeweils zwei Ausprägungen) in einem Vier-Felder-Schema darzustellen. In einer Kombination der durch die Handlungstheorie Alfred Schütz' und das Parsonssche AGIL-Schema verfügbaren Dimensionierungen von Handlung, nämlich in ihrem räumlichen, in ihrem Umweltbezug einerseits⁷³ und in ihrem zeitlichen andererseits, haben wir die in der Übersicht I wiedergegebene Zuordnung vorgenommen.

Tableau I

Umweltbezug		um-zu-Motive	weil-Motive
	intern	Projekt	Passion
	extern	Produktivität	Trajekt

Zur Erläuterung unseres Bezugs auf die Parsonssche und Schützsche Handlungstheorie bzw. ihre Kombination hier nur soviel: Wir haben es vorgezogen, auf dieser Stufe der analytischen Gliederung und Durchdringung unseres empirischen Materials die Par-

73 Die Unterscheidung intern vs. extern bezieht sich darauf, „... whether the primary reference is to the relation of the acting system to its environment or to its own internal properties and equilibrium“ (Parsons, T. (1967): Pattern Variables revisited: A Response to Robert Dubin, in: Ders: Sociological Theory and Modern Society, New York/London, S. 192-219; hier 199).

sonsschen Kategorien, die sich auf die Zeitdimension des Handelns beziehen, nämlich die instrumentelle bzw. konsumatorische⁷⁴ Ausrichtung des Handelns durch den Bezug auf die *Um-zu* bzw. *Weil-Motive*, die wir der Schütz'schen Handlungstheorie entlehnen, zu ersetzen. Damit soll der für die Analyse von Lebensläufen und Biographien so bedeutsame Gesichtspunkt einer in der Vergangenheit liegenden Motivierung des Handelns faßbar gemacht werden. In der Parsonsschen Begrifflichkeit wird zwischen dem Gegenwartsbezug des Handelns (konsumatorisch) und dem Zukunftsbezug des Handelns (instrumentell) unterschieden. So sinnvoll diese Unterscheidung für Parsons im Rahmen seiner Analytik des allgemeinen Handlungssystems auch ist,⁷⁵ für die Analyse von Biographien schien es uns unerlässlich, eine Dimensionierung vorzusehen, in der die Vergangenheit abbildbar ist bzw. zur Geltung kommen kann.⁷⁶ Hierfür ist nun in der Tat die von Schütz angebotene Unterscheidung zwischen Weil-Motiven und Um-Zu-Motiven äußerst hilfreich. Dabei handelt es sich um eine bei der Selbstbeschreibung und -beobachtung des Handelns benutzte Differenz der Zurechnung von Motiven des Handelns und Erlebens.⁷⁷

Aus der Zuordnung der bisher identifizierbaren typischen Muster biographischer Entwicklung in dem Vier-Felder-Schema lassen sich nun eine Reihe von zusätzlichen Präzisierungen bei der Rekonstruktion der bisher behandelten Typen entwickeln. Es lassen sich daraus aber, was wir im folgenden Abschnitt dann zeigen werden, auch Suchstrategien für die Identifikation weiterer Konstellationen entwickeln.

Daß wir in dem vorstehenden Schema den Produktivitätstypus durch die Kombination

74 Diese Unterscheidung, deren prototypische Ausprägung die Unterscheidung von Mitteln und Zwecken ist, bezieht sich auf die Differenz von „zielorientierte(n) Anfangszustände(n)“ und den „Zielzustände(n) selbst (für die die aktuellen Zustände lediglich Potentiale darstellen)“. Vgl. Habermas, J. (1980): Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt/M., Bd. 2, S. 367. Daß dabei die instrumentelle Orientierung an den Mitteln, also den zielorientierten Anfangszuständen, als Zukunftsbezug gelesen wird und die Orientierung an den Zielzuständen selbst, die als konsumatorisch codiert wird, als Gegenwartsbezug, ist ja nicht selbst-evident. Dies dürfte damit zu „erhellern“ sein, daß die Vorstellung von der Orientierung an den Zielzuständen selbst auf die Idee eines befriedigungsorientierten, selbstzweckhaften Tuns verweist. Das wiederum geht zurück auf die aristotelische Gegenüberstellung von „praxis“ und „poiesis“, wobei poiesis als ertragsorientierte, umweghaft auf Zielzustände gerichtete Tätigkeit/Hervorbringung gedacht war. Das Handeln (die Praxis) hat kein Ziel außerhalb seiner selbst (Nik. Eth. 1140a 40). So wird immanent verständlich, was nicht unmittelbar einleuchtet, daß die Orientierung an „ends“ unter Gegenwartsorientierung abgebt wird.

75 „Daß Vergangenheitsorientierung ausfällt“, sei von Parsons richtig vorausgesetzt. Handeln müsse sich jeweils aktuell abspielen und habe keine Möglichkeit, seine „Systemvergangenheit zu beeinflussen“. Vgl. Luhmann, N. (1988): Warum AGIL, in: KZfSS 40, H 1, S. 127-139; hier S. 133, Anmerkung 15. Ähnlich Habermas' Lesart: „Vergangenheiten haben Systeme nur als gegenwärtige Projektionen“ (Habermas, J. (1980), a.a.O., S. 365).

76 In der frühen Form seiner Handlungstheorie finden sich bei Parsons noch verschiedene Hinweise auf die unterschiedliche Bestimmung des Handelns entweder durch Normen oder durch Konditionen. Letztere gehören zu den nicht kontrollierbaren Elementen der Situtation und werden von ihm u.a. im Zusammenhang mit irrationalen Handlungen oder „Vererbungs“effekten thematisiert. Hier geht es Parsons – so Habermas – noch um die „kulturelle Determinierung von Handlungen“ (a.a.O., S. 367). Vergangenheit wird hier als „Kondition“ relevant und im Rahmen der voluntaristischen Handlungstheorie als Randbedingung einbezogen. Vgl. The Structure of Social Action, New York/London (1967, zuerst: 1937), S. 43ff.; 732.

77 Vgl. Schütz, A. (1971): Das Problem der Relevanz, Frankfurt; aber auch: Schütz, A./Parsons, T. (1977): Zur Theorie sozialer Handlung. Ein Briefwechsel, Frankfurt/M., S. 132ff.

von externem Umweltbezug und durch die Um-zu-Motivation gekennzeichnet haben, dürfte einsichtig sein angesichts der zuvor skizzierten, von uns als typisch identifizierten biographischen Entwicklung. Dagegen scheint es lohnenswert, sich die „Plazierung“ des Passionstyps zumindest zu vergegenwärtigen. Daß seine Biographie keine Orientierung an der Umwelt zum Ausdruck bringt, und wir ihn deshalb in der Rubrik „intern“ plazieren, bedarf wohl ebenfalls keiner weiteren Erläuterung. Aber inwiefern ist seine Biographie primär durch Weil-Motivationen geprägt? Wir interpretieren es so, daß das Streben nach der Verwirklichung eines Ziels eben kein frei entworfenes, zweckorientiertes Motiv darstellt, sondern einen gleichsam innerlichen Zwang zum Ausdruck bringt. In diesem Sinne sprechen wir mit Bezug auf den Passionstyp von einer Weil-Motivation. Die Steuerung erfolgt zwar von innen her, aber sie ist der Verfügung und Kontrolle entzogen. Dies gilt um so ausgeprägter für den Trajektyp, für den die von außen wirkenden Konditionen, die „heteronomen Systembedingungen“, Biographie und Lebenslauf prägen. Der — vorläufig sogenannte — Projekttypus repräsentiert dagegen den Fall eines Lebenslaufs, in dem intentional-strategische Handlungsmotive dominieren, dabei aber nicht, wie im Produktivitätstypus, an der Umwelt orientiert sind, sondern primär die Entwicklung, Ausarbeitung und Steigerung der persönlichen Handlungsressourcen betreffen.

So weit in einem ersten Zugriff die vier Typen, die wir zunächst in unserem Untersuchungsfeld identifizieren konnten. Im nächsten Schritt wird es nun darum gehen, Konstellationen zu untersuchen, die sich in dieser Schematik nicht unterbringen ließen, die, wie sich zeigen wird, es nötig machten, dieses analytische Raster zu verändern und zu erweitern. Ich beginne dabei mit der Darstellung eines Typus, den wir den „Differenztyp“ genannt haben.

5. Der Typus: „Differenz“

5.1 Vorläufige Entwicklung der Typenkontur

Als Ausgangspunkt der Entwicklung der Typenkontur wählen wir einen Fall, der vergleichsweise übersichtlich ist und die wesentlichen Elemente der Typenstruktur enthält. In einem zweiten Schritt der Darstellung werden wir in einer Fallrekonstruktion diesen Typus im Hinblick auf spezifische Gesichtspunkte vertiefen.

Beginnen wir mit der Lebensgeschichte von Herrn Nau: Er ist 1955 geboren und wächst in einem typisch-proletarisch gefärbten Milieu des Ruhrgebiets auf. Seine Großmutter war in der Arbeiterwohlfahrt aktiv und Mitglied der SPD.⁷⁸ Sein Vater bzw. Stiefvater ist zu ihm und seinen drei Geschwistern „hart aber gerecht“ in der Erziehung. Ab und zu ist er mal — wie sich das gehört — betrunkener. Ansonsten aber herrscht Ordnung im Hause Nau: Pünktlichkeit, durch Ausgabendisziplin gesicherte materielle Grundlagen und eine strenge Arbeitsethik sind charakteristisch. Alle Kinder haben einen Beruf erlernt. So, mit raschen und wenigen Strichen, zeichnet Herr Nau das Bild seiner Herkunftsfamilie. Mehr ist dazu eigentlich nicht zu sagen.

Sein Stiefvater hatte fünfzehn Jahre im Bergbau gearbeitet und sich später beruflich „verbessert“. Er wurde Vorarbeiter in einer Firma, die Fenster herstellt und installiert. Herr Nau schildert ihn als Respektsperson.

78 Das hat u.a. Bedeutung für die jährliche Ferienverschickung des jungen Herrn Nau.

Der fällige Autoritätskonflikt spielt sich ab, als der Befragte etwa 20 Jahre alt ist. Von einem auf den anderen Tag packt er seinen Kram und zieht aus. Herr Nau, der eine Ausbildung als Maschinenschlosser absolviert hat, geht auf Montage. Diese Periode dauert etwa acht Jahre. In dieser Zeit verdient er viel Geld, das er ebenso rasch wieder ausgibt. Erwähnt wird, was fast schon einem Topos zu entsprechen scheint, die Taxifahrt zum Frühstück nach Paris. Für dieses ausschweifende Leben wird ihm ‚die Rechnung präsentiert‘, zunächst in Form von Herz-Kreislaufbeschwerden. Herr Nau wird krank und macht eine Kur. Im Kurort lernt er seine spätere Frau kennen, wirbt um sie und hält sich dabei nicht an die Regeln des Kursanatoriums; er kommt z.B. mehrfach nach 23 Uhr in seine Unterkunft. Die Folge ist, daß er nach Hause geschickt wird und anschließend von seinem Arbeitgeber eine Kündigung erhält. Nun entschließt er sich, mit nichts als einem Pappkarton — mehr nennt er nicht seine Habe — zu seiner späteren Frau nach Bad Ellen zu ziehen. Im Ruhrgebiet war es „damals schon nicht mehr so gut mit Arbeit“.⁷⁹ Herr Nau etabliert sich nunmehr im L-Städter Raum, heiratet, und seine Beziehung zu seiner Frau wird zu einer „Festung“ gegen die Provokationen einer ihm fremden Umwelt, einer durch die großstädtischen Lebensformen verkörperten Nervosität, Anonymität und Bedrohlichkeit. Bedrohlich erscheinen ihm nicht zuletzt die Verführungen des „Konsumsystems“. Hatte er doch — infolge seiner Heirat und wegen seiner desolaten finanziellen Lage zu Beginn der Ehe — Schulden gemacht, die er bis heute abzahlt. Das darin begründete Interesse an einem hohen Verdienst hat ihn auch zur Zeitarbeit gebracht⁸⁰, nachdem er vorher längere Zeit feste Beschäftigungsverhältnisse als Maschinenschlosser hatte, bei denen sein Verdienst allerdings kaum steigerbar schien.

In der Wahrnehmung der Entwicklung und der Lebensgeschichte seines Vaters, der heute als „menschliches Wrack“ auf Frührente leben muß — offenbar, weil er sich leistungsmäßig so sehr verausgabt hat — und im Niedergang seines Herkunftsmitieus: dem Modell „Ruhrgebiet“, sieht Herr Nau generell das Scheitern eines Reproduktionsmodells und eines Solidarzusammenhangs, den er ja verlassen hat. Seine Einschätzung der Gewerkschaften (Würdigung ihrer historischen Verdienste für „uns“, aber Kritik an der falschen Strategie der Arbeitszeitverkürzung bei vollem Lohnausgleich) macht seine Distanz und Entfremdung vom Herkunftsmitieu erkennbar. Herr Nau hat aber — außer der Festung seiner Zweierbeziehung, die ihn gegen neue Gefahren, vor allem auch Selbstgefährdungen, schützen soll — kein neues Milieu gefunden.

Die Herauslösung aus dem Milieu seiner Herkunft ist dabei eher kontingent bedingt. Sie entsprach zunächst vielleicht noch einer Umsetzung von Unruheimpulsen und einer üblichen, durchaus vorgesehenen Phase der „Wanderschaft“, die ihn seinem Herkunftsmitieu noch nicht allzusehr entfremdete. Vielmehr führte ihn diese Bewegungsform faktisch in Gefährdungszonen, aus denen eine Rückkehr in das inzwischen bereits von der Krise betroffene Milieu nicht mehr möglich schien.

Die Zeichen der Transformation und des Scheiterns der Transformation — dies kann auf die Herkunftsmitie, wie in toto auf das gesamte sozialmoralische Milieu des Ruhrgebiets übertragen werden⁸¹ — nimmt Herr Nau offensichtlich zu einem Zeitpunkt

79 Diese Aussage bezieht sich auf den Anfang der 80er Jahre.

80 Dies ist wohl aus dem Umstand zu erklären, daß bei einer Beschäftigung in der Zeitarbeit durch diverse Zulagen oft ein beträchtlicher Nettolohn zu erzielen ist, allerdings bei einem im Vergleich zu anderen Beschäftigungsverhältnissen häufig geringeren Grundlohn.

81 Der nach langen Wanderjahren inzwischen selbst an die Grenzen seiner körperlichen Leistungsfähigkeit geratene junge Herr Nau erlebte den körperlichen Verfall seines Vaters und versteht ihn paradigmatisch für den Niedergang der klassischen Industrie- und Kohleregion.

wahr, als er die Rückkehr in dieses Milieu als nicht mehr aussichtsreich einschätzt. Und sei es, daß er seine eigene Gefährdungskurve auch als Folge der geschwächten Integrationskräfte dieses Milieus erkennen zu können glaubt. So wendet er sich einem neuen Horizont zu, der aber keinen für ihn positiv besetzten neuen Milieubezug herstellt. Die Tätigkeit im L-Städter Raum ist zwar wirtschaftlich aussichtsreich und — gemessen an der Strukturkrise im Ruhrgebiet — vergleichsweise sicher. Im Grunde aber gilt es für Herrn Nau, die dort dominierenden, universalistisch strukturierten Sozialbeziehungen, die über Geld vermittelt sind, aus skeptischer Distanz wahrzunehmen. Die positiv besetzten Qualitäten des alten, versinkenden Sozialmilieus werden dagegen tendenziell verklärt. Ihre auf Gegenseitigkeit und Solidarität beruhenden Verkehrsformen werden in seiner Ehe revitalisiert, die Herr Nau als eine „feste Burg“ in einem Umfeld von Unwägbarkeit, ja Unsicherheit braucht.

So bleibt er an dem im Nachhinein verklärt wahrgenommenen Herkunftsmilieu orientiert, glaubt aber auch zu sehen, daß die Transformation, die Modernisierung dieses Milieus nicht gelungen ist. Andererseits versucht er sich vor der Aggressivität und Anonymität der prosperierenden Region, in die es ihn verschlagen hat, zu schützen. Die Beziehung zu seiner Frau wird ihm so zur Miniatur der kollektiv-solidarischen Sozialbeziehungen seiner Herkunftsfamilie und seines Herkunftsmilieus.

Herr Danner, ein weiterer Fall, den wir dem hier zu entwickelnden Typus zurechnen, gewinnt seine gegenwärtige Orientierung ebenfalls aus dem Vergleich mit einem vergangenen, für ihn allerdings noch sehr relevanten Sozialmilieu:⁸² der Darstellung eines betrieblichen Milieus im Rahmen einer Fernsehserie („Familie Hesselbach“), die in den späten 50er und frühen 60er Jahren in der Bundesrepublik ausgestrahlt wurde. In dem dort hergestellten betrieblichen Milieu, einem kleinen Familienbetrieb, herrschten noch „intime“, vertrauliche, persönlich gefärbte Arbeitsbeziehungen. Leben und Arbeiten waren auf eine einsichtige Weise miteinander verfügt. Der einzelne Mitarbeiter war, wie Herr Danner sich ausdrückt, nicht nur eine „Nummer“. Er wuchs im Familienbetrieb und mit diesem auf. Damit verknüpft ist auch das Modell einer innerbetrieblichen Karriere, das ja zu den Essentials der Vorstellung von einer Institutionalisierung des Lebenslaufs gehört: Sicherheit und Erwartbarkeit der beruflichen Entwicklung, des Aufrückens auf einer Stufenfolge von Berufspositionen. Diese Vorstellung des beruflichen Fortkommens ist für Herrn Danner nachdrücklich infragegestellt. Nach seiner Berufsausbildung war er nicht, wie es vorher üblich war, von seiner Lehrfirma in ein Arbeitsverhältnis übernommen, sondern entlassen worden. In seinen Erwartungen enttäuscht, versucht er sich auf dem Arbeitsmarkt. Er findet zwar Arbeit, aber am Fließband oder in vergleichbaren unqualifizierten Tätigkeiten, die er als „dead-end“ Jobs ansieht. Nachdem ihm so alle „Illusionen“ geraubt wurden, sagt er sich: „Dann kann ich ja gleich zur Zeitarbeit gehen“. Und dort ist er bis zum Zeitpunkt des Interviews seit mehreren Jahren tätig — immer noch auf der Suche nach dem eigentlichen, dem richtigen Job. Es ist interessant, daß auch dieser junge Facharbeiter im privaten Bereich nach kompensatorischen Stabilitäten, nach Sicherheit sucht. Im Alter von Mitte zwanzig wohnt er noch immer bei seinen Eltern.

Der Versuch des Vaters, sich in einem anderen beruflichen Milieu zu etablieren, war offenbar zu spät erfolgt. Die Transformation des beruflichen Milieus und die Chance des Umstiegs in modernere und weniger kräftezehrende Berufsfelder und Tätigkeiten ist dem Vater nicht gelungen. Die Schatten auf seiner Lunge stammen von seiner Tätigkeit im Bergbau.

82 Wir haben diesen Fall an anderer Stelle ausführlicher dargestellt: Vgl. Brose, H.-G. (1984): Arbeit auf Zeit — Biographie auf Zeit?, in: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart, S. 192-216.

Dieser knappen Skizzierung der Biographien zweier Facharbeiter, die als Zeitarbeitnehmer beschäftigt sind, möchten wir nun eine ausführlichere Rekonstruktion des Falles von Frau Schneider-Westfal anfügen, aus der sich weitere Differenzierungen für die Bestimmung der Struktur des Typus: „Differenz“ ergeben.

5.2 Falldarstellung: Frau Schneider-Westfal

5.2.1 Die Situation zum Zeitpunkt des Interviews

Das Interview fand im Spätsommer 1987 in der Wohnung der Befragten statt. Die Interviewerin wurde von Frau Schneider-Westfal und ihrem Ehemann bereitwillig empfangen, und in dem Vorgespräch signalisierten beide Ehepartner erwartungsvolles Interesse und Auskunftsbereitschaft. Bei dieser Gelegenheit ergab sich die Information, daß auch der Ehegatte der Befragten als Zeitarbeiter beschäftigt war. Er bot sich gewissermaßen als Interviewpartner an und nahm an dem gesamten Interview mit seiner Frau lebhaften Anteil, so daß sich das Interview in der Schlußphase zum Familiengespräch entwickelte.⁸³

Relativ kurz vor dem Interview hatte Frau Schneider-Westfal eine Herzattacke erlitten und war aus diesem Grund zum Interviewzeitpunkt mit reduzierter Wochenarbeitszeit als Zeitarbeitnehmerin beschäftigt. Als ein dreiviertel Jahr später das Interview mit ihrem Mann durchgeführt wurde, arbeitete sie wieder ganztägig. Die Gesundheitskrise, die sie kurz vor dem Interview durchlebt hatte, schien sie bewältigt zu haben.

5.2.2 Objektive Daten

19.12.1944	Grünfeld	geboren. Arbeiterhaushalt; Vater: Bote bei einer Grünfelder Zeitung, mußte Geld abholen. Mutter: Näherin, hat vielfach Heimarbeit gemacht (Akkord), z.T. auch halbtags oder ganztags gearbeitet, („immer mitgearbeitet“). Näht Lodenmäntel, für die pro Stück 7 DM bezahlt werden (Tagesarbeit). Die Mutter hat durch ihre Arbeit Rheuma im Arm (Tretmaschine!). 2 1/2 Jahre älterer Bruder. Beide Eltern waren SPD-Mitglieder (gewisse Unsicherheit im Hinblick auf die Mitgliedschaft der Mutter), der Vater kleinerer Funktionär, er war außerdem Gewerkschaftsmitglied, darüber hinaus im Elternbeirat aktiv. Die Eltern hatten sich bei einer Jugendorganisation der SPD kennengelernt. Die Familie wohnte in einem Arbeiterviertel. Andere Verwandte lebten auch in Grünfeld, jedoch nicht im gleichen Viertel. Gelegentliche Besuche an Geburtstagen. Die ganze Kindheit über bei den „Falken“ aktiv, Zeltlager in Dänemark, Schwarzwald etc. Freunde kamen überwiegend aus dem Viertel.
1951		Eintritt in die Volksschule.

⁸³ Aus dem ein dreiviertel Jahr später geführten Interview mit Herrn Westfal werden einige Informationen mit in die Falldarstellung „Schneider-Westfal“ einbezogen.

1952		Umzug in anderes Arbeiterviertel in Grünfeld. Wohnung bei den „Baugenossenschaften“. Wechsel in „Experimentierschule“ (immer drei Klassen zusammengefaßt, die mit Einzelklassen verglichen werden). Trotz entsprechender Empfehlungen der Lehrer besuchen beide Kinder keine höhere Schule.
1957/58		Verschiedene Bewerbungen, u.a. eine für eine Lehrstelle als Technische Zeichnerin, die ein Praktikum auf dem Bau eingeschlossen hätte. (Abgelehnt, da Mittlere Reife erforderlich war).
1959		Hauptschulabschluß. Erhält eine Prämie für das beste Zeugnis, das je ausgestellt wurde.
1959-62		Lehre als Sparkassenangestellte nach Aufnahmeprüfung
1962		Mutter erkrankt an Darmkrebs, wird operiert. Ist überwiegend in der Klinik. Nach der Lehre noch ein Jahr Arbeit bei der Sparkasse, Bewerbung bei der Sparkasse in Nordland. Kündigt in Grünfeld. Bekommt Einstellungsangebot. Tritt Stelle in Nordland nicht an.
1963		Infolge der Krankheit der Mutter nur noch halbtags als Buchhalterin beschäftigt, versorgt für Vater und Bruder den Haushalt.
1964		Sie bekommt Bandscheibenbeschwerden. Trägt ein Jahr ein Stahlkorsett, riskante Rückenoperation. Die Mutter nimmt sich im Krankenhaus das Leben. Der Bruder studiert etwa zu dieser Zeit über den 2. Bildungsweg in Grünfeld Pädagogik. Sie hat in dieser Zeit noch keinen festen Freund.
1966		Sie tritt in einen „Putzstreik“, woraufhin die Haushaltstlasten gleichmäßiger verteilt werden. Sie macht einen 6-wöchigen Lehrgang (Allgemeinbildung) bei einer Heimvolkshochschule, nimmt in dieser Zeit unbezahlten Urlaub. Später macht sie einen halbjährigen Lehrgang bei einer anderen Heimvolkshochschule. Das Geld spart sie vorher zusammen.
		„Prüfung zur Feststellung der Bildungsreife“. Erspart sich damit die Mittlere Reife.
1968	L-Stadt	Studium der Sozialarbeit, bricht nach 2 Semestern ab. Lernt einen Mann kennen, der ebenfalls Sozialarbeit studiert. Arbeitet wieder als Buchhalterin.
1970	L-Stadt/ Grünfeld	Heirat, wohnt mit Mann in L-Stadt, ein Jahr in Grünfeld.
1972		Mann schließt sein Studium ab. Sie hat irgendwann in dieser Zeit eine Fehlgeburt.
1974		Nach einem gemeinsamen Urlaub mit ihrem Mann lässt sie ohne dessen Wissen einen Schwangerschaftsabbruch vornehmen. Danach reicht sie die Scheidung ein. Während die Scheidung läuft, fängt sie noch einmal an, Sozialarbeit zu studieren.
1975		Scheidung. Sie lebt nach der Trennung von ihrem Mann ca. 6-7 Jahre alleine, unterbrochen jedoch von kürzeren Phasen (1/2 Jahr bis 1 Jahr), in denen sie mit Männern zusammenlebt.
1977		Schließt das Studium ab (grad. Sozialarbeiterin).

3/78-6/80	Sozialarbeiterin in Nichtseßhaftenhilfe, gibt die Stelle auf. Sie beginnt irgendwann in dieser Zeit (eventuell auch früher) mit einer Therapie (Anlaß: Depressionen), die insgesamt ca. 5 Jahre dauert.
1979	Tod des Vaters. Sie lässt sich im Alter von 34 Jahren sterilisieren arbeitslos
7/80-2/81	
1981	Lernt bei einem Pfadfindertreffen ihren späteren zweiten Mann kennen. Heiratet ihn nach einem halben Jahr.
3/81-4/82	Arbeit auf einem Abenteuerspielplatz
5/82-5/83	Arbeitslosigkeit als Sozialarbeiterin.
6/83-6/84	Arbeit als Buchhalterin
7/84-3/85	Arbeitslosigkeit, EDV-Ausbildung über's Arbeitsamt. Gilt aufgrund ihres Alters als schwer vermittelbar.
4/85-7/85	Bekommt über's Arbeitsamt Stelle vermittelt: Buchhaltung, allg. Verwaltung (Wiedereingliederungsbeihilfe an das Unternehmen). Kündigung im „ gegenseitigen Einvernehmen“.
ab 7/85	Zeitarbeit (Buchhalterin), bisher an ca. 6 Betriebe verliehen, davon zwei Einsätze sehr lange (16 Monate, 9 Monate).
1986	Längere Krankheit: mehrere Herzattacken, reduziert ihre Arbeit auf 6 Std. täglich.

5.2.3 Herkunftsmilieu

Die Eltern von Frau Schneider-Westfal lernten sich in einer Jugendorganisation der SPD in den dreißiger Jahren kennen. Sie heirateten (wahrscheinlich) gegen Ende der dreißiger Jahre. Zweieinhalf Jahre nach der Geburt ihres älteren Bruders wird Frau Schneider-Westfal im Dezember 1944 in Grünfeld geboren. Ihr Vater, der Dreher war, hatte in den dreißiger Jahren (so eine spätere Information des Ehegatten) Schwierigkeiten, Arbeit zu finden und nahm eine Stellung als Geldbote bei einer Grünfelder Zeitung an. Die Mutter war als Heimarbeiterin berufstätig, wohl während ihres gesamten Lebens. Im Lohnauftrag fertigte sie Textilien für die im Umkreis von Grünfeld ansässige Textilindustrie. Frau Schneider-Westfal kennzeichnet sich selbst als „ein Kind aus einem Arbeiterhaushalt“, wobei die Hinweise auf den realen Gehalt dieser Milieuverortung undeutlich bleiben. Zum einen wird auf die Wohnverhältnisse in der Wohnsiedlung einer „Baugenossenschaft“ hingewiesen, zum anderen auf die beschränkten finanziellen Mittel, die dazu geführt hatten, daß trotz entsprechender Empfehlungen des Lehrers beide Kinder keine höhere Schule besuchen konnten. Recht prägnant sind die Schilderungen der Arbeitssituation der Mutter, die Frau Schneider-Westfal als eine ziemliche „Misere“ darstellt — wenig Geld für schwere und mühselige Arbeit. Die ewige „Kokelei“ der Mutter schildert sie sehr eindringlich. Dabei wird in diesem Begriff wohl gleichzeitig der informelle Erwerbsstatus der Mutter, der marginale und prekäre Status auf dem Arbeitsmarkt sowie die Plackerei zum Ausdruck gebracht.

So hatten wohl beide Eltern einen eher marginalen Erwerbsstatus inne: Schließlich war auch der Vater nicht in einer seiner Ausbildung angemessenen Berufstätigkeit beschäftigt. Dennoch schienen sie auf unterschiedliche Weise Anerkennung und Selbst-

bewußtsein erlangt zu haben. Der Vater, über den ansonsten nicht viel erzählt wird, war im Elternbeirat der Schule seiner Tochter aktiv und engagierte sich als „kleiner“ Funktionär für seine Gewerkschaft. Der Mutter wird persönliche Stärke und Selbstbewußtsein attestiert. Das politische Bewußtsein, das die Gespräche im Familienkreis — so Frau Schneider-Westfal — geprägt habe, wurde auch von der Mutter geteilt. Der Vater erscheint in den Erzählungen der Befragten mehr oder weniger als stumme Autoritätsperson. Seine Bedeutung für sie scheint vor allem nach dem relativ frühen Tod der Mutter — diese nahm sich 1962, im Alter von 49 Jahren, nach längerer Krankheit an Darmkrebs das Leben — zugenommen zu haben. Sie selbst bezeichnet sich im Interview dann als die „Haushälterin“ ihres Vaters. Nach Aussagen des Ehemanns von Frau Schneider-Westfal hat der Vater, der 1979 starb, immer wieder versucht, sich in das Leben seiner Tochter einzumischen. Die von deutlicher Bewunderung getragene Darstellung der Person der Mutter, die ihrer Ansicht nach noch in ihrem Selbstmord „stark“ ist, ist wohl Ausdruck der Tatsache, daß sie ihre Auseinandersetzung mit dem Vater auch an der Stärke mißt, die die Mutter in ihren Augen bewiesen hat.

Der schulische Werdegang von Frau Schneider-Westfal begann 1951 mit dem Eintritt in die Volksschule. Ab 1952 besuchte sie in Grünfeld eine sogenannte „Experimentierschule“, die sie dann auch sehr erfolgreich abschließt. Sie erwähnt, das „beste Abgangszeugnis“, das jemals an dieser Schule vergeben worden sei, erhalten zu haben. Allerdings sei es aufgrund der beschränkten finanziellen Möglichkeiten „einfach nicht möglich“ gewesen, daß sie oder ihr Bruder auf eine weiterführende Schule hätten gehen können. Dazu kam allerdings noch ein weiterer Grund: auch wenn sie als „prämierte“ Schülerin nach Meinung der Lehrer sehr gute Voraussetzungen für den Besuch einer weiterführenden Schule gehabt hätte, sei es nach Ansicht ihrer Eltern schon aus Gründen der Gerechtigkeit ihrem älteren Bruder gegenüber, der ebenfalls nicht auf das Gymnasium gehen konnte, nicht möglich gewesen, daß sie damals das Abitur hätte machen können. Ihrem Wunsch, eine Lehre als Tischlerin zu machen, widersetzte sich die Mutter, der das für eine junge Frau nicht angemessen erscheint. Das Bemühen um einen Ausbildungsplatz als Technische Zeichnerin scheitert an der fehlenden Mittleren Reife.

Schließlich beginnt sie eine Lehre in der Sparkasse und ergreift damit unter den verschiedenen Ausbildungsbürof für Mädchen sicherlich einen der „besseren“. Allerdings berichtet sie nun zum ersten Mal über massive Schwierigkeiten, die sich für sie dadurch ergaben, daß sie sich dem Angestelltenmilieu, in das sie über diese Lehre nun hineingeriet, überhaupt nicht gewachsen fühlte. Mit ihrer „offenen und direkten Art“, die sie aus dem „Arbeitermilieu“ mitgebracht habe, sei sie dort gescheitert, und habe sich den indirekten und taktischen Interaktionsformen ihrer Kolleginnen und Kollegen nicht gewachsen gefühlt. Über diese Erfahrung der Inkompatibilitäten verschiedener sozialer Milieus gerät sie in eine massive Identitätskrise, die durch die pubertäre Phase, in der sie sich befindet, noch verstärkt wird: Von der Position des „Kings“ in der Schule stürzt sie in die eines „Nichts“ im Sparkassenmilieu. In dieser Situation findet sie bei ihren Eltern, wie sie berichtet, keine Stütze. Der Vater habe sich über diese Probleme sowieso nie Gedanken gemacht, und die Mutter habe von ihr Folgebereitschaft abgefordert.

Sie interpretiert das als Konsequenz der mehr oder weniger uneingestandenen Aufstiegsambitionen der Mutter, die ihre Tochter als künftige Angestellte dem Arbeitermilieu entwachsen sieht. Für Frau Schneider-Westfal ist dies Ausdruck eines sozialdemokratischen Bewußtseins, das den Aufstieg in den Bahnen der bürgerlichen Gesellschaft mit dem Klassenbewußtsein der Arbeiter zu verquicken versucht. Hier wird

von ihr — und zwar in Formulierungen, die eine relativ deutliche Erlebnisnähe, ja auch aktuelle Virulenz erkennen lassen — ein für die Fallstruktur zentrales Problem angesprochen: ihr „angeknackstes“ Selbstbewußtsein. Bei ihrem „Schritt ins Arbeitsleben“, in ein anderes Milieu, gerät sie massiv in Schwierigkeiten. In dieser Krise erfährt sie nicht nur von zu Hause wenig Verständnis, sondern hat gleichzeitig auch die Erwartung, daß man ihr gar nicht helfen wolle. Deshalb: „hab ich's gar nicht erst versucht“.

In der Tat scheint ihr häusliches Milieu stark durch unausgesprochene Erwartungshaltungen geprägt gewesen zu sein. So erwähnt sie einerseits, daß es zwar „selbstverständlich“ die Erwartung gab, daß sie einen Beruf lerne, daß aber später auch ebenso selbstverständlich — d.h. ohne daß es jemand aussprechen mußte — vorausgesetzt wurde, daß sie die Haushaltsfunktion der Mutter nach deren Tod übernehmen würde. So scheint es in ihrem Herkunfts米尔ieu insgesamt eine ambivalente Mischung gegeben zu haben von starken normativen und traditionalen, für sie als junge Frau restriktiv wirksamen Orientierungen einerseits und anderen, Individualisierung und universalistische Orientierung fördernden Impulsen.

So hebt sie hervor, daß es in ihrer Familie nicht an politischer Bewußtheit gefehlt habe. Durch ihre Mitgliedschaft bei den Falken hatte sie in den Sommerferien die Möglichkeit, ins Ausland geschickt zu werden, also die Enge und Begrenztheit des lokalen Milieus zu durchbrechen. Dies, sowie schließlich der Besuch einer neu gegründeten Experimentierschule, in der sie sich offensichtlich entfalten konnte, wecken und fördern in ihr Bestrebungen, die sich dann an einer stumm wirkenden, traditionalen Grundsicht des Familienmilieus brechen. So ist es zwar selbstverständlich, daß sie einen Beruf lernt, aber ebenso selbstverständlich scheint es zu sein, daß dies nur im Rahmen familialer Möglichkeiten und der nach Geschlecht und Geschwisterreihenfolge geregelten Chancenverteilung zu erfolgen hat. Als jüngere Schwester kann sie schließlich nicht mehr erhoffen als ihr Bruder, als Frau empfiehlt sich ein (eher frauenspezifischer) Beruf als Sparkassenangestellte und nicht einer als Tischlerin, aber: ein bißchen Aufstieg darf doch schon dabei sein.

Immerhin schließt Frau Schneider-Westfal trotz ihrer Schwierigkeiten die Lehre in der Gründer Sparkasse ab; allerdings zeigt sich bei ihr die Bestrebung, sowohl diesem Arbeitsplatz als auch dem familialen Milieu den Rücken zu kehren. Sie bewirbt sich auf eine Stelle bei einer Sparkasse auf Nordland: „Ich wollte aus Grünfeld raus. Ich wollte aus dem Elternhaus raus, nach diesen ganzen Erfahrungen, die ich ja auch nicht einordnen konnte, habe ich mir gesagt, ich muß auf eigenen Füßen leben“. Freilich ahnt sie bereits nur zu gut, daß ihr diese Flucht nicht gelingen wird: „Das war natürlich klar, daß ich da nicht ankommen würde, weil, ja, wenn die Mutter wegstirbt, dann muß das Mädchen zu Hause bleiben, das war eine Selbstverständlichkeit“. Über diese Selbstverständlichkeiten braucht nicht einmal geredet zu werden, sie sind offenbar so wirksam, daß selbst noch in dem Fluchtgedanken die Gewißheit dominiert, daß der Fluchtversuch scheitern muß.

5.2.4 Zwischenbemerkung: Zur Dominanz der Deutung in der biographischen Erzählung von Frau Schneider-Westfal

Es ist an dieser Stelle angebracht, auf eine Eigentümlichkeit des Interviews und des Interviewtextes einzugehen, der Grundlage dieser Falldarstellung ist. Die Befragte er-

öffnete das Interview, indem sie ostentativ ihr Interesse an dem Gespräch bekundete und große Bereitschaft signalisierte, Auskunft über sich und das eigene Leben zu geben. Dem steht in eigentümlicher Weise entgegen, daß die biographische Erzählung schon nach kurzer Zeit ins Stocken gerät, beendet wird. Auffällig ist dabei auch, daß — um dies vorwegzunehmen — dabei auch wichtige, längere Phasen der Biographie einfach „übergangen“ werden. Während dieser kurzen Eingangserzählung wird auch schon erkennbar, daß die Interviewte die Interpretierbarkeit und Interpretationsbedürftigkeit von Lebensgeschichten als Denkfigur mit berücksichtigt, so etwa, wenn sie mit der Bemerkung, daß sie sich auf „Buchhaltung spezialisiert“ habe, rasch hinzufügt: „wenn man so will“. Soll soviel heißen, wie: man kann es auch anders interpretieren. Auch am Schluß der kurzen Erzählung signalisiert sie, daß sie sich durchaus der Tatsache bewußt ist, daß diese von ihr gelieferte Kurzerzählung wahrscheinlich nicht den Erwartungen der Interviewerin entspricht — diese wolle es sicherlich etwas gründlicher wissen. Dies muß ihr aber offensichtlich abgefördert werden. Auch in der auf die Kurzerzählung folgenden Nachfragephase gelingt es der Interviewerin kaum, diese Erzählblockade in größerem Umfang zu durchbrechen. Einzelne Fragen führen zu kurzen Antworten, die ihrerseits keine Erzählungen, sondern überwiegend Deutungen beinhalten. Besonders prägnant etwa in der Typisierung ihres Herkunftsmilieus als: „aufgewachsen im Arbeiterhaushalt, Vater Arbeiter, Mutter auch Arbeiterin, Närherin“. Später heißt es: „Arbeiterbewußtsein vorhanden, also beide auch SPD-Mitglied, also politisch orientiert, politisch bewußt“. Die um die Stimulierung von Erzählungen bemühten Fragen der Interviewerin werden also durch soziale Deutungen und klischeehafte Typisierungen beantwortet. Darin, und auch in anderen Passagen des Interviews, in denen die Interviewte über sich selbst berichtet, wird deutlich, daß sie ihre Lebensgeschichte offensichtlich schon vielfach durchgearbeitet und auch interpretiert hat. Allerdings wissen wir in dieser Interviewphase — durch die Kurzerzählung — bereits, daß die Interviewte im Verlauf ihres späteren Lebens als Sozialarbeiterin tätig gewesen ist, also professionell auch mit Fragen der Psychologie und Sozialökologie sich vertraut gemacht haben muß.

Man muß also den begründeten Verdacht haben, daß einige der hier von der Interviewten geäußerten Beschreibungen ihres Herkunftsmilieus und ihrer damaligen Situation durch Inanspruchnahme professioneller, sozialwissenschaftlich und psychologisch geprägter Deutungsdienstleistung geformt sind.

Dennoch bleibt das identifizierte Problem einer faktischen Rücknahme und Begrenzung von ansonsten stimulierten Individualisierungsbemühungen bestehen. Dies läßt sich — unabhängig von den deutungsbehafteten Darstellungen der Interviewten — allein an den objektiven Daten rekonstruieren.

Wir wollen hier jedoch nicht bei der Gegenüberstellung von Rekonstruktion „objektiver Daten“ und typisierender Deutung stehenbleiben. Es läßt sich nämlich — entgegen einer Tradition qualitativer Sozialforschung, die nur narrative Interviewsequenzen als erlebnisnah einzustufen bereit ist — die Dominanz der Deutung selbst als ein wichtiges Element der Fallstruktur identifizieren. Gerade die zahlreichen Differenzerfahrungen, die für die Biographie Frau Schneider-Westfals charakteristisch sind — die Anschluß-schwierigkeiten zwischen verschiedenen sozialen Milieus, die Inkompatibilitäten milieuspezifischer Werte und Erfahrungen, sowie die Inkonsistenzen zwischen ihrem Bildungsniveau und dem Niveau, das sie in ihrer Berufstätigkeit auf Dauer zu stabilisieren vermag — nötigen ihr eine beträchtliche Interpretations- und Deutungsleistung ab. Was von ihr während des Interviews als „Knacks“ im Selbstwertgefühl beschrieben wird, den es zu bewältigen galt, was als Diskontinuität im Aufwärts- und Abwärtsprozeß

sozialer Mobilität erfahrbar wurde, gilt es in der Rückschau auf das eigene Leben in irgendeiner Weise zu integrieren. In diesem Prozeß der Verarbeitung biographischer Diskontinuitäten — dem gegen die Restriktionen des Milieus erkämpften mühsamen Sich-Hocharbeiten zur Sozialarbeiterin, dem scheiternden Versuch, die Sozialarbeit mit den früheren Erfahrungen in der sozialistischen Jugendbewegung zu vermitteln und schließlich dem Abstieg auf das berufliche Niveau einer Zeitarbeiterin — kann der typisierende Bezug auf die Lebensgeschichte dazu beitragen, die lebensgeschichtlichen Friktionen in einer Gesamtsicht zu integrieren. Wenn auch Frau Schneider-Westfal nicht in ihrem alten Milieu geblieben ist, wenn auch die Etablierung als Sozialarbeiterin nicht in der beabsichtigten Weise gelungen ist, und wenn auch das Elternhaus den Ansprüchen an „gelebte Solidarität“ ihr gegenüber kaum gerecht geworden zu sein scheint, so kann sie doch heute vermittelt über solche Typisierungen wieder daran anknüpfen. In den nächtlichen Gesprächen mit dem Ehemann über die „Welt da außen drum herum“ und in der mit ihm erlebten Minimalform von „Solidarität“ kann sie Verbindungslien zum „politischen Bewußtsein“ der Herkunftsfamilie herstellen und sich darüber gegenüber der ‚bewußtlosen‘, ‚angepaßten‘ Außenwelt profilieren: die Struktur der Differenz zeigt sich auch hier.

5.2.5 Elemente der Fallstruktur

Fassen wir — auf einer ersten Stufe der Bestimmung des Strukturproblems im Falle Schneider-Westfal — vorläufig zusammen:

Es scheint eine insgesamt nicht untypische Konstellation vorzuliegen, bei der die Bemühungen einer jungen Frau erkennbar werden, geschlechts- und schichtspezifische Begrenzungen zu durchbrechen. Auch die von ihrem Ehemann während des Interviews ins Spiel gebrachte Typisierung, daß sie — im Gegensatz zu ihrem angepaßten Bruder — ja immer schon die Aufmüpfige in der Familie gewesen sei (Frau Schneider-Westfal greift diese Typisierung durchaus in der Tendenz zustimmend auf) deutet darauf hin, daß es sowohl ein — im sozialdemokratischen Milieu durchaus übliches — als auch bei ihr individuell stimuliertes Streben nach Veränderung, Entfaltung und Entwicklung gegeben hat. Andererseits sind die beiden für sie maßgeblichen relevanten Bezugspersonen außerordentlich problematische „Vorbilder“. Die Mutter ist zwar immer berufstätig, aber diese Berufstätigkeit ist eine Schinderei und wird von der Tochter ganz offensichtlich als Ausbeutung erlebt. Politisch erscheint die Mutter ihrer Tochter zwar als durchaus bewußt — sie ist nicht bloße „Mitläuferin“ des Vaters —, aber andererseits ist sie nur allzu sozialdemokratisch anpassungs- und unterwerfungsbereit. Zwar wird die Mutter als eine starke Persönlichkeit dargestellt, aber was hat sie davon: sie geht jämmerlich zugrunde. Ihren stärksten Moment hat sie noch in ihrem Tod durch Selbstmord. Auf die Frage, was denn die Todesursache bei der Mutter gewesen sei, antwortet Frau Schneider-Westfal: „Letztendlich ist sie an Darmkrebs“ gestorben. Die eigentliche Todesursache, so soll hier wohl angedeutet werden, liegt aber nicht in dem Darmkrebs, sondern in dessen Entstehungsbedingungen.⁸⁴

Der Vater von Frau Schneider-Westfal verfügte offensichtlich über eine gewisse Autorität

⁸⁴ Frau Schneider-Westfal deutet in verschiedenen Punkten des Interviews an, daß sie über Kenntnisse psychosomatischer Krankheitstheorien verfügt. Selbst wenn man ihr eine diesbezügliche Interpretations- und Deutungsneigung unterstellt, so bleibt doch ihre Interpretation für ihre eigene Biographie verbindliche Wirklichkeit.

im Familienkreis. Diese dürfte aber nicht über seine Arbeit gestiftet worden sein, sondern über seine aktive Rolle als Funktionär in der Sozialdemokratischen Partei. Zwar ist er eine, wie Frau Schneider-Westfal mit deutlichem Gespür für hierarchische Differenzierungen es ausdrückt: „kleine Charge“, aber die politische Kultur der Sozialdemokratie weiß er im Familienkreis überzeugend zu vermitteln. Er kennt sich in der Politik aus, ist ja — wenn auch nur als Bote — bei einer Zeitung beschäftigt und beeindruckt seine Kinder mit Einsichten und Kenntnissen über die politischen Weltzusammenhänge. Für den Werdegang und die Probleme seiner Tochter scheint er sich dagegen weniger interessiert zu haben, als es die Tatsache, daß er im „Elternbeirat“ der „Experimentierschule“ tätig war, glauben macht. So mag es sein, daß der Vater seine häusliche Autorität mehr aus der Fähigkeit bezogen hat, die Welt außerhalb des Arbeitermilieus zu deuten, als daß er in lebenspraktischen Fragen Frau und Tochter hätte entlasten oder unterstützen können.

Zwischenbemerkung: Sozialdemokratische Sozialisation

Es wäre für eine weitere Interpretation sicherlich bereichernd, wenn man den Umstand berücksichtigte, daß die Eltern von Frau Schneider-Westfal etwa um 1910-15 geboren sein dürften, also die politische und soziokulturelle Sozialisation in dieser Generation von SPD-Mitgliedern einbezöge. Hier sei vor allem auf die sogenannte „Zwei-Lager-Theorie“ verwiesen.⁸⁵ Dabei geht es insbesondere darum, daß die damalige Generation der SPD-Mitglieder, deren politische Sozialisation durch die entsprechende Kultur der Weimarer Zeit im wesentlichen geprägt gewesen sein dürfte, sich in einem, den bürgerlichen Klasse gegenüberstehenden „Lager“ verorteten, das sich zwar einerseits durch seine Differenzen zur bürgerlichen Klasse definierte, aber daraus im Grunde kein Selbstbewußtsein zu ziehen verstand. Die Abgrenzung zum bürgerlichen Lager setzte sich um in eine Verstärkung der Aktivitäten innerparteilicher Organisation, also einer Wendung nach innen. Die Andersartigkeit und Benachteiligung wurde als Ausgegrenztsein interpretiert, das zwar zu solidarischem Zusammenschluß führte, nicht aber zu offener Auseinandersetzung und Umgestaltung sozialer Verhältnisse. Um so weniger war es dann überraschend, daß Führer der Sozialdemokratie, die später zu Amt und Würde gelangten — so jedenfalls die Interpretation von Rabe — selbst zu einer Überidentifikation mit bürgerlichen Moral- und Wertvorstellungen neigten. Wenn es denn richtig ist, daß die Eltern von Frau Schneider-Westfal, die dieser Generation in etwa zuzurechnen sind, auch durch deren politische Deutungsmuster und Kultur geprägt wurden, dann wäre der im Elternhaus Schneider doch offensichtlich relativ ausgeprägte Anspruch auf paternalistischen Traditionnalismus — wie ihn der Vater zum Ausdruck gebracht haben mag — und die gleichwohl gepflegte politische Diskussion durchaus miteinander in Vereinbarung zu bringen. Auch die Tatsache, daß die Autorität des Vaters sich eben eher als eine „Fassadenautorität“ darstellte, die nicht in der gekonnten Bewältigung lebenspraktischer Probleme begründet war, würde es dann plausibel erscheinen lassen, wieso sie für die Frauen im Hause Schneider unter Umständen um so provokativer wirkte. Damit wäre das individuell und sozialtypisch gültige Motiv der „Entfaltung“ möglicherweise bereits im Ansatz gebrochen und überlagert durch ambivalente Impulse und wenig überzeugende Beispiele.

Kehren wir zu den Elementen der Fallstruktur zurück: Wenn die Ansprüche auf Entfaltung bzw. zunächst erst einmal Selbstfindung so bereits früh behindert werden und sich anfänglich nur in Fluchtphantasien äußern, wenn die Tochter Schneider also, die

⁸⁵ Die „Zwei-Lager-Theorie“ wird in Anlehnung an eine Terminologie von Negt/Kluge dargestellt in: Rabe, B. (1978): Der sozialdemokratische Charakter, Frankfurt/M.

nach abgeschlossener Lehre in der ungeliebten Sparkasse, weit weg von der Familie und an einem anderen Arbeitsplatz nun erst einmal lernen möchte, was sie selbst unter anderen, vielleicht besseren Bedingungen zuwege bringen kann, so kann sie der Familienräson doch nicht entrinnen. Die zu diesem Zeitpunkt schon länger ernsthaft erkrankte Mutter, deren Krankheit in ein Endstadium eintritt, und die Notwendigkeit, die Haushaltspflichten der Mutter an den beiden männlichen Familienmitgliedern zu übernehmen, erstickten und lähmten den Fluchtmpuls. Dennoch wechselt sie die Arbeitsstelle, die sie bereits in der Absicht, nach Nordland zu gehen, gekündigt hatte. Sie arbeitet nun als Buchhalterin in kleinen Betrieben und ändert damit Tätigkeit und Milieu. Daß sie an ihre alte Stelle nicht zurückkehren wollte, begründet sie mit dem Wunsch, „nicht das Gesicht zu verlieren“. Das deutet darauf hin, daß sie ihren Unmut über die alte Stelle als Begründung für den Wechsel nach Nordland auch kundgetan hatte — wahrscheinlich im Familienkreis. Der Einstieg in die Buchhaltung scheint ihr aber auch ein Ausweg in einen Berufsbereich zu sein, in dem sie — wie auch spätere Stellen im Interview belegen — sich sicherer fühlt, sich gewissermaßen in eine Nische zurückziehen kann. Die Buchhaltung, so heißt es an einer späteren Stelle des Interviews, kontrolliert sich gewissermaßen selbst. Hier ist ein Tätigkeitsbereich mit einem klar umrissenen Rahmen, mit einer kalkulierbaren Klarheit und Erwartbarkeit vorgegeben, an dem man sich auch gewissermaßen „festhalten“ kann. Interaktionsprobleme in diesem Zusammenhang sind weniger wahrscheinlich, und die Halbtagsbeschäftigung, die sie nun zunächst in kleineren Firmen aufnimmt, läßt ihr berufliches Engagement auf eine kalkulierbare Belastung zurückschrauben. Dennoch folgt die Krise in der Form einer schweren körperlichen Beeinträchtigung auf dem Fuß. Frau Schneider-Westfal bekommt einen Bandscheibenvorfall, und deutet dies selbst als psychosomatische Reaktion auf die Kränkungen und Behinderungen, die sie in den letzten Jahren hat erfahren müssen. Die von ihr verrichtete Hausarbeit, die sie anstelle der zu diesem Zeitpunkt noch schwerkranken Mutter verrichtet, werden aber erst dann gerechter unter den übrigen Familienmitgliedern verteilt, als sie in einen „Putzstreik“ tritt. Nach der Bandscheibenoperation mußte sie für ca. ein Jahr ein Stahlkorsett tragen, das sie stark behinderte und in ihrem Selbstwertgefühl zusätzlich beeinträchtigte.

Nach dieser Phase körperlicher und auch seelischer Krisen, die durch den zwar erwarteten, aber in seiner Form dann doch schockierenden Tod der Mutter noch verstärkt wurden, schließt sich eine Phase der allmählichen Befreiungsversuche an. Am Anfang stand der bereits erwähnte Putzstreik, in dem sie offensichtlich erstmals ihre Interessen halbwegs durchsetzen konnte. Angeregt und ermutigt durch das Beispiel des älteren Bruders, der inzwischen auf dem zweiten Bildungsweg begonnen hatte, ein Pädagogikstudium aufzunehmen, besucht sie in einem ersten Anlauf einen allgemeinbildenden Lehrgang, der sie zunächst für wenige Wochen aus dem Haushalt von Vater und Bruder wegführt. Anschließend beabsichtigt sie, über einen Lehrgang die Mittlere Reife nachzumachen, erfährt dann aber von der Möglichkeit, diese über den Weg einer sogenannten Eignungsprüfung ersatzweise zu erlangen. Dies gelingt ihr auch. Ein letzter Versuch des Vaters, sie zum Verbleiben im Haushalt zu bewegen, scheitert. Als Studienfach wählt sie dann Sozialarbeit, nicht zuletzt, weil sie bei einem Pädagogikstudium in Grünfeld hätte bleiben müssen. So gelangt sie nach L-Stadt an die Fachhochschule und nimmt ein Studium auf.

Diese letzte Phase, die man als eine verzögerte, aber dann doch gelungene Ablösung und Befreiung aus dem elterlichen Haushalt verstehen kann, findet hier ihren Abschluß. Im nächsten Abschnitt ihrer Lebensgeschichte, den man als „Rückfallphase“ kennzeichnen könnte, beginnt Frau Schneider-Westfal zunächst mit dem Studium der So-

zialarbeit. Nach zwei Semestern bricht sie dies jedoch ab, da ihr die Organisation dieses Studiums, das stark verschult gewesen zu sein scheint, nicht behagt. Inzwischen ist sie allerdings auch mit einem Studenten der Sozialarbeit verheiratet. Die Tatsache, daß sie geheiratet und immerhin vier Jahre mit ihrem Mann zusammengelebt hat, wird eher zufällig, beiläufig erwähnt und gleichzeitig mit dem Hinweis verknüpft, daß sie sich wieder habe scheiden lassen. Über die Ehe mit ihrem Mann wissen wir aus ihrem Interview sehr wenig. Sie hat in dieser Zeit wieder begonnen, als Buchhalterin berufstätig zu sein, sich also wieder auf ihren alten, für sie sicher beherrschbaren Beruf „zurückfallen lassen“. Die Jahre des Zusammenlebens mit ihrem Mann werden von ihr als unbefriedigend geschildert, und wir wissen, daß sie in den letzten Ehejahren nicht nur eine Fehlgeburt hatte, sondern in der Schlußphase der Beziehung auch einen Schwangerschaftsabbruch durchführen ließ. Interessant ist auch, daß in dieser Zeit, in der das Ehepaar wohl nicht immer gemeinsam gewohnt hat, Frau Schneider-Westfal auch vorübergehend wieder in Grünfeld als Buchhalterin tätig war. Diese Phase geht mit der Einleitung des Scheidungsverfahrens durch die Befragte und die Wiederaufnahme ihres Studiums der Sozialarbeit zu Ende. Daß sie ihr Studium zu diesem Zeitpunkt wieder aufnimmt, hat neben der Lösung aus der Beziehung zu ihrem Mann auch den Grund, daß neue Bestimmungen erlassen wurden, die die Gültigkeit ihrer Zugangsberechtigung zur Hochschule für die Zukunft in Frage stellten, so daß sie, wollte sie jemals überhaupt noch einen Einstieg in das Studium erhalten, dies definitiv zu diesem Zeitpunkt tun mußte.

Die Wiederaufnahme des Studiums im Jahre 1974 markiert eine weitere Lösungs- und Entscheidungsphase in ihrer Biographie. Frau Schneider-Westfal lebt in den nächsten fünf bis sechs Jahren alleine, sie beendet ihr Studium und entschließt sich, sich sterilisieren zu lassen. Dies begründet sie im Interview relativ ausführlich. Gehen wir also — ohne die Motive für die Sterilisierung einzubeziehen — davon aus, daß Frau Schneider-Westfal in dieser Phase eine Reihe von irreversiblen Entscheidungen trifft und eine Ausbildung zum Abschluß bringt, und betrachten dies als das für diese Lebensphase entscheidende Kriterium. Erwähnenswert ist noch, daß in die gleiche Phase auch der Tod des Vaters fällt, der 1979 stirbt.

Nach dem Abschluß des Studiums der Sozialarbeit beginnt Frau Schneider-Westfal, die sich während ihres Studiums im pädagogischen Bereich spezialisiert hatte und — in Anknüpfung an ihre eigenen Erfahrungen in der sozialistischen Jugendbewegung — gerne mit Kindern gearbeitet hätte, mangels eines anderen Arbeitsplatzes in der Nichtseßhaftenhilfe zu arbeiten. Nach immerhin zweieinhalb Jahren Tätigkeit in diesem Bereich gibt sie diese Arbeit jedoch auf, noch ohne eine Alternative zu haben. Als Begründung führt sie an, daß diese Tätigkeit zu anstrengend gewesen sei, auch daß sie sich als Sozialarbeiterin gewissermaßen rund um die Uhr im Dienst gefühlt habe. Nach einer kürzeren Arbeitslosigkeitsphase beginnt sie eine Tätigkeit als Leiterin eines Abenteuerspielplatzes, wo ihr jedoch nach etwa einem Jahr (zwischen 1981 und April 1982) „aufgrund inhaltlicher Differenzen“ gekündigt wird. Diese Phase der Berufstätigkeit als Sozialarbeiterin, die nunmehr wieder zur Arbeitslosigkeit führt — man könnte sie als Phase einer gescheiterten beruflichen Bewährung etikettieren — enthält, wenn man so will, zwei Subzyklen kritischer Verschärfung von Problemen und andererseits „therapeutischer“ Intervention. Der erste Zyklus beginnt — der genaue Zeitpunkt läßt sich nicht feststellen — während ihrer ersten Berufstätigkeit als Sozialarbeiterin in der Nichtseßhaftenhilfe. In dieser Zeit beginnt sie mit einer Therapie⁸⁶, die

⁸⁶ Aus dem Interview mit Herrn Westfal wissen wir, daß es sich u.a. um eine Verhaltenstherapie, eine Gesprächstherapie und eine Gruppentherapie gehandelt hat.

insgesamt fünf Jahre dauert. Anlaß dafür sind Depressionen, die sie in einer sehr eindringlichen Formulierung benennt. Sie selbst etikettiert diese Phase als ein Gefühl des ‚Auf-der-Stelle-Tretens‘, als ein „Ich komm‘ und komm‘ nicht vorwärts. Und ich sitz‘ hier irgendwo — ja, wie in so einem Erdloch, und entweder bohr‘ ich weiter, aber da komme ich auch nicht mehr raus“.

Im Laufe des Jahres 1981, noch während ihrer Tätigkeit als Leiterin des Abenteuerspielplatzes, lernt sie ihren heutigen Mann, Herrn Westfal, kennen. Das Paar heiratet bereits nach sechs Monaten. Herr Westfal, der zu dieser Zeit als Zugführer bei der Deutschen Bundesbahn tätig ist, gibt diese Tätigkeit auf, um mit seiner Frau zusammenleben zu können.

Exkurs zu Herrn Westfal

Herr Westfal ist sieben Jahre jünger als seine Frau und arbeitete zum Zeitpunkt des Interviews mit seiner Frau als Schreiner bei einem großen Zeitarbeitsunternehmen. Als später mit ihm selbst ein Interview geführt wurde, hatte er dort gekündigt, nachdem er sich in dieser Zeitarbeitsfirma erfolglos um einen Posten als Disponent bemüht hatte. Eine Messebaufirma hatte ihm dann ein Angebot gemacht, für sie tätig zu werden. Während des Interviews mit Herrn Westfal stand die Aufnahme der Tätigkeit bei der Messebaufirma unmittelbar bevor. Diese Tätigkeit würde ihn erwartbar häufig zu überregionalen Einsätzen führen, so daß er damit rechnete, phasenweise nicht zu Hause wohnen zu können.

Herr Westfal hat — und das sei hier in aller Kürze dargestellt — eine recht bewegte Biographie, in der unterschiedliche Ausbildungen begonnen, einige abgeschlossen, aber vor allem die, die zu einem Aufstieg führen sollten, nicht abgeschlossen wurden. Er beginnt mit einer Maschinenschlosserlehre, möchte Schiffsbauingenieur werden, muß dieses Ziel aufgeben, als er sieht, daß ihm die für ein entsprechendes Studium erforderlichen Kenntnisse in Mathematik fehlen. Nun absolviert er auf dem zweiten Bildungsweg dann doch eine Hochschulzugangsprüfung und beginnt ein Studium der Pädagogik, das er jedoch ohne Abschluß abbricht. Er beginnt eine Tätigkeit in einem Wohlfahrtsverband, in dem sein Vater in einer leitenden Position beschäftigt ist und wird dort Referent für Jugendfragen. Nach anderthalb Jahren wird ihm jedoch eine Kündigung nahegelegt. Nach einem dreijährigen Intermezzo als Büroassistent bei einem internationalen Austauschdienst für Fachkräfte bewirbt er sich dort erfolglos um einen Posten als Sachbearbeiter. Daraufhin geht er zur Deutschen Bundesbahn und wird dort als Zugführer eingestellt. Da er zu dieser Zeit in Ottorfrieden lebt und dort auch sein Einsatzstandort ist, ergeben sich Schwierigkeiten im Zusammenleben mit seiner damaligen Bekannten und späteren Frau. Herr Westfal gibt infolgedessen seine Tätigkeit bei der Deutschen Bundesbahn auf und zieht in die Wohnung seiner Frau nach L-Stadt. Nachdem er eine kurze Phase arbeitslos war, läßt er sich beim Arbeitsamt zum Schreiner umschulen. Nach dieser Phase der Umschulung — beim Arbeitsamt hielt man seine Vermittlung in seinen ursprünglichen Beruf als Maschinenschlosser für zunehmend schwierig — folgt er dem Beispiel seiner Frau, geht zur Zeitarbeit und wird dort als Schreiner eingesetzt. Von daher ist er auch für die jetzt anstehende Beschäftigung bei einer Messebaufirma qualifiziert. Diese Tätigkeit erscheint ihm auch attraktiv, weil er dort, wie er betont, als Vorarbeiter eingesetzt werden soll. Dem vorausgegangen war allerdings — wie bereits erwähnt — die erfolglose Bewerbung um einen Posten als Disponent bei dem Zeitarbeitsunternehmen.

Herr Westfal, dessen objektive Daten in der Lebensgeschichte auf eine sehr bewegte und nicht unbedingt nach oben weisende Berufsbiographie hindeuten, verweist bei der Erzählung seiner Jugend und seiner gesamten Lebensgeschichte auf das grundlegende Problem, sich aus dem Schatten seines dominierenden Vaters herausbegeben zu können, was er aber glaubt, geschafft zu haben. Seit seinem 25. Lebensjahr etwa, so stellt er es dar, fühle er sich wirklich selbstständig. Gleichzeitig hebt er hervor, daß er es sich zum Ziel gemacht habe, gewissermaßen eine androgyne Persönlichkeit zu werden, in der Sensibilität und Offenheit ebenso verwirklicht und gelebt werden, wie der sogenannte „männliche“ Anteil. Dieser Gesichtspunkt wird bereits früh in der biographischen Erzählung verankert, als es nämlich um sein Verhältnis zu seiner Mutter geht. Wie sich später herausstellt, ist gerade dies aber auch ein insofern heikler Punkt, als sein später homosexuell gewordener älterer Stiefbruder offensichtlich zum Anlaß von Überlegungen in der Familie geworden ist, ob das Verhältnis zur Mutter — im Falle des älteren Stiefbruders — nicht zu eng gewesen sei. Herr Westfal hat außerdem einen jüngeren Bruder, der seit Geburt behindert ist, was dazu geführt hat, daß er selber infolge der Gefahr genetischer Schäden auf die Zeugung von Nachkommenschaft verzichtet hat. Herr Westfal, der während seines Pädagogikstudiums auch im Bereich Kunsterziehung studierte, ist auch „künstlerisch tätig“. Eines seiner Bilder, das in der Wohnung an zentraler Stelle plaziert ist, symbolisiert die Vereinigung männlicher und weiblicher Charaktereigenschaften und gab im Interview auch Anlaß zu einer entsprechenden Frage, die zur Erörterung der Vorstellungen Herrn Westfals über seine androgyne Lebensform Anlaß gab.

5.2.6 Das Ehesystem als stabilisierende Gegenwelt

Diese sehr geraffte Darstellung der Lebensgeschichte von Herrn Westfal wurde hier berücksichtigt, um deutlich zu machen, warum die Ehe dieser beiden Personen in der Tat dazu beigetragen haben dürfte, daß Frau Schneider-Westfal aus ihrer neuerlichen Krisenphase einen Ausweg gefunden hat. Ihr Mann begleitet gewissermaßen die Therapie, indem er Abende für Abende und Stunden um Stunden mit ihr — so hebt er hervor — die Therapie „nacharbeitet“. Es liegt nahe, in der ganzen Beziehung Schneider-Westfal die Assoziation zweier sich stützender, wechselseitig bedürftiger Personen zu sehen — eine jedoch sicherlich zu einfache Interpretation.

Wir möchten diese Frage in der gegenwärtigen Falldarstellung zunächst offenlassen und uns zunächst damit begnügen, das System zu beschreiben, mit dem das Paar Schneider-Westfal eine zunächst recht eindeutig symbiotische Beziehung entwickelt und gegen seine Umwelt stabilisiert.

Dies läßt sich außerordentlich prägnant verdeutlichen an der Art, wie das Paar Schneider-Westfal gegen die soziale Umwelt gewissermaßen eine eigene Systemzeit entwickelt und zwar sowohl auf der Ebene der biographischen Zeit, der Alltagszeit als auch im jahreszeitlichen Zusammenhang. Besonders deutlich wird dies an einer Bemerkung ablesbar, die Herr Westfal macht, als er erwähnt, daß seine Frau und er das Gefühl hätten, schon viel länger verheiratet zu sein, schon eine viel längere Geschichte zu haben, als es tatsächlich der Fall sei. Hier scheinen sich tatsächlich zwei Personen gefunden zu haben, die sich suchten und brauchten. Auf der Ebene der Alltagszeit ist z.B. erkennbar, daß in der Gestaltung der Freizeitgewohnheiten mehr oder weniger der Versuch unternommen wird, sich von der „anderen“ Zeit, der sozialen Zeit und

der Zeit der Umwelt abzukoppeln. Ob das die gezielte Benutzung des Videorecorders ist, um sich von den Programmzeiten des Fernsehangebotes unabhängig zu machen; ob es die Aufhebung von üblichen Zeitgrenzen am Wochenende ist, die bewußt angestrebt wird; auch die starke Orientierung an biologischen bzw. jahreszeitlichen Rhythmen (im Winter kreative Tätigkeiten des Malens, der Handarbeit, im Sommer die Tätigkeit im Schrebergarten), die strategische Nutzung unbezahlter Urlaubstage in der Zeitarbeit und die antizyklische Plazierung von Urlaubsphasen außerhalb der Hochsaison, dies alles deutet darauf hin, daß das Paar Westfal und Schneider-Westfal versucht, sich vom „fremdbestimmten“ (wie es interpretatorisch aufgeladen von ihnen genannt wird) oder vom „anderen“ Zeithhythmus abzukoppeln. Dies alles wird begründet mit dem Bestreben, sich den eigenen Bedürfnissen und den eigenen Rhythmen, ja auch den spontanen, lustbetonten Tätigkeiten — zumindest in der Freizeit — zuwenden zu können. Dem stehen allerdings vergleichsweise genau geplante und vielfach ineinander geschachtelte Zeitarrangements gegenüber. Um der Hetze und dem Druck der üblichen Alltagszeit entgehen zu können — so zumindest wird es begründet und dargestellt — müssen Speisen vorgekocht, eingefroren und rechtzeitig wieder aufgetaut werden, bereitet der Ehemann schon am Feierabend des Vortages die Butterbrote für seine Frau für den nächsten Tag vor; wird ein gemeinsam geplantes und insgesamt eher straffes Programm abgewickelt, das neben der Versorgung der Haustiere das vorsorgliche Drehen von Zigaretten und ähnliche Infrastrukturarbeiten enthält. Vorsorge, Planung im Dienste der gemeinsamen Gegenwelt, im Dienste auch der Spontaneität. So soll man es verstehen.

An dieser Stelle scheint es angebracht, auf ein Problem hinzuweisen, das wir am Beispiel des Falles Schneider-Westfal andeuten können: Die Frage, inwieweit die von uns rekonstruierten Fallstrukturen Möglichkeiten der Transformation dieser Strukturen erkennen lassen. In die zuvor beschriebene Abgrenzung und Distanz gegenüber der Umwelt, die die Beziehung des Paares Schneider-Westfal stabilisieren soll, schleichen sich nämlich gewisse Binnendifferenzierungen ein. So verweist Frau Schneider-Westfal darauf, daß sie regelmäßig eine Stunde später zu Bett gehe als ihr Mann, und daß sie diese Zeit nutze, um den Tagesablauf für sich noch einmal zu bilanzieren. Eine weitere, vorsichtig angedeutete Differenz in der ansonsten so einig und in der Binnenbeziehung so differenzlos dargestellten Sinnwelt deutet sich an, als Herr Schneider-Westfal auf die Frage, was denn für die weitere Lebensentwicklung erwartet werde, antwortet: „Die Basiserwartung von uns beiden ist die, daß wir die Sensibilität für den anderen behalten“. Hier korrigiert ihn seine Frau: „Nun, aber nicht nur für uns beide, sondern auch generell. Ich möchte schon generell also meine Umgebung auch wahrnehmen“. Was sich als so innig und einig gegen den Rest der Welt darstellt, hat zumindest kleine, noch im Interview erkennbare Risse. Damit ist, wie bereits angedeutet, die Frage aufgeworfen, inwieweit das Ehe-Subsystem in seiner weiteren Entwicklung zu einer Öffnung, einer möglichen Transformation seiner Strukturen fähig wäre. Wir können diese Frage hier nur aufwerfen, nicht beantworten.

5.3 Die Relevanz der „Grenzen“: Differenz und Devianz

Blickt man zurück auf die Lebensgeschichte von Frau Schneider-Westfal, dann dürfte die Deutung zutreffen, daß die Art der über Jahre hinweg sich vollziehenden Bemühungen, sich aus dem Herkunftsmilieu zu lösen, über lange Zeit zur Reproduktion

von bereits früh in der Kindheits- und Jugendphase angelegten Verhaltens- und Orientierungsmustern geführt hatte. Bereits der Versuch, sich über die Ausbildung zur Sozialarbeiterin vom Herkunfts米尔ieu zu lösen, und letztlich doch, als Angehörige einer sozialberuflichen Mittelschicht in helfenden Berufen und insbesondere in der Kinderarbeit, mit der eigenen Herkunft konfrontiert zu sein, lässt sich so deuten. Erst die Aufgabe dieses Berufs, die ja eine Entwertung langjähriger Bildungsanstrengungen impliziert, scheint diesen Reproduktionszyklus zu unterbrechen. So kehrt Frau Schneider-Westfal, in Kategorien des sozialen Status ausgedrückt, wieder auf das Niveau ihres Herkunfts米尔ieus zurück. Und erst dies scheint ihr eine relative Loslösung von ihm zu ermöglichen. Wenn wir sagen „relative Loslösung“, dann soll damit zum Ausdruck gebracht werden, daß nach unserer Einschätzung nach wie vor eine — vielleicht untergründige — Bindung an dieses Milieu fortexistiert. Die Art, wie sie mit einem Vokabular der Sozialwissenschaften über ihre Herkunftsfamily spricht, deutet zwar eine Bemühung um reflexive Distanzierung an, spricht aber keineswegs gegen die Annahme, daß nach wie vor die prägenden Einflüsse ihrer Herkunft und Vergangenheit wirksam sind.

Damit ist ein für den hier darzustellenden Typus strukturell wichtiges Element benannt: Die Fortwirkung ehemals vorhandener Milieubeziehe, deren Verlust an sozialer Geltung gleichwohl die gegenwärtige Situation kennzeichnet. In den drei hier dargestellten bzw. skizzierten Referenzfällen sind zwar die Formen der Ablösung aus dem Herkunfts米尔ieu oder aus der in der sekundären Sozialisationsphase generationstypisch erworbenen Orientierung in unterschiedlicher Weise vollzogen worden. Während Frau Schneider-Westfal sich aus ihrem Milieu und seiner Restriktivität, die sie auch noch geschlechtsspezifisch gebrochen erfahren hat, lösen will, gilt für Herrn Nau eher die Figur eines Abdriftens aus einem Sozialzusammenhang, der an Attraktionskraft und Kohäsion verloren hatte. Diese Ablösungsbewegungen führen in kein neues, intaktes Milieu. Hier läßt sich der strukturelle Kern des Differenztypus bestimmen: die biographische Entwicklung und Orientierung verläuft zwischen den Milieus, jeweils orientiert an ihren Grenzen. Was daraus resultiert — auf der Operationsebene ebenso wie auf der Beobachtungsebene — ist der Modus der *Differenz*. Die Beziehungen zum alten Milieu bestehen zwar noch, aber sie tragen nicht mehr. Die Integration in eine neuen Milieu ist entweder noch nicht geschehen oder wird auch vermieden. In dieser Situation wird — gewissermaßen in einer Nische — die eigene, private Zwischenwelt entwickelt, die in ihren Grenzen die Gegenwelt stabilisiert. Und auch hier leuchtet es ein, daß die Beschäftigungsform der Zeitarbeit es eher als andere Beschäftigungsverhältnisse ermöglicht, Integrationsprozesse und Bindungseffekte der sozialen Umwelt selektiv zu handhaben.

Dieser Typus der Differenz war ausschlaggebend für unsere Überlegung, zwischen die Ausprägungen interner und externer Systemreferenzen, wie wir sie in der Übersicht I vorgenommen hatten, eine dritte vorzusehen: *Die Referenz auf die Systemgrenzen*.

Der Bezug auf diese Systemgrenzen ist auch konstitutiv für einen Typus, den wir nun kurz, jedenfalls knapper als die bisher vorgestellten, skizzieren möchten. Für ihn gilt, daß die Lebensgeschichte durch Probleme der Integration bzw. Desintegration, der Selbstbehauptung gegenüber und in Milieus gekennzeichnet ist. Für die Fälle, die wir diesem Typus zugerechnet haben,⁸⁷ wird ebenfalls die „Grenze“ des Gültigkeitsbereiches

⁸⁷ Fallmaterial zu diesem Typus haben wir im Zusammenhang mit der Auswertung der biographischen Zeitperspektive im folgenden Kapitel IV. sowie in den Kapitel V.1-3. Es handelt sich um die Fälle „Schön“ und „Kern“.

milieuspezifischer und subkultureller Orientierung bedeutsam. Aber in einem anderen Sinne als für den Differenztyp, der gewissermaßen auf den Grenzen zu balancieren bzw. diese zu transformieren versucht. Im Unterschied dazu rennen sich die Vertreter des von uns sogenannten „Devianz- oder Rebellionstypus“⁸⁸ an diesen Grenzen gewissermaßen ihre Köpfe ein bzw. stoßen sich von diesen Grenzen ab, um sich selbst zu finden. Ihre Handlungsmuster lassen deutliche Züge dessen erkennen, was in der Forschung über deviantes Verhalten als „acting out behaviour“ gekennzeichnet worden ist. Rebellions- und frustrationsgleitetes Verhalten sind deutlich erkennbar. Deshalb ist für sie auch eine starke gegenwartsverhaftete Zeitperspektive charakteristisch. Wir gehen darauf im folgenden Kapitel ausführlich ein. Diese Perspektive ist einerseits durch objektive Einschränkungen, Pläne machen zu können, andererseits aber auch durch die Erfahrung gekennzeichnet, daß Pläne immer wieder scheitern. In gewisser Weise scheint auch die Unfähigkeit eine Rolle zu spielen, dem Muster aufgeschobener Bedürfnisbefriedigung zu folgen. Phasen der Unterwerfungsbereitschaft wechseln sich mit solchen ab, in denen die Impulse in den Vordergrund treten, alles gleichzeitig und auf einmal genießen und erzwingen zu wollen. Einiges von dem hier gesagten erinnert an die in der Literatur über jugendliche Subkulturen und über Delinquenz bereits überzeugend beschriebenen Sozialmilieus und Verhaltensmuster.⁸⁹ Biographische Verläufe dieses Typs lassen sich sicherlich auch in anderen Milieus als dem der Zeitarbeit finden. Aber auch hier entwickelt sich in der Zeitarbeit, durch ihre diskontinuierliche Aktivitätsverteilung und die Reduzierung und Spezifizierung normativer Einbindungen, eine funktionale Verschränkung dieser Beschäftigungsform mit den biographischen Verläufen der Vertreter dieses Typs. Dabei spielt sicherlich auch eine Rolle, daß die Zeitarbeitsfirmen in ihrem Rekrutierungsverhalten die „ports of entry“ weiter öffnen können und deshalb auch solchen Beschäftigten Zulaß gewähren, die sich mit ihren „devianten“ Verhaltensmustern in den sozialmoralischen Milieus der Stammarbeiterbelegschaft kaum halten könnten.

6. Krisenhafte Verläufe und biographische Steuerungsversuche: selektive Reduktion

Wir wenden uns nunmehr einem Muster biographischer Entwicklung zu, das — neben dem bereits dargestellten Differenztypus — in besonderer Weise charakteristisch für unsere Untersuchungsgruppe sein dürfte. Es handelt sich dabei um Lebensläufe, die wir zunächst mit dem Stichwort „Konsolidierung“ etikettiert haben. In diesem Fall wird die Beschäftigungsform der Zeitarbeit dazu genutzt, eine meist negative Verlaufskurve umzukehren und durch eine Reorganisation der eigenen Lebensverhältnisse eine relative Stabilität zu gewinnen. Wir beginnen unsere Darstellung mit der Rekonstruktion eines Falles, der dieses Muster in besonderer Weise repräsentiert: Frau Fuchs.

88 Die Typenbezeichnung „Rebellion“ charakterisiert dabei die spezifische Struktur der weiblichen Referenzfälle. Ausführlicher zur Spezifik der weiblichen Biographien des Samples s. Wohlrab-Sahr, M. (1993): Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“, Opladen.

89 Vgl. Becker, H.S. (1973; zuerst 1963): Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Frankfurt/M.; Miller, W.B. (1958): Lower Class Culture as a Generating Milieu of Gang Delinquency, in: Journal of Social Issues 14, S. 5-19.

6.1 Falldarstellung: Frau Fuchs

6.1.1 Frühe Kindheit und biographische Ausgangskonstellation

Frau Fuchs ist 1958 in Schattental, einem Vorort von Wilhelmstadt, geboren. Zum Zeitpunkt des Interviews ist sie 25 Jahre alt. Als sie eineinhalb Jahre war, trennten sich ihre Eltern. Jutta Fuchs und ihre um ein Jahr jüngere Schwester wurden zu ihren Großeltern nach Driebach, einem anderen Vorort von Wilhelmstadt, gebracht. Dort wuchsen die Schwestern auf. Ihren Vater hat die Befragte „praktisch nicht gekannt“, während sie ihrer Mutter später noch einige seltene Male begegnet ist. Dies habe jedoch „nie etwas Gutes mit sich gebracht“, und im Unterschied zu ihrer Schwester sucht Frau Fuchs auch keinen Kontakt mehr zu ihrer Mutter. Sie hat sie sozial und emotional durch die Großmutter substituiert, die sie während des Interviews auch als ihre „Mutter“ bezeichnet. Ein erstes einschneidendes Erlebnis ihrer Kindheit scheint der Tod des Großvaters gewesen zu sein, als Frau Fuchs etwa 6-7 Jahre alt war. An ihm habe sie sehr gehangen und ihn gerade wegen seiner Strenge besonders gemocht. Was sie beim Großvater akzeptiert, seine Strenge, wird in Bezug auf die Großmutter zum Kritikpunkt. Deren Erziehung scheint sie sich als „Trotzkopf“ häufiger widersetzt zu haben, zumal die Großmutter offensichtlich relativ rigide Techniken der (Selbst)disziplinierung durchzusetzen versuchte (Pünktlichkeit, Sparsamkeit). Dagegen deutet sie in der Erinnerung an den Großvater dessen Strenge (möglicherweise verklärend) nach dem Modell „strengh, aber gerecht“. Auf die Frage, welche Bedeutung diese unterschiedliche Wahrnehmung von Strenge haben mag, werden wir weiter unten noch eingehen.

Für die weitere Analyse haben wir ein Textstück aus dem Interview mit Jutta Fuchs ausgewählt, das einige sowohl für den Interviewverlauf als auch für die Struktur des Falles charakteristische Elemente enthält. Es handelt sich um eine Stelle aus der Anfangsphase des Interviews, in der der Interviewer den Versuch unternimmt, eine biographische Erzählung in Gang zu setzen. Sehr früh und wiederholt begegnet die Interviewte dieser Erzählaufforderung mit Redeübergabe an den Interviewer und der Bitte, er möge ihr doch Fragen stellen. Der im folgenden zitierten Textstelle gehen zwei relativ kurze biographische Teilerzählungen voraus. Die anschließende Rekapitulation der Situation in der Schule erfolgt dann auf eine entsprechende Frage des Interviewers:

- 01 /aut/ Schule — gut. Ich bin gern in die Schule ge-
- 02 gangen, hab eigentlich auch nie geschwänzt (hm), nur...
- 03 ich hatt' immer ne dumme Angewohnheit gehabt. Ich hab
- 04 immer gern aus'm Fenster geguckt, aber wenn die Lehre-
- 05 rin mich gefragt hat: Jutta, was hab ich eben gesagt?,
- 06 hab ich immer genau wiederholen können. /acht/ Und so
- 07 Durchschnitt hatt' ich eigentlich Noten, so drei, vier,
- 08 mittelmäßig, ge (hm,hm) und... hatt' halt mein' normalen
- 09 Hauptschulabschluß gehabt, wollte erst noch auf die
- 10 Handelsschule gehen, aber da fing des auch schon 'n
- 11 bißchen mit der Arbeit an und so, ge, weil, war ja, ma'
- 12 wollt' ja gern Geld verdienen (ja) und so, ma hat ja 'n
- 13 Großteil zuhause abgegeben, was allerdings die Oma
- 14 immer schön gespart hatte, und ...naja, ..Schule, na,
- 15 ich hatt' halt Lieblingslehrer, ich hatt' keine

16 Lieb..., wie g'sagt, die strengsten Lehrer war'n mir
 17 immer die liebsten, (ja) ehrlich, da ham mer, der hat
 18 noch 'n Schlüssel nach ei'm geworfen oder so, oder ich
 19hatt' mal Kaugummi gekaut, da hat er mich nach Hause ge-
 20 schickt, durfte ich gehen, war ich natürlich sehr ent-
 21 täuscht, aber ich fand's richtig irgendwo, es war ko-
 22 misch, ge, und... alles so... Schule — na ja gut, die
 23 Kinder, die waren, ich hab' mich mit allen nich' so gut
 24 verstanden, weiß net, die hatten... mich dann immer ge-
 25 ärgert, wie ich dann, weil ich 'Fuß' hieß, ne, meine
 26 Sommersprossen ham die mich immer geärgert und... dann
 27 auch des mit 'n Zähnen, also da hab' ich schon manchmal
 28 drunter gelitten, daß ich nich so in den Kreis mit
 29 reinkam, ge. Und manche, die ham sich dann doch freund-
 30 schaftlich eingeschmeichelt, wenn ma irgendwas hatte,
 31 und wenn ma' nix hatte, dann, pscht, gleich sin'se
 32 wieder 's Gegenteil gewesen, und unheimlich link, ge
 33 (hm). Deswegen — heutzutag', in manchen Dingen bin ich
 34 heut noch, zutag noch so leichtgläubig, ge, aber äh,...
 35 wie soll ich sagen,...ich erkenn's aber 'n bißchen zu
 36 spät, ge (hm) aber das macht ja nix.

Die vorstehende Interviewpassage lässt sich in fünf Segmente gliedern: 1. Normalität und Schulsituation (01-09), 2. Übergang von der Schule in den Beruf (09-14), 3. bevorzugte Lehrer (15-22), 4. problematische Erfahrungen mit Schulkameraden (23-32), 5. AutoBiographische Thematisierung und Evaluation (33-36).

Das erste Segment stellt eine Erfahrungsrekapitulation dar, die durch das dominierende Charakterisierungsschema ‚Normalität‘ gekennzeichnet zu sein scheint: nie geschwänzt; durchschnittliche Noten; normaler Hauptschulabschluß. Auch die bereits in Zeile 02 einsetzende Darstellung der Unterbrechung des routinemäßigen Ablaufs scheint zunächst nicht mehr zu sein als die die Regel bestätigende Ausnahme. Ihre „dumme Angewohnheit“, während des Unterrichts aus dem Fenster zu schauen, provoziert zwar das Kontrollbedürfnis der Lehrerin. Aber deren Versuch, die Aufmerksamkeit der Schülerin zu überwachen, greift gewissermaßen ins Leere. Jutta Fuchs erzählt dies amüsiert. Man darf vermuten, daß sie die Schilderung dieser Begebenheit als Hinweis auf eine kleine Cleverness verstanden wissen will.

Im zweiten Segment wird die Darstellung des Übergangs von der Schule in den Beruf mit dem Hinweis auf gängige, verbreitete Motivlagen gewissermaßen eingehrahmt. Sie wollte zwar zunächst noch auf eine weiterführende Schule, aber man wollte ja gern Geld verdienen. Dieses verbreitete Motiv ist sozial zusätzlich eingebunden. Es ging offensichtlich nicht um individuell verfügbares Einkommen, denn „man hat ja einen Großteil zu Hause abgegeben“. Deutet dieses Modell der intergenerationalen Verteilung des Familieneinkommens eher auf ein Unterschicht- bzw. Arbeitermilieu, so präzisiert der folgende Hinweis, daß die Großmutter dieses Geld immer schön gespart habe, daß es sich wahrscheinlich innerhalb dieses Milieus um relativ stabile ökonomische Verhältnisse gehandelt haben muß, in denen Motive wie Sparen und Vorsorge durch die Großmutter gefördert wurden.

Im dritten Segment kehrt Frau Fuchs zu dem Hauptthema zurück und beginnt mit der Rekonstruktion ihres Verhältnisses zu den wichtigsten schulischen Bezugspersonen. Sie beginnt ihre Darstellung mit dem Begriff des Lieblingslehrers, den sie aber dann

als letztlich unzutreffend fallen läßt. Daß ihr „wie gesagt“ die strengsten Lehrer am liebsten waren, verweist auf eine bereits vorher im Interview gemachte, fast gleichlautende Äußerung. Wir werden auf diese zurückkommen. Bemerkenswert ist hier, daß die Strafmaßnahme, nicht etwa Strafarbeiten, Benachrichtigungen der Eltern etc., sondern Ausschluß vom Unterricht, sie „sehr enttäuscht“ hat. (Es gibt keinen Hinweis auf Ironie bei dieser Äußerung). Man kann sich auch andere Reaktionen auf eine unverhoffte Freistunde vorstellen. Auch in ihrer Enttäuschung empfindet sie ihre Bestrafung als „irgendwie richtig“ und das wiederum „komisch“. Ihr selbst ist also die Identifikation mit dem gestrengen Lehrer nicht völlig selbstverständlich.

Das anschließende Segment kennzeichnet nun die Beziehungen zu den Schulkameraden. Zweierlei ist dabei bemerkenswert: Frau Fuchs scheint sich ausgegrenzt gefühlt zu haben und deutet an, daß sie darunter auch gelitten habe. Bedeutungsvoll ist dabei vor allem auch die Erfahrung des opportunistischen Verhaltens der Schulkameraden. Nicht nur, daß sie unter ihrer Ausgrenzung gelitten hat, sie muß dann auch noch erleben, daß die Kriterien für die Aufnahme bzw. Ausschließung aus dem „Kreis“ von Fall zu Fall geändert, nicht gerecht und erwartbar, sondern „link“ gehandhabt wurden. Die Schlußsequenz nimmt die Schilderung der Interaktionserfahrungen mit den Schulkameraden zum Anlaß einer gegenwartsbezogenen Evaluation. Eine offenkundig gegenwärtig virulente Problematik wird bei der Zuwendung zu früheren Phasen der Biographie wiedererkannt. Der Beginn dieses Segments: „deswegen“ läßt zwar zunächst erwarten, daß nur die Kausalität eines Schicksals konstruiert oder eine Schlußfolgerung gezogen werden soll. Doch gegen die kognitive und temporale Geschlossenheit von „Weil-“ bzw. „Umzu-“-Motiven setzt sich die aktuelle Virulenz des Problems durch: „heutzutag, in manchen Dingen bin ich heut' noch... so leichtgläubig, ge“. Wenn auch in dieser Passage die Selbsttypisierung als leichtgläubig nur noch für „manche“ Dinge gelten soll, so ist ihr Tenor insgesamt doch eine recht klare Bekräftigung ihrer Selbstcharakterisierung. Akzeptiert man diese Deutung, dann wäre das anschließende „aber“ der Ansatz zu einer korrigierenden Aussage. Dies wird von der Interviewten zwar erwogen („wie soll ich sagen“), aber nicht ausgesprochen. Eine solche Aussage hätte lauten können: „aber im großen und ganzen bin ich nicht mehr leichtgläubig“. Erst wenn man diese Lesart akzeptiert, dann ergibt die wiederholte Verwendung des einschränkenden „aber“ im folgenden wiederum einen Sinn: „Ich erkenn's aber 'n bißchen zu spät“. Diese Bemerkung wäre dann zu verstehen als eine nunmehr vorgenommene Präzision der (unausgesprochenen) Aussage, daß sie im Großen und Ganzen nicht mehr leichtgläubig sei, und macht ihrerseits plausibel, wieso eben dies unausgesprochen blieb. Bemerkenswert ist dabei auf der inhaltlichen Ebene folgendes: die Interviewte transformiert ihre auf psycho-soziale Disponiertheit (Leichtgläubigkeit) verweisende Selbstdeutung und drückt ihr „Problem“ in der Zeitdimension aus. Frau Fuchs unternimmt hier einen Schritt in der Durcharbeitung ihrer Lebensgeschichte. Im Unterschied zu Selbsttypisierungen, die auf Dispositionen verweisen (Empfindlichkeit, Ängstlichkeit etc.), und deshalb zwar benannt, aber aus der Thematisierung herausgehalten werden können, und im Unterschied zu Selbstdeutungen, die als revidierbar oder tolerierbar gelten (ich hatte 'ne dumme Angewohnheit: damals war ich unzuverlässig), stellt diese „Einsicht“ in die Probleme des Reaktions- bzw. Antizipationsvermögens bereits eine vergleichsweise pragmatische Umformulierung der Problemstellung dar. Wir glauben, daß die Art, wie diese Einsicht „erarbeitet“ und ebenso rasch wieder zugedeckt wird, sie signifikant von der Vielzahl anderer „selbstreflexiver“ Äußerungen unterscheidet, die das gesamte Interview durchziehen. Diese Sequenz ist also in diesem Sinne für den gesamten Text typisch und untypisch zugleich.

6.1.2 „... ich erkenn's aber 'n bißchen zu spät, ... aber das macht ja nix“

Wir möchten diese zuletzt interpretierte Aussage von Frau Fuchs zum Ausgangspunkt unserer weiteren Darstellung machen, da sich in ihr wesentliche Bedingungen und Motive der biographischen Entwicklung zusammenziehen lassen. Daß wir damit nicht einfach eine Selbstdeutung der Interviewten übernehmen, wollen wir sicherheitshalber noch betonen. An eine (von verschiedenen) Selbstdeutungen der Interviewten anzuknüpfen, scheint uns jedoch dann gerechtfertigt, wenn sich in ihrer Form und in ihrem Inhalt die Fallstruktur reproduziert. Dies muß nun allerdings die weitere Falldarstellung erst belegen. Jutta Fuchs' Bemerkung, sie „erkenne / etwas/ aber zu spät“ mag ja auch (in dem „aber“) andeuten, daß sie Ahnungen, Vermutungen über den Lauf der Dinge hat, sie aber nicht ‚richtig‘ erwartet, schließlich doch überrascht wird. Wir möchten diese Fassung der Problemstellung, als Schwierigkeit, angemessene Erwartungen auszubilden, an einem weiteren Textsegment belegen, das wir auch zur weiteren Kontextuierung des ersten Segments heranziehen können. Frau Fuchs hatte in einer sehr gerafften biographischen Kurzerzählung — gewissermaßen in einem Atemzug — berichtet, daß sie ihre Ausbildung als Großhandelskauffrau nicht abgeschlossen, die Lehre nicht bestanden und gleich im Anschluß daran begonnen hatte, bei einer Zeitarbeitsfirma zu arbeiten. Nachfragen des Interviewers veranlaßten sie dann zur folgenden Präzisierung, die sich ganz offensichtlich auf die Situation in der Berufsschule bezieht:

37 *In der Schule war ich nich' so gut, aber ich hab' auch
 38 viel lieber praktisch gearbeitet, ne, also, weil des
 39 war immer komisch, wenn ich zuhause gelernt habe, da
 40 hat des wunderbar geklappt, echt wunderbar (hm), und
 41 wenn ich in der Schule dann, mir, mir, da hat, des war
 42 auch ein komischer Lehrer gewesen, der war net, ich mag
 43 lieber strenge Lehrer, und der war net so streng gewe-
 44 sen, (ja), dem war des egal, ob mer Aufgaben gemacht
 45 haben, überhaupt, was mir machen wollten, ob wir was
 46 erreichen wollten oder nich, und des kann ich nich
 47 ha' m, ich brauch halt 'n bißchen 'ne feste Hand, ne
 48 (ja), und... dadurch is ma' dann halt auch 'n bißchen
 49 leichtsinnig geworden, und hat net so da drauf geach-
 50 tet, und na ja, wenn ma sich dann mal gemeldet hat, und
 51 hat 'n echt aus Blödsinn mal was, was bißchen verkehr-
 52 tes g'sagt, na hat der losgelacht, und die ganze Klasse
 53 hinnerher, daß mer net mehr getraut hat sich zu melden,
 54 so wie des dann halt weitergeht, weil ich bin dann auch
 55 'n bißchen schnell gekränkt in der Beziehung, ne, na
 56 kam ich auch gar net mehr richtig hoch, ge, des war
 57 dann immer mehr... abgesackt, und ich woll' dann nicht
 58 mehr und bin dann auch gleich richtig in Beruf reinge-
 59 gangen, und woll' dann auch bei die Zeitarbeitsfirma.*

Wir verzichten hier auf eine genaue Analyse des Textes und beschränken uns darauf, das bereits hier⁹⁰ auftauchende Motiv: „Vorliebe für strenge Lehrer“, noch einmal aufzunehmen und zu deuten. Es scheint uns zu zentral zu sein, als daß wir es, nur um

90 Die zuletzt zitierte Interviewpassage (37-59) geht im Interview der zuerst zitierten (01-36) voran. In unserer Darstellung ist die Reihenfolge umgekehrt worden und die durchlaufende Zeilennummerierung entsprechend gestaltet.

den Verdacht zu vermeiden, Vulgärpsychoanalyse zu betreiben, aus der Interpretation aussparen könnten. Was in der Aussage „ich brauch halt 'n bißchen 'ne feste Hand“ (47) zum Ausdruck kommt, ist im Grunde eine Erwartungsunsicherheit, die sich auf die sachliche, soziale und temporale Dimension gleichermaßen bezieht. Die Schülerin erfährt es als eine massive Verunsicherung, daß sie ohne die entsprechende Anleitung nicht weiß, welche Leistungen erwartet bzw. gefordert werden. Die möglicherweise objektiv komische Unterrichtssituation, das Lachen von Schulkameraden und Lehrer, scheint sie als Hohn empfunden zu haben. Disqualifizierung in der Sach- und in der Sozialdimension werden als verknüpft erlebt. Auf eine solche Situation war Jutta Fuchs nicht vorbereitet. Ein strenger Lehrer hätte ihr klare Orientierungsmarken gesetzt. Fehlen diese, wird sie überrascht, gleichsam „kalt erwischt“. Auch in der zuvor geschilderten Begebenheit klingt dieses Motiv ja an: die verträumte Schülerin guckt aus dem Fenster und soll wegen fehlender Aufmerksamkeit diszipliniert werden (04). Hier scheint ihr zu gelingen, was sie bei anderen Anlässen wohl nicht hat verhindern können: bloßgestellt, blamiert zu werden. Wohlgemerkt: es geht uns hier nicht darum, ‚Schlüsselerlebnisse‘ seelischer Kränkung zu rekonstruieren. Wir bemühen uns darum, die in den verschiedenen berichteten Szenen für uns erkennbare Grundstruktur sozialer Desorientierung freizulegen. Was der Lehrer zu tun hätte, wäre, ihr klipp und klar zu sagen, was sie zu tun und zu leisten hat, damit sie sich nicht blamiert. Und für die Schulkameraden, deren Zuneigung zwar käuflich, aber letztlich unkalkulierbar zu sein scheint, gilt dies mutatis mutandis auch. Zwar erkennt Jutta Fuchs schließlich, woran sie ist. Doch dann ist es manchmal zu spät und es gelingt ihr nur mit großer Anstrengung und unter Inkaufnahme von Nachteilen, die Konsequenzen auszugleichen. Dies wollen wir im folgenden an einigen wichtigen Stationen der Biographie von Jutta Fuchs nachzeichnen.

6.1.3 Eine Verlaufskurve? — Nicht nur.⁹¹

Rekonstruiert man Jutta Fuchs' Übergang von der Schule in den Beruf, so wird deutlich, daß die Vorstellungen, die sie von ihrem späteren Beruf hatte, zu wenig konturiert waren, als daß sie ihr gestattet hätten, sich mit den an sie herangetragenen Vorschlägen, milieuspezifischen Erwartungen und schließlich den dirigierenden Eingriffen des Ausbildungsbetriebes erfolgreich auseinandersetzen zu können.

Welche Vorstellungen vom Beruf sie am Ende der Schulzeit hatte, erzählt sie lachend: „was ma' halt sich so gewünscht hat. Gesungen hab' ich gerne... und da hab ich

91 Schütze beschreibt in Anlehnung an A. Strauss' Begriff ‚trajectory‘ Prozesse des Erleidens und der konditionellen Gesteuertheit in Biographien als „Verlaufskurven“ (vgl. Schütze, F. (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs, in: Matthes, J. u.a. (Hrsg.): Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg, S. 67-129; Ders. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart). Darauf spielen wir an, wenn wir betonen, daß es sich im folgenden eben „nicht nur“ um konditionelle Gesteuertheit handelt, obwohl diese Dimension eine unverkennbare Bedeutung hat. Damit soll den Konditionen nichts von ihrer „überwältigenden“ (Schütze) Bedeutung genommen werden. Nur: ein großer Teil biographischer Handlungsschemata ist durch die Alternative Intention vs. Kondition in seiner Spezifik nicht zu erfassen. Für diese unklare Gemengelage zwischen Intention und Kondition haben wir in anderem Zusammenhang mit der Figur der ‚Odyssee‘ und dem Begriffsvorschlag „mixed decisions“ gearbeitet. Brose, H.-G. (1983): Die Erfahrung der Arbeit, Opladen.

immer gedacht, ach, ich wer'n Sängerin mit tanzen. Oder Frisöse". Den Vorschlag der „Mutter“ (Großmutter), sie solle ins Büro gehen, akzeptiert sie ohne Widerstand. Die Lehre als Großhandelskauffrau schließt sie aber nicht ab, da sie die Prüfung nicht besteht. Für dieses Versagen gibt sie folgende Erklärung: Ursprünglich sei sie als Bürokauffrau ausgebildet worden und dann, offensichtlich wegen eines veränderten Bedarfs bei der Lehrfirma, nach einem dreiviertel Jahr in eine andere Berufsschule geschickt worden, wo sie ihre Ausbildung als Großhandelskauffrau fortsetzte. Seit diesem Schulwechsel sei es mit ihr „total bergab gegangen“, während sie in der alten Schule „auch gute Noten“ gehabt habe. Ein Angebot, die Prüfung zu wiederholen, schlug sie aus. Sie hatte „keine Lust mehr... wollte net mehr“... „Und da hab' ich dann gesagt, nix mehr, wenn's vorbei ist, dann geh' ich arbeiten. Und das erste was ich gemacht hab' ist: bei die Zeitarbeit gegangen.“ Frau Fuchs, die diesen raschen Entschluß heute bedauert, arbeitet dann zunächst für ein dreiviertel Jahr als Zeitarbeitnehmerin und hatte dann wohl die Absicht, bei einer der Firmen „fest“ anzufangen. Als sie schwanger wurde, kündigte man ihr dort, obwohl sie, wie sie nachträglich feststellte, im Prinzip Anspruch auf Kündigungsschutz hätte geltend machen können. Sie kehrt zur Zeitarbeit zurück und ist froh (hebt dies auch mehrfach hervor), dort „noch mal 'ne Chance“ bekommen zu haben. Den Vater ihres Kindes heiratet sie Ende 1978, als sie im fünften Monat schwanger ist. Es folgt eine Phase verstärkter Turbulenzen, denn die Ehe gerät bereits kurz nach der Geburt der Tochter in eine Krise, die dazu führt, daß Frau Fuchs acht Monate nach der Heirat die Scheidung einreicht. Das Paar hatte nach der Hochzeit in einem nahegelegenen Vorort von Wilhelmstadt eine Wohnung bezogen und diese teuer eingerichtet. Dafür wurden Kredite in Höhe von etwa 30.000 DM aufgenommen. Eine Mietpreiserhöhung, ein Autounfall des Ehemannes und eine Heizkostennachzahlungsforderung führen zu unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten, die Herrn Fuchs dazu veranlassen, zu seiner Herkunftsstadt ins Ruhrgebiet zurückzukehren. Frau Fuchs, die den Entschluß zur Ehe auch auf starken Druck der Schwiegereltern gefaßt und bei der Heirat „irgendwie geahnt“ hatte, „daß es nicht gut geht“, bleibt mit ihrer Tochter in Wilhelmstadt. Vor ihrer Schwangerschaft hatte sie sich einer Operation unterziehen müssen, die sie befürchten ließ, die Gebärfähigkeit zu verlieren. Als sie dann — unerwartet — doch schwanger wurde, habe sie sich für das Kind entschieden, nicht eigentlich aber auch für ihren Mann. Die Ereignisse haben sie dann „überrollt“. „Das Kennenlernen, das Verloben, das Kind bekommen, also schwanger werden und das Heiraten, das ging alles zu schnell“. Die 1979 von Jutta Fuchs eingereichte Scheidung wird, da ihr Mann nicht einwilligt, erst 1981 rechtswirksam. Diese Phase ist für Jutta Fuchs extrem problematisch. Zunächst arbeitet sie nach der Geburt ihrer Tochter ein dreiviertel Jahr nicht und bezieht Sozialhilfe. Eine neue Bekanntschaft mit einem Mann, für dessen Schulden sie die Bürgschaft übernimmt, bringt sie in zusätzliche Schwierigkeiten. Noch heute hat sie finanzielle Verpflichtungen aus dieser Bürgschaft, während der Bekannte sich längst davongemacht hat. Mehrfach muß sie umziehen und schließlich droht ihr mit ihrer Tochter die Einweisung in eine Wohnung, die das Sozialamt verwaltet. Die Gefahr, dadurch endgültig „abgestempelt“ zu werden und ins „Asozialen“-Milieu zu geraten, alarmiert sie und führt zu einem Wendepunkt in ihrer biographischen Entwicklung. In dieser Phase empfindet sie es als um so hilfreicher, daß ihr bei der Zeitarbeitsfirma trotz ihrer privaten Schwierigkeiten (Schulden etc.) immer wieder Arbeitsmöglichkeiten gegeben werden. Daß sie dort nicht „gleich abgestempelt“ wird, gibt ihr einen gewissen Mut und stabilisiert ihre Orientierung auf diese Beschäftigungsform, wie umgekehrt diese Beschäftigungsform sie zu stabilisieren beginnt.

6.1.4 Stabilisierung aus eigener Kraft

Als Grund dafür, daß sie unmittelbar im Anschluß an ihre Lehre bzw. die nicht bestandene Prüfung bei einer Zeitarbeitsfirma begonnen habe, nennt sie die erhoffte Abwechslung, die mit dieser Beschäftigungsform verbunden sein kann: „da hab' ich das gehört, Zeitarbeit, abwechselnd in der Firma, in der Firma, gut, toll“. Neben diesem Grund dürfte eine Rolle gespielt haben, daß das Faktum des fehlenden Abschlusses für ihre Beschäftigung beim Zeitarbeitsunternehmen weniger Gewicht hat, und sie deshalb dort auch tatsächlich „gleich richtig in den Beruf“ (vgl. 58) kam, ohne eine neuerliche Anlernzeit absolvieren zu müssen. Die „Eingangstüren“ sind beim Zeitarbeitsunternehmen leichter zu öffnen, haben allerdings auch den Charakter von Drehstühlen. Nach unserer Interpretation sind aber zwei weitere Aspekte dafür ausschlaggebend, daß Frau Fuchs solange „dabei geblieben“ ist; mit Unterbrechungen macht sie nunmehr seit sieben Jahren Zeitarbeit. Die Berichte über ihre Arbeitssituation lassen recht eindeutig erkennen, daß sie sich bei ihren „Einsätzen“ jeweils sehr verausgabt. Mehrfach, so berichtet sie nicht ohne Stolz, habe sie ein ihr vorgegebenes Arbeitspensum in der Hälfte der üblichen Zeit erledigt. Auch bei Krankheit versucht sie durchzuhalten. „da müßt' ich schon umfallen, damit ich geh“. Ihren Arbeitsstil charakterisiert sie als zügig und schnell. Als ob sie mögliche Hemmungen und Zweifel beim Arbeitsbeginn gar nicht erst aufkommen lassen wolle, sagt sie: „ich muß richtig so'n bißchen reinstolpern, schon, und: Arbeit da, und gleich loslegen“. Es scheint ein bißchen so zu sein, als ob Frau Fuchs zu Beginn der Arbeit (sich) richtig aufdreht, und dann, ohne nach rechts und links zu schauen, die Arbeit abspult.

Wir interpretieren dieses — gegen sich selbst teilweise schonungslose — Arbeitsverhalten als Versuch, die Schwierigkeiten zu vermeiden, die ihr in früheren Phasen dadurch entstanden sind, daß sie die an sie gerichteten Erwartungen falsch erwartet, die Leistungsanforderungen nicht erfüllt hatte. Indem sie sich immer wieder „in die Arbeit hineinstürzt“, muß sie nicht befürchten, wegen fehlender Leistung diskriminiert zu werden. Hierin dürfte ein weiteres Moment liegen, das den Arbeitsstil von Frau Fuchs motiviert: das Ringen um Anerkennung und die Vermeidung der Diskriminierung. Daß sie mit ihrem überrissenen Arbeitsstil nicht nur das ungläubige Staunen mancher ihrer Vorgesetzten hervorruft, sondern möglicherweise auch die Ablehnung von Arbeitskollegen, scheint sie nur begrenzt zu realisieren. In einer ‚festen‘ Stelle wäre eine solche Verhaltensstrategie auf Dauer nicht durchzuhalten. Aber auch so bleibt ihr Status in den jeweiligen Betrieben — Frau Fuchs berichtet davon, daß sie insgesamt in mindestens fünfzig verschiedenen Betrieben eingesetzt war — vielleicht auch gerade wegen des von ihr praktizierten Arbeitsverhaltens, prekär. Mit Anzeichen deutlicher Irritiertheit berichtet sie von Fällen, in denen sie von Lehrlingen, die ja selbst in der betrieblichen Hierarchie am weitesten unten rangieren, nicht mit dem angemessenen Respekt behandelt worden sei. Oft werde sie als „Aushilfe“ betrachtet und im Grund gar nicht zur Kenntnis genommen. Die Verortung im System der betrieblichen Hierarchie und die Orientierung in dem Gestüpp informeller Normen scheint Frau Fuchs schwerzufallen. Gegen diese Einschätzung sprechen auch nicht wiederholte, geradezu enthusiastische Bemerkungen darüber, wie gut in dieser oder jener Firma das Betriebsklima („echt ganz toll“) gewesen sei. Wir interpretieren dies eher als den Ausdruck eines Wunsches nach sozialer Integration. Am präzisesten läßt sich das Verhältnis, das Frau Fuchs zu ihren Kolleginnen haben mag, vielleicht an einer Bemerkung ablesen, die sie macht, nachdem sie auf die Spannungen und Intrigen eingegangen ist, die das

Arbeitsklima in einem bestimmten Betrieb kennzeichneten. „...eigentlich hab' ich mich soweit getrennt ganz gut mit denen verstanden.“ Das persönliche Verhältnis zu jeder einzelnen Kollegin scheint sie als befriedigend erlebt zu haben. Strategische Interaktionen, Intrigen, Koalitionen — das scheint dagegen nicht die Sache von Frau Fuchs zu sein. Dies ist ebenso sympathisch, wie es andererseits unrealistisch wäre, diese interaktive Dimension von Kooperation ignorieren zu wollen. Auch ihre im Verlauf des Interviews wiederholte Betonung der Bedeutung von Menschenkenntnis — als notwendige Voraussetzung, sich in den häufig wechselnden Arbeitskontexten zurecht zu finden — läßt den Schluß nicht zu, daß sie selbst darüber ausreichend verfüge. Die folgende Passage macht das deutlich, auch wenn auf den ersten Blick etwas anderes zu besagen scheint.

(Is' das sehr schwierig, sich immer so auf neue Kollegen einzustellen?)

60 Nee, hab ich keine, keine Bedenken. Ich geh' immer so
 61 den Leu..., auf die Leute zu, wie sie mir entgegen
 62 kommen. Wie mer in sch..., Wald ruft, so schallt's
 63 zurück. Aber jetzt von denen angefangen zu rufen, ne.
 64 Und mir dementsprechend, phh, ich weiß net, ma' sieht
 65 des de..., ich hab echt Wahnsinns..., ich muß schon
 66 sagen, was.. äh, ich will net behaupten, daß ich ne
 67 Wahnsinnsmenschenkenntnis habe, aber ich weiß, wie ich
 68 die Leut' irgendwie zu nehmen hab, wenn ich se mal
 69 kennengelernt habe, ne, und dementsprechend richt' ich
 70 mich dann auch ein, ge. Das is'.. ich weiß, jeder ist
 71 net immer gut gelaunt, ne und so, und.. ich mein', des
 72 klappt schon wunderbar.

Nun kann es nicht darum gehen, Frau Fuchs' behauptete Menschenkenntnis in Zweifel zu ziehen, ihr gewissermaßen Selbstüberschätzung „vorzuwerfen“. Sie korrigiert sich ja diesbezüglich selbst, bricht eine ihr übertrieben erscheinende Formulierung ab und schränkt sie ein: daß sie „Wahnsinnsmenschenkenntnis“ habe, das wolle sie nicht behaupten, „aber...“ (67). Menschenkenntnis, so man über sie verfügt, macht nun allerdings zu einem gewissen Grade unabhängig davon, „andere“ kennenlernen zu müssen, bevor man weiß, wie man sich ihnen gegenüber einzustellen hat, was man von ihnen zu erwarten hat. Zumindest kann dieser Prozeß entscheidend verkürzt werden, und ein solcher Zeitgewinn erlaubt es dann, antizipatorisch zu reagieren. Die von Frau Fuchs verwendete Redensart: „wie man in den Wald ruft, so schallt es zurück“ impliziert ja auch dieses Moment der Antizipation. Aber Frau Fuchs stellt sich nicht aus der Perspektive derjenigen dar, die antizipiert und das Echo hervorruft. Und doch scheint sie sich nicht nur als Resonanzboden zu erleben, den andere in Schwingung versetzen. Dies wird gerade auch an der Korrektur zweier sprachlicher ‚Früh-Starts‘ deutlich, die sie vornimmt. Wir interpretieren die beiden jeweils abgebrochenen Satzanfänge (61/62) jedenfalls als Ausdruck einer subjektiven Priorisierung der Reaktion. Die jeweils nachträglich vorgenommene Herstellung der (tatsächlichen) Reihenfolge von Aktion und Reaktion entkräftet diesen Hinweis auf Frau Fuchs‘ subjektives Erleben nicht völlig. Auch die Eingangsformulierung (hab' ich keine Bedenken) sowie der schließlich abgeschwächte Hinweis auf die eigene Menschenkenntnis sind Sprachgesten, die Selbstgewißheit signalisieren und die Interpretation stützen, daß Frau Fuchs sich als handelnd erlebt. Worin gründet sich dieses Erleben, wenn doch der propositionale Gehalt ihrer

Aussagen eher eine gegenteilige Interpretation nahelegt.⁹² Es ist denkbar, daß Frau Fuchs auch antizipatorisch reagiert, und sich insofern als handelnd erlebt. Eine andere Interpretation scheint uns jedoch plausibler: Frau Fuchs reduziert die doppelte Kontingenz der von ihr beschriebenen dyadischen Interaktion, indem sie („ego“) sich als Erwartende, als Seligierende auf „dementsprechendes“, angemessenes Reagieren auf „alter“ vorher festlegt. Indem sie sich festlegt, schaltet sie sich als Quelle von Kontingenz aus und reduziert damit die Komplexität der Situation doppelter Kontingenz. Indem sie sich selbst und vorher konditioniert, gewinnt sie (subjektiv) Spielraum, und darin mag ihr Erleben als Handelnde begründet sein. Auch legt sie sich nicht fest auf das Modell doppelter Konditionierung⁹³: wie Du mir, so ich Dir. Sie kann dem „muffligen“ Kollegen im Prinzip ebenso mufflig wie rücksichtsvoll begegnen. Die letztere Reaktion ist nach allem, was wir im Interview berichtet bekamen, die häufigere, die wahrscheinlichere, aber es gibt auch Ausnahmen.

Gerade weil Frau Fuchs diese generalisierte Einstellungsbereitschaft offensichtlich nicht habitualisiert, sondern als je zu erbringende Leistung versteht, scheint sie sich nicht nur fremdbestimmt zu erleben. Bei einer solchen Interpretation wird aber auch verständlich, wieso soziale Interaktionen für sie tendenziell auf dyadische Interaktionen eingeschränkt bleiben. Die Unsicherheit darüber, welche Erwartungserwartungen in der Interaktion zum Zuge kommen, ist für sie Anlaß und Versuch für eine Problemlösung. Diese besteht darin, ähnlich der weiter oben beschriebenen Arbeitstechnik, sich gewissermaßen unter Zugzwang zu setzen. Ein solches Verfahren scheint ange-sichts der persönlichen Schwierigkeiten und der objektiven Struktur der Situation in der Zeitarbeit durchaus funktional, aber auch außerordentlich strapaziös. In der Interaktion mit Kollegen ist es zum Beispiel außerordentlich aufwendig und gewissermaßen nur ad personam realisierbar. In Gruppenzusammenhängen wäre Frau Fuchs mit dieser Technik recht rasch hoffnungslos überfordert. Wir sind auf diese Techniken der Stabilisierung durch Selbstkonditionierung eingegangen, um zu zeigen, wie sich Frau Fuchs mit den ihr zur Verfügung stehenden Handlungsressourcen eine Möglichkeit geschaffen hat, erst einmal Boden unter die Füße zu bekommen. Ob eine solche Verhaltensstrategie längerfristig durchhaltbar ist, muß bezweifelt werden. Wir möchten jedoch, bevor wir derartige Prognosen stellen, noch an einem weiteren Lebensbereich zeigen, wie es Frau Fuchs gelingt, ihre biographische Entwicklung zu stabilisieren.

6.1.5 Milieu als System von Stützpunkten

Bereits im Zusammenhang mit den Darstellungen der turbulenten Phase in Jutta Fuchs' Biographie nach der Trennung von ihrem Mann bis zur schließlich Scheidung hatten wir auf einen Wendepunkt hingewiesen: die drohende Einweisung in eine Siedlung durch das Wohnungsamt.

92 Gerade weil die sprachliche Form der hier zitierten Passage mit dem propositionalen Gehalt in Widerspruch zu treten scheint, halten wir sie für besonders geeignet für eine Interpretation. Die Annahme, daß es sich nicht um eine geglättete, rationalisierende, sondern spontane Darstellung handelt, scheint gerechtfertigt.

93 Zur Unterscheidung von doppelter Kontingenz und doppelter Konditionierung s. Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme, Frankfurt/M., S. 186.

73 Äh, ich hab' mal in Wilhelmstadt gwohnt, ich hab' mal
 74 ganz kurz im Ruhrgebiet bei meinem geschiedenen Mann,
 75 also bei meinem Ex-Mann damals gewohnt, ne, und.. hm..
 75 also in Wilhelmstadt, in Dudenhof hab' ich mal gewohnt,
 76 aber es hat mich immer wieder hierher (nach Driebach)
 77 zurückgezogen, ge, weil die ganzen fremden Leute, bei
 78 mir is' halt jetzt so, die Mutter wohnt zwei Straßen
 79 weiter, die Tante drei Straßen, die Schwester wohnt mit
 80 ihrem Mann hier, und des is' schon besser, grad auch
 81 wegen dem Kind, ne, weil ich, da draußen hätt' ich wahr-
 82 scheinlich auch gar net arbeiten gehen können, ne (hm),
 83 und na hab' ich dann hier Gottseidank, nach Müh und Not
 84 'ne Wohnung bekommen, ge, war also 'n Kampf, die wollten
 85 mich vom Wohnungsaamt, die wollten mich schon bei uns
 86 hier in diese äh, (Siedlung), diese totalen äh, äh,
 87 Asozialenverhältnisse da reinstecken, ne, und 'na hab'
 88 ich aber g'sagt, nee, da schlaf' ich lieber mit mei'm
 89 Kind auf der Straße, ge. Also weil ma' da auch ziemlich
 90 schnell abgestempelt wird und, egal ob's is' oder nich'
 91 is', ne, un' na hab' ich g'sagt: nö, und privat hab' ich
 92 dann diese Wohnung bekommen, ne, (hm) und die is' auch
 93 recht günstig und ... das 'schon toll.

Die verschiedenen Wohnungswechsel werden in dieser kurzen Erzählung gar nicht alle genannt. Entscheidend ist hier auch die Rückwendung zum Herkunfts米尔ieu, die sehr prägnant zum Ausdruck kommt: Driebach, der Vorort von Wilhelmstadt, in dem Frau Fuchs aufwuchs, ist durch ein traditionelles Arbeitermilieu geprägt. Die von den Frauen (Mutter, Tante, Schwester (s.o.)) dominierten erweiterten Verwandtschaftsverhältnisse scheinen noch intakt zu sein, die entsprechenden Wohnverhältnisse lassen sich durch informelle Kontakte schaffen: Hierfür gibt es einen lokalen Wohnungsmarkt im Stadtteil Alt-Driebach, über den es in einer entsprechenden Stadtteilanalyse heißt:

„Die verglichen mit den Fortzügen hohe Rate von Umzügen in Alt-Driebach — also im Nahbereich — ist insofern bemerkenswert, als darin der Wunsch einer größeren Gruppe von Wohnungssuchenden sichtbar wird, unter Beibehaltung der vertrauten Wohnumgebung die Wohnsituation ihren Bedürfnissen besser anzupassen. Dieser Ausgleich vollzieht sich über lokale Teilmärkte, die nicht in anonymen Beziehungen organisiert sind („man informiert sich gegenseitig, man kennt den Hausbesitzer und umgekehrt“). Solche lokalen Wohnungsmärkte sind nur bedingt öffentlich im formellen Sinne, das heißt für jedermann zugänglich, etwa über Zeitungsinserate oder Makler. Sie sind aber dafür um so offener für die realen Bedürfnisse der Bewohner eines Viertels. Ihre wesentliche ökonomische Funktion liegt in der Stabilisierung eines unterdurchschnittlichen Mietniveaus, welches die Basis bildet für eine von öffentlichen Hilfen unabhängige Lebenshaltung. Ihre soziale Form liegt darin, daß Alt-Driebacher weiter im Stadtteil wohnen bleiben können.“⁹⁴

⁹⁴ Vgl. Stadtteilanalyse „Alt-Driebach“ (1983). In den „Beiträgen zur Sozialplanung“ von Wilhelmstadt (No. 8/1985) wird Driebach als Gebiet mit „hohem Arbeiteranteil“ und „gewachsenen Sozialstrukturen“ charakterisiert, die die Integration eines relativ hohen Ausländeranteils erlaubt hätte. Trotz hoher „Segregation“ sei deshalb dort nur eine „unterdurchschnittliche administrative Intervention“ zu verzeichnen.

Bei dem Ausbau der offensichtlich sehr heruntergekommenen Eineinhalb-Zimmerwohnung („das war ‘ne Bruchbude“) wird Frau Fuchs von einem Bekannten unterstützt, mit dem sie zunächst in Wilhelmstadt zusammen wohnte, dann die gemeinsam renovierte Wohnung in Alt-Driebach bezog, und der nun in einer weiteren Wohnung desselben Hauses eingezogen ist. Obwohl sie mit ihrem Bekannten nun schon seit über zwei Jahren zusammenlebt, wollte sie nicht auf Dauer mit ihm wohnen. Nachdem nun auch die zweite Wohnung mehr oder weniger bezugsfertig ist, stellt sich Frau Fuchs’ Lebenssituation folgendermaßen dar: während sie arbeitet, ist ihre Tochter bei ihrer Großmutter („Mutter“) untergebracht. Unmittelbar nach der Arbeit besucht sie diese für etwa zwei bis zweieinhalb Stunden, allerdings nicht an den Wochenenden. Diese möchte sie für sich als Freizeit behalten. Nach Hause in ihre Wohnung zurückgekehrt, verbringt sie dann mehr oder weniger regelmäßig einen Teil des Abends mit ihrem Freund. Wichtig ist jedoch, daß sie ihren eigenen Bereich hat und sich jederzeit in diese beschützte Territorialität zurückziehen kann. Formen segmentärer (Verwandtschafts- und Stadtteilmilieu) und funktionaler Differenzierung (Trennung von Produktion, individueller und familialer Reproduktion) werden auf eine eigentümliche Weise kombiniert. Vor dem Hintergrund und unter Nutzung traditioneller milieuspezifischer Strukturen und sozialer Netzwerke entwickelt Frau Fuchs eine Lebensform extremer Individualisierung bei gleichzeitiger Anschließung an andere soziale Systeme.

Entspricht die Nutzung matrilinearer Familienbeziehungen für die Unterbringung der Kinder berufstätiger Frauen noch völlig dem traditionellen Verhaltensmuster im Arbeitermilieu, so ist die zeitliche Begrenzung des eigentlichen Kontakts zu ihrer Tochter sowie die Aussparung des Wochenendes doch bemerkenswert. Dies mag mit dem sich wechselseitig stabilisierenden Interesse von Frau Fuchs, die so nach anstrengender Berufstätigkeit eine geregelte Freizeit hat, und der Großmutter („Mutter“), die so mehr von ihrer Urenkelin hat, begründet sein. Die darüber hinaus aber auch praktizierte Binnendifferenzierung im Verhältnis zu ihrem Partner lässt insgesamt ein System kleinerer, untereinander verknüpfter Lebenskreise entstehen. So wird der traditionelle weibliche Lebenszusammenhang in einer eigentümlichen Weise neu hergestellt.

Daß Frau Fuchs auch mit ihrem Partner nicht zusammen wohnen will, begründet sie mit dem Hinweis darauf, daß ihr zu oft die Tür gewiesen, etwas weggenommen wurde und sie von anderen, insbesondere von ihren männlichen Bezugspersonen verlassen bzw. enttäuscht wurde. Sie ist mißtrauisch geworden, nicht nur was andere anbelangt, sie mißtraut auch sich selber im Hinblick auf ihre Fähigkeit, Risiken angemessen einschätzen zu können. Daß sie „dieses Pech mit Freunden... hatte“, führt sie auch darauf zurück: „weil ich halt ein bißchen gutgläubig bin“. Wir interpretieren Frau Fuchs’ Gestaltung ihres Lebenszusammenhangs auch unter diesem Gesichtspunkt: Verteilung von Risiken durch Abgrenzung. Was sie in der Bearbeitung und Erfahrung ihrer Lebensgeschichte erkannt zu haben glaubt, nämlich zu gutgläubig, vertrauensselig und naiv agiert zu haben, versucht sie nun unter Kontrolle zu bringen: mit kalkuliertem Mißtrauen, einer Portion Egoismus. Diese Wohnung wird ihr niemand mehr wegnehmen.⁹⁵

95 In der Arbeit von Wohlrab-Sahr (1993), in der der Umgang mit Unsicherheit im Zentrum steht, wird diese Fallstruktur daher als „Rigitte Sicherung“ bezeichnet.

6.1.6 Wesentliche Elemente der Fallstruktur

Fassen wir noch einmal zusammen, welches die wesentlichen Elemente der Fallstruktur von Frau Fuchs sind:

Einerseits gilt, daß die berufliche Entwicklung deutlich sozial-konditional gerahmt ist, daß sie aber durch „endogene“ — zumindest von ihr so zugerechnete — Kontingenzen verstärkt wird. Frau Fuchs verstrickt sich — so scheint es — in zusätzliche Schwierigkeiten. Gegen diese Verlaufskurvendynamik entwickelt sie eine Problemlösungsstrategie, die man als Selbstkonditionierung bezeichnen könnte.

Frau Fuchs' Orientierung gegenüber sozialen Objekten war primär über Personen vermittelt. Die Bezüge zur Sachdimension — und zur Zeitdimension — werden durch die Sozialdimension gleichsam „geführt“, waren in diese inkorporiert. Diese milieuspezifisch-typische motivationale und Handlungsorientierung⁹⁶ scheint jedoch in der sekundären Sozialisationsphase bereits zu Problemen geführt zu haben. Dies mag sich später, wo Frau Fuchs aus mehr oder weniger kontingenten Gründen ihr Herkunfts-milieu verläßt, als Problem verschärft haben. Sie scheitert in der Berufsausbildung und in ihren privaten Beziehungen. Die durch Personenorientierung „geführten“ Sozialbeziehungen funktionieren — vermittelt über Formen sozialer Kontrolle — eben nur innerhalb des Milieus. Generalisierte Personenorientierung (s.o.: „Menschenkenntnis“), die zwischen den Milieus fungieren könnte, entwickelt Frau Fuchs auf eher prekäre Weise. Sie „lernt“ daraus folgendes: Sach- und Sozialdimension werden radikal getrennt. Im beruflichen Bereich wird ihr Arbeit zur Verausgabung von schierem Arbeitsvermögen — bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. Die sozialen Komponenten der Arbeit werden aus dieser herausgeschält, erscheinen nicht in der Form der Kooperation, sondern als Beziehungen zu einzelnen Personen. Sach- und Sozialdimension werden gegeneinander abgedichtet. Frau Fuchs' Techniken, sich über ihre Schwierigkeiten im Umgang mit Erwartungserwartungen hinwegzuhelpfen, funktionieren so nur in der Zeitarbeit, wo sie andererseits besonders nötig sind. Auch in ihrem sonstigen Lebensbereich lassen sich derartige Formen des selektiven Bezugs, der Aufspaltung von sozialen Beziehungen deutlich erkennen. Formen temporaler Sequenzialisierung, territorialer Segmentierung und funktionaler Differenzierung lassen in ihrem privaten Lebensbereich überschaubare Sozialsysteme entstehen, die untereinander locker gekoppelt sind. Diese Form der Differenzierung und Dezentralisierung von sozialen Beziehungen gelingt interessanterweise gerade dadurch, daß Frau Fuchs sich in ein — untypischerweise noch intaktes — traditionales Sozialmilieu zurückziehen kann. So entsteht für Frau Fuchs ein Lebensarrangement, das durch die Gleichzeitigkeit von Tradition und Moderne, von traditionalen Lebensformen einerseits und Elementen einer modernen, individualisierten Lebensführung andererseits gekennzeichnet ist.

6.2 Bestimmung des Typus: „Selektive Reduktion“

Wir können den Typus, für den Frau Fuchs hier als Referenzfall dargestellt wurde, in seinem Lebensverlauf mit dem Stichwort der *Konsolidierung* etikettieren. Andererseits ist damit das biographische Muster, das diese Entwicklung ermöglicht und steuert,

⁹⁶ Zur Dominanz von „person-orientation“ gegenüber „object-orientation“ im subkulturellen Milieu der Unterschicht vgl. Ganz, H.-J. (1962): *The Urban Villagers*, New York/London, S. 89ff.

noch nicht hinreichend gekennzeichnet. Diese Unterscheidung zwischen dem Lebensverlaufsmuster und dem biographischen Muster hat folgende — analytische — Bedeutung. Verlaufsmuster und biographisches Muster beziehen sich aufeinander und können sich weitgehend decken, wie etwa beim Passionstypus. Der Verlauf des Lebens und die subjektive Konstruktion der Biographie bilden hier eine unauflösbare Einheit. Die Kennzeichnung „Konsolidierung“ scheint uns jedoch im Hinblick auf die Sinnstruktur, die den Verlauf, den wir hier dargestellt haben, trägt und „steuert“, noch nicht aufschlußreich genug.⁹⁷

Wir möchten deshalb noch kurz auf einen weiteren Fall zurückgreifen, der in einer sicher besonders krassen und spezifischen Form zum Ausdruck bringt, mit welchem biographischen Operationsmodus wir es hier zu tun haben.

Es handelt sich um einen 41jährigen Facharbeiter, der bis zum Alter von fast 30 Jahren noch als Junggeselle bei seiner Mutter gewohnt hatte. Seine Chancen auf dem Heiratsmarkt scheinen nicht besonders gut gewesen zu sein. Aber er konnte der Lebensform als Junggeselle und der Ungebundenheit, die sie mit sich brachte, auch Positives abgewinnen. Nicht zuletzt die Tatsache, daß er im mütterlichen Haushalt „versorgt“ wurde, gestattete es ihm, ein eher unstetes Leben mit häufig wechselnden Arbeitsstellen zu führen. Erst mit 28 beginnt er in einem Großbetrieb der Automobilindustrie als Maschinenschlosser zu arbeiten, gewissermaßen „seßhaft“ zu werden. Eher zufällig macht er die Bekanntschaft einer Frau, mit der er schließlich zusammenzieht. Diese veranlaßt ihn, wohl durch ein Heiratsversprechen, sich erheblich für sie zu verschulden. Nachdem sie ihn — mit dem ihr zur Verfügung gestellten Geld — verlassen hat, verstrickt sich Herr Scholz, so haben wir ihn genannt, in den Schwierigkeiten, die aufgenommenen Kredite abzuzahlen und seinen Ratenzahlungsverpflichtungen nachzukommen. So bemüht er sich nun um eine zusätzliche Einkommensquelle, indem er nach Feierabend noch für einen privaten Sicherheitsdienst als Nachtwächter arbeitet. Doch er wird durch seine finanziellen Verpflichtungen und Arbeitsbelastungen immer mehr „erdrückt“. Im Stammarbeitermilieu der Automobilfirma kann er sich nicht mehr halten, nicht zuletzt, weil er inzwischen Alkoholprobleme hat. Bei einer Zeitarbeitsfirma, bei der er sich vorstellt, wird er dagegen problemlos als Maschinenschlosser eingestellt. Gleichzeitig entwirft man ihm dort einen Entschuldungsplan, wobei die Vertreter der Zeitarbeitsfirma an seiner Statt mit den „Kredithaien“ verhandeln. Herr Scholz begibt sich somit partiell in eine Klientenrolle, befreit sich aber damit aus dem für ihn unübersichtlich gewordenen Gewirr aus Forderungen und Belastungen. Seine ohnehin geringen sozialen Kontakte reduziert er auf ein Minimum und nimmt sich eine Ein-Zimmer-Wohnung, in der er unter sparsamsten Bedingungen lebt. Einmal in der Woche geht er zu Verwandten, wo er sich verköstigen läßt. Dieses Arrangement, mit dem er sich abgefunden hat, gilt nun schon seit mehreren Jahren. Zwar ist der Zeitpunkt, zu dem er seine erheblichen finanziellen Verpflichtungen eingelöst haben wird, immer noch in weiter Ferne. Für Herrn Scholz ist dies aber eine Angelegenheit, die gewissermaßen wie von selbst läuft und aus seinem gegenwärtigen Lebenszusammenhang — sofern man von einem solchen reden kann — ausgeklammert bleibt. Dieser extreme Fall einer Stabilisierung des Lebenszusammenhangs durch radikale Ausblendung und

⁹⁷ Das verweist auf die Möglichkeit, daß Verlauf und Sinnstruktur nicht „deckungsgleich“ sind, auseinanderreten können. So ist z.B. die Verlaufsstruktur des Typs „Trajekt“ und des Typs „Konsolidierung“ nicht sehr deutlich unterschieden, aber das biographische Muster der Fälle, bei denen wir „Konsolidierungsverläufe“ feststellen zu können glauben, ist ein eigenständiges, deutlich unterschiedenes.

Reduktion von sozialen Beziehungen und Engagements erscheint bedrückend. Es ist ein Beispiel einer verarmten und extrem reduzierten Lebenspraxis. Andererseits verdeutlicht dieses krasse Beispiel nur in besonders prägnanter Weise, was für die anderen diesem Typus zuzurechnenden Fälle ebenso gilt: Verstrickungen und Gefährdungen können dadurch bewältigt werden, daß selektive Formen der Partizipation am sozialen Leben und Reduktionen der für das Lebensarrangement relevanten Beziehungen vorgenommen werden. Das Verhalten und Handeln dieses Typus könnte man als „Agieren“ bezeichnen. Es fehlt eine strategische Konzeption, die das Überwinden von Schwierigkeiten steuert. Aber durch erhebliche und auch stetige Anstrengungen gelingt es, Boden unter die Füße zu bekommen. Man kann das mit der Situation des „Frosches im Butterfaß“ vergleichen. Doch neben diesem „Agieren“ spielen auch selektive Anspruchnahmen quasi-professioneller Hilfe, aber auch teilweise die Anknüpfung an alte, noch intakte soziale Netzwerke eine Rolle. Diese Nutzung und selektive Einbindung in hilfreiche Milieus unterscheidet den Konsolidierungstyp auch von dem Trajektyp, der sich eher in die für ihn relevanten sozialen Milieus zu verstricken droht.

Nimmt man diese zuletzt skizzierten Charakteristika für die Bestimmung des Typus ernst, dann läßt er sich auf der Ebene des Lebenslaufs als Konsolidierung, auf der Ebenen des biographischen Musters als „*selektive Reduktion*“ von Lebensbezügen kennzeichnen.

Es ist bemerkenswert, daß für die Fälle, die wir dem Typus der selektiven Reduktion zugeordnet haben, die Phase der Primärsozialisation offensichtlich durch „Ungleichzeitigkeiten“ gekennzeichnet war. Im einen Fall spielten die Großeltern eine prägnantere Rolle als die Eltern, ersetzten diese sogar (vgl. den Fall „Fuchs“). Im anderen Fall bleibt die Orientierung an der Lebenswelt eines dörflichen Milieus bis in die Gegenwart lebendig, obwohl schon in der Jugendzeit dieses Dorf seinen ländlichen Charakter völlig verlor und zur Trabantenstadt einer westdeutschen Großstadt wurde (vgl. den Fall „Althueser“). Man könnte die Vermutung entwickeln, daß die primäre Sozialisation dieser Befragten, die gleichsam zeitversetzt, wie in einem Kokon aufwuchsen, ihnen zwar persönliche Ressourcen und Leistungsfähigkeit vermittelte, sie aber mit einem unrealistischen, untermplexen Umweltverständnis ausstattete. Träfe dies zu, wäre auch das Scheitern dieser Lebensentwürfe und ihr „gelingender“ Rückzug in überschaubare, handhabbare Lebensarrangements verständlich. Die Reduktion und Selektion wäre dann nicht Resultat eines strategischen Operierens, sondern Ausdruck einer Suche nach verlorenen Welten: Freilich unter Nutzung und Entwicklung vergleichsweise „moderner“ Lebensformen und Institutionen: der Zeitarbeit, der nichtehelichen Lebensgemeinschaft, des Ein-Personen-Haushalts usw.

7. Die Gegen-„Option“ Einheit: Der Idealisierungstyp

Wenden wir uns damit nunmehr sinnvollerweise einem Typus zu, der — im Hinblick auf die Konzeption des Lebensarrangements — gewissermaßen die gegenteilige „Option“ verfolgt, nämlich die Vorstellung einer ganzheitlichen, einheitlichen Lebensweise.

7.1 Referenzfälle

Betrachten wir den Lebenslauf und die Biographie von Frau Späth, die wir als einen Referenzfall für den nun darzustellenden Typus ansehen können. Es handelt sich um eine fast 30jährige Studentin, die aus dem Milieu des ländlichen Kleinbürgertums stammt. Frau Späth hat über den zweiten Bildungsweg die Hochschulreife erlangt. Während der Schulzeit hatte sie sich in Physik hervorgetan. Dieses Fach schien ihr dann aber doch zu „einseitig“ und sie erwog daher ein Architekturstudium, weil sie hierin eine gelungene Kombination von mathematisch-technischen und kreativen Elementen vermutete. Als sie während der Ferien als Zeitarbeiterin beim Syndikus einer Bank eingesetzt wird, wird sie dort mit den Finanzierungsschwierigkeiten von Bauvorhaben konfrontiert und entschließt sich aufgrund dieses Eindrucks zu einem Studium der Volkswirtschaftslehre. Sie scheitert dabei jedoch am Vordiplom und beginnt daraufhin mit einem Psychologiestudium, wobei sie das Gemeinsame in den mathematisch-statistischen Verfahren beider Fächer sieht. Jedoch sucht sie in der Psychologie nun die Hinwendung zu den Mitmenschen und auch zur Anleitung von anderen Menschen und hofft damit wiederum die „Einseitigkeit“ des Wirtschaftsstudiums zu kompensieren. Dabei ist sie aus formalen Gründen für das Wirtschaftsstudium gar nicht mehr eingeschrieben, betreibt jedoch nach ihrer eigenen Wahrnehmung ein Doppelstudium. Der Studienfachwechsel führt überdies dazu, daß die Befragte kein BAFöG mehr bekommt und sich als Zeitarbeiterin ihren Lebensunterhalt verdienen muß. Das Engagement als Zeitarbeiterin tritt dabei so stark in den Vordergrund, daß Frau Späth mittlerweile seit etwa zwei Jahren nicht mehr am Lehrbetrieb teilgenommen hat, sich aber dennoch als Studentin definiert.

Sie selbst vermag in ihren Bildungsanstrengungen und der Entwicklung ihrer Interessen so etwas wie eine innere Linie zu sehen, wenn auch dem objektiven Verlauf nach ihre biographische Entwicklung eher den Charakter einer „Springprozession“ hat. Jede Hinwendung und Vertiefung ihrer Interessen auf ein bestimmtes Gebiet führt letztlich zur Suche nach seinem Gegenteil. Was an der Physik zunächst intuitiv gefiel, provoziert die Ergänzung um die Dimension von Kreativität und Freiheit der Gestaltung. Soll dieses Bestreben durch die Notwendigkeit der finanziellen Sicherung über die Volkswirtschaftslehre wieder an materielle Voraussetzungen „gebunden“ werden, so resultieren gerade daraus erneute fachspezifische Beschränkungen, aus denen dann die Hinwendung zum Lebendigen, zum Menschen, im Studium der Psychologie resultiert. Erschiene dieses allein möglicherweise als zu diffus, ja biederlos, soll die Verknüpfung mit der Volkswirtschaft eine disziplinen- und perspektivenübergreifende Ausbildung und Berufswahl ermöglichen. Doch die Art, wie dieses erneute Wechseln des Studienfaches vorgenommen wird, deutet an, daß auch hier nicht eine lebenspraktische Umsetzung von Ambitionen und Interessen in professionell orientiertes Handeln gesucht, sondern eine weitere Etappe eines letztlich endlosen Bildungsprozesses angeschlossen wird. Wir glaubten deshalb zunächst, mit dem Blick auf die Verlaufsform dieser Lebensgeschichte darin einen Ausdruck jener „Individualisierung ohne Ende“ wiedererkennen zu können, die wir an anderer Stelle theoretisch konzipiert haben.⁹⁸ Auch waren in diesem Fall deutliche Züge der „Verweigerung von Lebenspraxis“ erkennbar, wie sie Oevermann für den Typus der versozialwissenschaftlichen Identitätsformation

98 Vgl. Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (1988): Biographisierung von Erleben und Handeln, in: dies. (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualisierung ohne Ende, Opladen, S. 11-30.

beschrieben hat.⁹⁹ Diese Typisierung schien auch für eine Anzahl weiterer Fälle aufschließend zu sein, die ein ähnliches biographisches Muster aufwiesen:
 Eine 35jährige Frau, die ursprünglich religiöse Bindungen hatte und in ihrer Jugend auch beabsichtigte, ins Kloster zu gehen. Im Laufe ihrer Lebensgeschichte „säkularisiert“ sie diese Vorstellung. Die Verwirklichung einer profan-ethischen Lebensführung soll sie nun, wenn auch nicht direkt, so doch auf „Nebenwegen“¹⁰⁰ doch noch erreichen lassen, was ihr als ein sinnvolles Lebensziel erscheint. Im praktischen Alltag führt das zu erheblichen Problemen. Jede „normale“ Arbeitsstelle erscheint ihr wie eine Ablenkung von ihrem eigentlichen Ziel. Das Involviertsein in die normativen Erwartungen einer dauerhaften Beschäftigung mit seinen Anpassungs- und Kompromißzwängen könnte sie vor schwer lösbarre Probleme stellen. So lehnt sie z.B. ein sehr attraktives Beschäftigungsangebot ab, weil der Betrieb, in dem sie eingestellt werden soll, Tochterfirma eines Unternehmens ist, dessen Geschäftsverbindungen ihr aus ideologischen Gründen problematisch erscheinen.

Im Falle von Raffaela, einer 26jährigen Deutsch-Italienerin, sind ebenfalls deutliche Züge eines durch gegensätzliche Orientierungen konstituierten Konfliktes erkennbar, der in der Biographie bearbeitet werden muß. Bei ihr handelt es sich um die Problematik bi-kultureller Orientierung im Familienzusammenhang. Das partikularistisch-diffus organisierte Milieu der italienischen Herkunftsfamilie der Mutter kontrastiert in auffälliger Weise mit ihren eigenen beruflichen Erfahrungen als Industriekauffrau und den hochgradig anonymisierten Sozialbeziehungen im Industrie- und Dienstleistungszentrum des „L-Städter Raumes“, die vor allem den Alltag des Vaters bestimmen.

Ihre Situation erscheint Raffaela als durch einen unüberbrückbaren Gegensatz dieser unterschiedlich strukturierten Milieus gekennzeichnet. Dafür entwickelt sie so etwas wie eine „Zwei-Welten-Theorie“. Hier die Welt der Erwachsenen, die Welt des Nordens und der an Prinzipien von Effektivität und Rationalität organisierten Berufstätigkeit — dort die Welt des Südens, der Spontaneität und spielerischen Aktivität. Das Auseinanderklaffen dieser Welten versucht sie durch Auslandsaufenthalte, zunächst als Au-Pair-Mädchen, später auch als Angestellte im Hotel, zu überbrücken. Auch ihr Engagement in einer Theatergruppe ist von dem Streben getragen, diese gegensätzlichen Milieus miteinander zu versöhnen. Im Ausland bekommt sie zum ersten Mal Kontakt mit einer Zeitarbeitsfirma, und wenn ihr auch dort die Arbeit im Prinzip nicht leichter fällt als zuhause, so verrichtet sie sie doch mit dem Gefühl, dort, in der Nähe des Mittelmeeres, würde nicht so verbissen und „ernst“ gearbeitet.

7.2. Idealisierung

Das biographische Muster, das diese Entwicklungen steuert, lässt sich als „Idealisierung einer unitarischen Lebensform“ kennzeichnen. Dies wird relativ gut erkennbar in der Antwort, die Frau Späth, auf deren Lebensgeschichte wir uns ja zunächst bezogen hatten, auf die Frage gibt, mit welchem Bild sie den bisherigen Ablauf ihres Lebens beschreiben könne:

⁹⁹ Oevermann, U. (1988): Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation, in: Brose/Hildenbrand (Hrsg.), a.a.O., S. 243-286.

¹⁰⁰ Zur Versinnbildlichung ihres Lebens bezieht sich Frau Küster auf Paul Klees Bild „Haupt- und Nebenwege“.

- 01 Ich würd', also bunte Farben würd' ich nehmen, und 'ne
 02 Graphik würd' ich machen, also in diese bunten Farben
 03 würd' ich 'ne Graphik malen, mit so 'ner aufsteigenden
 04 Tendenz, so also diese Graphik, ja, daß man's erkennen
 05 kann, daß es so Karos sind für, das sind so verschie-
 06 dene Farben, grün, blau, bißchen rot ist dabei, biß-
 07 chen rosa und orange, ja.. ja, halt so 'ne Graphik,
 08 wie ma' se normal macht, so 'n Viereck dann, und da
 09 is' halt 'n schwarzer Strich, und da sind Karos drin
 10 zur, daß man's besser zeichnen kann, und is' 'n
 11 schwarzer Strich drin, der hat so, ja, aufsteigende
 12 Tendenz aber nich' so rund, also keine Parabel oder
 13 sowas, schon so Treppchen, Treppchen, aber auch 'ne
 14 schiefe Ebene drin. Also, so mal schief und dann wie-
 15 der gerade, also waagerecht und dann vielleicht mal 'n
 16 Treppchen, 'n kleines, also ich würde ja, das paßt in-
 17 sofern zur Frage, ja, was ich als besonders wichtig
 18 empfinde, ich würd' da keine Riesensprünge jetzt rein-
 19 setzen, wie, ja, das ma' jetzt also aufsteigen, so daß
 20 man's sich nicht so zeichnen würd' und dann 'n Riesen-
 21 sprung und dann oben wieder weiter, sondern ich würd'
 22 das irgendwie eher als permanent, also als permanenter
 23 aufsteigend steigend betrachten.

Wir interpretieren diese, von der Befragten spontan gewählte Bildvorstellung als den Versuch, in ihre Lebensgeschichte, die in der Tat eher den Verlauf einer „Springprozession“ nimmt, so etwas wie eine innere Linie hineinzubringen. „Riesensprünge“ (18) will sie gerade nicht sehen. Auch wenn die Gegensätzlichkeit und Vielfältigkeit ihrer Orientierungen am Beispiel der Studienfachwahl durch die „bunten Farben“ symbolisiert sein sollte, so will sie doch diese Buntheit in das Ordnungsschema einer Graphik zwingen und dabei die einzelnen diskreten Schritte (Treppchen) in der Form einer permanenten, also kontinuierlichen Linie wiederum zum Ausdruck bringen. Dieser biographischen Konstruktion entspricht die Realität, die tatsächliche Lebenspraxis gerade nicht. Und deshalb sprechen wir von der „Idealisierung“ einer unitarischen Lebensform. Daß deshalb der gegenwärtige Zustand als Vorbereitung, als Warten auf die Einlösung dieser Einheitsvorstellung begriffen und erlebt wird, werden wir im folgenden Teil, der sich auch mit der biographischen Zeitperspektive dieses Typs befaßt, ausführlicher darstellen.

8. Vervollständigung der Typenübersicht

Wir haben bei der Präsentation der bisher vorgestellten Typen verschiedentlich auf die Unterschiedlichkeit der Etikettierung hingewiesen, sofern sie sich auf den lebensgeschichtlichen Verlauf einerseits und auf das biographische Muster andererseits beziehen lassen. In dem nunmehr vorzustellenden Typus kompliziert sich dieses Verhältnis, wie wir im Laufe der Darstellung sehen werden: In einem ersten Zugang tritt uns dieser Typ, am Beispiel von Frau Asch, in einer Prägnanz entgegen, die, ähnlich wie in dem Fall des Herrn Göbel, ihre Struktur zu offenbaren scheint. Wir beziehen uns dabei zunächst auf die Lebensgeschichte von Frau Asch, einer 37-jährigen Zeit-

arbeitnehmerin. Anna Asch ist 1950 in der DDR geboren. Ihre Eltern lassen sich während der Schwangerschaft ihrer Mutter scheiden. Die Mutter emigriert kurze Zeit nach Annas Geburt in die Bundesrepublik. Anna wächst in der Obhut ihrer Großmutter auf, die bis zum sechsten Jahr für ihre Enkelin die Mutterrolle übernimmt. In diesem Alter kommt es dann zum offenbar schockartig wirkenden (erneuten) Austausch der primären Bezugspersonen: Das Mädchen wird zu ihrer leiblichen Mutter gebracht, die Großmutter kehrt in die DDR zurück und stirbt dort kurze Zeit später. An diesem radikalen Verlust der primären Bezugspersonen und des sozialisatorischen Milieus schließt sich eine lebensgeschichtliche Phase an, die die Interviewte als traumatische Gefährdung ihrer körperlichen und psychischen Unversehrtheit beschreibt: Sexueller Mißbrauch, schwere Krankheit, Isolation, rigide Internatserziehung und Selbstmordabsichten sind die zentralen Erlebnisse, Ereignisse und Gefühlslagen, die sie in diesem Zusammenhang darstellt. Die Form der Bewältigung, auf die Frau Asch in dieser Lage rekurriert, ist die der Identifikation mit fremden Leid. Dies drückt sich in ihrem kindlichen Umweltbezug aus, setzt sich im Prozeß der Berufswahl und in den ersten Arbeitserfahrungen fort und kennzeichnet auch später ihre Ehe, in der sie sich als Fürsorgerin ihres schwachen Partners fühlt. Die Kehrseite dieses identifikatorischen Umweltbezugs ist beispielsweise die Unfähigkeit, eine spezifische Berufsrolle zu entwickeln. So erfährt sie beruflichen Ärger als Angriff auf ihre ganze Person und reagiert darauf mit psychosomatischen Beschwerden. Die Abkehr von diesem Muster trägt starke selbstsozialisatorische Züge. In diesem Kontext kommt der Zeitarbeit eine wichtige Funktion zu: Frau Asch bearbeitet hier ihre Angst vor bedrohlichen Arbeitssituationen und unangenehmen Chefs durch systematische Desensibilisierung. So setzt sie sich in der Zeitarbeit immer wieder angstbesetzten Situationen aus und gewinnt über deren Bewältigung Stabilität. Ein strukturell analoges Verhalten findet sich auch im privaten Bereich: Sie fährt gelegentlich mit dem nächstbesten Zug ins Ausland und sieht zu, wie sie die Situation bewältigt. Man kann dies so interpretieren, daß das, was vorher als diffuse „Gefahr“ oder „Bedrohung“ erlebt wurde, hier allmählich in kalkuliertes Risiko verwandelt wird. Obwohl diese Versuche der Selbstsozialisation bereits eine Abkehr vom Prinzip der Identifikation erkennen lassen, kennzeichnen sie alleine jedoch noch keinen Transformationsprozeß. Dieser wird durch einen spezifischen Wendepunkt markiert, der zum Symbol für einen biographischen „Neuanfang“ wird. Dieser Wendepunkt entbehrt nicht der Dramatik und trägt gleichzeitig Züge einer Inszenierung: Frau Asch betreibt und forciert ihre Einweisung in eine psychiatrische Klinik. Nach ihrer Entlassung sucht sie sich eine eigene Wohnung und läßt sich scheiden. Einige Zeit nach dem Klinikaufenthalt unternimmt sie allerdings einen Suizidversuch. Nach drei Tagen, in denen sie, wie sie sagt, „tot, toter geht's nicht“ gewesen sei, wird sie von ihrer Schwiegermutter gefunden und „wach gemacht“.

8.1 Katharsis und Dezentrierung

Wir interpretieren diesen Verlauf mit seinen unübersehbaren Versuchen der Selbstsozialisation, durch die die Gegenwart von den Bindungswirkungen der Vergangenheit befreit wird, in einem ersten Zugriff als „Katharsis“.¹⁰¹ Durch den Begriff der Katharsis wird eine spezifische, sich wechselseitig konstituierende Beziehung von lebensgeschicht-

¹⁰¹ Zum Begriff der Katharsis vgl.: Scheff, Th.J. (1983): *Explosion der Gefühle. Über die kulturelle und therapeutische Bedeutung kathartischen Erlebens*, Weinheim/Basel.

lichem Prozeß und biographischer Beobachtung zum Ausdruck gebracht. Die Etikettierung des Lebensverlaufs und des biographischen Musters fallen hier zusammen. Andererseits führte aber gerade dieser kathartische Prozeß auch — notwendigerweise — zu einer Transformation der Struktur, die die Lebensgeschichte Frau Aschs bis zu ihrem Selbstmordversuch kennzeichnete.

In der darauf folgenden Phase beruflicher und privater Neuorientierung, in der Frau Asch wiederum als Zeitarbeitnehmerin beschäftigt ist, gelingt es ihr, sich zu stabilisieren. Sie erprobt neue Bindungen und lernt schließlich ihren Partner kennen, mit dem sie mittlerweile seit drei Jahren zusammenlebt. Im begrenzten Rahmen lässt sie sich jedoch auch auf andere Liebesbeziehungen ein, und trifft sich jedes Jahr für einige Tage in Italien mit ihrem früheren Freund. In diesen Tagen wird alljährlich die alte Romantik wiedergelebt.

Was ihr unmittelbares soziales Umfeld angeht, gelingt es Frau Asch, sich in ihrem Wohnviertel und über den Arbeitszusammenhang ein Milieustitut zu konstituieren, das ihr ein offenbar verlässliches soziales Netzwerk bietet. Auch im beruflichen Bereich schafft sie es, sich vermittelt über die Zeitarbeit zu konsolidieren. Sie wird häufig in einer für sie attraktiven Firma eingesetzt, bei der sie zwischenzeitlich auch direkt (befristet) eingestellt war. Gegenwärtig scheint für sie eine Festanstellung in Aussicht zu stehen.

An die Versuche der Reorientierung und Selbstfindung, der Stabilisierung und Selbstsozialisation lassen sich nun allerdings über das Moment des kathartischen Prozesses hinausweisende Elemente anknüpfen, die für eine weitergehene Bestimmung der Typenkontur ausschlaggebend gewesen sind. Entscheidend für die schließliche Bewältigung der Krisen, für die Eröffnung neuer Handlungsmöglichkeiten und den Gewinn zusätzlicher Ressourcen ist nämlich, daß es Frau Asch gelingt, alte, über den Mechanismus der Identifikation gesteuerte Orientierungen aufzubrechen und sie durch Formen der Distanzierung und Selbstbeobachtung bei gleichzeitiger Teilnahme an verschiedenen Lebensbereichen zu ersetzen. Engagement und Distanzierung in unterschiedlichen Kontexten werden nebeneinander entwickelt. Sie stellen sich — z.B. im Intimbereich — als das Nebeneinander von emotionaler, stabiler und auf Vertrauen basierter Beziehung zu ihrem Lebenspartner, der — begrenzt, aber regelmäßig — wiederbelebten romantischen Liebesbeziehung zu ihrem Freund in Italien und gelegentlichen sexuellen Abenteuern dar. Diese Typen von Intimbeziehungen werden auf verschiedene Personen jeweils verteilt, und es scheint Frau Asch zu gelingen, damit zu leben. Wir bezeichnen dieses Muster als „Dezentrierung“¹⁰².

102 Zu dieser Typenbezeichnung vgl. Wohlrab-Sahr, M. (1989): De-Institutionalisierung des weiblichen Lebenslaufs — Dezentrierungsphänomene in weiblichen Biographien, in: Hoffmann-Nowotny, H.-J. (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft, Beiträge der Forschungskomitees, Sektionen und Ad-hoc-Gruppen, Zürich, S. 41-44. Vgl. zum Begriff der „Dezentrierung“ auch: Piaget, J./Inhelder, B. (1977): Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden, Olten und Freiburg i.Br., S. 321-338; sowie: Piaget, J. (assisted by A.-M. Weil) (1951): The Development in Children of the Idea of the Homeland and of Relations with other Countries, in: International Social Science Bulletin, Vol. III. No. 3, S. 561-578. Piaget verankert den Begriff der „Dezentrierung“ im Rahmen seiner Entwicklungstheorie. Seiner Ansicht nach wiederholt sich auf jeder beliebigen Entwicklungsstufe der Übergang von einer egozentrischen zu einer dezentrierten Perspektive. Wenn wir hier an den Begriff der „Dezentrierung“ anknüpfen, so machen wir uns damit allerdings nicht gleichzeitig die damit verbundene Vorstellung einer notwendigen Entwicklungslogik zu eigen.

Nimmt man diese Form der Arrangierung lebensweltlicher und lebensgeschichtlicher Bezüge als Kennzeichen, dann lassen sich ihm auch weitere Fälle sinnvoll zuordnen. Wir glauben, daß diese Fassung der Typenstruktur, die nicht notwendigerweise den kathartischen Prozeß als „Vorlauf“ voraussetzt, noch präziser das Muster biographischer Entwicklung charakterisiert, das für die entsprechenden Fälle den biographischen Prozeß und insofern natürlich auch ihre autobiographische Darstellung strukturiert.

Was im Fall von Frau Asch mittlerweile auf eine recht subtile Weise in einer „dezentrierten“ Balance von Teilnahme und Beobachtung internalisiert und über ein spezifisches interpersonelles Arrangement abgesichert wird, findet im Fall von Herrn Tietjen eine etwas andere Ausdrucksform. Herr Tietjen ist etwa im gleichen Alter wie Frau Asch und gelernter Bankkaufmann. Seine Biographie ist durch ein hohes Maß von Mobilität gekennzeichnet. Mehrfach lebte er für längere Zeit im Ausland, wo er in unterschiedlichen Branchen tätig war. Immer wieder gab es in seinem Leben Anlässe, irgendwo zu bleiben, aber auch wieder welche, anderswohin zu gehen. Was bei Frau Asch in Form spontaner Auslandsreisen auftaucht und in der alljährlich wiederkehrenden Italienreise mittlerweile eine ‚kleine‘ institutionelle Form gefunden hat, agiert Herr Tietjen in großen Zügen aus. Dieser kosmopolitische Grundzug in seiner Biographie kommt beispielsweise auch darin zum Ausdruck, daß er sich in einer Art „Wahlverwandtschaft“ von einer indonesischen Familie in Holland gewissermaßen adoptieren ließ, und dies zu einem Zeitpunkt, zu dem seine mittlerweile verstorbenen Eltern noch lebten. Mit dieser Familie kaufte er im Ausland ein Haus, sie besucht er dort gelegentlich, obwohl er nun bereits seit längerer Zeit wieder in der Bundesrepublik lebt. Auch hier weisen persönliche Beziehungen — wie auch bei Frau Asch — größere Distanz auf, als dies in traditionellen Familienbeziehungen und Partnerschaften der Fall ist, erscheinen stärker ‚konstruiert‘ und auch individualisierter. Wesentlich scheint uns daran jedoch, daß die Betreffenden in ihre sozialen Beziehungen nie ‚ganz‘ involviert sind, daß sie über die interpersonellen Arrangements einen relativ distanzierten Umweltbezug absichern. Herr Tietjen ist gleichermaßen Deutscher wie Ausländer, seine ausländische Familie garantiert gewissermaßen diese dezentrierte Perspektive. Und Frau Asch ist eben nicht nur die Partnerin ihrer Freunde, sondern potentiell auch in andere Beziehungen involviert, und noch immer in gewisser Weise an eine romantische Liebesbeziehung gebunden. Beiden Befragten gelingt es auf diese Weise, trotz eingegangener Verbindlichkeiten den Verweisungshorizont anderer Möglichkeiten offenzuhalten: die relative Bindung an das eine blendet die Perspektive des anderen nicht aus.

Um die Darstellung der von uns entwickelten Typologie abzuschließen, möchten wir auf ein Beispiel zurückgreifen, das verdeutlichen soll, wie wir im Laufe der Durcharbeitung der einzelnen Fälle, der vorläufigen Bestimmung erster typischer Strukturen und ihrer schließlichen Ausarbeitung und Veränderung zu einem vertieften Verständnis der Reproduktionsgesetzlichkeiten der einzelnen Fälle und damit der Typen gelangten.

8.2 Vom „Projekt“ zur genaueren Bestimmung: „Defensive Autonomie“

In unserer ersten, teilweise noch gedankenexperimentellen Kontrastierung von Strukturelementen des Passionstypus mit anderen denkbaren typischen Konturen hatten wir auf die Gruppe von Fällen verwiesen, die wir vorläufig unter dem Titel „Projekttypus“ zusammengefaßt hatten. In diesen Interviews war auffällig, daß Lebenslauf

und Biographie dem Muster der Ausarbeitung und Verwirklichung eines Vorhabens folgten. Bei den Befragten, die wir dieser Gruppe zurechneten, war auch erkennbar, daß es sich dabei um die Verwirklichung von Vorstellungen und Projekten handelte, die mit der Loslösung aus früher bestehenden, oft als beengend empfundenen sozialen Bindungen verknüpft waren. Im Falle einer Interviewten (Frau Bogner) war es z.B. eine zu früh geschlossene Ehe, die ihrerseits bereits unverkennbar dem Zweck diente, dem beengenden Milieu der Herkunftsfamilie entkommen zu können. Daß sich in der Beziehung zu ihrem Ehemann dann für diese Interviewte die Erfahrung der Eingrenzung ihrer eigenen Entfaltungswünsche reproduzierte und das Gefühl der „Unselbständigkeit“ eigentlich noch verstärkte, führte dann zur Scheidung und zu dem Versuch, eine wirkliche Eigenständigkeit praktizieren zu wollen. Zunächst in einer Phase des Alleinlebens, schließlich in der Beziehung zu einem neuen Lebenspartner, mit dem zusammen diese Befragte sich zumindest ökonomisch auf eigene Füße stellen möchte. Dabei dient ihr die Beschäftigung in der Zeitarbeit ganz instrumentell dazu, Erfahrungen und Kontakte zu sammeln, die bei der späteren Gründung eines eigenen Versandhandels dienlich werden sollen. Diese Vorhaben sind also, darauf sollte hingewiesen werden, letztlich in dem Bestreben begründet, Autonomie und Unabhängigkeit zu erlangen. Dies soll nun an einem Beispiel noch einmal etwas ausführlicher dargestellt werden. Es handelt sich um die Lebensgeschichte eines 30jährigen Zeitarbeiters, der in seiner beruflichen Biographie eher die Züge eines vorindustriellen, wandernden Gesellen trägt. Einerseits ist er immer bemüht, seine Arbeitsbedingungen so zu wählen, daß er möglichst selbständige und ganzheitliche Aufgaben erfüllen kann. Andererseits ergibt sich daraus, daß er immer wieder an kleine Betriebe gerät, in denen eine solche Aufgabenstruktur noch — oder wieder — praktiziert wird. Gerade diese Betriebe geraten aber oft unter erheblichen ökonomischen Druck, so daß sie zu Maßnahmen der Personalkürzung oder aber auch der Umstrukturierung greifen, wenn sie nicht sogar schließen müssen. Dies führt für unseren intrinsisch orientierten Facharbeiter dazu, daß er den Betrieb wechseln muß. Ein Optimum an Entfaltungsmöglichkeiten erreicht er dabei nie, aber er entwickelt andererseits die Fähigkeit, aus den schlechten Bedingungen das jeweils Beste für sich zu machen.

Auch als er an einer Hausbesetzergemeinschaft — in einer westdeutschen Großstadt — teilnimmt, definiert er dies primär als eine gesellschaftlich nützliche, praktische Tätigkeit, in der er fehlenden Wohnraum wieder „instandsetzt“. In dem Augenblick allerdings, wo die praktisch-nützliche Seite dieser Aktivität — in einem politischen Kontext — eine andere Bedeutung zu bekommen scheint, wendet er sich ab. So ist seine Biographie immer davon geprägt, seine Vorstellung von einem kreativ schöpferischen und ganzheitlichen Tun zu realisieren — aber immer in einem überschaubaren, von ihm steuerbaren, nicht anonymen Zusammenhang. Auch in seinen privaten Beziehungen zu seinen Freunden und Freundinnen sucht er solche auf Ganzheitlichkeit und Reziprozität basierenden Sozialbeziehungen herzustellen. Zum Zeitpunkt des Interviews trägt er sich mit dem Gedanken, sich im L-Städter Raum, wohin es ihn nach einer längeren Phase geographischer Mobilität verschlagen hat, selbständig zu machen. So stellt sich uns der Fall auf einen ersten Blick dar. Eine genauere Fallanalyse zeigt dann allerdings, daß seine Suche nach befriedigenden Kooperationsbedingungen und „familialer Kollegialität“ der Tatsache geschuldet sein dürfte, daß er es in seiner Herkunftsfamilie in der Auseinandersetzung mit dem Vater nicht gelernt zu haben scheint, Konflikte auszutragen und auszuhandeln. Der Vater, ein bastelnder Ingenieur, hat ihm den Impuls für seine technische Orientierung gegeben. In seinem Ein-Mann-Ingenieurbetrieb, der sich schließlich am Markt nicht behaupten konnte, hatte der Vater für

lange Zeit eine Nische gefunden. Die Auseinandersetzung mit anonym strukturierten Sozialwelten und Institutionen scheint dem Sohn so nicht angemessen vermittelt worden zu sein. Um so mehr, als er sich in der Identifikation mit seinem Vater auch noch strikt gegen die Versuche der Mutter abgrenzt, ihn, den Sohn, auf die Bahn einer Karriere im Öffentlichen Dienst zu schicken. So wird er erst zum Rebellen — gegen die dominierende Mutter — und später kanalisiert er seine Schwierigkeiten, eine Autorität nicht nur infragezustellen, sondern auch gegebenenfalls zu akzeptieren, in die ständige Suche nach egalitären Arbeitsbedingungen und der Vervollkommnung seiner beruflichen Kompetenz. Als „allround“ kompetenter Facharbeiter fühlt er sich dann auch gegen formale Hierarchien gewappnet. Die Zeitarbeit als Institution hilft ihm faktisch dabei, diese Suche nach Inseln der Unabhängigkeit und professioneller Freiheit zu organisieren. Auf diese Weise, indem er Arbeitsbedingungen sucht, in denen Hierarchien unterlaufen werden können oder nicht existieren, entwickelt er seine professionelle Autonomie. Es ist eine „*defensive Autonomie*“. Das aus unserer Sicht Interessante an diesem Fall ist sicher nicht die Aufdeckung einer unbewußten Motivationslage: der einzigärgerische und schwache Vater als Ausgangsbedingung eines verqueren Identifikationsschicksals.¹⁰³ Bedeutungsvoller scheint zu sein, daß erst diese Motivationsstruktur verständlich macht, wieso die bewußte Motivationslage, nämlich möglichst interessante und anspruchsvolle Arbeit zu machen, für diesen Facharbeiter immer wieder zu dem paradoxen Effekt führt, daß er sich in letztlich instabilem, wenn auch zeitweise interessante Arbeitsverhältnisse begibt. Die ökonomische Dynamik im Bereich der Klein- und Mittelbetriebe, die zu häufigen Betriebsschließungen und Personalkürzungen führt, ist als sozialer Tatbestand für diesen Teil des Zusammenhangs sicherlich aufschlußreich genug. Aber warum gelingt es dann diesem Facharbeiter nicht, sich an dem einen oder anderen Arbeitsplatz, den er zwischenzeitlich innehatte, hinreichend aussichtsreiche und auch abwechslungsreiche Arbeitsbedingungen zu schaffen? Erst wenn man das unbewußte Motiv der Vermeidung bzw. Umgehung von hierarchischen und anonymen Sozialbeziehungen hinzunimmt, wird dann wiederum verständlich, wieso die Institution der Zeitarbeit für ihn eine ausgesprochen hilfreiche Lösung seines Problems anbietet. Hier verschränken sich also unterschiedliche Motivationsschichten, sozio-ökonomische Strukturen und die Funktionalität einer neu entstehenden Institution auf dem Arbeitsmarkt: der Zeitarbeit. Vermittelt über sie können dann aber auch andere Formen der Suche auf dem Arbeitsmarkt und zwischen den Arbeitsmarktsegmenten in einem gewissen Umfang „institutionalisiert“ werden.

Wir glauben, daß diese Struktur der „*defensiven Autonomie*“ eine typische Variante dessen ist, was in einem anderen Untersuchungsfeld wahrscheinlich als „Projekttypus“ sinnvoll etikettiert werden könnte. Zum Verständnis der spezifischen Reproduktionsgesetzlichkeit der Fälle, wie wir sie in unserem Sample angetroffen haben, ist der Hinweis auf die „*Projektformigkeit*“ von Lebenslauf und Biographie jedoch nicht hinreichend aufschlußreich.¹⁰⁴

103 Vgl. dazu Mitscherlich, A. (1963): Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München.

104 Wir haben in unserem Sample auch vereinzelte Fälle eines „klassischen“ Projekttypus gefunden. Für ihre berufsbiographische Entwicklung ist allerdings die Tätigkeit in der Zeitarbeit nicht von struktureller Bedeutung. So handelt es sich in einem Fall um einen Ingenieur, der als Übersiedler aus der DDR über die Beschäftigung in der Zeitarbeit den Einstieg in den bundesdeutschen Arbeitsmarkt sucht. Seine Biographie entspricht — trotz des einschneidenden Bruchs in seinem Lebenslauf, nämlich der Übersiedlung in die Bundesrepublik — eigentlich dem Typus der beruflichen Normalbiographie. Wir haben seinen Fall

9. Das Typetableau

In der folgenden Übersicht haben wir nun noch einmal die verschiedenen typischen Muster biographischer Entwicklung in einem Neun-Felder-Schema „plaziert“.

Typische Muster biographischer Entwicklung in der Zeitarbeit

		intentional	interaktiv	konditional
		Defensive Autonomie	Idealisierung	Passion
		Differenz	Dezentrierung	Devianz
		Produktivität	Konsolidierung selektive Reduktion	Trajekt
Systemreferenz ↑	Handlungssteuerung →			
intern				
Grenze				
extern				

Wie wir bereits erwähnt hatten, wurde das ursprüngliche Vier-Felder-Schema durch eine dritte Ausprägung in der Dimension der Systemreferenz erweitert, nämlich die dominante Orientierung an den Grenzen sozialer Umwelten. In einem nächsten Schritt hatten wir dann auch auf der Ebene der Handlungssteuerung eine weitere Ausprägung vorgenommen. Mit der Kategorisierung „interaktiv“, als dritter Kategorie zwischen den — den Um-zu-Motivationen entsprechenden — intentionalen Handlungssteuerungen und den — den Weil-Motiven entsprechenden — konditionalen Handlungssteuerungen, haben wir eine Kategorie der interaktiven Handlungssteuerung vorsehen. Die Plausibilität der Kategorisierung lässt sich am Beispiel des Typus der „selektiven Reduktion“ aufzeigen: Für die Fälle, die wir diesem Typus zugerechnet hatten, waren ganz offensichtlich konditionale Handlungssteuerungen sehr bedeutsam. Andererseits gab es auch eine Form des „Agierens“, die zwar nicht im strengen Sinne „intentional“ zu nennen wäre, die aber doch, gerade im Bezug auf die selektive Nutzung von Umweltressourcen, der reinen Konditionierung entraten kann. Wenn wir uns auf den Typus der „Dezentrierung“ beziehen, so wäre die Ausprägung „interaktiver“ Handlungssteuerung vielleicht am ehesten im Sinne einer kommunikativen Ausgestaltung von Milieu- und Sozialbeziehungen zu verstehen. Dagegen trifft für den Typus der „Idealisierung einer unitarischen Lebensform“ wohl eher zu, daß wir dort Formen der Abwechslung von dominant konditionaler Steuerung durch „erduldete Umwelten“ einerseits und der reinen Intentionalität in projizierten Gegenwelten, erkennen können.

bzw. genauer: seine biographische Zeitperspektive im folgenden Kapitel IV rekonstruiert (vgl. dort die Analyse des Falles „Deder“; s.a. die Analyse in Kap. V).

IV. Biographische Zeitperspektiven und zeitbezogenes Erleben und Handeln im Alltag

Im folgenden Abschnitt wenden wir uns nun der Frage zu, ob sich für die rekonstruierten Muster biographischer Entwicklung entsprechende, differentielle biographische Zeitperspektiven erkennen lassen. Darüber hinaus sollen die Formen alltäglichen Zeiterbens und zeitbezogenen Handelns — beispielsweise Formen der Zeiteinteilung — im Alltag (Arbeit und Freizeit) nach Maßgabe der Muster biographischer Entwicklung vorgestellt werden.

Schließlich ist zu prüfen, inwieweit zwischen den biographischen Zeitperspektiven einerseits und den Formen des zeitbezogenen Erlebens und Handelns andererseits wiederum Zusammenhänge bestehen.

1. Konzeptionelle Klärungen

Bevor wir uns der Präsentation und Diskussion der empirischen Ergebnisse dieses Untersuchungsschrittes zuwenden, sei noch einmal kurz skizziert, warum wir gerade die biographische Zeitperspektive (im folgenden abgekürzt: BZP) in das Zentrum der Untersuchung gerückt haben, und welche Bedeutung — theoretisch wie empirisch — der Beziehung zwischen der BZP und dem zeitbezogenen Erleben und Handeln im Alltag (im folgenden abgekürzt: ZEHA) zukommt, bzw. in welchem Verhältnis diese beiden Untersuchungsgrößen wiederum zu den Mustern biographischer Entwicklung stehen.

Zunächst zur genaueren Bestimmung der einzelnen Untersuchungsgrößen: Was bedeutet biographische Zeitperspektive und was bedeutet zeitbezogenes Erleben und Handeln?

1.1 Perspektive — Zeitperspektive

Der Begriff der Perspektive hat, folgt man den Hinweisen aus dem Grimmschen Wörterbuch, eine räumliche Bedeutung: „Perspective“, so heißt es dort, bedeute die Wissenschaft, „mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raumes, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände, auf verschiedene Plane des Raumes verstreuet, mitsamt dem Raume dem Auge aus einem und demselben Standorte erscheinen würden“¹

Die Übertragung dieser standpunktabhängigen, räumlichen Ordnungsvorstellung auf die Zeitdimension dürfte letztlich Grundlage der meisten Versionen des Begriffs „Zeitperspektive“² sein.

1 Grimm, J. u. W. (1984): Deutsches Wörterbuch, Bd. 13, München, S. 1567.

2 Erwähnenswert ist auch, daß das Grimmsche Wörterbuch unter dem Stichwort „Perspectiv“

Der Begriff „Zeitperspektive“ wurde von L.K. Frank³ in die Diskussion eingeführt und in der Folge in einer Reihe von primär sozialpsychologisch orientierten Studien aufgegriffen. Frank bezog „Zeitperspektive“ auf die Vergangenheit und Zukunft gegenwärtigen Verhaltens, wobei er als Vergangenheit die beständige Veränderung (Modifikation) versteht, die sich aus dem je aktuellen Verhalten eines Organismus ergibt. Als Zukunft interpretiert er diejenigen Orientierungen und Steuerungen, die sich auf das gegenwärtige Verhalten auswirken, und zwar ihrerseits nach Maßgabe der vergangenen Modifikationen⁴. Die Vergangenheit wirkt so, vermittelt über deren Antizipation, auf die Zukunft.

Frank hat außerdem (bereits) darauf hingewiesen, daß die „Zeitperspektive“ sich nicht nur zur Analyse individuellen Verhaltens und Handelns eigne, sondern auch dazu, ganze Kollektive und soziale Klassen zu charakterisieren. An „der Reichweite ihrer Planungen, in ihrer Vorsorge, in ihrer Abstinenz usw.“⁵, eben anhand der Zeitperspektive, offenbarten sich in charakteristischer Weise Merkmale der (kollektiven) Lebenslage. In diesem Sinne hat auch Lewin⁶ seinen Rückgriff auf das Konzept der Zeitperspektive dadurch plausibilisiert, daß er, am Beispiel der Arbeitslosen, deren Verlust an „psychologischer Zukunft“, ihre potentielle Hoffnungslosigkeit als Ausdruck einer reduzierten, verarmten Zeitperspektive darstellt. Zeitperspektive ihrerseits sei dadurch gekennzeichnet, daß alle drei Zeitmodalitäten, Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, zur Geltung kämen, was bei den Arbeitslosen⁷ eben nicht der Fall sei. Hier muß auf die Studie über die Arbeitslosen von Marienthal verwiesen werden, die, 1933 publiziert, bereits auf den Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und veränderter Zeitverwendung hingewiesen hatte. Die anhand der Auswertung von Zeitverwendungsbögen und durch Beobachtungen festgestellten Tagesablaufrhythmen der beschäftigungslosen Männer

die Bedeutung „Fernrohr“ verzeichnet. Diese aus dem Französischen ins Deutsche übernommene Bedeutung taucht wieder auf in einem Beitrag von Luckmann, wo er mit Bezug auf die Betrachtung einzelner Lebensereignisse im Horizont lebenszeitlicher Spannweite den Begriff des Teleskopierens benutzt. Vgl. Luckmann, Th. (1986): Zeit und Identität: Innere, soziale und historische Zeit, in: Fürstenberg, F./Mörth, I. (Hrsg.): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft, Linz, S. 135-174. Die Perspektive als ordnendes Prinzip räumlicher Darstellung ist zwar bereits in der Spätantike bekannt, wird aber erst in der Renaissance zum systematischen Prinzip, gerade auch in der Bildenden Kunst. Vgl. u.a. Gebser, J. (1966): Ursprung und Gegenwart — Fundamente und Manifestationen der aperspektivistischen Welt, Stuttgart.

3 Frank, L.K. (1939): Time Perspective, in: *Journal of Social Philosophy* 4, S. 292-312.

4 Vgl. Frank, L.K., a.a.O., S. 305.

5 Frank, L.K., a.a.O., S. 297.

6 Lewin, K. (1953): Zeitperspektive und Moral, in: Ders., *Die Lösung sozialer Konflikte*, Bad Nauheim, S. 152-180.

7 Vgl. Jahoda, M./Lazarsfeld, P.S./Zeisel, H. (1975, zuerst 1933): *Die Arbeitslosen von Marienthal*, Frankfurt/M., S. 83-92. In der Psychologie gibt es, mindestens seit Ende des 19. Jahrhunderts, eine sehr umfangreiche und auch ausdifferenzierte Forschung zu verschiedenen „Parametern“ des Zeitbewußtseins und -erlebens. Als guten Überblick vgl.: Fraisse, P. (1967, zuerst 1957): *Psychologie du Temps*, Paris. Die psychologische Forschung befaßt sich dabei zunächst vor allem mit der Frage nach der Existenz eines „Zeitsinns“, dabei in engem Kontakt zur biologisch-physiologischen Forschung. Zeitschätzungen und Gedächtnisleistungen sind weitere empirisch untersuchte Phänomene im Bereich der Psychologie. Vgl. dazu auch in einem kurzen Überblick über neuere Aspekte die Beiträge von Pöppel, E. (1988): Gegenwart — psychologisch gesehen, in: *Universitas*, S. 1249-1254 und Payk, Th.R. (1988): Zeit — Lebensbedingung oder Täuschung, in: *Universitas*, S. 1255-1263.

werden als eine Veränderung des Zeiterlebens, als ein Zerfall der Zeitgestalt des Alltags interpretiert. Obwohl Lewin nicht auf diese Untersuchung verweist, ist es nicht abwegig, anzunehmen, daß sie ihm geläufig war. Auf eine wirkungsgeschichtliche Rekonstruktion im engeren Sinne kommt es uns hier allerdings nicht an. Angesichts einer lange Zeit vernachlässigten empirischen soziologischen Forschung zum Thema Zeit, insbesondere aber auch zum Thema der individuell und kollektiv variiierenden sozialen und subjektiven Zeitperspektiven, ist dieser Hinweis auf erste Anfänge einer empirischen soziologischen Beschäftigung mit der „Zeitperspektive“ dennoch informativ.

In der Folge verkürzten jedoch die meisten der zahlreichen empirischen, überwiegend sozialpsychologischen Studien, die mit dem Konzept der „Zeitperspektive“ arbeiteten, diese auf eine in die Zukunft reichende Orientierung in der Zeit. Zumeist wird dabei die Reichweite dieser Perspektive zum Kriterium ihrer Einschätzung und Bewertung genommen und mit soziodemographischen Variablen, insbesondere aber mit der Schichtzugehörigkeit in einen erklärenden Zusammenhang gestellt. Niedriger sozio-ökonomischer Status, so wird in der Mehrzahl der Untersuchungen mehr oder weniger überzeugend zu belegen versucht, korreliere mit einer kürzeren Reichweite der Zukunftsorientierung und stehe in Zusammenhang mit der schwächer ausgebildeten Fähigkeit, Bedürfnisbefriedigung aufzuschieben.⁸

In differenzierteren Untersuchungen wird dabei jedoch nicht nur die schiere Ausdehnung und Reichweite der Zeitperspektive berücksichtigt, sondern auch der Grad des Realismus, der in einer zukunftsbezogenen Zeitperspektive zum Ausdruck kommt. Trommsdorff u.a.⁹ weisen so z.B. darauf hin, daß es für die von ihnen untersuchten delinquenten Jugendlichen völlig unrealistisch wäre, wenn sie sich an einer fernen, weit vorausliegenden Zukunft orientierten, während doch die für sie relevanten Probleme in der unmittelbaren Zukunft, nämlich nach ihrer Entlassung aus dem Gefängnis, liegen. Mit diesem Gesichtspunkt, nämlich dem Grad des Realismus, wird eine zusätzliche Dimension in die Qualifizierung der Zeitperspektive eingeführt. Eine weitere ist die der „zeitlichen Kohärenz“, die sich auf die „logische“ Ordnung von Ereignissen im lebenszeitlichen Ablauf bezieht.¹⁰

Am ehesten mit unseren eigenen konzeptuellen Überlegungen verknüpfbar sind die Untersuchungen von Cottle sowie von Cottle/Klineberg¹¹, in denen die unterschiedliche Repräsentanz der Zukunft in der Gegenwart untersucht wird. Cottle verweist außerdem

8 Die Literatur über den Zusammenhang von Schichtzugehörigkeit und Zukunftsorientierung bzw. Zeitperspektive bzw. zukunftsbezogener Zeitperspektive ist außerordentlich umfangreich. Vgl. hierzu das Übersichtsreferat von Tismer, K.-G. (1985): Zeitperspektive und soziale Schichtzugehörigkeit, in: KZfSS, Jg. 37, S. 677-697. Für den Zusammenhang zwischen der Entwicklung von Zeitperspektive und sozialisatorischen Prozessen vgl. die Arbeit von Kasakos, G. (1971): Zeitperspektive, Planungsverhalten und Sozialisation, München, sowie Mönks, F.J. (1967): Zeitperspektive als psychologische Variable, in: Archiv für die gesamte Psychologie, Bd 119, S. 131-161.

9 Trommsdorff, G., u.a., (1979): Zukunftsorientierung, Belohnungsaufschub und Risikobereitschaft bei weiblichen Delinquenten, in: KZfSS, Jg. 31, S. 733-745, hier: S. 742.

10 Zunächst bei Wallace, M. (1956): Future Time Perspective in Schizophrenia, in: Journal of Abnormal and Social Psychology 52, S. 240-245; sowie: Lomranz, J./Shmotkin, D./Katznelson, D.B. (1983): Coherence as a Measure of Future Time Perspective in Children and its Relationship to Delay of Gratification and Social Class, in: Intern. Journ. of Soc. Psychology 18, S. 407-413.

11 Cottle, Th.J. (1976): Perceiving Time. A Psychological Investigation with Men and Woman, N.Y./London u.a.; Cottle, Th.J./Klineberg, St.L. (1974): The Present of Things Future, N.Y./London.

auf das Phänomen einer „Dehnung von Gegenwart“. Darin komme ein verräumlichtes Gegenwartsverständnis zum Ausdruck, das eine Zukunftsorientierung zwar nicht ausschließe, diese aber offenbar — zumindest für gängige Testmethoden — verdecke.¹² Auch das Konzept der „temporalen Integration“, das die Verknüpfung von Vergangenheit und Zukunft in der Gegenwart meint, ist im Vergleich zu den zumeist untersuchten Variablen „Zeitextension“ und „Zeitorientierung“ differenzierter, insofern es den Charakter der Zeitlichkeit besser reflektieren kann als die Dimensionen der Reichweite und Richtung der Zeitorientierung.¹³

Während also bei Frank und Lewin die Zeitperspektive noch eindeutig auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bezogen war, ergibt sich in der überwiegenden Zahl der anschließenden Studien zur Zeitperspektive eine klare Privilegierung der Zukunft, sowohl was die begriffliche Fassung, als auch was die empirische Operationalisierung des Konzepts der Zeitperspektive anbelangt. Diese Bevorzugung der Zukunftsdimension ist natürlich nicht zufällig zur dominierenden Form der Anwendung des Konzepts in der empirischen Forschung geworden. Gilt doch der Umgang mit Antizipationen, die Befreiung von unmittelbarer Situationsverhaftetheit und die Instinktentbundenheit sowohl phylogenetisch wie auch ontogenetisch als Ausdruck einer höheren Entwicklung. Auch das Konzept sozialen Handelns als einer Anpassung an eine als „modo futuri exacti“ abgelaufene phantasierte Handlung¹⁴ gibt dem Handeln seine Einheit ja durch dessen Entwurfs- und Planmäßigskeitscharakter und also durch seine Zukunftsorientierung. Die Futurisierung von Handeln erlaubt ein höheres Maß an Komplexität, wie Luhmann¹⁵ feststellt.¹⁶

12 Cottle, Th.J., a.a.O., S. 49.

13 Die Umsetzung der Konzepte in der empirischen Forschung vermag allerdings nicht zu befriedigen. In der gemeinsamen Studie, Cottle/Klineberg (1974), arbeiten die Autoren mit Lebensgeschichten, die aber kaum systematisch interpretiert, allenfalls collagehaft gebrochen, ansonsten reportagehaft wiedergegeben werden. Es werden anhand von vier Fallbeschreibungen persönliche Stile des Zeiterlebens und der Zeitperspektive präsentiert. Dies ist anregend, da die Zeitperspektiven eines 80-jährigen, der auf die Zukunft setzt, einer 25-jährigen Edelprozessierten, die mit ihrer Vergangenheit untergründig verstrickt bleibt, und eines deprimierten Ehepaars, das mit der Gegenwart hadert, zweifellos mögliche persönliche Variationen der üblichen lebenszeitlichen Orientierung und biographischen Perspektiven andeuten. Aber aus soziologischer Sicht beginnen die Fragen natürlich dann erst. Lassen sich die Fälle z.B. überhaupt sinnvoll aufeinander beziehen? Lassen sich hinreichend präzise die sozialen Konstitutionsbedingungen der jeweiligen Persönlichkeitsentwicklung angeben und im Hinblick auf soziologisch relevante Parameter der Identitätskonstitution befragen? Zu diesen und weiteren Fragen gibt die Studie leider keine befriedigenden Informationen her. In seiner 1976 publizierten Untersuchung verwendet Cottle dann verschiedene psychologische Testmethoden. Dabei taucht das Konzept der temporalen Integration allerdings nur noch testförmig operationalisiert als „Überlappung“ von Linien bzw. Kreisen auf, die jeweils unterschiedlich symbolisierte Erstreckungen bzw. Überschneidungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (time zones) darstellen sollen. Eine Methode, die man — zumindest aus der Perspektive unserer Fragestellung — allenfalls als Begleiterhebung zu sinnverstehenden, interpretativen Verfahren einsetzen könnte.

14 Vgl. Schütz, A. (1974, zuerst 1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt/M., S. 116.

15 Luhmann, N. (1975): Weltzeit und Systemgeschichte, in: Soziologische Aufklärung 2, Opladen, S. 103-133.

16 Andere (sozialpsychologische) Konzepte wie das der gelernten Hilflosigkeit (Seligman, M.E.P. (1979): Erlernte Hilflosigkeit, München/Wien/Baltimore), der internalen vs. externalen Attri-

Zeitperspektive, das läßt sich also festhalten, ist ein Konzept, das in seiner empirischen Anwendung und in seinem theoretischen Zuschnitt zumeist als Orientierung an der Zukunft ausgelegt wird. Formen der Gegenwartsorientierung oder der Vergangenheitsverhaftetheit werden dann empirisch zwar festgestellt, aber als Ausdruck einer nicht (hinreichend) entwickelten Zukunftsperspektive eingeschätzt. Diese Zuschneidung erscheint uns jedoch problematisch, und wir möchten deshalb ein grundsätzlicheres Verständnis von dem entwickeln, was „Zeitperspektive“ bedeuten kann. Dazu greifen wir zunächst auf Überlegungen von George Herbert Mead zurück.¹⁷

1.2 Die objektive Realität von Perspektiven bei Mead

Mead hatte, darin Whitehead folgend, den Begriff der Zeitperspektive aus einer Analogie zu räumlichen Perspektiven gewonnen.¹⁸ Dabei betont er, daß Perspektiven keineswegs so etwas wie Selektionen aus der Totalität einer real vorhandenen physikalischen Umwelt seien, sondern die objektiv vorhandenen — und in einer Perspektive realisierten — Beziehungen zwischen Objekten in der Welt. Die „objektive Realität der Perspektiven“ sieht er also in den realisierten, aktualisierten Verknüpfungen zwischen aufeinander Bezug nehmenden bzw. zueinander in Bezug tretenden Objekten, Organismen und Individuen. Daß eine solche Bezugnahme entsteht, „emergent“¹⁹ wird, führt Mead auf das Hervortreten von Neuem, auf ein Ereignis zurück. Durch das neue Ereignis, z.B. eine Handlung, wird innerhalb eines ablaufenden Prozesses eine Perspektivenbildung notwendig. Das bedeutet nach Mead: Die Herstellung von Gleichzeitigkeit zwischen verschiedenen Einzelperspektiven beteiligter Individuen bzw. Akteure. Deren Unterschiedlichkeit, aber auch Gemeinsamkeit wird erst im Akt dieser Perspektivenentwicklung realisiert. Dieser Übergang von einer in einem ablaufenden Prozeß enthaltenen, bestehenden Perspektive zu einer sich neu herausbildenden Wahrnehmung der Differenz von Selbst und Anderem sowie der diese Differenzwahrnehmung ermöglichten, unterstellten Gleichsinnigkeit, dies wird von Mead als der eigentliche Charakter von Sozialität bestimmt. Als deren „individueller Niederschlag“²⁰ kann Selbst-Reflexivität und also auch die Möglichkeit der Ich-Identität gesehen werden. In der sozialen Dimension ist dieser Vorgang von Mead als Übernahme der Rolle eines anderen ausführlich diskutiert worden. In seinen späten Schriften, die sich dem

bution (Rotter, J.B. (1966): Generalized Expectancies for Internal vs. External Control of Reinforcements. Psychological Monographs 80), sowie z.B. das des „Eigenmacherlebens“ (Bergius, R. (1957): Formen des Zukunftserlebens, München), verweisen ebenfalls auf die Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit von vergangenen und situativen Zwängen und die Fähigkeit bzw. den Glauben an die Fähigkeit, derartige Zwänge (auch) in der Zukunft zu bewältigen.

17 Mead, G.H. (1969, zuerst 1932): Philosophie der Sozialität, Frankfurt/M.

18 Joas, H. (1980): Praktische Intersubjektivität, Frankfurt/M., S. 171.

19 Mead bezieht sich dabei auf S. Alexander, der wiederum auf Lloyd Morgan: „I use the word ‚emergent‘ after the example of Mr. Lloyd Morgan. It serves to mark the novelty which mind possesses, while mind still remains equivalent to a certain neural constellation. Consequently, it contrasts with the notion that mind is a mere ‚resultant‘ of something lower“ (Alexander, S. (1927): Space, Time, and Deity, Vol. II, London, S. 14). Alexander benutzt den Begriff also im Zusammenhang evolutionstheoretischer Überlegungen, auf die Mead ja auch immer wieder rekurriert.

20 Joas, H., a.a.O., S. 89.

Problem der Zeit stärker zugewandt haben, macht Mead nun klar, daß dieser soziale Prozeß neben seiner Fundierung in einem gemeinsamen „universe of discourse“ (Sprache; signifikante Symbole) eine unerlässliche zeitliche Komponente hat, die in der Realisierung objektiv möglicher Perspektiven zum Tragen kommt.

In dem „Gegeneinanderhalten von Zukunft und Vergangenheit als Möglichkeiten“ sieht Mead das einzige Beispiel, wie „in der Erfahrung“ ein „zusammenfassendes Begreifen“ der unterschiedlichen und gemeinsamen Perspektivität sozialer Objekte bzw. sozialer Akteure hergestellt werden kann.²¹ Er sieht hierin eine Möglichkeit des bewußten Organismus, seine Umwelt zeitlich²² zu erweitern.

Diese Herstellung einer Gleichzeitigkeit zwischen unterschiedlichen Organismen, Ego und Alter, zwischen Antizipationen und Reaktionen, und die Entwicklung antizipatorischer Reaktionen rückt die „zukünftige Realität in eine mögliche Gegenwart“.²³ Nur eine „erfolgte“ Handlung macht aus der gegenwärtigen Möglichkeit eine Realität. Und indem dies geschieht — also eine Handlung erfolgt —, wird auch die Vergangenheit neu konstituiert: „Wir orientieren uns nicht an der Vergangenheit, welche die Gegenwart war, in der das Entstehende in Erscheinung trat, sondern wir sind an einer Reformulierung der Vergangenheit als Bedingung der Zukunft interessiert, die es uns ermöglicht, das Wiederauftreten des Neu-Entstandenen zu kontrollieren“.²⁴

Man sieht, daß auch Mead ein privilegiertes Interesse an der Zukunft zum Ausdruck bringt. Und es wird deutlich, daß die Vergangenheit ständig modifiziert, und die Zukunft kontingenzen Selektionen unterzogen wird.²⁵

Diese Überlegungen machen deutlich, wieso für Mead nur die Gegenwart Realitätscharakter haben kann. Nur sofern in der Gegenwart durch Realisierung von Perspektiven — also durch die Aktualisierung von objektiv vorhandenen Möglichkeiten — Prozesse fortgesetzt bzw. durch das Auftreten von Neuem verändert werden, können wir überhaupt von objektiver Realität sprechen. Und diese, so Mead, ist die objektive Realität der Perspektiven.

Für unsere eigenen Überlegungen gewinnen wir durch diesen Rückgriff auf Mead die Möglichkeit eines grundlegenden Verständnisses des zeitlichen Charakters der Perspektivität. Dieses läßt sich im übrigen auch für eine Fragestellung fruchtbar machen, die sich mit der unserer Untersuchung berührt. Der Frage nach der Begründung von personaler Identität im Laufe der Zeit. Folgt man nämlich Mead, läßt sich zeigen, daß die Gleichheit einer Person im Laufe der Zeit immer nur aus ihrer jeweiligen Gegenwart heraus bestimmt werden kann, und daß sie sich auch nicht durch Unveränderlichkeit oder ein „unbewegliches Sichselbstbleiben auszeichnet, sondern durch die ständig aktive, rekonstruktive Verarbeitung von Widerfahrungen und das Entwerfen von Handlungen“.²⁶

21 Mead, G.H., a.a.O., S. 226.

22 „Zum sog. bewußten Organismus gehört, daß er diese größere zeitliche Umwelt mit Hilfe von Eigenschaften, die er in der Gegenwart findet, vervollständigt. ... ich möchte hier zunächst deutlich machen, daß das Bewußtseinsfeld die zeitliche Erweiterung der Umwelt des Organismus ist, und daß der Organismus eine Idee hat, weil er das in sich aufnimmt, was sich über seine Gegenwart hinaus bewegt, um an die Stelle dessen zu treten, wozu seine eigene Aktivität tendiert“ (Mead, G.H., a.a.O., S. 255). Die bewußte Tätigkeit des Organismus erweist sich also gerade in seiner Fähigkeit, über die Grenzen der Gegenwart hinaus Vorstellungen zu haben.

23 Mead, G.H., a.a.O., S. 225.

24 Mead, G.H., a.a.O., S. 244.

25 Vgl. dazu auch Mead, G.H., a.a.O., S. 308.

26 Joas, H., a.a.O., S. 188.

Als den wesentlichen Kern einer solchen temporalisierten Struktur von Identität begreifen wir die biographische Zeitperspektive. Dieses Konzept ist eine operationale Fassung verzeitlichter Identität, die wir in den erzählten Lebensgeschichten rekonstruieren können. Damit stellt sich nunmehr die Frage nach der Bedeutung von Zeitperspektiven im Rahmen von Biographien und Lebensgeschichten.

1.3 Biographische Zeitperspektive und biographische Schemata

Wolfram Fischer hat darauf aufmerksam gemacht, daß „die Konstruktion einer Lebensgeschichte immer perspektivisch (ist) in dem Sinne, daß in sie Erinnerungen und Erwartungen eingehen. Was diesen Vorgang nun kompliziert, ist der Umstand, daß diese Perspektive nicht statisch ist, sondern selber temporale Modalisierungen erfährt. Das Entstehen von Zeitperspektiven in den Horizonten der Erinnerung und Erwartung ist also weiterhin bestimmt durch die zeitliche Sukzession mit Irreversibilität von Ereignissen in der Zeit und ihren permanenten Reinterpretationen.“²⁷

Fischers Argumentation bezieht sich auf eine in der phänomenologischen Tradition, also primär in der Auseinandersetzung mit den Arbeiten Edmund Husserls entwickelte Vorstellung von der Struktur subjektiver (und sozialer) Zeit. Auf diese Tradition soll hier vor allem deshalb eingegangen werden, weil sie für die Analyse der Zeitdimension im Rahmen von Lebensgeschichten und Biographien anschlußfähiger ausgearbeitet worden ist als die strukturell ganz ähnlich angelegten Überlegungen George Herbert Meads.²⁸

In unserer Darstellung werden wir uns dabei auf einen Beitrag von Luckmann²⁹ be-

27 Fischer, W. (1982): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken, in: ZSE, Jg. 2, S. 5-19, hier: S. 17.

28 Eine vergleichende Analyse des Meadschen Ansatzes und der in der Tradition Husserls stehenden, sozialphänomenologischen Konzepte, etwa von Thomas Luckmann, als „Ansatzpunkte einer soziologischen Zeittheorie“ hat Werner Bergmann vorgenommen: Bergmann, W. (1988): Bewußtsein oder Handlung: Ansatzpunkte einer soziologischen Zeittheorie, in: Seiffert, E.K. (Hrsg.): Ökonomie und Zeit, Frankfurt/M., S. 79-101. Er kommt dabei zu der Einschätzung, daß in der am Bewußtsein ansetzenden phänomenologischen Tradition die Intersubjektivität gewissermaßen von innen nach außen entworfen werde, während in der Meadschen Theorie, die bei der Handlung ansetzt, die Intersubjektivität gleichsam vorausgesetzt, und aus ihr Identität und Selbstbewußtsein erst, also von außen nach innen, entfaltet und entwickelt werde. Für eine soziologische Zeittheorie hält Bergmann den Meadschen Ansatz für geeigneter, weil er „den problematischen Bezug auf das Subjekt und sein Zeitbewußtsein vermeidet, damit auch die problematische Konstruktion einer sozialen Zeit über die Synchronisation subjektiver immanenter Bewußtseinsströme“ (a.a.O., S. 88). Darüber hinaus hält Bergmann den Meadschen Ansatz bei der Handlung als „gegenwartskonstituierendes Ereignis“ deshalb für geeigneter, weil er „anstelle der Kontinuität der inneren Dauer des Zeitbewußtseins – die Diskontinuität von Handlungen und Kommunikation als Ausgangspunkt einer soziologischen Zeittheorie“ wählt (a.a.O., S. 95). Handlung wird damit zum Letztelement eines autopoietischen Systems, das, indem es Diskontinuität produziert, immer wieder auch das Problem der Kontinuität des Handlungssystems lösen, also Anschlußfähigkeit hervorbringen muß. Vgl. dazu auch Luhmann, N. (1979): Zeit und Handlung, in: ZfS, Jg. 8, S. 63-81, sowie Bergmann, W. (1981): Zeit, Handlung und Sozialität bei G.H. Mead, in: ZfS, 10. Jg., S. 351-363.

29 Luckmann, Th. (1986): Zeit und Identität, a.a.O. Auf Teile dieses Beitrags hatten wir uns im Kapitel II.2 bezogen.

ziehen, der für den hier verfolgten Zweck, nämlich eine Rekonstruktion der theoretischen Implikationen des von uns empirisch angewandten Konzepts der biographischen Zeitperspektive, geeignet erscheint, und außerdem auch Hinweise auf das Verhältnis von alltäglicher Zeit und biographischer Zeit enthält.

Luckmann bemüht sich um die Analyse der persönlichen Identität als einer zeitlichen Struktur und begreift diese als „fortlaufende Synthese der körpergebundenen inneren Zeit, die als Dauer erfahren wird, der intersubjektiven Zeit, die als Synchronisierung unmittelbarer sozialer Interaktionen erfahren wird, und der biographischen Zeit, die bei der Konstruktion und Rekonstruktion eines ganzen Lebenslaufs in größeren, sinngebenden Abschnitten erfahren wird“.³⁰

Husserl hat in der Analyse des inneren Zeitbewußtseins,³¹ in dem „fortlaufenden Einanderschieben dessen, was jetzt geschehen ist, mit dem, was einen Augenblick zuvor als ‚Jetzt‘ gegeben war und mit dem, was noch nicht ein Jetzt ist, aber im nächsten Augenblick zu einem Jetzt wird“³², in diesen passiven Synthesen von aktuellen impressiven Phasen, Retentionen und Protentionen, diejenige Basis für das transzendentale Bewußtsein gesucht, die nicht selber wiederum durch den Modus der Reflexion verzeitlicht wird.³³

Luckmanns Ansatz vermeidet diese phänomenologische Fundierungsabsicht und lagert das innere Zeitbewußtsein — die innere Dauer als kontinuierlichen Erlebnisstrom — in die Rhythmisierung des menschlichen Körpers ein.³⁴ Auf den „Rhythmen der inneren Dauer“ seien alle anderen Zeitstrukturen des menschlichen Lebens aufgerichtet, so Luckmann.³⁵

Wir hatten bereits auf zwei der wesentlichen Koordinierungsmechanismen hingewiesen, die eine Abstimmung der inneren Zeit mit den Zeitstrukturen des täglichen Lebens

30 Luckmann, Th., a.a.O., S. 141.

31 Husserl, E. (1966): Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins, Husserliana Band X, Den Haag, S. 76ff.

32 Luckmann, Th., a.a.O., S. 148.

33 Eine knappe und überzeugende Analyse der Schwierigkeiten, in die Husserls Versuch gerät, liefert Frank, M. (1983): Was ist Neo-Strukturalismus? Frankfurt/M., S. 316-324. S.a. Bieri, P. (1972): Zeit und Zeiterfahrung, Frankfurt/M.

34 Luckmann, Th., a.a.O., S. 150.

35 In dieser Wendung folgt Luckmann sowohl den phänomenologischen Analysen von Merleau-Ponty (vgl. Merleau-Ponty, M. (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin) als auch der philosophischen Anthropologie Helmuth Plessners (Plessner, H. (1928): Stufen des Organischen und der Mensch, Berlin). Bei Merleau-Ponty heißt es sehr anschaulich: „In jeder Fixierungsbewegung verschlingt mein Leib eine Gegenwart, eine Vergangenheit und eine Zukunft zu einem einzigen Knoten, scheidet Zeit gleichsam aus, oder vielmehr wird zu einem Ort der Natur, an dem Geschehnisse erst, statt nur einander ins Sein zu stoßen, die Gegenwart mit den doppelten Horizonten von Vergangenheit und Zukunft umgeben und selber geschichtliche Orientierung gewinnen. — Mein Leib ergreift Besitz von der Zeit und läßt für eine Gegenwart Vergangenheit und Zukunft da sein; er ist kein Ding, denn er vollbringt die Zeit, statt ihr bloß zu unterliegen“ (a.a.O., S. 280). Wolfram Fischer hat in seiner Analyse der Lebensgeschichten chronisch Kranker untersucht, wie sich die Verletzung leiblicher Integrität infolge chronischer Krankheit auf die biographischen Zeitperspektiven der Patienten und auf ihr alltägliches Zeiterleben auswirkt. Seiner Arbeit verdanken wir wichtige Anregungen, so auch den Hinweis auf dieses Zitat von Merleau-Ponty, aus seinem Beitrag: Fischer, W. (1986): Prekäre Leiblichkeit und Alltagszeit. Kontingenz und Rekurrenz in der Zeiterfahrung chronisch Kranker, in: Fürstenberg, F./Mörrth, I. (Hrsg.) (1986): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft, Linz, S. 237-256.

leisten sollen: die Synchronisierung zweier Bewußtseinsströme und die Überformung der inneren Dauer durch sozial objektivierte Zeitkategorien.³⁶ Dies beides seien — so Luckmann — *Synchronisierungsleistungen*, während sich — und das soll nun in den Vordergrund gestellt werden — in *diachroner Perspektive* die innere Dauer mit der *historischen Zeit* und *biographischen Schemata* vermittelt und so zur Entwicklung einer biographischen Zeitperspektive und Konstitution persönlicher Identität beiträgt. Die von Luckmann skizzierte Bedeutung der historischen Zeit und der Biographie für die Konstitution persönlicher Identität besteht vor allem darin, daß „biographische Schemata“ die individuelle Lebenszeit in die, deren begrenzte Dauer „überdauernde“ historische Zeit und Weltzeit einordnen. Die Funktion der biographischen Schemata ist es also, „den Sinn von Handlungen kurzer Spannweite mit übergreifender Bedeutung“ zu verstehen.³⁷ Dies gilt sowohl für die zeitliche Struktur der Lebenszeit selber, also ihre Phasierung und die sequentielle Organisation bestimmter Lebensereignisse, als auch für das Verhältnis von Alltagszeit und Lebenszeit. Es gilt außerdem, wie bereits genannt, für das Verhältnis von Lebenszeit und den diese Zeitspanne transzendernden Zeitrahmen, wie etwa der historischen Zeit, der Zeitenfolge von Generationen oder religiösen Vorstellungen über die Dauer der eigenen Lebensspanne, jenseits der Begrenzung durch Geburt und Tod. Für diese Verzahnung und Verschränkung unterschiedlicher Zeitspannen der Alltagszeit, der Lebenszeit und der historischen Zeit, werden von Luckmann im Grunde Aufschichtungsmodelle als gültig unterstellt. Tagesspläne sind eingebettet in Lebenspläne und ordnen sich diesen gewissermaßen hierarchisch zu. Lebenspläne ihrerseits sind nicht unmittelbar auf das Problem der Endlichkeit des Lebens bezogen, aber in Form einer Systematisierung und Ethisierung der Lebensführung wird dieses Problem faktisch aufgegriffen. Diese die gesamte Lebensspanne unter dem Gesichtspunkt ihrer Begrenztheit ordnenden Vorstellungen seien, so Luckmann, nicht eigentlich zeitliche Maße, sondern moralische. Sie funktionieren über die Zurechnung von Verantwortung für vergangene Handlungen und über Modelle angemessener, moralischer Lebensführung, die auf intersubjektive, überindividuelle „transzendernde“ Sinneinheiten verweisen. Derartige modellhafte Formen könnten z.B. sein: ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu sein; eine gute Mutter/ein guter Vater zu sein; ein gottesfürchtiges Leben zu führen usw.³⁸

Neben der „Hierarchisierung“ als Einbettung und Verschränkung der unterschiedlichen Zeithorizonte ineinander bzw. miteinander erwähnt Luckmann außerdem die „Dramatisierung“ bestimmter Zeitabschnitte oder Zeitpunkte. Zur Verdeutlichung dieser

36 Vgl. o. Kapitel II.2.

37 Luckmann, Th., a.a.O., S. 164.

38 Die individuelle Verankerung und systematische Kontrolle derartiger Formen „ethischer“ Lebensführung, etwa in der Form der Beichte, hat Alois Hahn untersucht. Vgl. Hahn, A. (1982): Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematisierung und Zivilisationsprozeß, in: KZfSS 34, S. 408-434. Der Wandel des gesellschaftlichen Differenzierungsmodus von stratifikatorischer zu funktionaler Differenzierung und die in seiner Folge sich entwickelnde Freisetzung aus traditionalen Lebensformen, machen eine derartige Steuerung, Regelung und Beobachtung von Lebensläufen und Biographien notwendig. Zu den neueren Entwicklungen vgl. u.a. die Beiträge in: Brose, H.G./Hildenbrand, B. (Hrsg.) (1988): Vom Ende des Individuum zur Individualität ohne Ende, Opladen. Auch das Problem des Umgangs mit dem Tod erfordert im Zuge der zunehmenden Individualisierung der Lebensführung einerseits und der emotionalen Basierung von Ehe und Verwandtschaftsbeziehungen andererseits andere Formen der Bewältigung, Symbolisierung und Typisierung. Vgl. dazu den Beitrag von Hahn, A. (1979): Tod und Individualität, in: KZfSS 1979, S. 746-765.

Sichtweisen auf einzelne Zeitspannen benutzt Luckmann das Bild des „normalen bzw. umgekehrten Teleskopierens“. „Was dem bloßen Auge groß erscheint, tritt (beim ‚umgekehrten Teleskopieren‘) in den Hintergrund, wenn man es durch das falsche Ende eines Feldstechers ansieht. Der Sinn alltäglicher Routine verschwindet dabei zwar nicht vollends, aber er ist zu dem weiteren Umfeld einer gesamten Lebenszeit in Beziehung gesetzt. Dies ist jedoch nicht die einzige Wirkung biographischer Schemata. Sie statthen gewisse Erfahrungen und Handlungen mit einer besonderen Bedeutung für das Leben des einzelnen aus und heben sie scharf von den alltäglichen Routinen ab. Man könnte das hier beschriebene Verfahren als ‚normales Teleskopieren‘ bezeichnen.“³⁹ Die Relevanzen kurzer Spannweite werden so in Relevanzen großer Spannweite verwandelt und umgekehrt. Gegenüber dieser Vorstellung einer perspektivischen Verschränkung von Alltagszeit und Lebenszeit ist von Martin Kohli, aber auch von Wolfram Fischer eingewandt worden, daß es sich bei Alltagszeit und Lebenszeit um unterschiedliche Zeitarten handele, die nicht ohne weiteres zueinander in Beziehung zu bringen seien.⁴⁰ Während die Lebenszeit durch den Charakter der Irreversibilität gekennzeichnet sei, zeichne sich die Alltagszeit dadurch aus, daß in ihr die Idealisierungen des „und-so-weiter“ und des „ich kann immer wieder“ gelten.⁴¹

In diesem Zusammenhang ist auch die Formulierung von Balandier⁴² aufschlußreich, der davon spricht, daß die rekurrente Qualität der Alltagszeit gewissermaßen die Tatsache vergessen machen soll, daß die Lebenszeit so kurz bemessen bleibe. Nimmt man das ernst, dann würde daraus in der Tat folgen, daß die Transmission zwischen alltäglichem Erleben von Zeit und ihrer Gestaltung einerseits, sowie dem lebenszeitlichen Horizont andererseits nicht wirklich stattfindet, daß diese beiden Zeithorizonte gewissermaßen gegeneinander abgeblendet werden. Fischer hat außerdem die Auffassung vertreten, daß die Thematisierung der Lebenszeit, sofern sie denn geschieht, grundsätzlich mit der idealisierenden Annahme erfolge, daß die Zukunft offen sei und die Lebenszeit kontinuiere (Kontinuitätsidealisierung).⁴³ Damit würde die irreversible und insofern bedrohliche Qualität der Lebenszeit ausgeblendet.

39 Vgl. Luckmann, Th., a.a.O., S. 164.

40 Vgl. Kohli, M. (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematisierung, in: Matthes, J. (Hrsg.): Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980, Frankfurt/M./N.Y., S. 502-520, hier S. 511; Fischer, W. (1982): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken, in: Zeitschr. für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, 1/82, S. 5-20, hier S. 7.

41 Diese „Idealisierungen“ gehen auf die Analysen Husserls zurück. Vgl. Husserl, E. (1976): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, Den Haag, § 60; Ders., (1964): Formale und Transzendentale Logik. Eine Kritik der logischen Vernunft, Den Haag, § 74.

42 Balandier, G. (1983): Essai d’Identification du quotidien, in: Cahiers Internationaux de Sociologie, Vol. LXXIV, S. 5-12.

43 In seiner empirischen Untersuchung lebenszeitlicher Perspektiven von Hämodialyse-Patienten, deren Lebenszeit infolge des Krankheitsbildes einerseits und der befristeten Wirksamkeit therapeutischer Maßnahmen andererseits absehbar begrenzt ist, stellt Fischer unterschiedliche Strategien der Ausblendung dieses Sachverhalts der Renormalisierung bzw. der Relevanzverlagerung fest. Aus diesen „Reparaturstrategien“ leitet Fischer die Annahme ab, daß selbst in der Situation einer manifesten Infragestellung lebenszeitlicher Kontinuität diese dennoch unterstellt werde. Daraus schließt er, daß unter Bedingungen einer nicht ausdrücklich in Frage gestellten Lebensdauer die Kontinuitätsidealisierung wie selbstverständlich gelten müsse. Im übrigen hat ja die Vorstellung, daß man im Angesicht des nahen Weltendes dennoch nicht aufhören solle, so zu tun, als gäbe es eine Zukunft, also z.B. einen Apfelbaum zu pflanzen, eine literarisch gut belegte, lebens-regelnde Bedeutung.

Gegenüber dieser Bestimmung des Verhältnisses von Lebenszeit und Alltagszeit — als gegeneinander abgepufferten Wirklichkeitszonen — möchten wir die Frage aufwerfen, inwieweit es — insbesondere für die Angehörigen unserer Untersuchungsgruppe — der Fall sein könnte, daß die Lebenszeit zunehmend in Kontakt mit der Alltagszeit tritt, diese gewissermaßen überlagert. Derart, daß auch alltägliche Situationen und Entscheidungen in ihrer potentiell lebenszeitlichen Relevanz gesehen und bewertet werden. Dies entspräche nicht nur einer Zunahme dessen, was bei Luckmann als Dramatisierung bezeichnet wird, sondern wäre vielleicht als ein systematisch eingebauter Blickwechsel zu begreifen. Um im Bild zu bleiben: ein ständiges Wechseln von Weitwinkel- und Teleobjektiv.

Zwei Fragen gilt es nunmehr zu klären:

1. Wie läßt sich, im Hinblick auf die empirische Erhebung und Auswertung, das Verhältnis von Alltagszeit und Lebenszeit bestimmen?
2. Damit zusammenhängend: Wie sind die biographischen Schemata zu bestimmen, von denen ja zumindest Luckmann behauptet, daß sie nicht nur die zeitlichen Strukturen des Lebenslaufs prägen, sondern auch die Integration von Alltagszeit und Lebenszeit regeln? Diesem letztgenannten Punkt wollen wir uns zunächst zuwenden.

1.) Luckmann deutet in seinem Beitrag an, daß biographische Schemata in modernen Gesellschaften häufig die Form von Karrieren, Verlaufskurven und Mischformen davon annehmen könnten. Seine Aussagen hierzu bleiben jedoch sehr allgemein.

Nun kennt die Biographie- und Lebenslaufforschung ja eine Anzahl solcher biographischer Modelle, biographischer Schemata, die, teilweise explizit, teilweise implizit, die Temporalstruktur von Lebensläufen und Biographien regeln sollen.

Derartige Modelle liegen etwa Vorstellungen vom Lebens- und Familienzyklus zugrunde, und sie kommen in spezifischen Altersnormierungen zum Ausdruck. Diese phasen- und altersbezogenen Betrachtungen haben ihre Schwächen u.a. darin, daß aufgrund der empirischen Entwicklung die Abgrenzung von Altersphasen und die sequentielle Regulierung von Übergängen zwischen Altersabschnitten bzw. Lebensphasen ihre (ehemals) klaren Konturen zu verlieren scheinen. In diesem Zusammenhang ist immer wieder die These von der zunehmenden Irrelevanz des Alters als Merkmal für die Regelung gesellschaftlicher Zuteilungs- und Zurechnungsprozesse vertreten worden.⁴⁴ Neben dieser empirischen Infragestellung alters- und lebensphasenbezogener Interpretationen und Interpretationsmodelle für Lebensläufe ist aber auch aus konzeptioneller Perspektive die Frage aufgeworfen, ob es nicht notwendig sei, solche Interpretationen in ein Gesamtkonzept des Lebenslaufs zu integrieren, und ob nicht dementsprechend auch biographische Modelle den Horizont eines gesamten Lebensentwurfs umfassen müßten.⁴⁵

Sieht man einmal von den ganz formal bleibenden Vorstellungen ab, die Luckmann als möglicherweise gültige Folien für die Interpretation von gesamten Lebensläufen und Biographien nennt (Karrieren; Verlaufskurven), dann ist gegenwärtig vor allem das Modell der sog. institutionalisierten Normalbiographie⁴⁶ von Bedeutung.

⁴⁴ Dies gilt für den Bedeutungsverlust klar abgegrenzter Altersschichtungen und der entsprechenden sozialen Altersnormierungen. Die relative Bedeutungszunahme eines abstrakten Zurechnungsmaßstabes, des chronologischen Alters, widerspricht dem nicht.

⁴⁵ Vgl. dazu Kohli, M. (1978): Erwartungen an eine Soziologie des Lebenslaufs, in: Ders. (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs, Neuwied und Darmstadt, S. 9-31.

⁴⁶ Vgl. Levy, R. (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie, Stuttgart; Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in: KZfSS, Jg. 37, S. 1-29; Ders. (1988): Normalbiographie

In seiner letzten Variante ist das von Kohli skizzierte Modell dadurch gekennzeichnet, daß es eine widersprüchliche Einheit von Kontinuität im Sinne einer verlässlichen, auch materiell gesicherten Lebensspanne, sowie der *Sequenzialität* im Sinne eines geordneten und chronologisch festgelegten Ablaufs der wesentlichen Lebensereignisse und der *Biographizität* im Sinne eines Codes von personaler Entwicklung und Emergenz darstellt.⁴⁷ Zunächst gilt es dabei festzuhalten, daß die beiden ersten Elemente dieses biographischen „Normalmodells“ *empirische Regelmäßigkeiten* bezeichnen, deren historische Herausbildung Kohli für die letzten 150 Jahre nachgezeichnet hat. Dagegen ist der biographische Code auf der normativen Ebene angesiedelt. Mit der Vorstellung einer widersprüchlichen Einheit scheint Kohli der Tatsache Rechnung tragen zu wollen, daß die normative Ebene des biographischen Codes und die empirische Ebene eines durch Kontinuität und Erwartbarkeit geregelten Lebenslaufs nicht in einem Entsprechungsverhältnis stehen müssen. Die Sicherheit und Geregeltheit des institutionalisierten Lebenslaufs müsse nicht⁴⁸ zu einer entsprechenden – an Kontinuität orientierten – normativen Orientierung führen, sondern diese könne, gerade wegen ihrer basalen Abgesichertheit, sich dagegen abstoßen und nach alternativen Entwicklungen suchen. Umgekehrt – so kann man ergänzen – muß die empirische Erosion der Regelmäßigkeiten des Lebensablaufs nicht zur Auflösung normativer Orientierungen führen, die weiterhin an der kontrafaktischen Aufrechterhaltung des Modells eines durch Kontinuität geprägten Lebensentwurfs festhalten können.

Für unsere Fragestellung ist diese Möglichkeit der Entkoppelung von normativer und empirischer Ebene natürlich zu beachten. Daß unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen eine materiell hinreichend gesicherte lange Lebensphase als selbstverständlich unterstellt, und daß die sequentielle Geregeltheit von Lebensereignissen ebenso als gesicherte Normalität gelten kann, ist eine *empirische Annahme*, die man begründet in Frage stellen kann. Aber: selbst wenn man nicht von der Gültigkeit dieser Annahme ausgeht – wie wir das für unsere Untersuchungsgruppe der Zeitarbeitnehmer/innen getan haben – bleibt unabhängig davon zu prüfen, wie sich die biographischen Schemata und die biographische Zeitperspektive in diesem Kontext entwickeln. Die Frage, die in dem hier präsentierten empirischen Material nun zur Überprüfung anstand, war also, wie sich bei einer Untersuchungsgruppe, für die von einer Kontinuität des Lebensverlaufs nicht ausgegangen werden kann, die biographischen Zeitperspektiven und biographischen Codes darstellen und ob sinnstrukturelle Entsprechungen zur Diskontinuität des Lebenslaufs erkennbar werden oder nicht.

Wir werden die biographischen Schemata im folgenden Kapitel (V) behandeln und wenden uns nun zunächst den biographischen Zeitperspektiven zu.

Unter biographischer Zeitperspektive verstehen wir – im Rückgriff auf die vorstehend skizzierten Überlegungen – die Verknüpfung von lebensgeschichtlicher Vergangenheit und Zukunft in einer jeweiligen Gegenwart. Diese Konzeption einer aus der jeweiligen

und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Brose/Hildenbrand (Hrsg.), a.a.O., S. 33-54.

⁴⁷ Vgl. Kohli, M. (1988), a.a.O., S. 37.

⁴⁸ Hier gibt es eine deutliche Akzentverschiebung in der Argumentation Kohlis. Während in seinen früheren Veröffentlichungen zur Institutionalisierung des Lebenslaufs die Betonung der Sinneinheit von normativer Orientierung an Kontinuität einerseits und Standardisierung des Lebenslaufs andererseits deutlich überwog, betont er nun stärker die mit der Individualisierung sozialer Lagen verknüpfte Möglichkeit der De-Standardisierung von Lebensläufen und der Erosion chronologisch geordneter Lebenslaufmodelle durch divergierende biographische Codes. Dazu gehören etwa Entwicklungs- und Distinktionssemantiken.

aktuellen Perspektive heraus entworfenen relevanten Vergangenheit und Zukunft, auf die Bezug genommen wird, entspricht dem, was grundsätzlich für Biographien gilt: daß sie nämlich nie die „objektive“ Beschreibung allen Geschehens in der Vergangenheit eines Biographenträgers oder auch alle Projektionen möglicher Entwicklungen einer Person enthalten kann. Darauf haben Leitner und im Anschluß an diesen Hahn⁴⁹ hingewiesen. Biographien sind immer selektive, und zwar notwendig selektive Rekonstruktionen dessen, was im Laufe des Lebens der Fall gewesen ist, und diese Selektionen werden im Hinblick auf künftige Situationen in einer jeweiligen Gegenwart vorgenommen.

Insofern impliziert das Konzept der biographischen Zeitperspektive die Verengung dieses grundsätzlichen Problems biographischer Darstellung, und zwar auf die für uns besonders relevant erachtete Dimension der Zeitlichkeit.

2.) Immer noch unbeantwortet bleibt allerdings die zweite Frage, wie nämlich eine solche biographische Zeitperspektive empirisch mit dem alltäglichen zeitbezogenen Handeln und Erleben in Zusammenhang steht.

Für die Untersuchung dieses Verhältnisses auf empirischer Ebene ergeben sich nun insofern zunächst Schwierigkeiten, als zu bestimmen bleibt, wie im Rahmen des Alltags die Wahrnehmung, das *Erleben* von Zeit, gegebenenfalls auch die *Zeiterfahrung* oder das *Zeitbewußtsein* zum Ausdruck kommen. Da „*Erleben*“ mit gezielten Leitfadenfragen, die wir in diesem Teil des Interviews ja vorgesehen hatten, nicht ohne weiteres abgefragt werden kann, und man deshalb — wegen der besseren „*Beobachtbarkeit*“ und *Thematisierbarkeit* — zusätzlich die zeitbezogenen *Handlungen* berücksichtigt, so ist klar, daß in dieser Erweiterung der interpretationsrelevanten Informationen und Daten auch eine potentielle Unschärfe produziert werden kann. Der Einfachheit halber sei deshalb zunächst kurz dargestellt, welche unterschiedlichen Dimensionen des Zeiterlebens bzw. des zeitbezogenen Handelns im Interview erhoben, und welche — gegebenenfalls auch implizit angefallenen diesbezüglichen Informationen — ausgewertet worden sind.

Zur Erhebung gehörte, nach der lebensgeschichtlichen Erzählung, ein leitfadengesteuerter Gesprächsteil, in dem u.a. ein Themenkomplex zum Tagesablauf (vor, während und nach der Arbeit) enthalten war. Außerdem wurden bestimmte Fragen, die sich auf das Zeiterleben und die Zeitstrukturierung bezogen, je nach bisherigem Gesprächsverlauf variabel, im Prinzip aber allen Interviewten gleichermaßen gestellt. Diese Erhebungsmethode hatten wir in der Einschätzung gewählt, daß die Thematisierung der uns spezifisch interessierenden Themen (Zeiterleben) in einem ausschließlich narrativen Interview oder einem ganz unstrukturiert geführten Gespräch nicht hinreichend wahrscheinlich ist, so daß ausführlichere Interviews oder mehrere Gesprächstermine notwendig sein würden, um (irgendwann) spontane, thematisch relevante Texte zu gewinnen. Da wir eine Mindestzahl von Interviewten beiderlei Geschlechts sowie unterschiedlicher Berufs- und Altersgruppen befragen wollten, konnten wir so nicht verfahren. Aus Gründen der „*Sparsamkeit*“ im Erhebungs- und Auswertungsaufwand haben wir also u.a. zu diesem Themenkomplex eine Anzahl von „gezielten“ Leitfadenfragen vorgesehen. Für unsere Frage nach dem Erleben und der Gestaltung der Alltagszeit war es deshalb nunmehr bei der Auswertung von besonderer Bedeutung, die einzelnen Antworten (wieder) in ihrem Zusammenhang, der durch die Reihenfolge der Leitfadenfragen nicht immer optimal hergestellt werden konnte, auszuwerten. Hier

⁴⁹ Leitner, H. (1982): Lebenslauf und Identität, Frankfurt/M./N.Y.; Hahn, A. (1988): Biographie und Lebenslauf, in: Brose/Hildenbrand, (Hrsg.), a.a.O., S. 91-106.

greifen wir nun zunächst auf diese Form einer, die erhobenen Informationen bündelnden, Sinnzusammenhänge zwischen den Antworten suchenden Auswertung zurück. Die Herstellung bzw. die Suche nach diesen Sinnzusammenhängen wird durch die Tatsache erleichtert, daß ja anhand der *biographischen Erzählung* eine Fallanalyse und eine Zuordnung zu den Typen erfolgte, die als Kontextwissen für diese Auswertungen herangezogen werden konnten, die umgekehrt aber auch durch diese Textmaterialien im Hinblick auf ihre Schlüssigkeit geprüft werden konnte. Doch nun zu den einzelnen Fragen im Interview.

Zum einen handelte es sich dabei um Fragen, die sich auf den zeitlichen Ablauf und die zeitliche Struktur des Arbeitstages bzw. des Zeitraumes nach und vor der Arbeit beziehen. Dabei interessierten Formen der Regelmäßigkeit und Rhythmisierung in diesen beiden Zeittabaknitten, und es interessierte auch, inwieweit diese Rhythmisierung selbst hergestellt bzw. vorgegeben ist. In diesem Zusammenhang sind auch Fragen gestellt worden, die sich auf die mit diesen Zeittabaknitten verknüpften Formen des Zeiterlebens beziehen, beispielsweise auf Formen des Gehetzts, des Entspanntseins, der Erkennung von Ordnung oder Unordnung in einem der jeweiligen Zeittabaknitte. Die dabei sich ergebenden Informationen sind jedoch außerordentlich vielfältig, ja disparat.⁵⁰ In einem noch vorläufigen, aber doch als aussichtsreich zu betrachtenden Zugriff auf das gesamte erhobene Material lassen sich die verschiedenen Fragenkomplexe verdichten unter dem Gesichtspunkt der jeweils wahrgenommenen und erlebten Differenz zwischen Arbeitszeit und Freizeit und der Art und Weise, wie mit dieser Differenz umgegangen wird. In dieser Differenz lassen sich eine Reihe von unterschiedlichen Informationen über die zeitliche Struktur und die Zeitqualität der verschiedenen Phasen des Tages aufeinander beziehen und auch entsprechend auswerten.

Es war beabsichtigt, bei der Erhebung der Temporalstruktur des Alltags die Gegenüberstellung „Arbeitszeit“ und „Freizeit“ zu unterlaufen, was, wegen der kulturellen Verfestigung dieses Schemas, sicher nicht immer gelungen ist. Dahinter stand die Absicht, die Zeit nach der Arbeit nicht schon durch die gewählten Begriffe zur „freien“ Zeit zu machen. Die Annahme, die „Freizeit“ sei ein gestaltungsoffener, gleichsam nicht vordefinierter, unstrukturierter „Freiraum“, ist unzutreffend. So hat z.B. Lüdtke⁵¹ gezeigt, daß die „Freizeit“ in erheblichem Maße strukturiert und durch Regelmäßigkeiten gekennzeichnet ist. Auch ist immer wieder auf das Ausmaß an „arbeitsverbundener“ Zeit hingewiesen worden (Wegezeiten; Regenerationszeiten; Transaktionszeiten: gerade bei der Zeitarbeit; Bewerbungen; Weiterbildung etc.). Insofern sollte im Interview der gesamte Tagesablauf geschildert, aber, wenn möglich, nicht durch gesellschaftlich vordefinierte Tagesablaufschemata untergliedert dargestellt werden. Andererseits war bei der Auswertung derartiger Schilderungen aus der Darstellung des schieren Ablaufs möglichst wieder ein sinnstruktureller Zusammenhang zu rekonstruieren. Pauleikhoff⁵² hat am Beispiel der Analyse schriftlicher Tagesablaufdarstellungen für therapeutische Zwecke darauf hingewiesen, daß jeder Tagesablauf seinen eigenen, persönlichen „Stil“, sein spezifisches Tempo habe, die es interpretativ zu erschließen gelte. Beides sei bei ihrer Interpretation wesentlicher als eine Protokollierung verschiedener Aktivitäten und die Messung ihrer Dauer. „Time-budget“-Untersuchungen, die ja genau so ver-

50 Dies hat zum einen zu tun mit der relativen Vielfältigkeit und auch Variabilität der mit den Arbeitseinsätzen jeweils verknüpften Zeitmuster. Zum anderen erwiesen sich aber auch die Fragen z.T. als nicht übermäßig aufschlußreich.

51 Lüdtke, H. (1984): Gleichförmigkeiten im alltäglichen Freizeitverhalten. Eine Analyse von Zeitbudget-Daten aus zwei norddeutschen Großstädten, in: ZfS 13, S. 346-362.

52 Pauleikhoff, B. (1960): Die Tageslauf-Analyse, in: Psych. Neurol., S. 329-350.

fahren, stehen außerdem vor der Schwierigkeit, daß die Bedeutung „kategorial“ gleicher Aktivitäten erheblich nach Maßgabe anderer Kontexte und Bedingungen variiert. So haben Elchardus und Glorieux⁵³ gezeigt, daß die Bedeutung von Aktivitäten von ihrem „timing“, also dem Zeitpunkt im Tagesablauf, deutlich beeinflußt wurde. Auch die Frage nach der — in Bezug auf die Arbeit — kompensatorischen, neutralen oder kongruenten (spill-over) Bedeutung der „Freizeit“⁵⁴ läßt sich angemessen erst bei der Berücksichtigung der gesamten Reproduktionssituation beantworten.⁵⁵

Darüber hinaus interessierte uns die Frage, inwieweit über den zeitlichen Horizont des Alltags hinaus andere Zeitgeber oder Zeitrhythmen bestehen, die zwischen der Alltagszeit und weiteren Zeithorizonten, bis hin zum lebenszeitlichen Horizont, gewissermaßen vermitteln oder Zwischenglieder darstellen. In diesem Zusammenhang sind Informationen interessant, die sich auf wöchentliche, jahreszeitliche und monatliche Zeithorizonte bzw. Variationen davon beziehen. Da auch hierzu das Antwortmaterial außerordentlich heterogen ist, scheint es geboten, die Auswertung wiederum auf bestimmte Gesichtspunkte zu verdichten und nicht etwa unterschiedliche, über den Zeithorizont des Alltags hinausweisende Zeitrhythmen (Woche; Monat; Jahr) einzeln zu behandeln. Als Focus der Analyse haben wir, dem Konzept der biographischen Zeitperspektive entsprechend, die jeweilige „Gegenwart“ bestimmt.

Zunächst einmal galt es dabei, die temporalen Implikationen der gegenwärtigen Situation der Befragten, die in den Fallrekonstruktionen — insbesondere in der Dimension der Handlungsmotivation und -steuerung — mehr oder weniger implizit zur Geltung kamen, nun explizit, als Kontextwissen für die Interpretation zu nutzen. D.h., daß die Befunde über die Muster biographischer Entwicklung den jeweils typischen Horizont von Handlungsmöglichkeiten, -chancen und -bedingungen abstecken, der im einzelnen Fall die gegenwärtige Situation der Befragten bestimmt. Deren zeitliche Implikationen gilt es explizit zu machen. Unter zeitlichen Implikationen verstehen wir die aus der jeweiligen Gegenwart in die Vergangenheit und Zukunft verweisenden Bezüge und Bedingungen.

Neben diesem Kontextwissen haben wir aber auch Befunde über die *subjektiv relevante* zeitliche Struktur der Lebensgeschichte einbezogen. Bei der Erhebung des entsprechenden Materials bedeutete dies zum einen den Versuch einer monothetischen Inblicknahme dessen, was vorher in der lebensgeschichtlichen Erzählung und im Gespräch ausgebreitet worden war und eine *Evaluierung* einzelner vergangener Erlebnisse und Ereignisse, etwa im Hinblick auf die subjektive Einschätzung ihrer Bedeutsamkeit oder die hypothetisch gewünschte Reversibilität bestimmter Ereignisse. Das heißt, daß aus einer gegenwärtigen Situation heraus die Bedeutsamkeit von vergangenem Erleben und Handeln ebenso wie die Erwartung zukünftigen Erlebens und Handelns und Geschehens erinnert bzw. „vorgestellt“ werden sollte. Fragen nach der subjektiven Relevanz und sachlichen Strukturiertheit von Gegenwart und Zukunft vervollständigen die Komponenten, aus denen wir die biographische Zeitperspektive rekonstruiert haben. Das alltägliche zeitbezogene Handeln und Erleben kann nun in unterschiedlicher Weise auf diese die gesamte Lebenszeit umfassende biographische Zeitperspektive bezogen

53 Elchardus, M./Glorieux, I. (1988): Signification du temps et temps de la signification, in: Mercure, D./Wallemacq, A. (eds.): Les Temps Sociaux, Bruxelles, S. 97-118.

54 Vgl. z.B. Hoff, E.H. (1984): Gesellschaftlicher Zwang und individueller Freiraum? Naive und wissenschaftliche Theorien zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit, in: Moser, H./Preiser, S. (Hrsg.): Fortschritte der Politischen Psychologie, Bd 4, Weinheim, S. 167-190.

55 S. dazu u. Kap. VI., über die „Verankerung von Zeitarbeit im Lebensarrangement“.

werden bzw. in sie integriert sein. Diese unterschiedlichen Konstellationen darzustellen ist die hauptsächliche Funktion der nun folgenden materialen Analysen.

Ein wichtiger Gesichtspunkt ist dabei die teilweise explizit thematisierte, teilweise aber auch in anderen Zusammenhängen deutlich werdende Problematik der Verknüpfung von alltäglichen Zeithorizonten mit dem Gesichtspunkt der Irreversibilität von Lebenszeit.⁵⁶

2. Der Zusammenhang von biographischer Zeitperspektive (BZP) und zeitbezogenem Erleben und Handeln im Alltag (ZEHA)

2.1 Ein erstes Beispiel

Zum Einstieg in die Problematik soll ein Beispiel vorgestellt werden, das für unsere Untersuchungsgruppe gewissermaßen „randständig“ ist. Es handelt sich um den Fall eines zum Zeitpunkt des Interviews 49-jährigen Ingenieurs, der drei Jahre zuvor in die Bundesrepublik Deutschland übergesiedelt war. Er lebt zusammen mit seiner zweiten Frau und deren 17-jährigem Sohn aus erster Ehe in einem westdeutschen, großstädtischen Ballungsgebiet. Nach einer Vielzahl vergeblicher Versuche, in seinem Beruf als Ingenieur in der Automobilindustrie, der Branche, in der er auch in der DDR tätig war, Anstellung zu finden, nimmt er schließlich eine Beschäftigung bei einer Zeitarbeitsfirma auf, die ihn als Einrichter und Facharbeiter einsetzt. In der DDR hatte er in einem volkseigenen Betrieb der Automobilbranche verschiedene gehobene Vorgesetzten-Posten bekleidet, so zuletzt den Posten des stellvertretenden Direktors für Wissenschaft und Technik. Herr Deder hatte ursprünglich eine Lehre als Dreher gemacht und war, nachdem er diese erfolgreich abgeschlossen hatte, zunächst für einige Jahre bei der Volkspolizei und der Bereitschaftspolizei in der DDR beschäftigt. Erst später hatte er sich dann zum Studium an einer Fachhochschule im Bereich der Kfz-Technik entschlossen und darauf aufbauend eine weitere Ausbildung als Diplomingenieur im Bereich Kfz-Instandhaltung abgeschlossen. So dauerte sein Studium insgesamt sieben Jahre. Seine gegenwärtige Situation, drei Jahre nach der Übersiedlung in die Bundesrepublik, ist dadurch gekennzeichnet, daß er hofft, mittels der Zeitarbeit wieder in einer Stellung tätig werden zu können, die seinen Qualifikationen entspricht und auch Führungsaufgaben beinhaltet. Soweit in äußerster Kürze der biographische Hintergrund, vor dem die folgenden Interviewauszüge zur Bedeutung von Vergangenheit und Zukunft in der biographischen Perspektive des Befragten zumindest in einem ersten Schritt besser verständlich erscheinen.

Nach der Bedeutung von Ereignissen befragt, die in seinem bisherigen Leben eine Rolle gespielt haben und für ihn heute noch eine besonders große Bedeutung hätten, antwortet Herr Deder:

56 So wurde in der ersten Interview-Serie explizit die Frage danach gestellt, ob denn mitunter die Tatsache, daß ein Tag verflossen sei, auch das Gefühl der Unwiederbringlichkeit dieser Zeit hervorrufe. Die Tatsache, daß diese Frage nur in seltenen Fällen eine adäquate Reaktion hervorgerufen hat, führte dazu, daß sie in der letzten Interviewserie nicht mehr gestellt wurde. Es gibt aber andererseits Beispiele dafür, daß diese Problematik, sei es unter anderen Etiketten, sei es spontan in anderen Zusammenhängen, von den Interviewten erwähnt und behandelt wird.

01 *Tja, also Studium war schon nicht verkehrt, das kann*
 02 *ich jedem nur empfehlen, man sollte halt versuchen,*
 03 *mehr aus sich zu machen. Daß ich hier jetzt wieder von*
 04 *unten anfangen muß, na gut, das ist Schicksal, und*
 05 *hängt mit unserem Willen zusammen, hierhin überzusie-*
 06 *deln — so ist natürlich ein ganz entscheidender Punkt*
 07 *in unserem Leben gewesen, für meine Frau sicherlich*
 08 *auch, die Übersiedlung nach hier her, vor allen Dingen*
 09 *nicht nur die Übersiedlung, den Entschluß zu fassen,*
 10 *wir machen das, wir stellen einen Ausreiseantrag und*
 11 *da mag kommen, was will, wir nehmen alles in Kauf und*
 12 *wollen es durchstehen. Und wir wußten ja auch nicht,*
 13 *wie lange es dauert. Ob es überhaupt was wird.*

Gemeinsam ist beiden erwähnten Ereignissen der implizierte Hinweis auf die eigene Entscheidung und Anstrengung zur Erreichung eines bestimmten Ziels. Auch das zunächst erwähnte Studium (01) war ja nicht einfach programmiert, entsprach nicht, so ist jedenfalls der lebensgeschichtlichen Erzählung von Herrn Deder zu entnehmen, dem selbstverständlich erwarteten, typischen Verlauf einer DDR-Biographie. Zwar wissen wir über die DDR-typischen Ausbildungsmöglichkeiten in der fraglichen Zeit — Ende der 50er Jahre in Ostberlin — zu wenig, um einschätzen zu können, inwieweit die Aufnahme eines Studiums nach vorherigem Dienst in der Volkspolizei eine übliche, eine leicht mögliche oder wahrscheinliche Karrierewendung war. Deutlich ist jedoch, daß Herr Deder den primären Hinweis auf die Bedeutung seines Studiums für sein späteres Leben nicht als Erwähnung eines routinemäßigen, sozialtypischen, selbstverständlichen Ablaufs gemeint haben dürfte, sondern eher als eine ihm als Entscheidung zurechenbare Wendung in seiner Lebensgeschichte. Dafür spricht auch, daß er, obwohl nachträglich korrigiert, seine Übersiedlung in die Bundesrepublik zunächst als „Schicksal“ (04) apostrophiert. Soll wohl soviel heißen wie: das andere war eben nicht Schicksal. Damit erhält der Hinweis auf das Studium die Bedeutung einer biographischen Konstruktion, in der die lebensgeschichtliche Vergangenheit als Voraussetzung für spätere Entwicklungen gesehen, die gegenwärtige Situation gewissermaßen als Resultat dieser Investition dargestellt wird. Vergangenheit und Gegenwart sind also als aufeinander aufbauende, ursächlich verknüpfte Abläufe gedeutet. Diese Abläufe sind allerdings, und das gilt es noch einmal zu unterstreichen, durch die Aktivitäten von Herrn Deder bzw. von ihm und seiner Frau gesteuert und gewollt. Der Hinweis auf die mit dem Entschluß, einen Ausreiseantrag zu stellen, erwarteten und hingenommenen Folgeprobleme soll dies auch noch einmal unterstreichen. Lassen wir offen, welche Motive für diese Übersiedlung ausschlaggebend gewesen sein mögen. Wahrscheinlicher gemacht wurde dieser Schritt zumindest durch zwei Umstände:

Herrn Deder Eltern hatten sich gegen Ende der 40er Jahre scheiden lassen, und seine Mutter war in den Westen gezogen. Gegenwärtig wohnt der Befragte in einem Ort, etwa 30 km entfernt von seiner Mutter. Es kommt hinzu, daß die erste Ehe von Herrn Deder, aus der zwei Kinder hervorgegangen waren, gegen Ende der 70er Jahre geschieden wurde, und man die Wiederverheiratung, die der Antragstellung auf Ausreise kurz vorausging, als einen zweiten Anlauf interpretieren kann, mit dem ein neuer Lebensabschnitt begonnen werden sollte. Von daher bekommt die Übersiedlung in den Westen einen Plausibilitätscharakter. Aus den vom Interviewee selbst genannten Begründungen für seine Übersiedlung, nämlich seine zunehmende Verdrossenheit über die gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR, insbesondere die bürokratische Gän-

gelung, lassen sich schwerlich Einschätzungen und Deutungen entwickeln, die deren Realitäts- und Verbindlichkeitscharakter plausibilisieren oder widerlegen könnten. Das erscheint in diesem Fall auch nicht zwingend notwendig, geht es doch zunächst nur darum zu rekonstruieren, wieso ein 49-jähriger seine gegenwärtige biographische Situation gleichsam als zweiten Anfang, als Ausdruck seiner willentlichen Distanzierung von bisherigen biographischen Kontexten und dennoch als Kontinuität der Verfolgung eines im Grunde unveränderten *biographischen Projektes* ansieht. Seine Pläne für die Zukunft sind zunächst einmal im beruflichen Kontext relativ überschaubar:

- 01 Ich würde also ganz gerne schon in einen anderen Be-
- 02 trieb wechseln, da — ich also auf Dauer kein Bleiben
- 03 bei der Zeitarbeitsfirma sehe. Immer ein halbes Jahr
- 04 Zeitarbeit und dann wechseln. Weil man eigentlich
- 05 keine verantwortlichen Tätigkeiten machen kann, nach
- 06 einem halben Jahr ist Schluß. Da, wo es wie gesagt
- 07 interessant wäre, dann muß man gehen. Also bringt es
- 08 nichts. Also muß ich in einen Betrieb rein, wo man
- 09 sich auf lange Jahre einrichtet. Was heißt bei mir,
- 10 lange Jahre, bis zur Rente oder was, würde ja bei mir,
- 11 wenn ich eine richtige Stelle finde, also in Frage
- 12 kommen.

Diese Perspektiven für die Zukunft folgen dem gleichen Muster wie die Sichtweise der bisherigen (beruflichen) Biographie. Die eigene Tätigkeit ist auf Kontinuität angelegt. Was gegenwärtig getan wird, soll sich als Investition in der Zukunft auszahlen können. Als Zuwachs von Verantwortung, von Belohnung und von Rentenansprüchen. Gerade dieses Moment hat Herr Deder sehr deutlich vor Augen. Zum einen weiß er, daß er seine Rentenansprüche aus seiner Tätigkeit in der DDR ja transferieren kann, zum anderen weist er an einer anderen Stelle des Interviews darauf hin, daß von dem relativ hohen Lohn, den er gegenwärtig von der Zeitarbeitsfirma erhält, erhebliche Anteile für die Berechnung seiner späteren Rente nicht berücksichtigt werden: Fahrgelder und sonstige Lohnanteile wie Auslösung.

Herr Deder repräsentiert also hier in seiner Kalkulation und Sichtweise die Relevanzen, die sich im Laufe einer kontinuierlich verfolgten, wenn man so will, sich kumulierenden Normalbiographie bilden und ausprägen. Hervorzuheben ist aber in diesem Zusammenhang auch die deutliche Dominanz, die für ihn die berufliche Biographie zu haben scheint. Diese Vorstellungen, und das überrascht nun nicht, sind mit den Ausführungen weitgehend konsistent, die Herr Deder im Zusammenhang mit der Frage macht, welcher „bildliche Vergleich“ ihm denn für sein Leben am sinnvollsten erscheine.

- 01 Ja, na ja, „ewiger Kreislauf“, das sind solche Aussa-
- 02 gen, die werden häufig gebraucht, aber treffen sicher-
- 03 lich nicht so sehr den Nagel auf den Kopf. Es liegt
- 04 natürlich auch daran, was der Einzelne immer versucht,
- 05 aus seinem Leben zu machen, ist ja klar. — „Fahrt ins
- 06 Ungewisse“ — könnte man fast sagen mit der Fahrt hier
- 07 her. Richtig. Aber immerhin auch immer mit der Hoff-
- 08 nung, irgendwie noch mal zu landen. „Berg- und Tal-
- 09 bahn“, hm — „Bau eines Hauses“, vielleicht nicht
- 10 schlecht, was die Belange im Osten anbelangt. Sie wis-
- 11 sen ja, Dachdeckermaterial ist schwer zu kriegen. Es

12 wird produziert, aber es wird nicht fertig, und so
 13 sind wir halt hier, und hier bauen wir weiter am Haus
 14 und sehen, daß wir das Dach mal draufkriegen. Apropos
 15 Haus, vielleicht kommt man da noch mal hin, eh, wenn
 16 der Junge vielleicht das mal weiter übernimmt. So 'n
 17 größeres Objekt, wo man doch gemeinsam drin wohnen
 18 kann, so ne Art Zweifamilienhaus ist da vielleicht
 19 noch erstrebenswert. — Man hat gebaut. Das fängt ja
 20 mit dem Studium an, nicht zuletzt, man erhofft sich ja
 21 da auch weiterzukommen auf der Stufenleiter und in dem
 22 und dem Sinne, sehe ich das schon eher in diese Rich-
 23 tung tendieren, was mich persönlich jetzt betrifft.

Weitere Stellen im Interview runden die Vorstellung eines zweiten, neuen Anfangs des „Noch-nicht-ganz-zum-alten-Eisen-Gehörens“ zusätzlich ab. Aber die hier zitierte Passage bringt ja bereits überdeutlich zum Ausdruck, wie dieser Ingenieur sein Leben, nach der Übersiedlung in die Bundesrepublik, eigentlich unter veränderten Bedingungen noch einmal genauso anfangen, im Grunde aber fortsetzen möchte, wie er es sich auch in der DDR vorgestellt hatte. Das Haus, das man in der DDR nicht zu Ende bauen kann, soll, wenn es geht, hier mit anderen Baumaterialien und besseren Versorgungsbedingungen auf dem Markt für Dachziegel und Dachpappe, zu Ende gebaut werden (09-14). Dabei wird die nächste Generation in die Realisierung dieses Projektes mit einbezogen. Der Zukunftshorizont reicht also nicht nur bis zur Rente, sondern darüber hinaus (14-19). Dies, um es vorweg zu sagen, ist für unsere Untersuchungsgruppe ein in vieler Hinsicht untypisches Modell einer biographischen Zeitperspektive, und aus diesem Grunde haben wir es auch an den Anfang unserer folgenden Überlegungen gestellt, da es möglicherweise deutlich macht, wie sich unter Bedingungen der Stabilität normativer Orientierungen — trotz der Diskontinuität im Lebensablauf (Emigration) — biographische Zeitperspektiven entwickeln und erhalten können, die sonst in unserem Untersuchungsfeld weitgehend fehlen.

Diese Sonderstellung des hier vorangestellten Modells einer weit vorausschauenden und zukunftsorientierten, auf Kontinuitätsannahmen basierenden biographischen Zeitperspektive wird auch dort deutlich, wo das Verhältnis von biographischer Zeitperspektive und alltäglichem Zeiterleben und zeitbezogenem Handeln zum Thema gemacht wird. Eine der Fragen im Interview bemühte sich darum, die vom Interviewten wahrgenommenen Formen des Verfließens von alltäglicher Zeit zu erfahren:

(Also, wo man gewissermaßen so aus dem Einerlei des täglichen, der täglichen Abfolge so ein bißchen zurücktritt und irgendwie ordnet, wie der Ablauf der Dinge so ist, gibt es sowas?)

01 Ja, ich müßte man öfters wieder schreiben. Wir haben
 02 soviel Verwandte da drüben. Aber ich bin relativ
 03 schreibfaul. Da plagt einen echt manchmal das schlech-
 04 te Gewissen, nich. Aber so im großen und ganzen ist
 05 nichts so sehr Aufregendes, daß wir uns jetzt sagen
 06 müßten, um Gottes Willen, uns läuft die Zeit unter den
 07 Händen weg — ist im Moment nicht. Man müßte es globa-
 08 ler und über einen längeren Zeitraum sagen, da läuft
 09 uns vielleicht die Zeit nochmal weg. Unter dem Ge-

10 *sichtpunkt, wenn wir hier nochmal richtig landen —
11 aber das wäre jetzt vielleicht so groß der Bogen, nich'.*

*(Ja, aber haben diese beiden Bögen nicht vielleicht etwas
miteinander zu tun?*

12 *Die tangieren sicherlich irgendwo, und eine Über-
13 schneidung glibs da sicherlich nicht, das eine ist ein
14 Fernziel oder wirkt auf Dauer, während das andere, so
15 das tägliche Einerlei, immer wieder aufs Neue hoch-
16 kommen kann. Es gibt da schon einen Unterschied, wobei
17 natürlich, sagen wir mal, unter dem großen weitge-
18 spannten Feld, das andere immer zu sehen ist, nicht,
19 es muß ja da immer irgendwie eingeordnet sein, nich',
20 das ist klar. Das ist also, sagen wir mal etwas über-
21 schattet von dem Großen, was wir uns da vorstellen.*

An dieser Passage lassen sich eine Reihe von interessanten Gesichtspunkten herausarbeiten. Zum einen wird deutlich, daß die alltägliche Zeit von diesem Befragten nicht eigentlich in ihrem irreversiblen Verfließen wahrgenommen wird: „*Uns läuft die Zeit unter den Händen weg — ist im Moment nicht*“ (06-07). Das tägliche Einerlei, so drückt er sich aus, könne immer wieder aufs Neue hochkommen. Dies entspricht ziemlich genau der Vorstellung von der Grundstruktur der Alltagszeit, die als Rekurrenz und Reversibilität der Alltagszeit erlebt wird: „*Man kann immer wieder und aufs Neue beginnen*.⁵⁷ Untergliedert wird diese gleichsam unterschiedslos verfließende alltägliche Zeit im Falle dieses Befragten durch die erinnerte Verpflichtung zum Briefkontakt mit seinen Verwandten in der DDR. In der Tat ist die Trennung von bestimmten Personen, das Verlassen eines bestimmten Milieus, die räumliche Mobilität, Anlaß zur Erinnerung, ist ein die Synchronizität gemeinsamen Alterns aufsprengendes Element. Sie produziert Ungleichzeitigkeit und damit auch Erfahrung von Zeit als verfließender Dauer. Dies ist in verschiedenen anderen Interviews, die wir geführt haben, zum Teil noch deutlicher hervorgetreten. Im Falle dieses Ingenieurs ist es deshalb bemerkenswert, weil hier deutlich wird, daß für ihn die Alltagszeit normalerweise kaum wirklich bewußt wahrgenommen oder erlebt würde, wäre nicht durch die besondere Tatsache seines Übersiedelns in die Bundesrepublik das Erleben des routineförmigen Ablaufens von Zeit an einer bestimmten Stelle unterbrochen.

Dies wird noch einmal deutlich, wenn man sich die von ihm in der Folge bestimmte Relation von Zeit im lebenszeitlichen Horizont einerseits — er spricht hier von „*Fernziel*“,

57 In prägnanter Form kommt diese Struktur in einem Interview zum Ausdruck, auf das hier nicht weiter eingegangen werden kann, das jedoch ausschnittsweise zitiert werden soll:
„(Wenn so ein Tag vorbei ist, haben Sie dann auch manchmal das Gefühl, daß etwas unwider-
rufflich vorbei ist?)

*Nee, hab' ich nicht. — Den Tag, den hat man gelebt, und der kann nicht unwiderrufflich vorbei sein.
Kann ich mir jedenfalls nicht vorstellen. Der ist zwar vorbei, aber in der Erinnerung, da bleibt er doch drin.*

(Heißt das, ähneln sich die Tage, oder sagen Sie: jeder Tag ist neu?)

Nee, die Tage — es ist beides: Die ähneln sich, aber trotzdem ist jeder Tag neu, ja. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das ausdrücken soll, wie ich das empfinde. Ich könnt' also niemals 'nen Tag auslöschen. Das geht nicht. Aber jeder Tag ist wieder 'n anderer Tag. Wenn ich irgendwie was falsch gemacht hab, an einem Tag, dann bleibt das zwar hängen. Aber morgen ist wieder 'n neuer Tag und da kann man das wieder berichtigen. Aber es wird nicht aus dem Gedächtnis gehen, daß ich an dem Tag was falsch gemacht hab'. Nur habe ich das wieder versucht, das eben zu beseitigen.“ (Interview: Schweizer)

das auf Dauer wirke (!) (14), und dem Verfließen der alltäglichen Zeit, dem täglichen „Einerlei“, anschaut. Zunächst spricht er davon, daß diese beiden sich sicherlich irgendwo tangierten, hebt aber zunächst die Unterschiedlichkeiten dieser beiden Zeithorizonte deutlich voneinander ab. Erst im nächsten Schritt spricht er dann davon, daß natürlich das tägliche Einerlei in den weiteren Zeithorizont „immer irgendwo eingeordnet“ sei, und daß dieser weite Zeithorizont die alltägliche Routine „etwas überschattet“.

Drei Elemente sind an dem von Herrn Deder entworfenen Zusammenhang zwischen dem alltäglichen und dem lebenszeitlichen Zeithorizont bemerkenswert:

1. Zunächst erscheint dieses Verhältnis als eine Art der Einordnung kleinerer, alltäglicher Zeitschnitte in einen größeren Ablauf. Diese Einordnungsvorstellung ähnelt der, wie sie von Schütz/Luckmann in den Strukturen der Lebenswelt beschrieben ist, nämlich der Aufschichtung von Zeitspannen des Alltags in einen Lebenshorizont.⁵⁸
2. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß das von Herrn Deder apostrophierte Fernziel „auf Dauer wirkt“. Damit ist ja eine bemerkenswerte Umkehrung des Verhältnisses von Ursache und Wirkung angedeutet: Das Ziel, das man erreichen möchte, wird als eine Wirkung beschrieben. Dies entspricht ja genau der Vorstellung des sogenannten Um-zu-Motivs, also einer in die Verfügung des Subjektes verlegte Vorstellung, die als Motiv, als Ursache, als subjektivierter Antrieb gedeutet wird und auch tatsächlich wirkt. Damit sind die für Herrn Deder wirkenden Relevanzen sehr prägnant erfaßt.
3. Eine Nuance des Zusammenhangs ergibt sich aus der Formulierung, daß das Fernziel die alltäglichen Zeitschnitte gewissermaßen überschattet. Neben dem Aspekt, daß in dieser Formulierung ein Anflug von Beeinträchtigung zum Ausdruck kommt, der in der neutralen Vorstellung von der Einordnung der alltäglichen Zeit in einen größeren Zeithorizont (s.o.) nicht sichtbar wurde, bestätigt aber auch noch diese Formulierung den Gesichtspunkt, daß ein zentraler Schwerpunkt von Relevanz gewissermaßen alles andere, das sich in seinem Umfeld oder im Vorfeld abspielt, affiziert.

Damit sind aber auch — wie selbstverständlich — Relevanzen geordnet, Schwerpunkte gesetzt und Präferenzen und Hierarchien hergestellt.

Eigentlich ist dabei, daß es in diesem Zusammenhang für Herrn Deder offensichtlich auch gar nicht sinnvoll oder notwendig zu sein scheint — jedenfalls gibt es im Interview dafür keine Hinweise — über Planungen, Zweckprogramme u.ä. zu sprechen, die er zur Erreichung des von ihm vorgestellten Ziels entwickelt. Die Selbstverständlichkeit der mit dem angestrebten Ziel verknüpften Zweckprogramme, Entscheidungen, Präferenzhierarchien usw. ist so klar, daß zwar die Frage, ob das Ziel erreicht wird, durchaus offen bleibt, daß aber der Weg dorthin klar vorgezeichnet ist.

2.2 Produktivität

Gemessen an der eben skizzierten, für unser Sample eher untypischen Relation von biographischer Zeitperspektive und alltäglichem zeitbezogenen Handeln und Erleben lassen sich nun in mehr oder weniger deutlicher Kontrastierung die für unser Sample jeweils typischen anderen Konstellationen beschreiben. Ich beginne mit der Darstellung eines für den Typus „Produktivität“ repräsentativen Falles, dem von Herrn Krizan.

58 Genauer gesagt, ist bei Schütz/Luckmann von Tagesplänen und Lebensplänen die Rede.

Herr Krizan, ein 50-jähriger jugoslawischer Facharbeiter, war Anfang der 60er Jahre in die Bundesrepublik gekommen, ursprünglich nur, um sich dort das Geld für den Erwerb eines Pkw eines bestimmten Automobilherstellers zu verdienen. Herr Krizan ist dann „hängengeblieben“ und lebt nunmehr seit 25 Jahren in einer westdeutschen Großstadt. Zunächst blieb er, weil es ihm einfach gut gefiel, später, nachdem er mit seiner jugoslawischen Lebensgefährtin einen Haushalt gegründet hatte — viele Jahre ohne zu heiraten — scheinen beide den Gedanken an eine Rückkehr nach Jugoslawien zwar ernsthaft erwogen zu haben, aber auch keine Notwendigkeit gesehen zu haben, dieses Projekt zu forcieren. Nachdem Herr Krizan im Alter von 40 Jahren Vater geworden war, wurde ein erstes Rückkehrprojekt nach Jugoslawien für die Zeit vor der Einschulung der Tochter terminiert. Infolge einer Reihe von privaten Lebensereignissen (Krankheit der Frau) wurde es aber wieder verschoben, dann neuerlich auf das Ende der Grundschulzeit der Tochter festgelegt, damit diese in Jugoslawien noch relativ unproblematisch auf eine weiterführende Schule gehen können solle. Aber auch dieser Termin wurde infolge neuer Ereignisse — inzwischen hatte Frau Krizan eine lukrative Beschäftigung in der westdeutschen Großstadt gefunden — infrage gestellt.

Herr Krizan, fast genauso alt wie Herr Deder, auch er ein Emigrant, hat sich gegenüber diesen Verschiebungen, Verzögerungen und Veränderungen seiner Vorstellung, nicht erst im hohen Rentenalter wieder in sein Herkunfts米尔ieu zurückzukehren, bisher gelassen und anpassungsbereit gezeigt. Wenn man sich nicht wie ein Baum im Winde biegsam verhalte, dann drohe einem die Gefahr, im Sturm umgeknickt zu werden — auf diese Formel lassen sich in etwa einige seiner diesbezüglichen Reflexionen bringen:

01 Damals wollte ich als junger Kerl, war ich so 27, 28,
 02 war ich, wollte ich ein Auto kaufen. Also nich, um an-
 03 zugeben, oder sonstwie. Ich habe es gesehen damals in
 04 Deutschland, und ich wollte ein Auto haben. Und meine
 05 Vorstellung war Opel damals. Wollte ich haben — und
 06 dann wollte ich wieder nach Jugoslawien gehen, und das
 07 hat sich so ergeben. Und als Junggeselle, da haben Sie
 08 nichts zu verlieren, ob Sie hier oder da unten leben
 09 oder irgendwo anders. Mein Gott, also ich hab, für
 10 mich selbst konnte ich also — konnte für mich immer
 11 verdienen, um anständig zu leben.

(Dann sind Sie also gewissermaßen hängengeblieben?)

12 Ja, das kann man wohl so sagen. Und da kamen so ver-
 13 schiedene Bekanntschaften, und vielleicht kann man sa-
 14 gen, also Liebe oder irgendwas, kam immer dazwischen,
 15 ist doch menschlich, oder?
 (...)

16 Es kam alles spontan, also, ich meine — im Leben — al-
 17 les was, ich glaube, man kann planen, wie man es will,
 18 aber es kommt immer was anders, immer was dazwischen.
 19 Und es ist, das wissen Sie selbst, ich meine, man hat
 20 irgendwas geplant, also das und das, so soll das sein,
 21 und zwischendurch hat sich was geändert, egal wie, ich
 22 meine, manchmal klappt das, manchmal klappt das nicht.

Diese Offenheit für den „Zu-Fall“, für das, was das Leben an Überraschungen — positiven und negativen — bereithält, ist eine Grundfigur der biographischen Perspektive

von Herrn Krizan. Auf die Vergangenheit schaut er mit positiv gefärbten Erinnerungen zurück, aber diese Phase ist für ihn auch, weit zurückliegend, abgeschlossen. Dabei spielt auch eine Rolle, daß er im Blick auf seine eigene Lebensgeschichte eine Zäsur da macht, wo er — ursprünglich gar nicht erfreut darüber — Vater wurde. Bis zu diesem Zeitpunkt, so drückt er sich wörtlich aus, habe er als Junggeselle von Tag zu Tag gelebt. Heute, und das empfindet er als außerordentliche Bereicherung, erlebe er gemeinsam mit seiner Tochter und trage bewußt die Verantwortung auch für deren Zukunft. So ist er sich — gerade im Rückblick auf seine eigene Jugend, die er im Vergleich mit den Bedingungen der heutigen Jugend als glücklich erinnert, seines Alters und der Vergänglichkeit seiner Lebenszeit durchaus bewußt, aber daraus scheint er den Impuls zu entwickeln, sich dem Gegenwärtigen, dem Jetzt, um so deutlicher zuwenden und zu öffnen:

- 01 *Ich lebe nicht für die Vergangenheit, ich erinnere*
- 02 *mich gern, und ich bin, ich hab' Ihnen auch gesagt,*
- 03 *sehr zufrieden damit, also ich bin sehr zufrieden mit*
- 04 *meiner Gegenwart, mehr konnte ich auch nicht erwarten,*
- 05 *das sind die Lebensverhältnisse damals gewesen, aber*
- 06 *ich bin sehr zufrieden, obwohl ich auch den Krieg er-*
- 07 *lebt habe, und ich bin sehr zufrieden — äh, für die*
- 08 *Zukunft zu leben will ich auch nicht, nur für Zukunft*
- 09 *zu leben. Ich lebe gerne in der Gegenwart.*

Daß dies, nämlich die Intensität des gegenwärtigen Erlebens, sehr wohl auch die Zukunft als lebenszeitlichen Horizont nicht ausblendet, vor allem auch natürlich im Hinblick auf die Verantwortung gegenüber der nachfolgenden Generation, wird durch die folgende Äußerung genauer expliziert.

- 10 *Es ist so: wir alle bedauern es sehr oft, daß wir die*
- 11 *Zeit nicht ausgenutzt haben. Im Leben geht vieles ver-*
- 12 *loren dadurch. Ich habe früher, war Sport für mich al-*
- 13 *les. Und ich finde, jeder junge Mensch sollte sich mit*
- 14 *Sport oder etwas anderem — aber Sport ist für mich et-*
- 15 *was, ich weiß nicht, ich hab' das gern getrieben. Sport*
- 16 *war für mich alles — mit Sport konnte ich Ausflüge ma-*
- 17 *chen, konnte ich ans Meer sein, ans Meer meine ich an*
- 18 *der Adriaküste, durch Sport werde ich auch irgendwie*
- 19 *anerkannt und kleine Anerkennung tut jedem gut. — Und*
- 20 *das hat viel Spaß gemacht, und das wollt' ich sagen —*
- 21 *jeder sollte auf seine angenehme Weise die Zeit nut-*
- 22 *zen, wenn man das nicht tut, dann ist doch kein Zweck,*
- 23 *dann hat das Leben den ganzen Zweck nicht erfüllt, für*
- 24 *mich.*

Diese Hinwendung zu einer sinnvollen, lustvollen Betätigung, einer, in der physiologische und soziale Bedürfnisse in ähnlicher Weise zufriedengestellt werden können, verdeutlicht, was für Herrn Krizan eine erfüllte Gegenwart ausmacht, die sich als Teil einer zyklisch verfließenden Zeit versteht. Das Festhalten der Vergangenheit, ihre Bechwörung ist hier ebenso wenig notwendig wie die planförmige Ausarbeitung einer Zukunft bzw. einer Vorstellung von ihr: Dies erschien Herrn Krizan womöglich wie eine Anmaßung gegenüber dem Prozeß des Lebens als einer langen Kette von Werden

und Vergehen. Im lebenszeitlichen Horizont entspricht dem auch ein Bild vom angemessenen, guten Leben, in dem Vorstellungen wie ‚Mäßigung‘ eine Rolle spielen.

- 01 Die Leute machen sich verrückt. Ich brauch' keinen
- 02 persischen Teppich zu haben, wenn es sauber ist, ich
- 03 leiste mir — ich mache mich so breit, wie das Bett
- 04 ist, sagt man bei uns, und mehr kann ich nicht — ich
- 05 muß nicht unbedingt einen Mercedes fahren, ich fahre
- 06 Opel, das reicht — ich will doch nicht reich werden,
- 07 ich will meine Ruhe haben — ich bin schon über 50, was
- 08 soll ich denn? Ich bin doch arm geboren, ich kann doch
- 09 nicht reich sterben. Doch, kann man schon, aber das
- 10 sind vielleicht nach meiner Meinung von einer Million
- 11 zwei Prozent, die das erreicht haben.

Welche bescheidenen, fast idyllischen Vorstellungen das sind, die Herr Krizan entwickelt, und welche Rolle dabei vor allem auch das Zusammenleben mit anderen spielt, insbesondere mit seiner Familie, das wird an vielen Stellen des Interviews sehr deutlich. In der folgenden Passage ist es in einer Weise verdichtet, die ihrerseits natürlich auch die Frage provoziert, ob diese Vorstellung vom Glück im Winkel an der Lebenswirklichkeit gegenwärtiger Arbeits- und Lebensverhältnisse in der Bundesrepublik nicht doch insgesamt abprallt:

- 01 Ich hab', ich bin ein Glückspilz, ich sag' es Ihnen, ich
- 02 wohne in einem Stadtteil, wo alles grün ist, das ist
- 03 oben in der Lindenwurmstraße. Ich hab' auch Glück ge-
- 04 habt, eine Sozialwohnung zu kriegen, und es kostet
- 05 auch nicht viel. Und überall, wo ich gucke, ist Grün.
- 06 Da ist es auch günstig, ich wohne im Parterre, und ich
- 07 kann meine Kleine, meine Tochter, meine ich, die kann
- 08 Fahrrad fahren, Rollschuhlaufen, da sind auch Kinder,
- 09 das ist schön. Ich höre gern die Schreie — ältere
- 10 Leute, die stört das manchmal, aber wo die Kinder
- 11 schreien, das heißt für mich Leben, die leben da, wenn
- 12 das — es ist nix, wenn man alles schön hat und es ist
- 13 alles tot, wie hier wir zwei in einem Zimmer jetzt.

Diese Vorstellung vom Leben als Werden und Vergehen, als Prozeß, der seine eigene Logik und also auch seine eigene Zeit hat, reicht für Herrn Krizan bis in die Gestaltung seines Alltags hinein. Zum einen wird es deutlich an der Tatsache, daß er seine Freizeitaktivitäten in der Regel so wenig wie möglich plant, sondern spontane Besuche bei Bekannten vorzieht, oder aber auch sein Haus den Zufälligkeiten hereinschneiender Besucher gern öffnet. Es wird auch deutlich in der Tatsache, daß er, seinem Biorhythmus Rechnung tragend, seit längerer Zeit morgens die Arbeit in einer Weise aufnimmt bzw. vorbereitet, die es ihm gestattet, trotz eines durch seinen niedrigen Blutdruck bedingten morgendlichen Leistungstiefs doch, ohne sich übermäßig zu hetzen oder zu zwingen, die Arbeit in relativ guter Verfassung aufzunehmen. Er gestattet sich eine bestimmte Form des „Warmlaufens“ auf dem Weg zur Arbeit und vor dem eigentlichen Arbeitsbeginn. Am aussagekräftigsten ist vielleicht die Tatsache, daß er hervorhebt, daß seine Tochter von ihm noch nie aufgeweckt worden sei:

01 Die Kleine ist noch nie aufgeweckt worden: Steh auf!
 02 Jetzt zur Schule, ja, aber das ist auch nicht so früh.
 03 Aber als Kind — Kinderkrippe oder so was, nie. Sie ist
 04 von sich selbst aufgewacht — für mich ist das selbst-
 05 verständlich, wenn sie das kann, warum soll sie das
 05 nicht haben? Und sie ist von sich selbst wach gewor-
 07 den, das ist, das ist das Schönste. Wissen Sie, wenn
 08 Sie ins Bett gehen und Sie stehen morgens früh auf,
 09 ohne Wecker, ohne Nichts, das ist für mich das Schön-
 10 ste, was es gibt!

An einer späteren Stelle des Interviews kommt er selbst dann noch einmal auf diesen Aspekt zu sprechen, als er nämlich beschreibt, daß es ihm eben nicht vergönnt sei, morgens seinem eigenen Rhythmus zu folgen, sondern, wie alle anderen eben auch, um sieben Uhr schon volle Leistung bringen zu müssen. Und in diesem Zusammenhang schildert er dann, wie er sich selber, zunächst mit einem Glas Milch mit Honig, dann einer Zigarette und später unmittelbar vor Arbeitsbeginn mit einer Tasse Kaffee allmählich in „Schwung“ bringe, um leistungsfähig zu sein und sich so dem Rhythmus der vorgegebenen Arbeitszeitregime einzufügen. So versucht er zwischen der Hinnahme vorgegebener Zeitstrukturen und der Rücksichtnahme auf die Rhythmen von Ereignissen und fremden Aktivitäten einerseits und dem Bedürfnis nach eigener Steuerung seines Aktivitäts- und Erlebensrhythmus einen Kompromiß zu finden. Auf eine Frage des Interviewers, die dieses Problem zu formulieren versucht, antwortet er:

(Ja, die verschiedenen Dinge, die man am Tag so macht, die haben ja so einen eigenen Rhythmus. Versuchen Sie das irgendwo auszugleichen, oder nehmen Sie die Dinge so, wie sie sind?)

01 Nicht — also, nicht so, wie sie sind, wenn ich das so
 02 nehme, ist das auch nicht richtig, aber, es ist auch
 03 nicht richtig, wenn ich sage, ich mach' das so wie ich,
 04 ..wie es mir paßt. Wie ich es will. Manchmal entwickeln
 05 sich Dinge, die muß ich annehmen, so wie sie sind,
 06 weil meine Frau hat auch Verpflichtungen. Sie wissen,
 07 sie arbeitet in dem Restaurant „Goldene Gans“ oder
 08 wie sie als Aushilfe gearbeitet hat, also, ich bin
 09 der Meinung, wir leben zusammen, und da muß ich auch
 10 auf sie Rücksicht nehmen. Und wir haben das Auto, und
 11 manchmal ist es ihr unangenehm, am Abend zu fahren,
 12 und dann hol' ich sie ab. Aber ich kann nicht sagen,
 13 ich habe etwas anderes vor. Wenn es unbedingt sein
 14 muß, und dann kann ich nicht das machen, was ich will.

Herr Krizan bemüht sich also, das wird in dem vorstehenden Zitat deutlich, auf fremde Zeitgeber, auf die Notwendigkeit der temporalen Koordination mit anderen und vor allem auch in Auseinandersetzung mit den heteronom produzierten Zeitstrukturen der sozialen Systeme, so zu reagieren, daß er sich diesen nicht einfach fügt. Aber er weiß auch nur zu gut, daß er sich den Anforderungen auf zeitliche Abstimmung, ja Ein- und Unterordnung, nicht entziehen kann. Dies gilt insbesondere dann, wenn es sich um Ansprüche und Bedürfnisse signifikanter Anderer handelt.

Im Unterschied zu dem Beispiel von Herrn Deder, dessen alltägliche Zeitstrukturen in einem klaren hierarchischen, funktionalen Bezug auf weiterreichende Zeithorizonte stehen, und gerade deshalb ihr Zusammenhang eben nicht im alltäglichen Handeln zur Geltung kommt, kann man für Herrn Krizan feststellen, daß zwischen seiner Vorstellung von Lebenszeit und Alltagszeit insofern eine zumindest praktisch gültige Verknüpfung besteht, also für beide letztlich, im großen, wie im kleinen, eine *ähnliche Strukturvorstellung* gilt. Nämlich die einer durch natürliche Prozesse, körpergebundene Rhythmen und Entwicklungsgesetzmäßigkeiten bestimmten, tendenziell *zyklischen Zeitvorstellung*. Leben hat seinen Sinn und seinen Zweck in der Entfaltung der ihm selbst angelegten Potentiale, und es ist vernünftig und angemessen, diese Potentiale innerhalb der Proportionen zu entfalten, deren Maß vom Leben selbst, aber auch von den Notwendigkeiten und Zweckmäßigen gesellschaftlichen Zusammenlebens und also auch Arbeitens erforderd werden.

3. Typische Konstellationen von BZP und ZEHA

Wir möchten nun im folgenden auf einige der Zusammenhänge zwischen der BZP und dem jeweiligen zeitbezogenen Erleben und Handeln eingehen, die sich nach Maßgabe der Muster biographischer Entwicklung je unterschiedlich darzustellen scheinen. Wenden wir uns dabei zunächst zwei weiteren Konstellationen zu, in denen der Zusammenhang zwischen BZP und ZEHA deutlich erkennbar ist.

3.1 Idealisierung

Dies gilt z.B. für den Typus der „Idealisierung einer unitarischen Lebensform“, dessen biographische Zeitperspektive — bei Vernachlässigung fallspezifischer Besonderheiten — dadurch gekennzeichnet ist, daß die gegenwärtige Lebenssituation als eine moralisch-ethische Einübung und Vorbereitung für einen in weiter, späterer Ferne liegenden Zustand definiert wird, in dem die Probleme aus der noch gegenwärtigen Vergangenheit einmal überwunden sein werden. Wie aus der Typenanalyse hinreichend deutlich geworden ist, wird dieser Zustand als eine Lösung gegenwärtig noch bestehender und in der Vergangenheit begründeter Widersprüche, Konflikte und Problemlagen erhofft. Diese fortwirkende Bedeutung vergangener Lebensereignisse und Lebensphasen wird in allen Interviews, die wir dem „Idealisierungstypus“ zugeordnet haben, durchgängig und nachdrücklich hervorgehoben. So betont etwa Frau Küster auf die entsprechende Frage im Interview:

- 01 (lange Pause) Hm, ja, also, mein unbedingter Wille —
- 02 Theologie zu studieren und das Ergebnis, daß es doch
- 03 nicht dazu gekommen ist, das — das hat mir in gewisser
- 04 Weise 'n Knacks versetzt. Weil sich, dadurch bei mir
- 05 der Denkprozeß zustande gekommen ist, man kann sich
- 06 zwar etwas fest vornehmen, äh, aber man erreicht es im
- 07 Endeffekt doch nicht. Es mag sein, daß ich deswegen so
- 08 hin- und herschlendere oder mich auch mit, mit etwas
- 09 zufrieden gebe, was ich gar nicht hundertprozentig gut
- 10 finde, weil ich das, das Denken seitdem noch nicht

- 11 überwunden hab', daß alles, Willensanstrengung oder,
 12 oder Zielgerichtet-Sein, letztendlich nichts bringt.
 13 Den Punkt hab' ich noch nicht überwunden.

Daß sie dennoch an einem bestimmten, in der Zukunft liegenden, allerdings nicht mehr eindeutig definierten Ziel orientiert bleibt, wird dadurch überdeutlich, daß sie, als Antwort auf die entsprechende Frage nach einem Bild, mit dem sie ihr bisheriges Leben vergleichen solle, das Bild „Haupt- und Nebenwege“ von Paul Klee erwähnt. Sie selbst, sagt sie dann, sei wohl nie den „Hauptweg“ gegangen, sondern auf „Nebenwegen“; aber das könne sie nicht einmal negativ sehen. „Ich meine“, so sagt sie, „das ist auch egal, ob man auf dem Hauptweg geht oder auf den Nebenwegen...“

- 01 Also 'ne derartig exakte Zielvorstellung, wie ich sie
 02 damals hatte, habe ich heute nicht. Aber ich halte das
 03 auch nicht unbedingt für nötig. Vielleicht aus der Er-
 04 fahrung heraus, daß mir das ja gar nicht gelungen ist,
 05 ich war ja damals so, ich hab so'n klares Ziel gehabt,
 06 und vielleicht meine ich, es ist gar nicht gut, wenn
 07 man so'n ganz klares Ziel hat, das Ziel muß 'n bißchen
 08 verwaschen sein.

Daß — trotz aller Umwege und aller Undeutlichkeit der angestrebten Ziele — die Zukunft und die in ihr erhoffte Lösung gegenwärtiger Problemlagen die Zeitperspektive nach wie vor bestimmt, wird auch an der Art deutlich, wie „Gegenwart“, „empfunden“ wird:

- 01 Gegenwart ist für mich, würde ich als Zustand emp-
 02 finden, den ich als vorübergehend empfinde. Nicht
 03 genügend zufriedenstellend. Als veränderungswürdig.

Gegenwart — ganz anders als im zuvor dargestellten Beispiel des Herrn Krizan — wird nicht als befriedigend, lebenswert empfunden, sondern als Warten auf Besseres, ja als „Zustand“, den es zu verändern gilt. Noch plastischer kommt dies in der entsprechenden Antwort eines anderen Befragten — eines 27-jähriger Stahlbauschlossers — zum Ausdruck. Zunächst allerdings unternimmt er den Versuch, Gegenwart überhaupt „in den Blick zu nehmen“.

- 01 Gegenwart, das ist jetzt ein Begriff, der ziemlich
 02 schwammig ist. Ich kann Ihnen jetzt zwar sagen, daß
 03 wir jetzt 1984 haben, Februar und den zwanzigsten, und
 04 daß Sie jetzt hier sitzen. Das ist für mich Gegenwart.
 05 Ich kann rausgucken, und das Wetter ist so und so, und
 06 wie fühl' ich mich jetzt. Das ist für mich Gegenwart.

Zunächst fällt auf, daß der Befragte sich an den „schwammigen“ (02) Begriff „Gegenwart“ auf verschiedenen Wegen herantastet, ihn gewissermassen einkreist. Er beginnt mit der Kalenderzeit, dem Datum des Interviews⁵⁹ (03), also dem „Heute“ und der Interviewsituation, dem „hier“ (04). Der Hinweis auf die „Präsenz“ des Interviewers sichert — neben dem Rekurs auf die Weltzeit — intersubjektive Geltung seiner Ge-

59 Das Datum ist geändert.

genwart (Das ist „*für mich*“ Gegenwart; 06). Deren subjektive Qualität als „innere Dauer“, in den aktuellen Impressionen (kann „*rausgucken*“; 05), wird wiederum in übergreifende Sinnzusammenhänge (Das „*Wetter ist so und so*“⁶⁰ (05)) eingeordnet und schließlich durch Selbstbeobachtung und Bewertung der eigenen Befindlichkeit („*wie fühl' ich mich jetzt*“; 06) durch das Moment der Reflexivität der Zeitwahrnehmung ergänzt, die dem Bewußtsein von Zeit und also von Gegenwart vorausgesetzt ist. Bereits in dieser kurzen Eingangspassage wird also eine Vielfalt von gleichzeitigen, „Gegenwart“ konstituierenden Bestimmungen ineinander verschachtelt vorgestellt. Schon hier ist Gegenwart also mehr als die sprichwörtliche „Schneide“ des Messers⁶¹, der Jetztpunkt, der zwischen Vergangenheit und Zukunft hauchdünn und messerscharf trennt. Im weiteren wird jedoch dann vom Befragten sehr rasch und überdeutlich klar gemacht, daß ihm die Zukunft relevanter ist als die — wie auch immer definierte — Gegenwart.

07 Aber Gegenwart — ich würde sagen, die Zukunft ist
 08 wichtiger. Die Gegenwart ist in dem Falle schon bewäl-
 09 tigt . Was kommt, das kann schon morgen sein, das ist
 10 wichtig.

Die Wichtigkeit der Zukunft wird dadurch erläutert, daß in ihr die Gegenwart schon „bewältigt“ (08-09), gewissermaßen überwunden ist. Deshalb sei das, was komme, wichtig, und das könne „schon morgen sein“ (09). Da im bisherigen Interviewverlauf kaum etwas auf diese unmittelbar bevorstehende Veränderung hingedeutet hatte, und der Interviewte wiederholt betont hatte, daß er keine Pläne für die Zukunft habe und machen wolle, fragt der Interviewer nach:

(Hm — Hm — Die Zukunft ist wichtiger. Aber andererseits haben Sie doch gesagt, daß Sie nicht für die Zukunft Pläne machen wollen)

11 Ich laß' es auf mich zukommen. Und wenn mir was ge-
 12 fällt, wie gesagt, dann pack' ich's an, wenn mir was
 13 richtig erscheint. Das ist irgendwie noch'n Stück
 14 Streben.

- 60 Im romanischen Sprachraum ist die etymologische Nähe von Wetter und Zeit noch klar erkennbar. Lateinisch: „*Tempestas*“ bezeichnet sowohl das Wetter/Unwetter als auch den Zeitpunkt. Daß „Wetter“ zu den Referenzpunkten für Veränderung im — ansonsten gleichbleibenden — Einerlei des Alltags gehört, ließe sich auch durch Auszüge aus weiteren Interviews leicht belegen (s. z.B. Interview Frau Späth). „Wetter“, als „Zustand der Atmosphäre“ (Grimmsches Wörterbuch), verweist auf weitere — z.B. jahreszeitliche — Zeithorizonte, bezeichnet in jedem Fall nicht eine momenthafte, augenblickliche meteorologische Konstellation, sondern wird auf den Tageslauf und ggf. eine „Großwetterlage“ projiziert. Wetter, als diffuser Hinweis auf Veränderungen der (physikalischen) Umwelt, dient außerdem als sozial verträgliche Zurechnung für subjektive Befindlichkeitsveränderungen.
- 61 S. die Unterscheidung von „knife-edge-present“ und „specious-present“ bei James, W. (1905, zuerst 1890): *Principles of Psychology*, Vol. I, New York. Die Vorstellung einer „funktionalen“ oder auch „gedehnten“ (specious) Gegenwart, in der die Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Perspektiven Gegenwart definiert und damit Zeit konstituiert, wird ja dann für Mead so bedeutungsvoll. Die Konstitution dieser Gegenwart — als Wahrnehmung der Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Perspektiven — wird für Mead gleichbedeutend mit der Bedingung der Möglichkeit von menschlicher Sozialität. Vgl. Joas (1980): a.a.O., S.168; Bergmann (1981): a.a.O.; Bergmann, W. (1988): Bewußtsein oder Handlung: Ansatzpunkte einer soziologischen Zeittheorie, in: Seiffert, E.K. (Hrsg.), Ökonomie und Zeit, Frankfurt/M., S. 79-101.

(HmHm)

- 15 *Es muß ja irgendwas kommen, was mir jetzt echt Spaß macht. Das ist nicht so, daß ich jetzt total unglücklich bin, (hmhm) sondern, das ist wie — Glauben an 17 das jüngste Gericht. Das liegt ja auch in der Zukunft, 18 wenn auch ferner, angeblich. Da muß ja — irgendwas muß 20 ja kommen. Irgendwas, der Glaube an das Weiter — Weiterleben. Dafür es irgendwie Punkte gibt, auf die man 21 sich echt, wie in einem Goldrausch, 'n Stück Gold 23 draufstürzt. Jetzt nur mal als Beispiel. Dafür man da 24 echt mal 'n richtigen /betont/ Sinn findet. Wo es 25 sich lohnt, alles zu investieren, was man geistig und 26 körperlich zur Verfügung hat. Wo ma' voll aufgehen kann. Das finde ich, sollte, oder könnte in der Zukunft mal auf mich zukommen.*

(Können Sie da drauf auch zugehen?)

- 29 *Gezielt auf sowas drauf zuzugehen, das wäre schon zu 30 viel Planung und /betont/ unmöglich.*

(Das heißt im Grunde genommen, eine Einstellung: Man kann's nicht herstellen, aber man muß bereit sein?)

- 31 *Richtig.*

(Interview: Wiener)

Gegenwärtiges — und darin besteht die Übereinstimmung mit dem entsprechenden, oben bereits zitierten Ausschnitt aus dem Interview mit Frau Küster, wird als Zustand des Wartens, des Hoffens auf eine — hier: alles — verändernde Zukunft erlebt. Die Nähe zu eschatologischen Vorstellungen braucht nicht interpretativ hergestellt zu werden, sie wird vom Interviewten selbst eingeführt (17/18). Dafür dabei — implizit — auch die Vergangenheit, als andauernde, die Gegenwart prägende, in den Blick gerät, überrascht nicht bzw. entspricht den Konturen des „Idealisierungstyps“, dem die beiden zuletzt herangezogenen Interviews zugerechnet werden. Der „Glaube an das jüngste Gericht“, die Hoffnung, „dafür man da echt mal 'n richtigen Sinn findet“, beide Formulierungen verweisen ja auf einen „Vorlauf“, eine Vorgeschichte, gegen die — aber auch: durch die — der Glauben und das „irgendwie“ verbliebene „Stück Streben“ verständlich gemacht werden sollen. Gegen die bisher gemachten Erfahrungen — so lassen sich die Hinweise interpretieren — wird an einer rational nicht begründbaren Hoffnung bzw. — im Falle des zuletzt zitierten Stahlbauschlossers — an dem „Glauben“⁶² an

62 Vgl. Srubar, I. (1974): Glaube und Zeit, Diss., Frankfurt/M.; Srubar weist auf die Bedeutung der „privaten Geschichte“ hin, die in der Zeitstruktur des Glaubens zur Geltung komme. Im Interview heißt es weiter oben: „Das ist nicht /so/, daß ich jetzt total unglücklich bin...“ (16-17). Damit soll wohl gesagt werden: So schlecht, daß sich die Situation hier und jetzt ändern muß, geht es mir nicht. Ich kann auch notfalls noch weiter so leben'. Aber, unabhängig davon, gewissermaßen: trotzdem habe ich den Glauben daran, daß es anders wird bzw. anders werden muß. Diese Art von Glauben transzendierte die konstituierte Sozialwelt, die den Rahmen der Analysen von Srubar absteckt. Goldrausch und jüngstes Gericht, beide beenden mit einem Schlag die Gültigkeit bisheriger Zustände. Das, was bisher galt, ist nun außer Kraft gesetzt („Rausch“), muß einer evidenteren, anderen Sinnstruktur weichen. Insofern werden die Strukturen der Lebenswelt in diesen Assoziationen gesprengt und nicht ‚nur‘ transzendierte, was wiederum durch den Hinweis auf das „Weiter — das Weiterleben“ (20-21) angedeutet wird.

eine „Erlösung“ festgehalten. „Zukünftige Vergangenheit“ so lautet deshalb auch, auf eine kurze Formel gebracht, die Zeitperspektive dieses Typus der „Idealisierung einer unitarischen Lebensform“.

Wie steht nun diese BZP mit dem zeitbezogenen Erleben und Handeln im Alltag in Zusammenhang? Zwei Aspekte scheinen dabei hervorhebenswert: zum einen deutet sich in drei von insgesamt vier Fällen, die wir diesem Typus zugeordnet haben, an, daß die Grenzen zwischen Arbeitszeit und der Zeit nach der Arbeit nicht in der gängigen Form der täglichen Aufteilung zwischen Arbeitstag — Verteilzeiten und arbeitsverbundene Zeit inclusive — und schließlich dem Feierabend gezogen werden. Frau Küster macht zum Beispiel nach Feierabend noch Weiterbildungskurse. Raffaela Jürgens sucht, zur Vorbereitung ihres nächsten Arbeitseinsatzes, zuvor ihren neuen Arbeitgeber auf und „erkundet“ an den Wochenenden die Gegend um den neuen Einsatzbetrieb. Sie beide wollen sich auf unterschiedliche Weise zusätzlich für ihre nächste Arbeit vorbereiten, ausbilden, sich den neuen Anforderungen besser gewachsen zeigen. Dabei spielen „Überforderungen“ in der Arbeitssituation infolge eines ausbildungsinadäquaten Einsatzes eine Rolle (Küster) oder Unsicherheitsgefühle infolge häufig wechselnder, situativ sich kumulierender Anpassungserfordernisse (neue Arbeitsumgebung; neue Aufgaben; neue Kolleginnen).

In beiden Fällen sollen durch vorbereitendes oder zusätzliches Engagement Risiken reduziert werden. Man könnte hier von einem Spill-over-Effekt sprechen: Die Arbeit expandiert in die restlichen Lebensbereiche und nimmt sie in Griff.

In einem anderen Falle (Frau Späth) wird das tägliche Umschalten zwischen Arbeit und Freizeit problematisch. Im Rahmen der Fragen nach den unterschiedlichen Erlebnisqualitäten von Arbeitszeit einerseits und der Zeit nach der Arbeit andererseits antwortet Frau Späth zunächst auf die entsprechende Frage:

(Wie is'n das so, wenn Du jetzt vergleichst, so die Arbeitszeit mit der Freizeit, würd mich mal interessieren, wie Du die so unterschiedlich erlebst. Also is das 'n Unterschied, ist das so 'n abrupter Wechsel so von der Arbeit dann zu der Zeit, wo Du nicht arbeitest?)

01 /11 Sekunden Pause/ Ja, is' also schon /9 Sekunden Pau-
 02 se/ So, also bei der Arbeit empfinde ich das einfach
 03 so, daß ich halt Pflichten in, in erster Linie Pflich-
 04 ten unterlegen bin. /hm/ Und das hab' ich in der Frei-
 05 zeit.. versuch' ich das Gefühl zu vermeiden. Es gibt
 06 eben die Leute, bei denen hab' ich trotzdem das Ge-
 07 fühl, aber, ich versuch' das halt zu vermeiden.

(Wenn Du das so vergleichen müßtest, wo würdest Du sagen, ist mehr Hetze?)

08 Ja, also auf jeden Fall auf der Arbeit.

(Hm. Und Langeweile?)

09 Das kann auch bei der Arbeit sein. — Und es kann auch
 10 in der Freizeit passieren /hm/ — Ich finde halt wieder,
 11 dazu ist des zu unterschiedlich, was ich mache /hm/,
 12 um zu sagen, wo ist mehr Langeweile. Zum Beispiel, die
 13 Stelle, die ich da früher hatte, da war's auf jeden
 14 Fall, des war unheimlich langweilig. /hm/ Und das, was

15 *ich im Moment mache, das ist überhaupt nicht langweilig.*

(Und welcher Abschnitt kommt Dir länger vor?)

17 *Also im Moment kommt mir... die Arbeit also wesentlich länger vor. Wesentlich. Und eigentlich würde ich sagen, daß ich nicht genug Freizeit hab'. Das ist echt nicht genug. Also nicht genug, um irgendwas Kreatives irgendwie dabei zu machen. /hm/ Das ist eigentlich, das ist blöde, das ist genug Zeit, um sich langweilig zu fühlen, — vielleicht habe ich auch deswegen 'n zweiten Job, weil ich also, ja, einfach, weil ich mir auch denk', dann verdien' ich schneller das Geld, und dann kann ich wieder... mehr Urlaub machen. So halt Urlaub, und sei's Urlaub zum Studieren. Das Studium ist auch wieder was ganz anderes halt. Beim Studium hab' ich nicht das Gefühl, in erster Linie mal Pflichten, eh....*

(Und so Situationen gibt's ja vielleicht öfter, also daß man das Gefühl hat, das paßt alles nicht so recht zusammen, was man grad' macht. Mal muß man sich so verhalten, mal muß man sich so verhalten, ..mal muß man sich beeilen, mal muß man, mal is eher Langeweile oder so, also da, daß das irgendwie ganz unterschiedlich ist, und gar nicht so 'n eigenen, so'n, so'n immer gleichen Rhythmus auch hat oder so.)

31 *Ja. Ja, das, das stimmt. Weil ich, ich verhalt' mich*

32 *auch in der Freizeit dann irgendwo anders. Ich, ja,...*

33 *insofern hab' auch wohl das Gefühl, daß ich eben zuwe-*

34 *nig Freizeit hab, weil ich eben .. net dauernd so um-*

35 *schalten kann und auch eigentlich nicht will.*

Dieser längere Ausschnitt aus dem Interview mit Frau Späth gibt einen ungefähren Eindruck von der Art — der Produktion — des Textmaterials, das bei der Auswertung der Fragen zum ZEHA zugrundeliegt. Der vorstehende Abschnitt ist gekürzt. Einige der Fragen und Antworten — insbesondere zu den unterschiedlichen Rhythmen des Alltags und den Formen, damit umzugehen — wurden hier weggelassen.

Hier soll zunächst nur die Frage behandelt werden, wie — im Kontext der Typen und der typischen BZP — der Unterschied zwischen den (beiden) Zeitabschnitten des Tages, also zwischen der Zeit während der Arbeit und nach der Arbeit gesehen, und wie damit umgegangen wird.

Im Falle von Frau Späth wird deutlich, daß sie die Differenzen aufheben oder verlagern will. Das tägliche Umschalten von der Arbeit auf die Freizeit fällt ihr schwer, eigentlich will sie das auch gar nicht praktizieren. Die normalerweise nach der Arbeit verbleibende Restzeit, Freizeit taugt ihr für wirklich schöpferisches Tun nicht. Deshalb arbeitet sie gleich noch mehr und länger. Sie hat einen zweiten Job — neben der Zeitarbeit — angenommen. Jeden Morgen trägt sie Brötchen aus. So läßt sich rascher wieder ein Freizeitblock herauswirtschaften. Im Grunde — das will sie wohl andeuten — fällt es ihr schwer, sich von der in der Arbeit notwendigen Unterwerfung unter Pflichten nach der Arbeit so frei zu machen, daß sie sich für mehr als zur Langeweile befreit fühlt. Der tägliche „Switch“ wird zum Problem.

Diese Schwierigkeit des Umschaltens und die zuvor erwähnten Beispiele der Entgrenzung von Arbeitszeit und Freizeit, fügen sich in die Typenkontur der „*Idealisierung einer unitarischen Lebensform*“ ein, ja können als eine Bestätigung dieser Typisierung begriffen werden.

Ein zweiter Gesichtspunkt, der hier behandelt zu werden verdient, ist die in der hier behandelten Gruppe von Interviews — im Vergleich mit den meisten anderen Typen — deutlicher erkennbare Sensibilität für Prozesse des irreversiblen Verfließens von Zeit. Frau Küster thematisiert dies anhand der Erfahrung des Alterns:

(Es passiert ja meistens — oder meistens ist das so,
daß man eher so von Tag zu Tag lebt, daß man gar nicht
so realisiert, wie die Zeit vergeht eigentlich. Und
manchmal gibt es dann aber auch Einschnitte.)

- 01 Ja, bei dem ersten, was ich erwähnt habe,⁶³ da fällt
- 02 mir ein, daß ich selber nicht gedacht hätte, daß ich
- 03 jetzt schon über drei Jahre Zeitarbeit mache. Also bei
- 04 FAX war es ja ein Jahr und bei FAY ist es jetzt schon
- 05 das zweite Jahr. Als ich anfing, hab' ich gedacht, na
- 06 über kurz oder lang werde ich eine Festanstellung fin-
- 07 den und das dient nur zur Überbrückung. Daß ich aber
- 08 jetzt schon das zweite Jahr, daß ich dabei bin, bzw.
- 09 das zweite schon vollendet hab', eh, also da denke ich
- 10 doch, die Zeit verfliegt, und man merkt das nicht.
- 11 Jetzt bin ich schon vierunddreißig, und ich hätte
- 12 eigentlich gemeint, daß ich mit vierunddreißig schon
- 13 woanders bin.

(Interview: Küster)

Von Frau Küster wird, was in dieser Form ansonsten eher selten geschieht,⁶⁴ das (chronologische) Alter ins Spiel gebracht. Aber sie thematisiert das irreversible Verfließen von Lebenszeit noch in anderer Weise, präziser, wenn sie — an einer anderen Stelle im Interview — ihre Chancen abwägt, noch einmal eine längere Ausbildung machen zu können, nachdem sie die zweite Ausbildungsphase ihrer Lehrerausbildung nach mehreren Anläufen abgebrochen hat. Aber es sind auch noch andere, ansonsten eher selten erwähnte Formen der Wahrnehmung von Zeit, die sich in der Gruppe der Interviewten, die wir dem „*Idealisierungstyp*“ zurechnen, vermehrt finden. So die Bezugnahme auf Jahreszeiten, Wetter (Späth; Wiener), aber auch die Beachtung von Familienfesttagen, Geburtstagen fällt auf.

Insgesamt ergibt sich so zumindest umrishaft die Kontur des Verhältnisses von BZP und ZEHA.

Die in die Zukunft projizierte Überwindung vergangener und gegenwärtig drängender Probleme bleibt weitgehend ungewiß. Der illusorische Charakter dieser Hoffnungen wird z.T. durchaus gesehen. Gerade deshalb werden Programme zur Realisierung nicht

63 Die Interviewte hatte zuvor berichtet, daß sie mit einer Freundin eine Art Wette geschlossen habe, wer von beiden sich als nächste um eine neue Stelle bewerben werde.

64 Nur zum groben Vergleich erinnere man sich an die Antwort Herrn Deders auf eine entsprechende Frage. Er denke hin und wieder an seine „Briefschulden“, sagte Herr D., betonte ansonsten aber: „daß uns die Zeit unter den Händen wegläuft — das ist nicht /der Fall/ im Moment“. S.o.

entworfen, es wird auch nicht weitergehend geplant und das Gewünschte an der Realität überprüft.⁶⁵ Das gilt gerade auch für Frau Späth, deren geäußerter relativ Optimismus⁶⁶ auch Ausdruck ihrer unrealistischen Vorstellungen ist. Sie ist — wenn man so will — noch unrealistischer, weil Küster, Jürgens und Wiener zumindest wissen, daß sie sich Illusionen machen, ohne die sie aber nicht leben möchten. So gerät die Gegenwart unter Erwartungsdruck, ohne daß Wege ins Paradies⁶⁷ klar erkennbar wären. Es gibt also, wenn man so will, so etwas wie ein aufgestautes „Glücksbegehren“, das keine rechten Objekte findet. Sublimierungen — in der Arbeit und bei anderen, expressiven Formen der Tätigkeit (Theaterspiel; Gedichte schreiben; Tagebuch) — sind Auswege, die aber das Leiden an der unveränderten Gegenwart nicht wirklich heilen können. Und deshalb wird Veränderung der Umwelt, bzw. in Relation dazu der eigene Stillstand — sensibler wahrgenommen als bei den anderen Typen.

3.2 Passion

Wenden wir uns nun der Darstellung der biographischen Zeitperspektive des Passions-typs zu. Bereits bei der Darstellung des entsprechenden Referenzfalles, Herrn Göbel, hatten wir auf dessen ausgeprägte *Orientierung an der Zukunft* hingewiesen. Herr Göbel, der seit über zehn Jahren an einem „mathematischen Projekt“, einer „Erfindung“, arbeitet und auf diese „Idee“ seine gesamte Lebensform zugeschnitten hat, hofft, daß ihm der Abschluß seiner Erfindung irgendwann in der Zukunft doch noch gelingt und damit dann auch so etwas wie ein „Durchbruch“. Die Fallrekonstruktion hatte deutlich gemacht, daß die Realisierungschancen dieser Erfindung außerordentlich gering sind, vor allem aber, daß Herr Göbel sich der Kontrolle seitens einer kompetenten Fachöffentlichkeit hinsichtlich der Durchführbarkeit seiner Ideen und ihrer Anschlußfähigkeit systematisch entzieht. Das Erfindungsprojekt bekommt dadurch den Charakter einer ins Unendliche fortsetzbaren, der Gefahr des Scheiterns nie wirklich ausgesetzten Projektion. Den zeitperspektivischen Implikationen dieser Konstellation soll hier nun genauer nachgegangen werden, vor allem auch im Hinblick auf die Formen des zeitbezogenen Erlebens und Handelns im Alltag.

Die in der Fallrekonstruktion entwickelte Annahme, daß Herrn Göbels Erfindungsprojekt sich gewissermaßen verselbständigt, zu einer abstrakten Sache „an sich“ geworden ist, die nicht mehr primär unter dem Gesichtspunkt ihrer erhofften Realisierung betrieben und bezüglich ihres möglichen Scheiterns kontrolliert wird, läßt sich in ihren Implikationen für die biographische Zeitperspektive sehr prägnant nachzeichnen. Im Zusammenhang der Beantwortung der „Lebensbilderfrage“ vergleicht Herr Göbel sein bisheriges Leben mit dem „Besteigen eines Berges“, fügt dem aber hinzu, daß die in dieser Metapher möglicherweise implizierte Notwendigkeit des „Abstiegs“, nachdem man den Berggipfel erreicht hat, ihm nicht zutreffend erscheine:

65 Raffaela Jürgens sagt in diesem Zusammenhang: „Das wage ich nicht zu planen“. Frau Küster will sich ihre Illusionen nicht „totalanalysieren“ lassen und deshalb (im Interview) nicht darüber sprechen.

66 So versinnbildlicht sie ihr Leben mit einer aufsteigenden Linie, was in auffälligem Kontrast zu ihrer desolaten beruflichen und Studiensituation steht.

67 Man beachte in diesem Zusammenhang etwa die von Frau Küster für ihr Leben gewählte Metapher von den „Haupt- und Nebenwegen“.

- 01 *Ja, warum soll man runter, wenn man oben ist, ja.*
 (Was bedeutet denn, oben zu sein? —— im Leben?)
 02 *Na ja, es ist bei den Bahais sogar so, daß ein Leben*
 03 *nach dem Tode existiert und man sich da auch noch wei-*
 04 *terentwickeln kann. Daß es praktisch sogar nach dem*
 05 *Tod noch ein Aufwärts gibt.⁶⁸*

Diese Vorstellung eines Lebens nach dem Tode wird von Herrn Göbel — auch für sich selbst — ausdrücklich bejaht. In der Diskussion anderer „Lebensmetaphern“, die u.U. eine ständige Aufwärtsbewegung symbolisieren könnten, — etwa des Bildes der „Stufenleiter“ — präzisiert Herr Göbel seine Vorstellungen dann weitergehend. Die „Stufenleiter“ erscheint ihm einen zu regelmäßigen Fortschritt darzustellen. Natürlich gebe es im Leben auch wieder Abwärtsbewegungen, die jedoch nur dazu dienten, im nächsten Schritt dann doch, wenn man so will, höher hinaus zu gelangen:

- 01 *Gerade das, die Talfahrten, die sind sogar oft noch*
 02 *wichtiger, die sind — ein kleines Tal macht vielleicht*
 03 *einen größeren Berg wieder noch aus. So ist das zu*
 04 *verstehen.*
- (Kann man, wenn man einen Berg beschreitet, also ich meine, wenn man sich mal an dem, lassen wir den Abstieg...)

- 05 ...ganz weg...
 (mal ganz weg und bleiben wir mal beim Besteigen des Berges. Wenn man dahin geht und einen Berg besteigt, dann sieht man irgendwann den Gipelpunkt. Ist das im Leben auch so? Daß man den Gipfel oder den Endpunkt oder den Höhepunkt, wo man hinwill, sehen kann?)
 06 Ähm, sieht man vielleicht nicht ganz klar oder ganz,
 07 es gibt wohl, da kann man vielleicht länger drüber
 08 sprechen. Sagen wir mal, die meisten Ziele sind Nah-
 09 ziele, gell, sozusagen. Aber es ist vielleicht sinn-
 10 voller, wenn man ein Fernziel hat, daß man, wenn man
 11 mal ein Nahziel erreicht hat, immer noch eins hat,
 12 irgendwie.

Diese Passagen machen die Sinnstruktur und die in ihr enthaltene biographische Zeitperspektive recht deutlich: Ziele werden erreicht, und sofort als Vorstufe für das nächste Ziel umdefiniert. Das Muster aufgeschobener Bedürfnisbefriedigung hat sich hier zum Automatismus verselbständigt. Daß diese Perspektive über den Tod hinaus vorgestellt wird, mag heute zwar ungewöhnlich erscheinen, unterstreicht allerdings nur in letzter Konsequenz, was im Alltäglichen und im „Diesseitigen“ gilt, nämlich die Orientierung an einer zukünftigen Zukunft.

Zu der in dieser Form nun wirklich besonders ausgeprägten Form der Zukunftsorientierung gehört es, daß die lebensgeschichtliche Vergangenheit gewissermaßen irrelevant geworden ist. Dies gilt zunächst für das Herkunftsmilieu, aus dem sich Herr Göbel, aber auch Herr Jung, ein weiterer Referenzfall für den Passionstyp, irgendwann gelöst haben. Für beide gilt, daß sie dies wie eine Erweckung oder eine Konversion beschreiben.

68 Zur Mitgliedschaft in der Bahai-Sekte vgl. o. die Fallrekonstruktion „Göbel“ in Kapitel III.

Vorher nicht erkannte Fähigkeiten oder zumindest solche, die ihnen vorher nicht zugeschrieben worden wären, brechen auf, werden ihnen selbst bewußt. Daraus entwickelt sich das Selbstvertrauen und der Mut, aus den bisherigen Lebensbahnen auszuscheren. Die Lebensgeschichte von Herrn Göbel, wie auch die von Herrn Jung, wird von diesen klar in drei Phasen unterteilt. Kindheit und Jugend können gewissermaßen als Inkubationszeit gedeutet werden. Beide wachsen isoliert in ländlichen Verhältnissen auf. Nach der Herauslösung aus dieser retardierenden Umgebung folgt eine turbulente Phase der Selbstentdeckung, der Weiterbildung und des Suchens. Auch diese Phase ist für beide mittlerweile subjektiv „abgeschlossen“, liegt hinter ihnen. Seither bewegen sie sich in einer vergleichsweise kontinuierlichen und gleichförmigen Weise auf ein unbestimmt in der Zukunft liegendes Ziel hin, dessen Erreichen wiederum nicht als Stillstand, sondern als Ausgangspunkt für neue, weitere Entwicklungen vorgestellt wird.

In diesem Weg zu einer Zukunft „ohne Ende“, deren Verheißenungen also nicht bereits jetzt — zumindest gilt das für Herrn Göbel — erfüllt werden können, bedarf es einer — wie auch immer gearteten — Virtuosität der Lebensführung. Dies läßt sich, insbesondere im Hinblick auf die hier zu verhandelnden Temporalstrukturen des Alltags, auf das Verhältnis von Alltagszeit und Arbeitszeit sowie das Verhältnis von Alltagszeit und Lebenszeit für den Passionstyp in ungewöhnlich prägnanter Weise belegen.

Herr Göbel, der als alleinlebender Junggeselle aller sozialen und sonstigen Abstimmungsverpflichtungen ledig ist, hat sich seine private Lebenswelt, seinen Kosmos, zu Hause in seiner Denk-Werkstatt eingerichtet. Seine Ernährung, seine Lebensgewohnheiten, ja sein gesamter Lebensrhythmus sind dem Ziel untergeordnet, seine Denk- und Konzentrationsfähigkeit, die er für seine mathematische Erfindung braucht, so zu erhalten und zu pflegen, daß ihm ausreichend Zeit und mentale Energie für seine Erfindertätigkeit bleibt. Herr Göbel unterscheidet zwischen seiner Arbeit „zu Hause“ und der Arbeit außer Haus. Letztere bezieht sich auf seine Berufstätigkeit im Dienste des Zeitarbeitsunternehmens, und er dosiert diese Tätigkeit derart, daß sie ihn nicht zu sehr beansprucht, ihn an der Arbeit für seine Erfindung nicht hindert. Dies gilt insbesondere, wenn seine Einsätze außerhalb des Wohnortes sind, und er für mehrere Wochen, etwa für überregionale Einsätze, entsandt wird. Grundsätzlich versucht er dabei, für jedes Zeit- und Energiequantum, das der Erwerbstätigkeit dient, ein zumindest ähnlich großes Ausmaß an Kapazitäten für seine Tätigkeiten zu Hause „freizumachen“. Das bedeutet z.B., daß er längere Phasen unbezahlten Urlaubs nimmt, um sich nach einem längeren Einsatz wieder entsprechend auf seine eigentliche, die passionierte Tätigkeit konzentrieren und sich ihr widmen zu können. Diese Grundregel des Ausstarterns zwischen Erwerbstätigkeit und Erfindertätigkeit kompliziert sich in dem Maße, wie die Dauer der Einsätze von ihm nicht immer selber bestimmt werden kann, und diese, je länger sie dauern, auch wiederum längere Phasen des unbezahlten Urlaubs notwendig machen. Ein solcher Rhythmus ist ihm, wie er betont, eher unangenehm, nicht nur, weil er praktische Probleme aufwirft: Bei längeren Phasen unbezahlten Urlaubs beispielsweise müßte er für seine Kranken- und Sozialversicherung selbst aufkommen. Mehr noch als dieses praktische Problem beunruhigt ihn die Schwierigkeit, nach einer längeren, erzwungenen Abstinenz von seiner Passion den Anschluß an diese Tätigkeit wieder herzustellen. Umgekehrt gilt wohl aber auch, daß die Bodenlosigkeit, weil Endlosigkeit seiner mathematischen Denkarbeit ihm bedrohlich vor Augen rückt, wenn er sich in längeren Phasen unbezahlten Urlaubs dieser ausschließlich widmet. Dann, so vermerkt er, komme es schon vor, daß ihm „*die Decke auf den Kopf fällt*“. In den zum Teil Monate dauernden, langen Phasen, die er mit seiner Tätigkeit zu Hause

verbringt, unterwirft er sich gleichwohl einem strengen zeitlichen Rhythmus. Auch an den Wochenenden steht er um fünf Uhr morgens auf und beginnt mit der Tätigkeit an seiner Erfindung. In den „Normalphasen“, also jenen, wo er Erwerbsarbeit und Erfindungstätigkeit gewissermaßen parallel betreiben kann — wenn er also Einsätze hat, die zeitlich und räumlich so gelegen sind, daß er nach dem Feierabend zu Hause an seiner „Idee“ weiterdenken kann — wird der gesamte Tages- und Wochenablauf so genutzt und gestaltet, daß auch in den „Poren“ der arbeitsfreien Zeit — beispielsweise bei der täglichen Fahrt mit der S-Bahn — am Faden des Erfindens gesponnen wird. Die zeitgebenden Impulse und Rhythmen der Lebenswelt, die Abstimmung mit Zeitgenossen und die Beachtung anderer alltagsweltlicher Zeitstrukturen wird von Herrn Göbel weitgehend ausgeblendet: Weder besitzt er einen Fernsehapparat, noch liest er eine Zeitung. Da er allein lebt und nur hin und wieder, im Urlaub oder auf Reisen, sich systematisch um Kontakte zu anderen bemüht, muß er seinen alltäglichen Zeitrhythmus nur mit sich selber, seiner inneren Zeit und seinem Biorhythmus abstimmen. Sparsame Lebensführung und Ernährung dienen einerseits der hauswirtschaftlichen Kalkulation, andererseits aber auch der Gesunderhaltung und Pflege der Konzentrationsfähigkeit, die — eine zunehmende Krankheitsanfälligkeit hat ihn da alarmiert — eine gesteigerte Aufmerksamkeit verdient. Selbst der Kalenderrhythmus ist bei Herrn Göbel tendenziell in Frage gestellt. Da er Anhänger der Bahai-Religion ist, deren Mitglieder sich an einem 19 x 19-tägigen Wochen- und Jahresrhythmus orientieren, hat auch der sonst gültige Kalender für ihn zwar immer noch alltägliche Relevanz, insofern er als Zeitarbeitnehmer natürlich auf diesen verpflichtet bleibt, aber diese Kalenderordnung erscheint ihm offensichtlich ebenso konventionell wie sein persönlicher Kalender bzw. der der Bahai-Sekte.

Herr Göbel hat sich also eine eigene, alltägliche Zeitstruktur entwickelt, die er, sofern die Notwendigkeiten erwerbsförmiger Arbeit es zulassen, weitgehend perfektioniert. Für Herrn Jung, den wir ebenfalls als Referenzfall für den Passionstyp begreifen, gilt dies grundsätzlich ebenso. Allerdings ist die konkrete Ausgestaltung der alltäglichen Zeitstruktur und ihr Erleben bei ihm weniger asketisch, weniger rigide. Sie besteht eher in einem gegen die Rhythmisierung großstädtischen Alltags aufrechterhaltenen, beschaulichen, langsamen Tempo und in einem „Sichtreibenlassen“ im Ablauf der Zeit. Herr Jung ist z.B. ein überzeugter Fußgänger. Er legt Wert darauf, morgens vor der Arbeit noch einen erheblichen Teil seines Weges zu Fuß zurückzulegen, und lehnt die Anschaffung eines Autos ab. Eilig, so betont er auf eine entsprechende Frage, habe er es eigentlich nie (s.u.). Darin sieht er auch ein Stück seiner Lebensqualität. Auch Herrn Jung ist dies möglich, weil er, überzeugter Junggeselle, alleine lebt und sich mit niemandem abstimmen muß. So kann er sich, nach Feierabend, seinen Neugierimpulsen und spontanen Neigungen folgend, hierhin und dorthin treiben lassen. Anstatt nach Hause zu gehen, zieht er es vor, in Milieus anonymer Intimität (Stehbierhallen, Bahnhofswartesäle und Bahnhofsrestaurants) in Gesellschaft allein zu sein. Hier setzt er sich hin und liest in den ihn interessierenden Fachzeitschriften die neuesten Entwicklungen auf dem Gebiet der Ingenieurkunst nach. Anders als Herr Göbel macht er nicht eine derartig strenge Trennung zwischen der Tätigkeit zu Hause und der Tätigkeit im Dienste des Zeitarbeitsunternehmens. Sein Interesse an der Weiterentwicklung seiner beruflichen Kenntnisse als Techniker und Ingenieur, aber auch als Handwerker, wird nicht völlig von seiner alltäglichen Erwerbsarbeit abgespalten. So wechselt er zwar extrem häufig seine Arbeitgeber, weil ihn die Arbeit, die er (auch bei den Einsätzen in der Zeitarbeit) verrichtet, zu weit wegführt von dem, was er sich als ein die Entfaltung seiner Fachkenntnisse und die Vertiefung seiner Fertigkeiten anstrebender Facharbei-

ter/Ingenieur vorstellt. So wechselt er zwar, gehen ihm die Arbeitsverhältnisse zu sehr gegen den Strich, immer wieder den Arbeitgeber. In realistischer Einsicht in die Notwendigkeiten und Möglichkeiten, die mit der Erwerbsarbeit verbunden sind, versucht er aber dabei doch, in dem jeweiligen Beschäftigungsverhältnis, so gut es geht, seine „Perspektive“ und Rhythmus durchzuhalten. Im Hinblick auf die qualifikatorischen Anforderungen und auch die sozialen Konflikte, die in den verschiedenen Arbeitssituationen auftreten, belegt seine berufsbiographische Erzählung ausführlich, wie er — bis an die Grenzen seiner Kompromißfähigkeit gehend — versucht, sich in bestimmten Arbeitssituationen zu behaupten. Wichtig ist dabei die Differenz zwischen dem in den meisten Arbeitssituationen tatsächlich zum Einsatz kommenden eher niedrigen Qualifikationsniveau und seinen „eigentlichen“ Fähigkeiten und Kenntissen. Er, der sich in Weiterbildungskursen vom Facharbeiter zum Ingenieur weitergebildet hat, nun aber meistens doch nur als qualifizierter Facharbeiter eingesetzt wird, wird nur selten als das erkannt und auch anerkannt, als was er sich sieht, nämlich einen erfindungsreichen, lernbereiten und kompetenten Fachmann, der mehr kann und weiß und vor allem auch will, als sein beruflicher Status es andeutet. Im Unterschied zu Herrn Göbel, der sich selber als „verkanntes Mathematikgenie“ erleben mag, und seiner eigentlichen „Bestimmung“ in seiner Tätigkeit zu Hause nachgeht, versucht Herr Jung, seine „Passion“ doch noch zumindest im Umfelde seiner Erwerbsarbeit auszuleben.⁶⁹ Dabei, so scheint uns, versucht er in einer für ihn spezifischen Weise den alltäglichen Lebensrhythmus so zu modulieren, daß seine gleichzeitige Distanz und Involviertheit in den Rhythmus des lebensweltlichen Alltags erhalten bleibt:

(Jetzt würde mich mal interessieren, wie Sie die verschiedenen Phasen des Tages so unterschiedlich erleben.)

- 01 Ja gut, das ist einmal Zwang, daß man halt eben auf
- 02 der Arbeit ist. Ich meine, zunächst mal morgens, ne,
- 03 was ich morgens brauch, ich steh um halb vier auf,
- 04 weil ich kurz vor halb fünf aus dem Haus gehe, um vier
- 05 Uhr die Nachrichten, die muß ich unbedingt hören, das
- 06 ist also ganz wichtig. Gut, dann ist die Bahnfahrt
- 07 schon mal, dann hol ich mir auf dem Bahnhof die Zei-
- 08 tung, dann liest man halt eben bisschen die Zeitung,
- 09 oder ich guck auch hier in diese Sachen rein, auch im
- 10 Zug, hab ja Zeit dazu. Dann eben der Spaziergang, das
- 11 ist sehr gut, man kann sehr vieles nachvollziehen, den
- 12 Tag vorher, gerade an dieser Richtung, daß man Dinge,
- 13 die man abends gelesen hat, eine Nacht drüber vergan-
- 14 gen, vierzig Minuten Fußmarsch, das ist sehr gut, da
- 15 kann man sehr gut rekonstruieren, was man kapiert hat
- 16 und hängengeblieben ist oder nit, ne, was man nachho-
- 17 len muß. Das ist eine Sache. Dann eben zur Arbeit, ich
- 18 versuche halt eben, is nit überall möglich, aber mal
- 19 ein bisschen Schwung in den Läden zu bringen, egal wo
- 20 ich bin, muß auch mal ein bisschen gelacht werden, ein
- 21 bisschen trockener Humor, keine Fritzchen-Witze, son-
- 22 dern so von sich aus, mich selbst zu verarschen, wegen
- 23 meinem Gewicht und so, versucht man dann immer, und

⁶⁹ Im Zusammenhang mit der Frage nach seiner beruflichen Zukunft sagt Herr Jung von sich bezeichnenderweise: „Ich bin nicht karrieresüchtig, ich bin wissensüchtig“.

24 ich geb dann noch immer mit drauf, ne. Das versuch'
 25 ich. Ist natürlich nicht immer möglich, weil viele
 26 Leute anders reagieren. Merkt man schon. Na gut, das
 27 ist ne Phase, die ich nicht als Belastung empfinde,
 28 kann ich nicht sagen. Und — ist mal ein bißchen schö-
 29 ner, mal weniger schön, es hat auch schon Arbeitsstel-
 30 len gegeben, wo ich mit Widerwillen hingegangen bin,
 31 das ist also dann nit sehr gut, dann sollte man halt
 32 doch sehen, daß man so schnell wie möglich wieder
 33 wegkommt. Aber durchaus sehe ich das nit als verlorene
 34 Zeit, das bestimmt nicht. Wenn es interessante Arbeit
 35 is, im Gegenteil. Ja, und dann ist eben die Phase, wo
 36 ich mich wirklich drauf freue, wenn Feierabend is',
 37 denn ich weiß nit, wo ich hingehe, es kann auch sein,
 38 daß ich auf dem Bahnhof bin, setz' mich da hin, dann
 39 hol ich mir noch meistens die Rundschau am Abend oder
 40 so irgendwas, oder die VDI-Nachrichten, donnerstags
 41 gibt's die, ne, da kann ich mich bei Appelwein da am
 42 Bahnhof hinsetzen, früher war's eben der Flughafen,
 43 heute isses der Hauptbahnhof alls mal, und trink meine
 44 zwei, drei, vier Appelwein, und les' dann halt eben die
 45 Zeitung.

(Warum machen Sie das nicht zu Hause?)

46 Eh, ich weiß nit, ich kann mich daheim nit so gut kon-
 47 zentrieren wie dort. Das ist interessant, das habe ich
 48 mich selbst schon gefragt. Ich kann z.B. unterwegs,
 49 ich bin viel draußn, ich bin auch gerne draußn, ne,
 50 wenn man den ganzen Tag drin is, ne, aber auf dem
 51 Bahnhof bin ich ja dann auch wieder nit draußn. Aber
 52 ich kann mich eher dahinsetzen oder stellen und 'ne
 53 Stunde oder anderthalb intensiv lesen, ja lernen, ne,
 54 die Aufgaben, die man da machen muß, die muß ich na-
 55 türlich dann zu Hause machen. Da kann ich auch dann
 56 schon mal nachgucken, am besten morgens ganz früh,
 57 sonntags, das ist dann so morgens mein Arbeitstag
 58 daheim, wo ich wasche und was man halt alles machen
 59 muß, saubernmachen. Und da kann ich mich schon ein
 60 bißchen konzentrieren. Aber so nachmittags zu Hause,
 61 nach der Arbeit, das könnte ich nit. Ich esse was, ich
 62 esse unterwegs nix, und wenn ich gegessen hab, dann
 63 werde ich müde. Dann is schon Feierabend, dann ist
 64 schon von vorneherein nix mehr drin. Ist vielleicht
 65 auch der Grund, ich weiß es nit, aber ich kann's da-
 66 heim nit so gut wie unterwegs.

(Ehm, haben Sie eigentlich sonst so feste Gewohnhei-
 ten, oder gestaltet sich jeder Tag neu?)

67 Neu.

(Jeder Tag?)

68 Ja, es gibt also nix, daß ich sage, an dem Abend gehe
 69 ich Skatspielen, an dem Abend kegeln, war ich noch nie
 70 für zu haben. Nee. Das war nix für mich. Das einzige

71 war, daß ich Fußball gespielt habe, na gut, da mußte
 72 man halt einmal die Woche zum Training. A-Klasse haben
 73 wir gespielt, und sonntags hat man halt gerne Fußball
 74 gespielt. Und danach ein paar Schoppen getrunken, ne,
 75 das war okay, aber sonst nix.

(Die verschiedenen Dinge, die an einem Tag so anfallen, haben ja auch so einen eigenen Rhythmus. Manchmal muß man sich eilen, und da muß man warten und so.... Versuchen Sie das irgendwie auszugleichen oder...?)

76 Ich hab selten Eile. Ich hab also ganz, ganz selten
 77 Eile. Das ist höchstens mal, wenn ich zur Bank muß,
 78 und ich weiß jetzt, in zehn Minuten macht die zu, dann
 79 muß ich mich natürlich beeilen, weil ich sonst halt
 80 eben vielleicht am nächsten Tag zwei Stunden früher
 81 Feierabend machen muß, weil donnerstag ist ja länger
 82 auf, ne. Das sind die einzigen Gründe. Oder wenn Ge-
 83 schäftsschluß ist und ich weiß, Mensch, du mußt ja
 84 schnell noch was einkaufen, ne. Daß ich mich dann halt
 85 eben eile, sonst nicht. Ich hab keinerlei Verpflich-
 86 tung, daß jemand hinter mir steht und sagt, der muß um
 87 sieben oder acht da sein. Das ist also überhaupt nit,
 88 und ich finde das sehr angenehm.

Dieses lange Zitat, das hier nicht im Detail interpretiert werden muß, läßt deutlich erkennen, daß Herr Jung sich in einer relativen Distanz zur Lebenswelt der Zeitgenossen, zur Lebenswelt des Alltags bewegt. Nicht nur, daß er überzeugterweise auf seinem morgendlichen Fußmarsch insistiert — wobei er die am Abend zuvor gewonnenen Einsichten und Erkenntnisse memoriert — auch am Arbeitsplatz bemüht er sich um eine Stimmungslage, die ihm erlebnismäßig zumindest gegen die dort üblichen Spannungen, den Zeitdruck und die konfliktauslösenden Impulse einen relativen Distanz- und Manövrierspielraum verschafft. So gelingt es ihm, diese Zeit eben nicht nur als verlorene Zeit zu empfinden.⁷⁰ Diese Schilderungen seines täglichen Rhythmus, bis hin zu der Feststellung, daß er es eigentlich nie eilig habe, machen deutlich, daß — wenn auch in ganz anderer, weniger als bei Herrn Göbel organisierter Form — Herr Jung einen Lebensrhythmus und Erlebensstil sucht, der es ihm gestattet, seiner spe-

70 In seiner sehr ausführlichen, in der Transkription fast 30 Seiten umfassenden, berufsbiografischen Erzählung erwähnt Herr Jung eine Fülle von Beispielen, wie er sich in konkreten betrieblichen Konflikten, bei der Lösung schwieriger Arbeitsaufgaben unter Zeitdruck u.ä. zu behaupten und durchzusetzen versucht. Nicht immer behält er in diesen Situationen die Oberhand, und die von ihm als freiwilliger Abgang geschilderten Betriebswechsel dürften nicht selten auch Niederlagen gewesen sein, die er hinnehmen mußte. Wie auch immer dies zu bewerten ist, hier soll es erwähnt werden, um den Eindruck zu vermeiden, als sei Herr Jung ein Facharbeiter, der glaubt, mit ein bißchen Humor und guter Laune seien die betrieblichen Arbeitsbedingungen schon immer erträglich zu machen. Die hier zitierte längere Antwort Herrn Jungs bezog sich ja auf eine Frage nach dem unterschiedlichen Erleben der verschiedenen Phasen des Tages. Daß Herr Jung dabei, mit seinem Hinweis auf die ironische Gestimmtheit am Arbeitsplatz, nicht einfach vom Thema abweicht, wird dadurch deutlich, daß er diese ironisch distanzierte Gestimmtheit beim Erleben des Arbeitsalltags als Voraussetzung dafür verstanden wissen will, daß diese Zeit — so unbefriedigend sie ansonsten in vieler Hinsicht manchmal sein mag — doch nicht gänzlich als „verlorene Zeit“ zu werten sei.

zifischen Passion, seiner Wissenssucht zu leben. Dies läßt sich gerade auch in der ersten Textpassage des vorstehenden Zitats (01-45) zeigen. Nachdem im Interview zuvor die zeitliche Struktur des Alltags von Herrn Jung rekonstruiert worden war, zielte die nächste Frage nicht mehr auf die Chronologie des Tagesablaufs, sondern auf die unterschiedliche Erlebnisqualität der Phasen des Tages. Herr Jung beginnt mit einer, gewissermaßen vor die Klammer gezogenen Differenz: „*Das ist einmal Zwang, daß man halt auf der Arbeit ist.*“ (01). Geschlossen wird diese Klammer erst wieder in Zeile 35, wo dann die „*Phase*“ beginnt, „*wo ich mich wirklich drauf freue, wenn Feierabend ist.*“ Daß aber gerade auch die Phase der Arbeitszeit eben nicht nur freudlos und „*verlorene Zeit*“ (33-34) ist, wird von Herrn Jung recht differenziert dargestellt. Seine Schilderungen bzw. seine Antwort auf die entsprechende Frage machen deutlich, wie sich die verschiedenen Tagesphasen hinsichtlich ihrer Gestimmtheit, ihres Aufmerksamkeitspegels, ihres Erlebnisstils, unterscheiden. Was immer es bedeuten mag, daß er um vier Uhr morgens „*die Nachrichten (..) unbedingt hören*“ muß (05), und daß ihm das „*ganz wichtig*“ (05) ist, hier beginnt für Herrn Jung offensichtlich das hellwache Bewußtsein der Alltagszeit. Daß der Interviewte offensichtlich ein politisch nicht uninteressierter Mensch ist, wird aus anderen Passagen des Interviews deutlich und auch in der anschließenden Bemerkung (07-08) noch einmal angedeutet. Aber darum geht es nicht in diesem Zusammenhang. Hier interessiert uns die Frage nach den Rhythmen der Erlebnisintensität und -spannung. Daß Herr Jung im Zug ganz offensichtlich „hellwach“ ist und nicht halb verschlafen die dicken Balkenüberschriften der Boulevardpresse liest, wird auch an dem nicht unmittelbar verständlichen Hinweis deutlich, daß er dann auch in „*diese Sachen*“ (09) reinschaut. Damit sind Lehrhefte eines Fernstudiengangs gemeint, die er während des Interviews in einer Plastiktüte bei sich trug. Rekapitulieren, memorieren während des Fußmarsches gewissermaßen als körperlich-geistige Lockerungsübung, aber auch als Pflege der Verbindung zur Sinnprovinz außerhalb der Arbeitswelt und der Arbeitszeit markieren eine spezifische Distanz und Ungleichzeitigkeit innerhalb der aktuellen Situation. Diese Untergliederung der Phase kommt zu ihrem Abschluß (17), und die folgenden Stichworte „*Schwung*“ und „*trockener Humor*“ machen deutlich, daß Herr Jung versucht, die eigentliche Arbeitsphase mit ihren mehr oder weniger vorgegebenen Rhythmen durch Modulierung des Aufmerksamkeitsstils insgesamt zu gestalten. Daß dies in der sachlichen Dimension (interessante Arbeit; 34) und in der sozialen Dimension (viele Leute reagieren anders; 25-26) natürlich seine Grenzen findet, ist klar, aber wenn es halbwegs gelingt, empfindet er diese Phase des Tages „*nicht als Belastung*“ (27).

Diese Textpassage wird hier nur für spezifische Auswertungsgesichtspunkte herangezogen. Es geht um Anhaltspunkte für die zeitliche Strukturierung des Alltags. Keineswegs kann man, von diesem spezifischen Kon-Text absehend, daraus ableiten, Herr Jung versuche, die Probleme und Konflikte des Alltagslebens, vor allem im Bereich der Arbeit, dadurch zu lösen, daß er sich als Stimmungskanone hervortut. Der vorstehende Textausschnitt dient hier ausschließlich der Nachzeichnung einer Gliederung des Tagesablaufs nach Maßgabe von Aufmerksamkeitsspannungen und Wirklichkeitsakzentuierungen. Erwachen, hellwaches Bewußtsein, Memorieren, Schwung und Ironie; interessante Arbeit, Widerwillen, verlorene Zeit, Belastung, Freude, Feierabend, das sind die Stichworte, die im Laufe des gesamten Tages den kontinuierlichen Fluß des Bewußtseinsstroms, als Hinwendung zur Wirklichkeit, gliedern und akzentuieren. Vom Erleben der Zeit ist dabei in einer Weise die Rede, die doch recht eigentlich zu sein scheint. Eingerahmt wird der Tag gewissermaßen durch die Bezugnahme auf die Standardzeit, die Weltzeit. Um vier Uhr die Nachrichten und dann am Abend noch

einmal die Spätausgabe der Tageszeitung (04/05; 39/40). Dann die Rückversenkung in die Gedankenwelt des Vorabends, schließlich der Versuch, „den Laden in Schwung zu bringen“. Was ja wohl so viel heißen soll, als daß Herr Jung sich bemüht, seinen eigenen Rhythmus auf andere zu übertragen. Herr Jung ist jemand — wie die anderen hier nicht im Detail zu interpretierenden zitierten Passagen belegen —, der sich den üblichen Zeitzwängen und Abstimmungsverpflichtungen des Alltags entzogen hat, der insofern auch dem zeitgebenden Rhythmus des Alltags nicht unterworfen ist. Sehr selektiv und gezielt stellt er Verknüpfungen her zwischen den verschiedenen für ihn relevanten zeitlichen Dimensionen der Arbeits- und Lebenswelt. Auf die soziale Definition der wichtigsten Phasen der Alltagszeit, Arbeitszeit und Feierabend, nimmt Herr Jung zwar Bezug, aber auch hier ist bereits eine bemerkenswerte Nuance festzustellen. Arbeitszeit, als „Zwang, daß man halt eben auf der Arbeit ist“, wird zwar von ihm durchaus im Sinne dieser Präsenzverpflichtung verstanden und ernstgenommen, aber wo man präsent ist, hängt auch davon ab, ob man mit Interesse bei der Sache ist. Was den Feierabend anbelangt, enthält dessen Bestimmung — „denn ich weiß nicht, wo ich hingehe“ (37) — zwar das dem Zwang der Arbeitszeit kontrastierende Moment der Unbestimmtheit und Freiheit, aber es ist doch auch einigermaßen ungewöhnlich, daß Herr Jung die entspannte Ruhe zur Rückkehr in seine Gedankenwelt, die Welt der Fachzeitschriften und des Zeitunglesen, in der anonymen Intimität und in der Welt der Passanten sucht. Er ist ja dort nicht, um sich die Zeit zu vertreiben, sondern eher, wenn man es emphatisch ausdrücken will, um bei sich zu sein.

Daß Herr Jung, der Mitte vierzig ist, alleine lebt und keine Familie hat, klärt dabei ebensoviiele Fragen, wie es andere aufwirft.

Man muß in Herrn Göbel nicht unbedingt eine individualisierte Spätform klösterlichen Lebens und in Herrn Jung nicht einen illegitimen Nachkommen des Baudelairschen Flaneurs sehen, um dennoch zu konstatieren, daß für beide hier skizzierten Referenzfälle — wenn auch auf markant unterschiedliche Art und Weise — die zur relativ natürlichen Weltanschauung (Scheler) der Lebenswelt gehörige Zeitstruktur des Alltags eben nicht selbstverständlich, fraglos gilt.

Fragen wir uns deshalb abschließend, wie unter diesen Bedingungen die Lebenszeit und ihr Verfließen erlebt und konzipiert wird.

Für Herrn Göbel gilt beispielsweise, daß er die Anzeichen seines physiologischen Alterungsprozesses sensibel wahrgenommen hat. Krankheitsanfälligkeit und nachlassende Konzentrationsfähigkeit veranlassen ihn, in seiner Lebensführung der Erhaltung seiner Gesundheit systematische Beachtung zu schenken. Dazu gehört die Inanspruchnahme von Vorsorgeuntersuchungen ebenso wie eine überwiegend vegetarische Ernährung sowie die bereits erwähnte Erhaltung seiner mentalen Fähigkeiten für die „eigentlichen“ Aufgaben. In früheren Zeiten wäre Herr Göbel sicherlich ein Besucher des „Jungbrunnens“ gewesen. Daß er nunmehr seit über zehn Jahren ohne sichtbare Ergebnisse an seiner Erfahrung arbeitet, ist ihm „irgendwie“ bewußt. Aber deutlicher prägt sein Selbstbild noch die Vorstellung seiner relativen „Alterslosigkeit“. So spricht er z.B. davon, daß er den Gedanken zu heiraten durchaus nicht aufgegeben hat, dies habe sich bisher nur verzögert. Daß mit diesem Verzögerungseffekt zwanzig Lebensjahre gemeint sind, ist ebenso erhellend, wie die an einer anderen Stelle des Interviews erwähnte Figur des Rentners, der auch noch in hohem Alter amourösen Abenteuern gegenüber durchaus nicht abgeneigt sei und bei Kaffeefahrten die Damen gerne ausgehre. Soll wohl soviel heißen, daß er mit seinen fünfundvierzig Jahren noch allemal Chancen haben müßte, den Heiratsmarkt zu erobern. Gegen diese virtuelle Alterslosigkeit Herrn Göbels erscheint Herrn Jungs Version, die Lebenszeit und ihren Verlauf

gewissermaßen aufzuheben, ganz anders. Im Rahmen des Interviewabschnitts, der sich darum bemüht, die subjektive Gliederung größerer Zeitabschnitte zu rekonstruieren, stellt der Interviewer folgende Frage:

(Eh, haben Sie manchmal das Gefühl, es ist eine längere Zeit vergangen, ohne daß sich irgendetwas besonderes ereignet hat?)

01 Jetzt muß man natürlich fragen: was ist etwas Besonderes? Was ist eigentlich was nicht Besonderes? Es er-
 02 eignet sich eigentlich jeden Tag etwas Besonderes, man
 03 muß aufmerksam da druff werden, nö. Das ist glaube ich
 04 das A und O. Man kann auch an kleinen Dingen was Be-
 05 sonderes finden. Und anderseits können Ereignisse
 06 passieren, die andere so ganz unglaublich oder als
 07 irgendwas Besonderes finden würden, das ich vielleicht
 08 gar nicht als was Besonderes empfinde.

(Also, z.B. Geburtstage, Festtage...)

10 Überhaupt nit. Geburtstage, ich hab ihn manchmal schon
 11 vergessen. Dann weiß ich auf einmal nachmittags oder
 12 abends, Mensch, ja. Du bist ja ein Jahr älter gewor-
 13 den. Das ist ja eigentlich jeden Tag. Kommt immer
 14 drauf an, auf was man das bezieht, nöö, überhaupt nit.

Zwei Gesichtspunkte sind an diesem Zitat hervorzugehen. Herr Jung entwickelt eine Sichtweise, in der die Relation von Alltäglichem und Außeralltäglichem umgekehrt werden kann. Nicht das sozial als außergewöhnlich Herausgehobene soll den Lauf der Zeit untergliedern.⁷¹

Die Zeit ist für Herrn Jung gewissermaßen zur subjektiven Relevanzgebung freigegeben. Nicht die soziale Bedeutung der Zeit, sondern seine Hervorhebung des besonderen Augenblickes, des einzelnen Moments, wird eingeklagt. Und hier möchten wir nun Benjamin bemühen und für diese Bedeutungsanreicherung des eigenen Augenblickes den Begriff der „Auratisierung“ versuchsweise in Anspruch nehmen. Der einzelne Moment des Lebens, und das ist der zweite Gesichtspunkt, der an dem vorstehenden Zitat von Bedeutung ist, wird nicht hierarchisch in einen Lebensplan eingeordnet, er wird auch nicht dramatisch hervorgehoben im Sinne einer entscheidenden Bedeutung, die er erlangen kann. Es sind auch nicht die sozial definierten Untergliederungen nach Festtagen und Jahrestagen, die den Ablauf — hier: der Lebenszeit — gliedern, ein jeder Augenblick ist im Prinzip gleichgültig und gleichgewichtig. Altern, das findet ja gewissermaßen in jeder Sekunde, in jedem Moment statt. Erst die Hinwendung zum Augenblick, zu dem zu erkennenden Besonderen, verknüpft diesen in der eigen-tümlichen Weise mit dem Fernen, dem Transzendenten, aus dem er dann seine besondere Bedeutung gewinnen kann. Dies dürfte etwas anderes sein als die hedonistische Hin-

71 Die Differenz zwischen Alltäglichem und Außeralltäglichem wird von Weber insbesondere im Zusammenhang mit charismatischen Führungsqualitäten, gerade aber auch im Zusammenhang mit der Entstehung von Religionen erwähnt. Ähnliche Unterscheidungen zwischen Gewöhnlichem und Besonderem sind der Ausgangspunkt religionssoziologischer Rekonstruktionen primitiver Religiosität (Durkheim). Der Zusammenhang mit der räumlichen, vor allem aber auch zeitlichen Gliederung der Lebenswelt in gewöhnliche und geheilgte, hervorgehobene Bereiche bzw. Zeiten steht damit im Zusammenhang.

wendung zum momентаften Genuß. Es ist vielmehr die Erfahrung des Transzendenten im Alltäglichen: „Was ist eigentlich Aura? Ein sonderbares Gespinst aus Raum und Zeit: Einmalige Erscheinung einer Ferne, so nahe sie sein mag. An einem Sommernachmittag ruhend einem Gebirgszug am Horizont oder einem Zweig folgend, der seinen Schatten auf den Ruhenden wirft — das heißt die Aura dieser Berge, dieses Zweiges atmen.“⁷²

3.3 Zwischenbilanz

Die bisher vorgestellten typischen Konstellationen von BZP und ZEHA haben eine jeweils relativ prägnante Verknüpfung von biografischer Zeitperspektive und zeitbezogenem Erleben und Handeln erkennen lassen. Gemeinsam ist dem *Idealisierungstypus* und dem *Passionstypus* die biographische Zeitperspektive der Orientierung an der Zukunft. Dies gilt auch für den Fall des Herrn Deder, der zwar nicht prototypisch für den Typus der *defensiven Autonomie* ist, aber in diesem Punkt von der entsprechenden Kontur des Typs nicht wesentlich abweicht. Freilich: Die Orientierung an der Zukunft ist für die drei genannten Typen dann jeweils noch einmal in unterschiedlicher Weise gebrochen. Gilt für den *Passionstyp* die Orientierung an einer zukünftigen Zukunft, also an einer unbestimmten Möglichkeit, deren Eintreten für die Zukunft erhofft wird, so ist es im Falle des *Idealisierungstypus* die Hoffnung auf eine in der Zukunft liegende Möglichkeit der definitiven Überwindung gegenwärtiger Vergangenheit. Für den *Projekttypus* bzw. für Herrn Deder können wir eine Orientierung auf eine zukünftige Gegenwart konstatieren, also eine relativ prägnante Vorstellung von einem Zustand, der als in der Zukunft liegender angestrebter gedacht ist. Dabei kann hinzugefügt werden, daß für den Typus der defensiven Autonomie diese Orientierung an einer zukünftigen Gegenwart einerseits klar hervortritt, im Unterschied zu dem in dieser Beziehung eher untypischen Herrn Deder allerdings nicht derart weitreichende Zeithorizonte umfaßt, daß beispielsweise die nächste Generation als an der Realisierung dieser Projekte mit beteiligt vorgestellt wird. Im Gegenteil, die Vertreter dieses Typus betonen nachdrücklich, daß man sich zwar konkrete Ziele für die Zukunft stecken solle, daß diese aber um Gottes Willen nicht zu weit vorausgreifen dürfen. Immer das nächstliegende zu planen und sich daran zu orientieren, ist in etwa das Motto der Vertreter des Typus der „*defensiven Autonomie*“. Gerade angesichts der Erfahrungen, die sie gemacht haben, erschien es ihnen unrealistisch, zu weit greifende Vorstellungen zu entwickeln.

Für Herrn Krizan, den Vertreter des *Produktivitätstypus*, gilt diese Zukunftsorientierung nicht. Herr Krizan ist zwar um das Wohl und Wehe seiner Familie und insbesondere seiner Tochter besorgt, und dies gibt seinem Handeln wie selbstverständlich eine „vorsorgende“, nicht so sehr eine „vorher sehende Dimension“.⁷³

Herr Krizan scheint sich der Begrenztheit seiner Lebensspanne, also auch der Irreversibilität des Verfließens seiner Lebenszeit sehr wohl bewußt zu sein, aber gerade deshalb lebt er gerne in der Gegenwart, wie er sich ausdrückt. Sich gegen den Ablauf

⁷² Benjamin, W. (1974): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: WA 2, Frankfurt/M., S. 440.

⁷³ Diese Unterscheidungen von Vorsorge und Vorhersage treffen wir in Anlehnung an Bourdieus Unterscheidungen von prévoir und prévoyance, die dieser zur Charakterisierung des Zeitbewußtseins der kabylischen Bauern benutzt hat. Vgl. Bourdieu, P. (1977): Algérie 60. Structures économiques et structures temporelles, Paris.

des Lebens stemmen zu wollen, das würde Herrn Krizan ganz abwegig, aber auch unnatürlich vorkommen. Und dieses Akzeptieren der als natürlich angesehenen Prozesse des Werdens und Vergehens spiegelt sich auch in seinem Umgang mit den alltäglichen Zeitstrukturen. Hier scheint zwischen biographischer Zeitperspektive und zeitbezogenem Erleben und Handeln im Alltag eine *strukturelle Analogie* zu bestehen. Im Falle des Herrn Deder ist dagegen jenes Verhältnis von Alltagszeit und Lebenszeit wirksam, wie es etwa von Wolfram Fischer unterstellt wurde: Beide Zeitarten sind gewissermaßen voneinander *abgekoppelt*, die Lebenszeit verfließt kontinuierlich, und der Zukunftshorizont bleibt offen, während sich die Alltagszeit fast unbemerkt, immer wieder gleich, von Tag zu Tag wiederholt. Diese beiden, letztgenannten Typen sind vielleicht am ehesten Vertreter einer konventionellen Konstellation von biographischer Zeitperspektive und Zeiterleben im Alltag. Das heißt, es ist zu vermuten, daß derartige Konstellationen sich auch in anderen empirischen Settings finden. Ganz erheblich weicht davon der *Passionstypus* ab, für den wir feststellen könnten, daß es eine Alltagszeit als selbstverständliche, sich wiederholende Zeitstruktur nicht gibt. Hier fehlt eine für die Lebenswelt des Alltags sonst typische Struktur der selbstverständlichen Erwartbarkeit, Geregeltheit, usw. Was die Lebenszeit anbelangt und ihre *Irreversibilität*, so können wir feststellen, daß — wenn auch auf unterschiedliche Weise — für die beiden Vertreter dieses Typus sie *virtuell* gewissermaßen *außer Kraft gesetzt* wird. Herrn Jung gelingt dies — wenn man so will — dadurch, daß er den Prozeß des Alterns mikroskopisch auflöst. In jeder einzelnen Sekunde schließlich altert man. Für Herrn Göbel, so vermuten wir, wird die Lebenszeit dadurch stillgestellt, daß durch Formen ethischer und diätetischer Lebensweise einerseits, aber auch durch die Vorstellung eines Lebens nach dem Tode der „existenziellen Bedrohung“ die Schärfe genommen wird. Für den Typus der „*Idealisierung*“ glaubten wir dagegen feststellen zu können, daß hier mit vergleichsweise großer Sensibilität das irreversible Verfließen der Lebenszeit wahrgenommen, und auch in Kategorien sozialen, aber auch biologischen Alterns thematisiert wird. Eine Verknüpfung zwischen dieser biographischen Zeitperspektive und den zeitbezogenen Formen des Erlebens und Handelns im Alltag scheint es deshalb zu geben, weil die auf die *Überwindung einer gegenwärtigen Vergangenheit*, auf eine *zukünftige Vergangenheit* ausgerichtete biographische Zeitperspektive, die Hoffnung auf eine irgendwann erfolgende „*Erlösung*“ von der als zu überwindender Zustand wahrgenommenen gegenwärtigen Lebensweise, gewissermaßen auch auf den Alltag und seine Gestaltung „durchschlägt“. Der Alltag ist entweder noch Teil einer echten Gegenwart und kann auch in seiner konkreten Gestaltung nicht — wenigstens teilweise — Elemente des eigentlichen, anderen, erhofften Lebens integrieren. Dies geht so jedenfalls nicht in einer gleichsam routineförmigen Verquickung von notwendigen Pflichten und lustvollen Alternativen. Dafür müssen spezielle, gleichsam symbolisch arrangierte Nischen geschaffen und Freiräume besonderer Art hergestellt werden.

4. Biographische Zeitperspektive und zeitbezogenes Erleben und Handeln: Weitere typische Konstellationen

Für die folgende Darstellung werden wir uns stärker auf die typischen Konturen der Muster biographischer Entwicklung stützen als im vorstehenden Abschnitt, wo die Spezifika des Einzelfalles noch stärker mit zur Interpretation herangezogen wurden. Dies erfolgte u.a., um die Vorgehensweise bei der Interpretation des Textmaterials in einer ersten Darstellung anschaulicher zu präsentieren. Nunmehr werden wir uns vor allem auf die in Kapitel II bereits herausgearbeiteten typischen Strukturen beziehen und dazu jeweils Textmaterial aus verschiedenen Fällen, die den einzelnen Typen zugeordnet worden waren, heranziehen. Auf die Kontur einzelner Fälle soll dabei nur noch ausnahmsweise zurückgegriffen werden.

4.1 Die BZP und das ZEHA des Differenzierungstypus

Als ein dieses Muster konstitutiv prägendes Moment hatten wir ja bereits herausgearbeitet, daß sich die Vertreter dieses Typus aus einem spezifischen Herkunfts米尔ieu herausgelöst hatten. Sei es, daß die Kohäsionskräfte dieses Milieus nicht mehr hinreichend integrativ wirkten, sei es, daß im einzelnen Fall geschlechtsspezifisch grundierte Tendenzen der Individualisierung und Verselbständigung eine Rolle spielten, die sich als eine zeitgemäße Bestrebung nach sozialem Aufstieg bzw. sozialer Mobilität artikulierten. So klar und deutlich, oft auch mit hohen persönlichen Kosten verbunden solche Ablösungsprozesse auch umgesetzt wurden oder sich vollzogen, so war andererseits auch deutlich geworden, daß eine Integration in ein neues Milieu entweder noch nicht stattgefunden hat oder aber auch bewußt oder unbewußt vermieden wird. Darin hatten wir das spezifische Muster der *Differenz* erkannt: Das alte Orientierungsmuster ist zwar überlebt, ist verschüttet, es gibt allerdings noch kein neues, wodurch eine — positive oder problematische — Bezugnahme auf das bestehen bleibt, von dem man sich wegentwickelt hat oder wegentwickeln wollte. Typisch ist hierfür etwa die Bemerkung von Frau Schneider-Westfal, die auf die Frage, welche Ereignisse, die sie in ihrer lebensgeschichtlichen Erzählung erwähnt hatte, denn für ihre heutige Situation noch von Bedeutung seien, antwortet:

- 01 *Im Prinzip sind alle die Sachen, was ich so erwähnt*
- 02 *hab, schon von Bedeutung. Denn irgendwie haben sie,*
- 03 *also, das, so wie ich jetzt bin, bin ich das Endprodukt davon. Das vorläufige...Endprodukt.*

Diese „*Gegenwart der Vergangenheit*“ läßt sich in fast allen anderen Interviews, die wir dem Differenztyp zugeordnet haben, ähnlich finden. So bei Herrn Danner, der seine eigene biographische Situation im wesentlichen aus der Differenz zu der für die Generation vor ihm, also während seiner sekundären Sozialisationsphase, gültigen Vorstellung der beruflichen Normalbiographie bestimmt. So auch für Herrn Nau, der dem Ruhrgebiet zwar den Rücken gekehrt hat, gerade noch rechtzeitig, um von der Strukturkrise dort nicht mehr betroffen zu sein, ohne aber in dem Dienstleistungszentrum, an dessen Rand er sich mit seiner Frau angesiedelt hat, wirklich angekommen zu sein. Am Vorabend des Interviews, das an einem Feiertag stattfand, war er gerade zu Besuch

bei seinen Brüdern im Ruhrgebiet gewesen und hatte mit diesen „mal wieder richtig einen draufgemacht“. Die Fäden, die ihn mit diesem Milieu verbinden, werden zwar spürbar dünner, auch die teilweise problematische Vergangenheit wird zunehmend nostalgisch verklärt, hat aber deshalb ihre Bedeutung für die biographische Zeitperspektive keineswegs verloren. „Was in der Vergangenheit war“, so sagt Herr Nau, „das war gut. Die Zukunft weiß ich nicht, und jetzt, die Gegenwart, ... is so. Man geht eben arbeiten, lebt halt“.

Daß die Vergangenheit in den meisten der Fälle, auf die wir uns hier beziehen, nicht einfach rundum „gut“ gewesen war, wie es Herr Nau hier andeutet, ist aufgrund der tatsächlichen lebensgeschichtlichen Verläufe, die wir berichtet bekamen, evident. Familiäre, gesundheitliche, ökonomische und sonstige Krisen sind in allen Fällen, die wir dem Differenztypus zugeordnet hatten, ausgeprägt erkennbar. Die gegenwärtige Situation ist in der Regel durch eine zumeist bereits längerwährende, relative Stabilität geprägt, die durch die Beschäftigung in der Zeitarbeit gewonnen wurde, die aber andererseits auch keine klaren Perspektiven für die Zukunft eröffnet. Im Gegenteil, die Zeitarbeit wird als Möglichkeit genutzt, definitive Entscheidungen über zukünftige Entwicklungen hinauszuzögern bzw. den Entscheidungsbedarf in dieser Richtung nicht akut werden zu lassen. Darin kommt eine „Dehnung der Gegenwart“ zum Ausdruck, in der die teilweise noch virulenten und problematischen, teilweise auch leicht nostalgischen Bezüge auf eine vergangene lebensgeschichtliche Phase oder genauer gesagt: auf eine mit dieser Vergangenheit verknüpfte Vorstellungswelt, einen Habitus, lebendig gehalten werden. Am Beispiel des Herrn Danner hatten wir dies bereits als einen Versuch interpretiert, die in seiner sekundären Sozialisationsphase geprägten Vorstellungen einer beruflichen Normalbiographie mit innerbetrieblichem Aufstieg und der Weiterbildung zum Meister, trotz der diskontinuierlich und krisenhaft verlaufenen eigenen Berufsbiographie dennoch irgendwann einmal einlösen zu können.⁷⁴

Im Falle von Frau Behrendt stellt sich das Problem dieser Präsenz und Virulenz der Vergangenheit als *persönliches* Problem dar: Es handelt sich um den nächsten Schritt in ihrer biographischen Entwicklung, d. h. eine Zukunft scheint ihr nicht möglich, bevor sie ihre „Probleme“ gelöst hat. Gegenwart ist deshalb für sie:

- 01 Ja, für mich ist eigentlich Gegenwart, sind eigent-
- 02 lich, äh, diese Probleme, mit denen ich im Moment zu
- 03 kämpfen habe, Gegenwart. — Und, ich merke eigentlich
- 04 auch, und deswegen ist es auch immer ganz stark Gegen-
- 05 wart, daß ich, daß ich dagegen im Moment nichts machen
- 06 kann, daß ich da eigentlich so, ja, von meinen Gefüh-
- 07 len, eigentlich immer wieder getrieben werde und das
- 08 eigentlich jetzt ganz minimal, jetzt schon mehr als
- 09 vorher, beeinflussen kann. Also Gegenwart sind eigent-
- 10 lich meine, meine Sachen, wo ich dabei bin, die jetzt
- 11 so allmählich aufzuarbeiten, zu bewältigen. Das ist
- 12 eigentlich immer da, das ist Gegenwart.

Für Frau Behrendt, deren Fall wir an anderer Stelle dargestellt haben⁷⁵, bezieht sich Vergangenheit, wie wir durch die entsprechende Fallanalyse rekonstruieren können,

⁷⁴ Vgl. unsere Analyse des Falles von Herrn Danner: Brose, H.G. (1984): Arbeit auf Zeit – Biographie auf Zeit, in: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart, S. 192-216.

⁷⁵ Vgl. Brose, H.G./Wohlrab-Sahr, M. (1986): Formen individualisierter Lebensführung von

hier insbesondere auf die Ablösung von ihrer Herkunftsfamilie, vor allem ihrer Mutter. Die Frage, ob derartige Ablösungsprozesse gelingen, und wie sie verlaufen, ist nun allerdings, wie Bruno Hildenbrand⁷⁶ mehrfach überzeugend nachgewiesen hat, nicht nur als ein individualpsychologisches Problem zu verstehen, sondern auch als eines, das im Kontext der sozialen Organisation von familialen und sozialen Milieus zu begreifen ist. Dies zeigt sich ja gerade auch an dem im Kapitel III ausführlicher dargestellten Fall „Schneider-Westfal“. In ihm wird erkennbar, wie die Verlaufsdynamik berufsbiographischer und lebensgeschichtlicher Entwicklung einer aus dem sozialdemokratisch geprägten Arbeitermilieu stammenden jungen Frau, die sich aus den geschlechtsspezifischen Restriktionen dieses Milieus lösen möchte, auch in der schließlich durchgesetzten Trennung von der Herkunftsfamilie, doch noch auf diese zurückbezogen bleibt. Wir glauben also, daß die biographische Zeitperspektive des „Differenztypus“ angemessen durch die „Gegenwärtigkeit der Vergangenheit“ charakterisiert werden kann, und daß damit eine Zeitperspektive beschrieben ist, die sich als ein Leben in der Gegenwart und ein dabei an der Vergangenheit „Hängenbleiben“ darstellt.

Wie sieht es nun mit dem zeitbezogenen Erleben und Handeln im Alltag aus? Zunächst läßt sich feststellen, daß von allen verschiedenen Typen der „Differenztyp“ vielleicht die ausgeprägteste Freizeit-, „kultur“ besitzt. Das muß nicht unbedingt (in Kategorien eines Zeitbudgets) bedeuten, daß der größte quantitative Umfang an Freizeit den Angehörigen dieses Typus zur Verfügung steht. Für die bisher diskutierten Typen, inklusive des sogenannten Devianztypus, stellte sich die Freizeit entweder als ungeregelt, als „grenzenlos“, spontan und chaotisch dar (Devianztypus), oder als im Grunde unproblematischer Regenerationsraum, der nicht mit spezifischen Sinnhorizonten verknüpft wird (Projekttypus); als möglicherweise symbolisch ausgegrenzte „eigentliche“ Gegenwelt zur schlechten Realität des Alltags (Idealisierungstyp) oder als — wie im Passionstyp — mehr oder weniger parallel zum normalen Leben organisierte zweite, den „eigentlichen“ Interessen dienende Form der Selbstverwirklichung und Arbeit. Dagegen finden wir beim Differenztyp am ausgeprägtesten jene als Freizeitaktivität in der Regel apostrophierten Tätigkeiten (regelmäßige Geselligkeit⁷⁷; Reisen; Hobbies usw.), die in spezifischer Weise kultiviert werden. Was nun das eigentümliche und besondere an diesem Typus von Freizeitaktivität und Freizeitkultur ausmacht, scheint uns darin zu bestehen, daß diese Aktivitäten bezeichnenderweise gegen eine diffus als bedrohlich wahrgenommene Umwelt sowie gegen den beruflichen Alltag in der Zeitarbeit als Grenzziehung und Verstärkung von Systemhaftigkeit intimer privater Verhältnisse aufgebaut wird. Am ausgeprägtesten läßt sich dies am Beispiel der Zeitverwendung und Zeitorganisation in der Familie Schneider-Westfal darstellen. In der gegen die Umwelt abgegrenzten eigenen intimen Privatwelt werden gewissermaßen systemeigene Zeitstrukturen etabliert. Freizeitaktivitäten werden bewußt abgekoppelt vom nervösen Rhythmus des Alltags von Zeitarbeitnehmern und gegenwärtlich stabilisiert. Das Fernsehen wird nicht dann eingeschaltet, wenn es die Programmstruktur der öffentlichen Rundfunk- und Fernsehanstalten vorsieht, es wird stattdessen der eigens dafür gekaufte

Frauen — ein neues Arrangement zwischen Familie und Beruf?, in: Brose, H.-G. (Hrsg.): Berufsbiographien im Wandel, Opladen, S. 105-145.

76 S. etwa Hildenbrand, B. (1986): Familiensituation und Ablöseprozesse Schizophrener, in: Soziale Welt 36, S. 336-348.

77 Die hier üblichen Formen der Geselligkeit haben jedoch einen sehr spezifischen Charakter: die Vertreter des Differenztyps pflegen in der Regel strukturierte, intime Formen der Geselligkeit, wie etwa: Einladungen im kleinen Kreis etc.

Videoapparat genutzt, um *dann* Fernsehkonsum zu betreiben, wenn die Familie Schneider-Westfal es für sinnvoll hält. Auch die jahreszeitlichen Rhythmen werden zur Geltung gebracht: Im Sommer verbringt die Familie Schneider-Westfal ihre Freizeit im Schrebergarten, im Winter werden zu Hause „künstlerische“ oder sonst kreative Tätigkeiten betrieben. Auch die Planung des Urlaubs im Jahr ist um Gegenakzente bemüht: Man fährt nicht dann in Urlaub, wenn alle Welt fährt, sondern im Frühjahr und im Herbst, also mindestens zweimal und zu Zeiten, wo die Urlaubsgegenden nicht überfüllt sind. Dies wird durch die Beschäftigungsform der Zeitarbeit ermöglicht. Diese teilweise sogar inszenierte Gegenrhythmik⁷⁸, die auf der Ebene des Familiensubsystems stabilisiert wird, hat auch auf der Ebene individuellen Zeiterlebens Entsprechungen: Frau Schneider-Westfal beispielsweise schildert detailliert und mit großem Nachdruck, wie sie für sich den Tag in Zeiträume untergliedere, die sie als entweder tatsächlich eigene oder aber als fremdbestimmte Zeit erlebe. Nicht nur die Arbeit, sondern auch natürlich die Heimfahrt, das Einkaufen und Besorgen des Haushalts empfindet sie nicht als wirklich „eigene“ Zeit, sondern immer noch — theoretisch gesprochen — als reproduktionsbezogene Zeit. Und auch innerhalb des Intimverhältnisses wiederum differenziert sie zwischen der wirklich nur ihr selbst vorbehaltenen, eigenen Zeit und der, die sie mit ihrem Ehemann zusammen verbringt. So geht sie regelmäßig eine Stunde später als ihr Mann zu Bett, um während dieser Zeit noch wirklich ganz mit sich selbst befaßt sein zu können.

Nicht in allen Fällen, die wir dem Differenztyp zugeordnet haben, ist diese Stabilisierung einer gegenweltlichen, eigenen Zeitstruktur des Alltags ähnlich ausgeprägt. In allen Fällen aber gibt die Welt des Freizeitmilieus einen wesentlichen Bezugspunkt ab, die entweder als Schutzraum und Gegenwelt stabilisiert wird, oder aber, wie im Falle von Frau Behrendt, mit ihren milieuspezifischen Orientierungen in die Arbeitswelt reimpriortiert wird.⁷⁹ Was besagt nun diese spezifische Form der Freizeitorientierung? Sie scheint uns nicht ein Ausdruck „postmaterialistischer“ Orientierungen zu sein oder einer besonders ausgeprägten instrumentellen Einstellung zur Arbeit. Die hoch besetzte und teilweise auch eben hochgradig geregelte Freizeitaktivität und deren Kultivierung sind wohl eher Ausdruck eines Versuchs, das Vakuum zu füllen, das der Verlust an selbstverständlicher lebensweltlicher Orientierung — die alten Milieubezüge wirken zwar fort, sind aber nicht mehr realitätskräftig, die neuen lebensweltlichen Bezüge erscheinen als problematisch — hinterlassen hat. Die Ausgrenzung der eigenen Sy-

78 Diese Schaffung einer „systemeigenen Zeit“ hat übrigens im Falle der Familie Schneider-Westfal auch Auswirkungen auf die biographische Zeitperspektive. So feiern Herr Westfal und Frau Schneider-Westfal offensichtlich regelmäßig ihren Hochzeitstag, und in diesem Zusammenhang erwähnt der Ehemann unserer Interviewpartnerin, daß es ihm jedenfalls so vorkomme, als seien er und seine Frau schon viel länger verheiratet, als sie es tatsächlich sind. Frau Schneider-Westfal ihrerseits betont, daß sie inzwischen gewissermaßen ihre Herkunftsfamilie ausgetauscht habe und sich sehr viel stärker mit der Familie ihres Mannes verbunden fühle. Eines der prägnanten Beispiele, in denen Lebensgeschichte neu geschrieben wird. Wie weit damit, etwa im Falle von Frau Schneider-Westfal, die nach wie vor offensichtlich bestehenden und wirksamen Bezüge zur eigenen Herkunftsfamilie und ihrer eigentlichen „Biographie“ tatsächlich gekappt werden können, ist zumindest nach dem Eindruck, den wir aufgrund der Fallrekonstruktion gewonnen haben, mehr als fraglich.

79 Im Falle von Frau Behrendt führt dies ja bekanntermaßen dazu, daß sie sich in ihrer beruflichen Orientierung an Arbeitswelten und -milieus orientiert, in denen es ihr möglich ist, den mit dem Lebensstil der Freizeit verknüpften Habitus auch bei der Arbeit zu behalten. Deshalb arbeitet sie bevorzugt in der Werbebranche (vgl. dazu Brose/Wohlrab-Sahr, a.a.O.).

stemzeit, bis hin zur biographischen Vergangenheit, gibt einen zumindest zeitlichen Rahmen der Sicherheit und Stabilität.

4.2 Konsolidierung bzw. „selektive Reduktion“

Bei der Darstellung der Typenstruktur war bereits ein wesentliches Moment deutlich geworden, das auch für die biographische Zeitperspektive dieses Typus bedeutsam ist: Die Tatsache, daß der biographische Verlauf der diesem Typus zugerechneten Fälle durch eine Phase krisenhafter Entwicklung gekennzeichnet war, inzwischen aber eine Konsolidierung der Situation zu beobachten ist. Außerdem hatten wir zu zeigen versucht, daß in der biographischen Entwicklung der meisten Vertreter dieses Typus eine Form der „Ungleichzeitigkeit“ auffällt, derart, daß für viele von ihnen in der primären Sozialisationsphase lebensweltliche Orientierungen und Bezugspersonen bedeutungsvoll und ausschlaggebend waren, die gegenüber der Phase, in der sie aufgewachsen, gewissermaßen verspätet, um nicht zu sagen veraltet, gewesen sein dürften.

So hatten wir bereits auf der Ebene der Fallstrukturanalyse zwei in der Zeitdimension relevante Elemente der Typenstruktur benannt, die sich natürlich auch in der biographischen Zeitperspektive dieses Typus niederschlagen müssen. Um es noch einmal zu wiederholen: Unsere These war — vereinfacht ausgedrückt — daß die Orientierung an einem überholten, vergangenen lebensweltlichen Milieu für die Angehörigen dieses Typs dazu geführt hatte, daß sie bei der Bewältigung ihrer je aktuellen lebensgeschichtlich anstehenden Problemkonstellationen mit möglicherweise unrealistischen Orientierungen operierten und daran auch scheiterten. In spezifischer Weise gelingt es den Vertretern dieses Typs aber, ihre Situation dadurch zu stabilisieren, daß sie teilweise Elemente dieses lebensweltlichen Milieus wieder etablieren können oder in selektiver Weise an dieses anschließen können. So galt für Frau Fuchs, daß sie unter Rückgriff auf ein untypischerweise noch intaktes „proletarisches“ Milieu in ihrem ehemaligen Wohnort, in den sie zurückkehrt, und in Anknüpfung an die solidarisch funktionierenden Strukturen eines erweiterten Verwandtschaftssystems, ihre hochgradig individualisierte, objektiv moderne Lebensform praktizieren kann. Auch Herr Althueser verstand in spezifischer Weise, seine prekäre berufsbiographische Entwicklung dadurch auszubalancieren, daß er eine gegenüber der — wenn man so will — klassischen, industriellen Moderne vergleichsweise veraltete und traditionale Orientierung mit wiederum anderen, vergleichsweise sehr avancierten Momenten der modernen Lebenswelt verknüpft.⁸⁰

Diese Form der Ungleichzeitigkeit, wie sie die Fallstrukturen im Typus der „Konsolidierung“ kennzeichnen, wirkt sich auf der Ebene der biographischen Zeitperspektive natürlich aus. Und zwar in einer Weise, die dazu führt, daß — vereinfacht gesprochen — die Vertreter dieses Typus im Grunde ihre Situation als ein Festhalten am Status Quo

80 Dies wird u.a. dadurch deutlich, daß Herr Althueser, der ja den eigentlichen ungeliebten Beruf des Bürokaufmanns erlernen mußte und die abstrakt-rechnerische Welt der Buchführung als Greuel empfunden hatte, nunmehr mit den modernen Arbeitstechniken der EDV wieder einen Aspekt des gleichsam Sinnlich-Anschaulichen erlebt und mit dieser modernen Bürotechnologie wiederum deshalb, trotz seiner ansonsten eher vormodernen Orientierungskategorien, zureckkommt. Ähnliches gilt für seine ausgesprochen traditionale Orientierung an familialer Stabilität, die er aber unter den Bedingungen seiner Lebenssituation nur dadurch erhalten kann, daß er Formen der partnerschaftlichen Organisation des Ehesubsystems entwickelt.

definieren. Die Zukunft bereitet ihnen eher Unbehagen, im Falle von Frau Fuchs ist es ausgesprochene Zukunftsangst, von der sie spricht. Nach der „Kraftanstrengung“, eine fast existenzielle Krise überwunden zu haben, scheint die Orientierung in den biographischen Perspektiven dieser Personen darauf gerichtet zu sein, das, was nun ist, festhalten zu wollen und sich eben auch nicht durch den Blick auf weiterreichende Ziele, auf verlockende, aber unrealistische Wunschobjekte in die Gefahren einer erneuten Destabilisierung zu bringen. Dies nicht zuletzt deshalb, weil sich offensichtlich die meisten der diesem Typus zuzurechnenden Personen die problematischen Entwicklungen in ihrer Vergangenheit in erheblichem Maße selber zurechnen.

Wie sieht nun die alltägliche Zeitorganisation und das Zeiterleben im Falle des Konsolidierungstypus aus? Es gehört ja gewissermaßen konstitutiv zu dem Lebensarrangement der diesem Typus zugerechneten Fälle, daß eine krisenhafte lebensgeschichtliche Entwicklung dadurch restabilisiert werden konnte, daß selektive Reduktionen lebensweltlicher Orientierungen vorgenommen, potentiell verstrickende und gefährliche Entwicklungen abgekappt oder begrenzt werden.⁸¹

Folge dieser selektiv reduktiven Lebensarrangements sind auch jeweils verhältnismäßig stark routinisierte, ja verregelte Abläufe des alltäglichen Lebens. Die entsprechenden Schilderungen und Charakterisierungen im Interview deuten auf relativ starre, gleichsam festgezurrte Tagesabläufe, die aber ein, wenn auch unterschiedliches, so doch deutliches Maß an innerer Spannung und Unruhe überdecken. Dies gilt zumindest für Herrn Althueser und in noch ausgeprägterer Weise für Frau Fuchs, die beide in unterschiedlicher Weise wieder Ausbruchsversuche und kleine Fluchten aus den für sie kaum mehr Spielräume und Ausweichsmöglichkeiten zulassenden Lebenssituationen suchen. Für Herrn Althueser macht sich das im Alltag — in der Arbeit wie in der Zeit danach — folgendermaßen bemerkbar:

- 01 *Im Büro fühl ich mich eingeengt, da muß ich irgendwie,*
- 02 *ich muß mal raus irgendwie. Ich weiß nit, ich muß mal*
- 03 *das Fenster aufmachen, es klingt jetzt vielleicht blöd*
- 04 *jetzt, aber, aber, ich brauch mal frische Luft, nit*
- 05 *nur die ganze sture Materie da, ich sag Ihnen, manch-*
- 06 *mal kotzt mich das an... Ich hab manchmal so, genau wie*
- 07 *über's Wochenend, ich muß dann, dann nehm ich den Hund*
- 08 *und geh fort dann, dann geh ich drei, vier Stunden mit*
- 09 *dem Hund, und da hab ich mei' Ruh'. Mal sozusagen. Da*
- 10 *geh ich in den Wald oder geh am Fluß bei uns entlang,*
- 11 *und dann hab ich meine Ruh' davon. Ich, wie soll ich*
- 12 *jetzt sagen, ich brauch halt mal die Luft, mal sozusa-*
- 13 *gen, will halt mal da draußen sein. Deswegen werden*
- 14 *Sie auch nie erleben, daß ich irgendwie an die See*
- 15 *fahr' oder irgendwohin und leg mich da den ganzen Tag*
- 16 *in die Sonne oder laß mich da braten. Ich fahr halt*
- 17 *lieber in die Berge, will laufen, will raus aus dem,*
- 18 *will mal sozusagen, will raus aus mir, will laufen,*

81 Frau Fuchs gelang es, sich aus dem Strudel der Folgewirkungen ihrer Ehescheidung, die sich zu einer „Verlaufskurvendynamik“ aufgeschaukt hatte, zu befreien; Herr Scholz mußte die finanziell ruinösen Folgen eines gescheiterten Verehelichungsvorhabens begrenzen; Herr Althueser mußte, nach einer schweren gesundheitlichen Krise aus seiner beruflichen Laufbahn geworfen, wieder Tritt fassen.

- 19 will in die Natur hinein, will mal ein ganz anderer
 20 Mensch sein, nicht.

Aus der Fallrekonstruktion wissen wir, daß Herr Althueser seine Berufstätigkeit, seinen Büroalltag noch nie geliebt hat. Spätestens seit seiner schweren, lebensbedrohlichen Erkrankung glaubt er jedoch überhaupt nicht mehr daran, daß ihm eine berufliche Umorientierung oder grundsätzliche Verbesserung seiner Berufssituation möglich sein würde. So hat er sich im Grunde damit abgefunden, und die beiden zuvor zitierten Passagen sind auch die einzigen im Interview, in denen er sich in dieser Weise „Luft verschafft“. Um die einzige Quelle seiner Vitalität, sein bis dahin geregeltes, ja fast glücklich zu nennendes Familienleben, nicht zu gefährden, hat er sich nun offensichtlich in dieses Schicksal gefügt.⁸² So kann er, der sich gegen seine vermeinte Natur zur Büroarbeit, zur Immobilität verpflichtet sieht, nur dadurch aus sich herausgehen, ein anderer Mensch werden, daß er hinausgeht und ohne den ansonsten „sturen Ablauf“ des Alltages und seiner zeitlichen Regelungen zu beachten, in die Natur geht. So sehr dieses „Aus-sich-heraus-und-in-die-Natur-gehen“ auch einem Klischee zu entsprechen scheint, so mag es doch die für Herrn Althueser einzig mögliche Form sein, der doch fast monoton erscheinenden Gleichförmigkeit seines Alltags zu entrinnen.⁸³ Auch für

82 Die zuvor durchlebte gesundheitliche Krise (Angina pectoris; Herzinfarkt) ließe sich u.U. als psychosomatische Reaktion, als Aufbegehren und Verarbeitung der unbefriedigenden Berufssituation interpretieren. Letztlich können wir aber mit unserem Informationsmaterial eine solche Vermutung nicht hinreichend überprüfen.

83 Nur zur Verdeutlichung sei hier die folgende Interviewpassage aus dem Gespräch mit Herrn Althueser wiedergegeben:

„(...es gibt ja so unterschiedliche Rhythmen /im Alltag/ alles hat irgendwie so einen, das paßt zeitlich nicht immer direkt zusammen, versuchen Sie das auszugleichen, oder nehmen Sie das so, wie es kommt?)

Ja, das sind manchmal Probleme da, das stimmt schon, wenn man irgendwie — wie soll ich das sagen — wenn jetzt zum Beispiel die Frau im Geschäft anruft und sagt, ich muß das und das heute abend machen und das und das, das bringt einen quasi aus dem Rhythmus raus. Aber, ich mein, außer morgens aufstehen, abends ins Bett gehen, spazierengehen, der Tochter bei den Schulaufgaben helfen, ... und dann samstags, samstags ist halt quasi immer stur der Ablauf, um acht Uhr, acht oder halb neun, neun aufstehen, Brötchen holen, Kaffee trinken, einkaufen gehen, die Frau macht dann die Wäsche bzw. wäscht dann, und ich gehe mit dem Hund fort, die Tochter geht ihre eigenen Wege, und abends dann gemütlich beisammensitzen, das war so der Ablauf, mal sozusagen.

(Wenn man jetzt mal so über den einzelnen Tag hinausdenkt, gibt es ja im Grunde mal sozusagen längere Zeitstrecken, die man überblickt. Wann ist denn da bei Ihnen so der wichtigste Punkt, gibt es da innerhalb des Jahres bestimmte Punkte, auf die sie so hinleben, oder innerhalb des Monats, innerhalb der Woche vielleicht...)

Nee, wenn es Geld gibt. Das ist der einzige Punkt, wo ich hinleb'. Ansonsten... na ja, halt, ich wüßt' nit, auf was ich da überhaupt hinleben sollte, weil, ich kann es mir nit denken.“

Nicht, daß wir in Interviews mit anderen Typenkonturen nicht auch Hinweise auf routineförmige Abläufe von Alltag und Freizeit gefunden hätten. Was hier den „Tonfall“ bestimmt, ist die angedeutete Monotonie, die Alternativlosigkeit des nicht mehr anders Erwarteten. Interessant ist in diesem Zusammenhang auch, daß Herr Althueser den monatlichen Zahltag als eine Orientierungsgröße erwähnt. Auch für Frau Fuchs ist der, bei ihr allerdings wöchentliche, Zahltag eine Orientierungsgröße. Für sie erscheint die wöchentliche Auszahlung deshalb als vorteilhaft, weil sie daran ihr eigenes Konsumverhalten besser kontrollieren könne. Insgesamt finden sich in mehreren unserer Interviews mit Zeitarbeitnehmern Hinweise auf die Vorteilhaftigkeit der wöchentlichen Abschlagszahlung, da sie nur kurzfristigere und daher besser kontrollierbare Budgets zulassen. Die Möglichkeiten, das Budget auf diese Weise zu über-

Frau Fuchs stellt sich offensichtlich das Problem, aus einem sehr streng geregelten und arrangierten Ablauf der Alltagszeit gewisse Ausweichsmöglichkeiten zu finden. Erinnern wir uns zunächst: Frau Fuchs hatte ja in relativ komplexer Weise ihre Zeit nach der Arbeit aufgeteilt. Zunächst besucht sie — während der Woche — die bei ihrer Mutter/Großmutter untergebrachte Tochter, versorgt diese für zwei Stunden, kehrt dann in ihre Ein-Zimmer-Wohnung zurück und verbringt dort einen Teil des Abends mit ihrem Lebensgefährten. Anschließend setzt sie den ihr für sich bleibenden Teil des Abends zumeist mit Aktivitäten in ihrer Wohnung fort. An den Wochenenden wiederum sieht sie ihre Tochter nicht, möchte dieses ganz für sich nutzen können. Insgesamt bekommen so die Wochenenden den Charakter der eigentlichen freien Zeit, in der es dann offenbar um die erhoffte Erlösung von ansonsten bzw. während der Woche nicht realisierbaren Aktivitäten geht. Die folgende Passage aus dem Interview mit Frau Fuchs deckt allerdings weitere Komplikationen und Sinnbezüge auf:

(Ja, es gibt ja so.. äh, verschiedene Dinge, die an einem Tag so anfallen. Diese Dinge haben ihren eigenen Rhythmus. Also manchmal muß man sich beeilen, manchmal passiert irgendwie überhaupt nichts, kennen Sie das irgendwie?)

01 Hm, so Hektik mal...?

(Ja, so, mal Hektik, mal Langeweile...)

02 Ja, ja, des hab ich auch emal, aber... hauptsächlich

03 abends, so auf der Arbeit weniger.

(Ja, ich mein jetzt so, daß man eben bei der Arbeit eher mehr Hektik hat, abends dann mehr Langeweile. Wie machen Sie das denn, gleichen Sie das aus, oder nehmen Sie das dann so, wie's kommt?)

04 Ich nehm's so wie's kommt. Ich leb' eigentlich nur
 05 richtig den Tag über hin, phh, ich mach meine Arbeit,
 06 komm' nach Hause.. ich leb' einfach in 'n Tag rein,
 07 des is, manchmal denk ich, des geht alles 'n bißchen
 08 zu schnell /hm, hm,/ der Tag, ne, und ich denk auch
 09 ständig, ach, jetzt haste gar nix von dem Tag gehabt,
 10 ne. Und ich ärgere mich zum Beispiel an Wochenenden,
 11 wenn ich zu lange schlaf'. Weil dannstell' ich mir
 12 schon nich' 'n Wecker, und es dauert nich' mehr lange,
 13 dannstell' ich mir auch noch samstags, sonntags 'n
 14 Wecker. /Hm/ Weil des is, des is schon blöd, dann hat
 15 mer eigentlich des G'fühl, ma hätt' des und des und
 16 des machen können, und dann is so knapp mit der Zeit,
 17 oder mer hat, oder ich ärger mich, daß ich solang' ge-

ziehen, werden so begrenzt. Diese „Selbstschutzfunktion“ der wöchentlichen Abschlagszählung hat zwar sicher eine andere Bedeutung als die von Herrn Althueser erwähnte Orientierungsgröße des monatlichen Zahltags. Gleichwohl ist es wohl doch nicht ganz zufällig, daß in zwei Interviews, die dem Konsolidierungstypus zugerechnet werden, die Erwähnung der Zahlungsfristen im Zusammenhang mit der Erörterung der Zeitstrukturen des Alltags erfolgt. Die Kontrolle und Eindämmung der „Altlasten“ gehört ja systematisch zum Typus und kennzeichnet bzw. prägt auch auf entscheidende Weise die biographische Zeitperspektive und ermittelt darüber auch bestimmte Gliederungen der Zeitstrukturen des Alltags.

- 18 schlafen hab', dann hetzt mer noch schnell auf 'n
 19 Flohmarkt, ge, und dann is meistens dann schon fast
 20 vorbei, und des ärgert mich, muß ich sagen.

Zunächst sei auf die Eingangspassage des Textausschnitts zurückgegriffen: Der Interviewer thematisiert das Nebeneinander bzw. Nacheinander von Eile und Ereignislosigkeit. Frau Fuchs bietet, zur Versicherung, ob sie seine Frage verstanden hat, das Stichwort „Hektik“ an (01), worauf der Interviewer sie bestätigend ergänzt: mal Hektik, mal Langeweile. Dieses Phänomen trete, so Frau Fuchs, bei der Arbeit selten, eher am Feierabend auf (02/03). Die Arbeit, so darf man das lesen, verläuft eher gleichmäßig.⁸⁴ Die folgende Frage des Interviewers nimmt diese von Frau Fuchs angedeutete Struktur (Arbeit = gleichförmig; Feierabend = ungleichförmig) nicht auf und will das Aufeinanderfolgen von Hektik und Langeweile auf die Arbeitszeit einerseits und die Freizeit bzw. Zeit nach der Arbeit andererseits projizieren und fragt danach, ob Frau Fuchs einen solchen suggerierten Gegensatz hinnehme oder sich bemühe, ihn auszugleichen. Frau Fuchs greift dann in der folgenden Antwort, auf deren Auslegung es uns hauptsächlich ankommt, die Antwortvorgabe des Interviewers auf: „Ich nehm's so, wie's kommt“. Das ist wohl so zu verstehen, daß sie keine eigenen Strukturierungsbemühungen für die Gliederung des zeitlichen Ablaufs des Alltages, vor allem für den Übergang von der Arbeitszeit zum Feierabend unternimmt. Man könnte dies aber auch anders deuten. Ihre Antwort „ich nehm's so, wie es kommt, ich leb' eigentlich nur richtig 'n Tag über hin...“ (04/05), könnte ja auch so verstanden werden, als lasse sich Frau Fuchs gewissermaßen von den Geschehnissen des Tages tragen, und verzichte auf eigene Strukturierungsbemühungen der Tagesrhythmik, um sich möglicherweise damit dem, was auf sie zukommt, besser zuwenden zu können. Die folgenden Passagen „Ich mach meine Arbeit, komm' nach Hause, ...ich leb' einfach in den Tag rein“, ist ebenfalls mehrdeutig. Die Formulierung „ich mach meine Arbeit, komm' nach Hause“ — vor allem aber die Intonation bei der Betonung von „Arbeit“ und „Hause“, deutet an, daß die Rhythmatik, von der sie weniger getragen als möglicherweise getrieben und mitgerissen wird, die der alltäglichen Routine ist, und daß die Formulierung in der Art ihrer Akzentuierung, wenn man so will Kadenzierung, den immer wiederkehrenden Rhythmus der alltäglich zu erbringenden Aufgaben und ihrer Abfolge andeuten soll. Die nach der Auslassung, dem nicht ausgesprochenen Sich-weiter-fortsetzen dieses Alltagsrhythmus, gebrauchte Formulierung, „ich leb einfach in 'n Tag rein“ (06), wäre, für sich genommen, wieder durchaus als Ausdruck einer Haltung interpretierbar, die eigentlich das genaue Gegenteil dessen meint, was durch die vorherige Betonung der Rhythmisierung des Alltages gemeint gewesen sein dürfte: nämlich das ohne zeitliche Vorgaben, Gliederungen und Rhythmisierungen des Alltages erlebte In-den-Tag-hinein-leben. Als ein sich an den Ablauf des Tages verlieren.

84 Diese Lesart besagt ja nicht, wie man vielleicht meinen könnte, daß Frau Fuchs bei ihrer Arbeit keine Hektik empfindet. Aus dem Interview wissen wir, was hier nicht ausführlich zitiert werden kann, daß Frau Fuchs sich während der Arbeit teilweise selbst unter erheblichen Arbeitsdruck setzt, sich, wie wir es gedeutet haben, selbst manipuliert, um ihr eigenes Leistungsverhalten so zu steuern, daß sie sich nicht der für sie schwierigen Situation einer kommunikativen Verständigung über Leistungserwartungen ausgesetzt sieht (vgl. die Falldarstellung). Insofern wäre es einigermaßen irritierend, wenn Frau Fuchs hier behauptete, in ihrer Arbeitssituation gebe es keinerlei Hektik, während sie vorher von Situationen berichtet hatte, in denen es ihr vor Anstrengung schlecht wird und sie, wie von Furien gehetzt, ihr Arbeitssoll übererfüllt.

Wie ist das zu verstehen? Ist damit ein hedonistisches Sich-treiben-lassen, Sich-hingen-an-den-Tag gemeint, oder ist es eine die vorher angedeutete Rhythmisierung des Alltags einfach nachvollziehende, sich von ihr antreiben lassende Form des Verzichts auf eigene Gliederung und Strukturierung der alltäglichen Zeit? Die folgenden Passagen (07-20) deuten an, daß es sich wahrscheinlich eher um dieses Angetrieben-werden als um ein gleichsam gemächliches Sich-treiben-lassen handeln dürfte. Hervorgehoben wird dabei vor allem, daß der Ablauf des Tages *zu schnell* sei. Diese Bemerkung bezieht sich auf den gesamten Tagesablauf, also die Arbeitszeit und die Zeit nach der Arbeit. Daß Frau Fuchs dann zu dem Ergebnis kommt, daß ihr der Tag gewissermaßen viel zu schnell, wie ein Film abgelaufen sei, und sie von dem Tag „*nix gehabt*“ habe, macht diese Auslegung zusätzlich plausibel, deckt aber auch ihre Problematik auf. Die Tage vergehen, die Zeit verrinnt ungenutzt, und ein Versuch zur Gestaltung der Zeit, am Wochenende sich den Wecker *nicht* zu stellen, um dem Druck des täglichen Zeitgebers zu entkommen, führt zu dem paradoxen Ergebnis, daß sie keine Zeit gewinnt, sondern noch mehr das Gefühl hat, etwas zu verlieren, zu verpassen. Abgesehen von diesem geläufigen Paradox, daß man die Zeit, wenn man sie für etwas gewinnen will, dem Maß der Knappheit und des Sparens unterwirft und sie damit letztlich wieder zu verlieren droht, ist in dieser Passage nun interessant, welche weitere Wendung der Gesprächsverlauf nimmt:

(Hm. Dann, wenn so'n Tag vorbei ist, haben Sie dann das Gefühl, daß etwas unwiderruflich vorbei ist, oder...)

- 01 *Nee, des eigentlich weniger, was Arbeit angeht, aber*
- 02 *ich denk' halt manchmal... auch heut' noch an Fehler,*
- 03 *die ich gemacht hab', wo ich echt bereue, /hm/ ne.*
- 04 *Also wo ich mir, wirklich noch manchmal 'ne Blödheit*
- 05 *passiert is, wo ich halt gerne ändern würde, und wo*
- 06 *ich mir überlege, komischerweise, wenn de's heute*
- 07 *überlegst, häste, häste, würdste nich nochmal machen,*
- 08 *ge./hm, hm/ Un', also da, muß ich schon sagen, es*
- 09 *gibt viele Dinge, die ich also... lieber nich getan*
- 10 *hätte oder gehandelt hätte oder so...*

Daß, wenn auch durch die entsprechende Frage des Interviewers sicherlich angeregt, Frau Fuchs nun dieses Gefühl der verlorenen Alltagszeit im Zusammenhang mit dem Verfließen der Lebenszeit sieht bzw. thematisiert, ist nun allerdings doch hervorhebenswert. Es belegt — einmal mehr — die prekäre Überlagerung der Alltagszeit und Lebenszeit, wie wir sie bereits in einigen anderen Fällen bzw. anderen Typen kennengelernt haben. Neben den Versuchen, gegen die Irreversibilität der Lebenszeit Lebensformen der Umkehr, des Verharrens zu praktizieren, sehen wir darin wichtige Anzeichen dafür, daß das Verhältnis von Alltagszeit und Lebenszeit nicht einfach als das mehr oder weniger unproblematische Nebeneinander zweier unterschiedlicher Sinnwelten erlebt wird.

Skizzieren wir noch einmal, welches die charakteristischen Konturen der BZP und des ZEHA im Falle des *Konsolidierungstypus/selektive Reduktion* sind.

Die biographische Zeitperspektive läßt sich folgendermaßen umschreiben: Die Phase krisenhafter Zuspitzung in der Lebensgeschichte, die der gegenwärtigen Lebenssituation vorausging, ist überwunden und kann insofern als eine *vergangene Vergangenheit* betrachtet werden, denn die Überwindung der Krise wird auch angesehen als eine

Bewältigung eines vor dieser Krise liegenden, langen und in der eigenen lebensgeschichtlichen Entwicklung begründeten Prozesses der Vorbereitung dieser Krise. Insofern hat die Vergangenheit etwas von ihrer bestimmten und bestimmenden Struktur verloren, auch wenn dies nur um den Preis erreicht wird, daß im gegenwärtigen Lebensarrangement Ausblendungen und Selektionen vorgenommen werden müssen.⁸⁵ Angesichts dieser vergleichsweise angespannten und festgezurrtten aktuellen Lebenssituation überrascht es nicht, daß die alltäglichen Zeitstrukturen dieser Beschäftigten allenfalls geringe Spielräume oder Instabilität zulassen. Hier herrscht Routine vor und es gibt nur wenig Möglichkeiten, aus dieser Routine auszubrechen. Aber auch das, man könnte von einer Selbstbindung sprechen, gehört wohl mit zu diesem Lebensarrangement. Man klammert sich in gewisser Weise an das, was noch intakt geblieben ist, z.B. das häusliche, familiale Umfeld, andererseits scheinen die Handlungsspielräume geringer zu sein als etwa bei dem in diesem Punkt zumindest vergleichbaren Differenztyp. Was dort zu einer Gegenwelt und Freizeitkultur ausgearbeitet wird, gerät für den Typus „selektive Reduktion“ zu einer Nische des Rückzugs und der Ruhe, der Regeneration, in der mitunter „kleine Fluchten“ zusätzliche „Luft verschaffen“.

4.3 Trajekttypus

Ausgehend von dieser Charakterisierung des Konsolidierungstypus möchten wir nun, wegen der relativen Nähe und leichten Vergleichbarkeit, die biographische Zeitperspektive und das zeitbezogene Handeln und Erleben des *Trajekttypus* umreißen.

Wenn wir von der „Nähe“ des Trajekttypus zum Konsolidierungstyp gesprochen haben, dann soll damit angedeutet werden, daß die biographische Entwicklung der Konsolidierungstypen ganz offensichtlich in bestimmten Phasen die Qualität einer Verlaufskurve (Trajekt) hatte. Umgekehrt ist es so, daß die Fälle, die wir dem Trajekttypus zugeordnet haben, wie ja bereits im Kapitel III angedeutet, keine „reinen“ Trajekttypen darstellen, insofern auch ihnen, wie auch immer, eine relative Stabilisierung ihrer Lebenssituation gelingt. Dies kommt ja bereits in dem Umstand zum Ausdruck, daß sie eben beschäftigt sind und sich in der Zeitarbeit mindestens für längere Zeit haben „halten können“. Dies deutet auf eine gewisse Überlebensfähigkeit in der Arbeitsmarktkonkurrenz hin. Bereits das, so hatten wir ja betont, ist ein Zeichen für Handlungsrressourcen, und insofern von einer völlig fremdbestimmten Verlaufskurve vom Typus einer „Klienten“-Karriere zu unterscheiden. Dennoch hatten wir diesen Typus in unser Typentableau mit aufgenommen, um präziser bestimmen zu können, wie Fälle zu interpretieren sind, die Elemente dieses Idealtypus aufweisen, aber diesen nicht völlig repräsentieren.

85 Diese Form der selektiven Verfestigung bestimmter Optionen im Laufe einer Lebensgeschichte ist ja an sich nichts Ungewöhnliches, findet praktisch im Lebenslauf eines jeden statt. Im Falle des hier behandelten Typus spielt sich dieser Vorgang selektiver Reduktion von Komplexität nur in gewisser Weise dramatischer ab und ergibt sich nicht im Laufe von mehr oder weniger selbstverständlich sich anbietenden Anschläßen und alternativen Optionen innerhalb eines lebensgeschichtlichen Prozesses. Die lebensgeschichtlichen Verstrickungen oder auch die Tendenzen, die sich innerhalb einer Lebensgeschichte problematischerweise durchgesetzt haben, müssen, nachdem sie schon fast zu einer Verlaufskurve geraten sind, korrigiert, gekappt oder aufgegeben werden. Auch hierbei scheint die Beschäftigungsform der Zeitarbeit eine nutzbare Größe abzugeben, in der und vermittelt durch die derartige Rearrangements möglich werden.

Wir hatten dabei den Fall des Herrn Kellner als vergleichsweise prägnanten, dem Idealtypus nahekommenen Vertreter des Trajektypus kurz dargestellt, und wir möchten im folgenden einige der relevanten Passagen aus dem Interview mit ihm vorstellen und damit den doch deutlich anderen Tonfall, der hier zum Ausdruck kommt, gewissermaßen für sich selber sprechen lassen. Wir erinnern uns: Herr Kellner hatte nach einer gescheiterten Ehe beträchtliche Unterhaltszahlungen für seine beiden Kinder zu leisten und darüber hinaus auch noch einen erheblichen Betrag an Kreditverpflichtungen zu übernehmen, die noch aus der Phase der Ehegründung stammten. Neuaufnahme von Krediten bei „Kredithaien“ und anschließende Lohnpfändungen führten für Herrn Kellner zu der Situation, daß er der völligen Pfändung seines Lohnes nur dadurch entgehen kann, daß über die wöchentlich ihm zur Verfügung stehenden Abschlagszahlungen des Zeitarbeitsunternehmens anders verfügt werden kann als über das Monatsgehalt. Und das macht ja auch den Vorteil der Beschäftigung beim Zeitarbeitsunternehmen für ihn aus. Herr Kellner ist also im Prinzip in einer ähnlichen Situation wie Herr Scholz, er scheint sogar noch in einer vergleichsweise günstigeren zu sein, insofern er „Zuflucht“ in der Wohnung seiner Mutter finden konnte, die, von ihrer Rente lebend, ihm kostenlos zumindest Logis gewährt. Dennoch ist der Tonfall im gesamten Interview mit Herrn Kellner ein anderer. Herr Kellner scheint mit seiner Situation stärker zu hadern. Seine Stabilität ist nicht zuletzt dadurch gefährdet, daß er sich mit seiner Situation kaum abfinden kann. So konstruiert er, wie ja in Kapitel III bereits angedeutet, seine Lebensgeschichte in der Tat als eine Kette von aufeinanderfolgenden Schicksalsschlägen, aber auch Verstrickungen, die er allen sich anbietenden Legitimationen zum Trotz dann letztlich sich doch selbst zurechnen möchte. In seiner biographischen Erzählung führt das zu einer Mischung von insgesamt dominierenden, resignativen Tönen, und der Häufung von Floskeln, die auf Ereignisverkettungen hindeuten („...und dann ging das immer so weiter“), deren nicht mehr steuerbare Dynamik für Herrn Kellner offensichtlich zu einer festen Erfahrungsgröße geworden ist. Von seiner Vergangenheit, von den Schulden, kommt er nicht los: „Praktisch läuft mir's ja immer hinterher“. In dieser Situation sieht Herr Kellner mit bemerkenswerter Klarheit, wie diese basale Unsicherheit seiner ökonomischen und sozialen Situation seine alltägliche Lebensgestaltung beeinflußt. Die Frage, wie sich angesichts wechselnder Einsätze für die Zeitarbeitsfirma, also auch unterschiedlicher Arbeitszeiten und Arbeitsrhythmen denn so seine Gewohnheiten entwickelt bzw. verändert hätten, antwortet Herr Kellner:

- 01 Na, ja, ich hab wenig Gewohnheiten, eben, weil ich mir
- 02 diese Gewohnheiten vielleicht nicht leisten kann. Also
- 03 mir ist es insofern egal, wann ich arbeite. Na ja
- 04 Gott, das gibt 'ne Umstellung, weil ich ein Viertel-
- 05 jahr von neun bis zwanzig Uhr gearbeitet habe und dann
- 06 von sechs bis dreivierteldrei. Das ist ein großer Un-
- 07 terschied. Freitags arbeite ich ja von morgens um
- 08 sechs bis dreivierteldrei, nicht wahr, weil ich dann
- 09 eben Geld holen muß beim Zeitarbeitsunternehmen. Sonst
- 10 komme ich ja nicht hin, nicht — ich muß ja was essen
- 11 und rauchen. Krieg' 150 Mark pro Woche. Das ist die
- 12 einzige /Gewohnheit/, die ich so habe.

Herr Kellner schildert dann, welche Freizeitgewohnheiten ihm übrigbleiben, vor allem aber auch, welche ihm nicht mehr zugänglich sind infolge der Tatsache, daß er sich

„auch absondere“. Am Wochenende sei es eigentlich immer das gleiche: Dann sieht er Fernsehen „bis ich viereckige Augen bekomme.“

- 01 Ab und zu les' ich auch. Zum Lesen braucht man aber
- 02 auch so 'n bißchen Ruhe. Innerliche Ruhe, und die hab'
- 03 ich eigentlich wenig. Denn beim Lesen sollte man
- 04 eigentlich dabeisein. Da liest man eben was, was man
- 05 leicht verkratzen kann...

(Was meinen Sie mit innerliche Ruhe?)

- 06 Na ja, wissen Sie, Sie wissen ja nicht, was morgen auf
- 07 Sie zukommt... Ich krieg' mehr Briefe als mancher Di-
- 08 rektor. Ich meine jetzt, ob das nun vom Gericht ist
- 09 oder von der Jugendfürsorge oder das oder jenes. Das
- 10 schlimmste, was mir noch passieren könnte wäre, daß
- 11 sie mich noch mal einsperren, nach Tegel... Ich möchte
- 12 doch sagen, daß se manche Leute doch richtig dazu
- 13 treiben, daß se das überhaupt machen.

Den Gläubigern/dem Gerichtsvollzieher sei es doch ganz egal, die stellten einfach Forderungen:

- 14 In sechs Wochen muß dies oder jenes bezahlt sein.
- 15 Jetzt überlegt der: entweder du gehst ins Gefängnis
- 16 für gar nichts. Oder du gehst ins Gefängnis für so 'n
- 17 Überfall.

In dieser Situation sei es leicht möglich, daß man „unter die Räder komme“. Angebote gebe es dazu genug.

- 18 Wenn man im Lokal sitzt, und die merken, Mensch, wat
- 19 hat 'n der: Geldmangel? Und die sagen dann, Mensch, du
- 20 bist doch bescheuert. Und, eigentlich, .. danach sagt der
- 21 dann, eigentlich ham die Recht. Und wenn man sich erst
- 22 mal so weit gehen läßt, dann ist's schon schlecht.

(Was gibt Ihnen denn die Kraft, sich nicht gehen zu lassen?)

- 23 Ach Gott, es ist vielleicht meine Mutter erstmal...
- 24 und vielleicht, eventuell, daß man da irgendwie mal
- 25 rauskommt.

(Sie haben die Hoffnung nicht aufgegeben?)

- 26 Ach nee, möcht ich nicht sagen. Irgendwie, vielleicht
- 27 klappt's doch noch. Denn, ich meine,...ich gehe ja ar-
- 28 beiten und mache und tue. Tja — vielleicht hat man mal
- 29 Glück — na so, im Lotto. Das ist eigentlich so'n Glau-
- 30 be, so irgendwie so'n Halt. Ja, so — aufgeben, warum
- 31 sollte ich mich eigentlich aufgeben? Denn: irgendwo
- 32 führt's ja hin, und dieses Hinführen möchte man sich
- 33 ja, wenn's geht, mit sich selbst — mit sich selbst ins
- 34 Reine kommen; verstehen Sie, was ich meine? Sonst is
- 35 es ja sowieso aus. Es ist besser, man denkt, es wird
- 36 besser, als wenn man denkt, es wird schlechter.

Die Rationalität der kriminellen Tat und die Irrationalität der Hoffnung — auf einen Lottogewinn — stehen einander gegenüber, und Herr Kellner macht alle erdenklichen Anstrengungen, um für das Unwahrscheinliche doch Gründe zu finden: Es ist besser, man denkt, es wird besser, als wenn man denkt, es wird schlechter. Das, so scheint uns, ist das eigentlich Hervorhebenswerte dieser Zeitperspektive: Daß Herr Kellner durch die Überdeterminiertheit seiner gegenwärtigen Lebenssituation gewissermaßen den Blick nach unten, sozusagen auf den Boden unter seinen Füßen, auf das Nächstliegende richtet, vermag nicht zu überraschen. Vergleicht man aber die biographische Zeitperspektive von Herrn Kellner etwa mit der von Frau Fuchs, dann ist auffällig, daß deren Perspektive auf die Zukunft vergleichsweise skeptisch, bei ihr sogar ausdrücklich von Angst vor der Zukunft geprägt war. Fast wäre man geneigt zu sagen, daß diese Angst ein Ausdruck von Realismus, ein Ausdruck auch der Tatsache ist, daß sie im Vergleich zu Herrn Kellner in einer vergleichsweise „konsolidierten“ Situation ist. Daß es ihr gelungen ist, die für Herrn Kellner präsente Bedrohlichkeit der Gefahr, ins gesellschaftliche Abseits abzugleiten, für sich ein Stück weit meistern zu können. Ist, so lautet also die Frage, die Selbstüberredung des Herrn Kellner der Ausdruck seiner — wenn man will — noch prekäreren biographischen Situation?

Die folgende Passage aus dem Interview mit Herrn Kellner, seine Antwort auf die Frage, was für ihn Gegenwart bedeute, vermag den bisher gewonnenen Eindruck von seiner biographischen Zeitperspektive noch einmal zu vertiefen:

01 Gegenwart? Was kommt, ja? Meinen Sie das? — nee, was
02 war.

(Nein, wenn Sie Vergangenheit nehmen: was war, und —)

03 Nach der Gegenwart, was kommt? Zukunft überhaupt, oder
04 wie?

(Nein: was bedeutet für Sie Gegenwart?)

05 So Gegenwärtiges, ja?

(Hmmh, ja — Vergangenheit — Zukunft und Gegenwart.
— Was bedeutet das für Sie: Gegenwart?)

06 — Schlecht, da hab' ich mir noch keine Gedanken dar-
07 über gemacht. Das kann schon sein. — Vielleicht, ja —
08 /acht/ tja, kann man auch nicht zurückholen. Viel-
09 leicht, weil man sich eben keine Gedanken darüber
10 macht.

(Hm..)

11 Ja — ich möchte sagen, darüber kann ich mich eigent-
lich nicht auslassen, weil ich mir darüber gar keine
13 Gedanken gemacht habe. Wüßte nicht, was ich dazu sagen
14 sollte. — Schön, kann man eben nicht — mit irgend-
15 etwas in Verbindung bringen. Vielleicht mal so, na,
16 wie soll ich sagen: irgendwie was Abgehacktes. Was ich
17 vielleicht auch gar nicht will, weiß auch nicht.

(Daß man sich nicht an etwas erinnern will?)

18 Ja, ungefähr, ja — wüßte nicht, was ich dazu sagen
19 sollte.

(..man kann Gegenwart ja unterschiedlich auffassen. Als

einen Zeitraum bis zu einem Ziel hin, oder als Augenblick, als das Leben, was so gegenwärtig..)

20 Was ist?

(Ja.)

21 Tja, war bis jetzt — nicht gut. Ja, aber. Man kann
 22 sich aber auch in dem Moment, möchte ich sagen: die
 23 Gedanken gehen ja nicht weiter. Man ist ja da — ver-
 24 stehen Sie. Bleibt ja stehen in dem Moment, jetzt im
 25 Moment bleibt es stehen. Zukunft — hoffen wir, daß es
 26 besser wird. Daß man doch irgendwie, 'n Ziel erreichen
 27 kann. Sonst: nur abwarten, Tee trinken, wenn's geht,
 28 nicht so heiß. Denn: zurückdenken tut man auch nicht
 29 so gern. Das ist hinterher immer so ein bißchen wie
 30 Nebel. Wo man nicht mehr dran denken möchte — fällt
 31 wohl schwer, aber man schafft es schon.

Die ersten Äußerungen des Interviewten in der zitierten Passage (01-05) lassen eine Vielzahl von Deutungen zu. Sind es Verständnisschwierigkeiten, auf die wir im übrigen bei der Beantwortung dieser eher Verwirrung auslösenden Frage auch in anderen Interviews gestoßen sind? Gerade deshalb hatten wir ja eine Form der Nachfrage⁸⁶ vorgesehen, die wir immer dann gestellt hatten, wenn die Antworten auf die ursprüngliche Frage als nicht hinreichend informativ eingeschätzt wurden. Für den vorliegenden Fall von Herrn Kellner lässt sich allerdings dennoch ein vergleichsweise hohes Maß an Desorientierung konstatieren. Die Unsicherheit, ob mit dem Stichwort „Gegenwart“ das gemeint sei, „was kommt“, oder das, „was war“, muß auch dann noch als interpretationsbedürftig gelten, wenn man davon ausgeht, daß in der Tat bei den meisten unserer Interviewten die Frage nach der Bedeutung der Gegenwart Gegenfragen ausgelöst hatte und das sicher auch verständlicherweise. Wer vergegenwärtigt sich schon Gegenwart? Im Falle von Herrn Kellner könnte man, wenn man den propositionalen Gehalt seiner Gegenfragen ernst nimmt, glauben, er verfüge nicht über den korrekten Gebrauch der Tempora. Da man das aber aufgrund der relativen Elaboriertheit seiner sonstigen Interviewausführungen ausschließen kann, bleibt die Vermutung einer Irritation über die Aufforderung einer ausdrücklichen Hinwendung zur Gegenwart. Gegenwart erscheint dann als etwas, das man nicht mit „irgendetwas in Verbindung bringen“ könne, irgendwie etwas „Abgehacktes“. Etwas „was ich vielleicht auch gar nicht will“ (14-17). Dieser Passage ist zumindest zu entnehmen, daß Gegenwart für Herrn Kellner eine Assoziation der Unverbundenheit, der Ablehnung hervorruft. Auch wenn diese Gedankenassoziationen erst im zweiten Anlauf dargestellt werden, sie ließen sich zumindest mit der Interpretation vereinbaren, daß die eingangs, in der ersten Reaktion auf die Frage nach der Bedeutung von Gegenwart, artikulierten Verständnisschwierigkeiten bzw. Rückfragen nicht primär kognitiver Natur sind, sondern möglicherweise eine emotionale Quelle haben. Unabhängig von diesen sicherlich nur sehr tentativen Vermutungen darüber, wie die ersten Passagen aus diesem Interviewausschnitt auszulegen seien, gibt dann allerdings die Schlußpassage doch einen vergleichsweise guten Anhaltspunkt für das Verständnis, das Herr Kellner von seiner lebensgeschichtlichen Gegenwart hat. Die Vergangenheit, sein bisheriges Leben, war „bis jetzt — nicht gut“ (21). Das ist zunächst zu konstatieren und meint möglicherweise soviel wie: daran kann

86 Vgl. dazu den Interviewleitfaden, der im Anhang abgedruckt ist.

man nicht anknüpfen. Im Gegenteil, daran „zurückdenken“, soll man eher vermeiden. Die folgende Äußerung: „Ja, aber. Man kann sich aber auch in dem Moment, möchte ich sagen“ lässt sich interpretieren als Versuch, die vom Interviewer in der reformulierten Frage angebotene Gegenüberstellung (Zeitraum versus Augenblick) aufzunehmen. Bezieht man die Äußerungen von Herrn Kellner auf diese Gegenüberstellung und interpretiert sie als den Versuch, Gegenwart nun als „Augenblick“ zu interpretieren, dann wären sie folgendermaßen zu lesen: Gegenwart ist ein Moment des Stillstands, in dem die Gedanken ja nicht weiter gehen (23). Dies würde noch einmal die bereits oben andeutungsweise erkennbaren Sinnvorstellungen von Gegenwart als etwas Unverbundenem, als etwas, in dem Kontinuität unterbrochen wird, zum *Stillstand* kommt, präzisieren. Gegenwart würde ganz unmittelbare Präsenz bedeuten: „Man ist ja da“ (23). Dann aber wäre Gegenwart in der Tat nichts als eine möglicherweise auch ganz „ungewollte“ oder „ungeliebte“ Unterbrechung einer an sich gedachten Kontinuität. Doch wozwischen? Zwischen einer Vergangenheit, von der man sich abwenden möchte, an die man nicht zurückdenken will (29), und einer Zukunft, die natürlich ungewiß ist, von der man allenfalls hoffen kann, daß „es besser wird“. Und für die Gegenwart heißt das praktisch: „Nur abwarten“. In einer Situation also, in der die Gegenwart so wenig Anschlußmöglichkeiten für eine weitere Entwicklung aus sich heraus anbietet, in der die Vergangenheit als Ressource nicht nur nicht genutzt werden kann, sondern tunlichst auszublenden ist, bleibt nur das Abwarten und die Hoffnung auf das Unwahrscheinliche, zum Beispiel das Lottoglück.

Man kann die Situation von Herrn Kellner durch eine räumliche Vorstellung veranschaulichen: man kann sagen, daß er gleichsam auf der Stelle zu treten gezwungen ist. Nach hinten ist ihm der Weg abgeschnitten und für die Zukunft gibt es, wie bereits dargestellt, eben nur jenen Funken Hoffnung, der das Weiterleben überhaupt „sinnvoll“ erscheinen läßt. Dieses „Eingezwängtsein“ in die Grenzen der jeweiligen Gegenwart erscheint wie ein Verlust an zeitlicher Perspektivität. Diese Tilgung der Vergangenheit einerseits und die Reduzierung der Zukunftsdimension auf eine Zufallsgröße von der Kategorie „Lottogewinn“ andererseits dürfte nicht darauf zurückzuführen sein, daß es ihm an der (kognitiven) Fähigkeit mangelt, Vorstellungen von der Zukunft zu entwickeln und Zeitperspektiven zu entwerfen. Hier scheinen die Handlungsmöglichkeiten derart restriktiert worden zu sein, daß sie sich auf das nach aller Lohnpfändung verbleibende wöchentliche Taschengeld reduzieren, jegliches Denken über den Tag hinaus als waghalsige Konstruktion erscheinen lassen.⁸⁷ Das bezeichnen wir als eine Zeitperspektive der vergangenen Zukunft.

⁸⁷ Ansätze zu Erweiterungen seines Aktionsradius und damit auch seiner temporalen Perspektivität gibt es bei Herrn Kellner durchaus. So ringt er mit sich, ob er die Ermunterungen einer Bekannten aufgreifen soll, einen Abendkurs „Allgemeinbildung“ an der Volkshochschule zu besuchen. Andererseits hatte er auch die Erfahrung gemacht, daß ein kleiner Versuch, seine Lebenssituation etwas zu ändern, nachteilige Folgen hatte. Nach einer Phase relativer finanzieller Erholung hatte er sich auf Raten ein Moped gekauft, um „endlich auch einmal wieder etwas für sich zu tun“. Aber auch dieser kleine Befreiungsversuch rächte sich bald wieder infolge unvorhergesehener finanzieller Schwierigkeiten. So sehr man also, zur Vermeidung eines kruden Materialismus, die Anstrengungen und subjektiven Anteile der Situation von Herrn Kellner entsprechend gewichten will, hier setzt sich die Macht der Verhältnisse dann doch unübersehbar über das hinweg, was Herr Kellner an eigenen biographischen Steuerungsversuchen unternimmt.

4.4 Devianztyp

Ausgehend von dem spezifischen Bezug auf Gegenwart, wie er im Falle von Herrn Kellner vorliegt, scheint es uns nun sinnvoll, Konstellationen, in denen Gegenwart auf andere Weise ins Zentrum der biographischen Zeitperspektive rückt, vorzustellen. Ein besonders auffälliger Gegenwartsbezug begegnet uns beim Devianztyp, und zwar in der reinen Form, wie dieser durch den Fall des Herrn Schön repräsentiert wird. Beginnen wir mit einem anschaulichen Zitat aus dem Interview, nämlich der Antwort auf die Frage, welche Ereignisse in seinem Leben noch die größte Bedeutung für seine gegenwärtige Situation haben:

01 Ereignisse... die größte Bedeutung... au, das ist schwer
02 zu sagen. Die größte Bedeutung hat eigentlich mein Va-
03 ter in meinem Leben gespielt, weil mein Vater ist der
04 Typ, den ich am meisten liebe oder auch geliebt habe.
05 Und jetzt — da das mit der Inhaftierung zu Ende ist,
06 steht er wieder stark hinter mir, und das ist natür-
07 lich 'ne Sache, die mich wiederum anspornt, daß ich
08 natürlich auch weitermache, d.h. also, daß ich mich
09 nit nur einfach gehen lasse, daß ich einfach sage,
10 leckt mich am Arsch, seht zu, wie ihr mit eurem
11 Scheiß' da zurechtkommt, sondern einfach sage, okay,
12 ich bin jetzt verheiratet, hab diese finanzielle Krise
13 und diese Rechnungen und, die müssen bezahlt werden,
14 und mein Vater ist halt derjenige, der auch sehr stark
15 hinter mir steht, und vieles natürlich, was ich mach,
16 nicht gut heißt, sondern auch sagt, hör zu, also das
17 ist Mist, was de da baust, also so einen Scheiß können
18 wer nit machen, sondern wir müssen da schon einen an-
19 dere Lösung finden. Und ich finde, daß mein Vater an
20 'n für sich für mich der Größte ist, verstehen Sie?
21 Und — es gibt natürlich auch Frauen, die natürlich
22 auch in meinem Leben eine Rolle gespielt haben, z.B.
23 ne Brasilianerin, die natürlich mir heute eher sagen
24 würde, ich schlag dir den Schädel ein, bevor ich dich
25 nochmal drum bitte, mit mir nach Rio zu fliegen, Ur-
26 laub mach' oder so, was sie natürlich vorher gemacht
27 hat. Und das ist natürlich auch eine Sache, die in
28 meinem Leben eine große Rolle gespielt hat, weil ich
29 mein, nur malochen und nichts davon haben, finde ich
30 für den Arsch, ne. Und ich bin ein Typ, ich arbeite ja
31 ungern, das hatte ich ihnen ja vorher schon gesagt
32 gehabt, und — je mehr ich aber für wenig tun mehr be-
33 komme, desto mehr bleibe ich bei dieser Einstellung,
34 weil ich könnte auch — ich bin kein Zukunftsplaner...
35 Wir haben das vor einigen Tagen selbst erlebt, wir
36 habe da ne Bekannte, die wir beide sehr gut kennen,
37 die is durch einen Autounfall ums Leben gekommen, war
38 erst dreizwanzig. Freitagabend ist das passiert und
39 Samstag morgen ist sie gestorben. Sie sehen also, ich
40 bin ein Typ, ich lebe heute, jetzt, jetzt lebe ich,
41 und ich will was erleben, ich will greifen, schnappen,

- 42 machen, tun, ne, aber ich will nit in die Zukunft
 43 planen, ich will nit sagen, gut, in fünfundzwanzig
 44 Jahren kriegste deine Lebensversicherung von hun-
 45 derttausend Mark ausbezahlt, und kannst — ich weiß ja
 46 nit mal, ob ich mit ihr noch in fünfundzwanzig Jahren
 47 zusammen bin. Oder bis Ende des Jahres. Ich weiß ja
 48 noch nit mal, was mit ihr wird. Die rennt heute run-
 49 ter auf die Gass', ich bin in der Stadt, sie ist dabei
 50 und im dem Moment kommt einer und überfährt se. Und am
 51 Abend komme ich und frage, was Masse ist, und da hängt
 52 die mir da und heult mir die Ohren voll, weil sie
 53 überfahren worden ist.

Wir haben dieses längere Zitat auch deshalb hier vorgestellt, weil es die relative Nähe andeutet, die zu anderen Fällen des Devianztypus (z.B. Fall Kern)⁸⁸ besteht. Auch hier werden andeutungsweise — ohne daß wir dies nun im einzelnen interpretieren möchten — die Identifikation mit dem Vater vorangestellt und explizit das Motiv, sich angesichts einer schwierigen Situation nicht „einfach gehen zu lassen“ (09) benannt. Aber fast noch im gleichen Atemzug wird die „Gegenwelt“ erwähnt: Die Welt der Frauen, das Leben, das nicht nur aus „Maloche“ besteht und das vor allem jetzt und hier zu leben wäre.

Herrn Schöns Schilderung seines alltäglichen Verhaltens und seiner diversen Aktivitäten ist deutlich von stilisierenden Elementen durchzogen. Häufig wiederkehrend taucht die Formulierung auf, daß seine Verhaltensweisen „extrem“ seien, auf jeden Fall nicht „standardgemäß“. Dies gilt in unterschiedlichen Verhaltenskontexten und Lebensbereichen, auf dem Gebiet der Sexualität ebenso wie im Arbeitsverhalten. Wenn er einmal, und sei es, um seine Schulden abzuzahlen, arbeiten muß, dann „haut er“ die Überstunden so richtig raus. Dann ist der Normalarbeitstag keine Orientierungsgröße, und er legt erst dann so richtig los, wenn die anderen aufhören. Insbesondere dann, wenn er — wie zuletzt — als Fahrer eingesetzt seine Faszination für Automobile auch noch beruflich ausleben kann. Seine Lebensgeschichte sei nicht „standardgemäß“ und demgemäß auch nicht sein alltägliches Verhalten. In diesem wiederholten Element seiner Selbstdarstellung verdichtet sich jedenfalls ein Teil seiner „abweichenden Identität“.⁸⁹ Insofern sind die im folgenden wiedergegebenen Schilderungen seines Verhaltens und Erlebens während eines Tages sicherlich nicht frei von Selbststilisierung, aber aus den objektiven Daten, die wir aus der erzählten Lebensgeschichte von Herrn Schön rekonstruierten konnten, läßt sich erschließen, daß es dabei sicherlich nicht nur um Stilisierung geht, sondern auch um ganz reales Handeln. So nicht zuletzt die Tatsache, daß Herr Schön eine Woche vor dem Zeitpunkt des Interviews seine Arbeit bei dem Zeitarbeitsunternehmen — wegen einer vergleichsweise, wie er im Nachhinein selber sagt, banalen Angelegenheit, hingeschmissen hat.

- 01 Ich bin keiner, der einen standardgemäßen Tagesablauf
 02 hat. Der morgens arbeiten geht, mittags seine Mittags-
 03 pause erlebt und abends nach dem Feierabend Bier

88 Eine Falldarstellung „Kern“ ist enthalten in: Brose, H.-G./Wohlrab-Sahr, M./Corsten, M./Frank, G. (1989): Die Vermittlung von sozialen Zeitstrukturen und biographischen Zeitperspektiven, Abschlußbericht an die DFG, Marburg, Oktober 1989.

89 Vgl. Frey, H.P. (1987): Die Änderungsdynamik abweichender Identität bei Jugendlichen, in: Frey, H.P./Haußer, K. (Hrsg.): Identität, Stuttgart, S. 180.

04 trinkt und dann erst heimgeht. So einer bin ich nit.
 05 Bei mir muß volle Action schon am frühen Morgen sein.
 06 Volles Programm. Ich duschk', mach' mich fertig, Musik,
 07 bah, bah, bah, bin ich verschwunden. Küßchen Schatzi,
 08 und Küßchen Mausili, weil die kommt gleich morgens,
 09 die Kleine. In ihrem Bettchen hat sie zwei Gitter
 10 stäbe, die kann man rausnehmen, da kommt die gleich
 11 raus, und da glückt die wie eine Verrückte. Papa ata
 12 gehen, Papa muß ins Geschäft. Küßchen, tschüß, wie-
 13 dersehen. Ich mein, so war es die ganzen letzten
 14 Wochen und Monate. Wenn ich jetzt morgens rausgehe...
 15 Früher war ich ja noch extremer. Da konnte ich die
 16 Nacht mit schlafen, wenn ich nit genau wußte, daß noch
 17 Sprit im Tank is. Und lieber hab ich zwei Tage nix
 18 gegessen, aber mein Tank war immer voll, daß ich immer
 19 schnell weit genug fortkomm. Und — ich meine, das
 20 ganze Leben ist halt ein Theaterspielen, ne, ein
 21 Schauspiel, und jeder muß ja versuchen, seine Rolle so
 22 gut es geht zu meistern.

(Welches ist denn ihre Rolle?)

23 Oh, meine Rolle... ich bin mehr so der lockere Typ,
 24 und auch mehr die lockeren Sprüche.... Also, ich glaub,
 25 daß ich eher ein lustiger Typ bin, und daß ich aber
 26 auch mehr lustig, aber trotzdem mehr die einzelne
 27 Person bin, das heißt also mehr ein Einzelgänger, was
 28 natürlich, ich hab zwar Freunde, aber die wohnen nich'
 29 hier in L-Stadt, und nur wenn ich Lust hab', fahr' ich
 30 zu denen. Meistens bin ich ja alleine, und wenn ich
 31 unterwegs bin, alleine. Ich hab noch nit mal meine Frau dabei.

(Dann stromern Sie rum?)

33 Ja. Dann schleich' ich mich, verstehen Sie? Wie einer,
 34 der auf Beute wartet. Verstehen Sie, so in der Rich-
 35 tung, so ein Typ bin ich halt, ne. Und wenn ich einen
 36 Schnapp machen kann, dann schnapp' ich sofort zu, da
 37 wart ich nit lang.

(Was kann das sein, ein Schnapper machen, ein Geschäft-
 chen oder so?)

38 Ein Schnapper machen heißt greifen. Bei wem ich heute
 39 merke, daß ich beim Zocken ein volles Programm hab',
 40 dann putze ich ihm die Platte weg. Wenn der so dumm
 41 ist und legt drei Scheine hin, dann entweder Hopp oder
 42 Topp.

Wieviel von diesen Selbstdarstellungen tatsächlich realistisch ist, und inwieweit nicht ein sehr viel „standardgemäßerer“, normaler Familienalltag doch eine bedeutende Rolle spielt, brauchen wir hier nicht zu ergründen versuchen. Wichtig für unseren Zusammenhang ist die bei allen Abstrichen an der stilisierenden Darstellung doch deutlich werdende Schwankung in den Aktivitätsphasen von Herrn Schön. Lauern, abwarten, dann zuschnappen, dieses „Jägerverhalten“ beschreibt er selber, und es lassen sich hierfür Beispiele sowohl aus dem Arbeitsbereich als auch aus dem sonstigen Alltag

beibringen. Dabei spielt sein Automobilitäts-Drang eine große Rolle, und die Tatsache, daß er hervorhebt, früher darauf geachtet zu haben, daß sein Wagen vollgetankt ist, damit er jederzeit, auch nachts, losfahren könne, entspricht diesem Muster.⁹⁰

Nun ging es uns nicht darum, die hier vorgelegte Darstellung durch ein paar Elemente von Sex and Crime aufzulockern.⁹¹ Allerdings bietet die Schilderung von Herrn Schön doch einen aufschlußreichen Kontrapunkt zur Art, wie in der überwiegenden Zahl der anderen Interviews bzw. der anderen Typen Gestaltung und Wahrnehmung der Alltagszeit sich darstellte. Herrn Schöns okkasionalistische, konsumatorische und diskontinuierliche Gestaltung seines Tagesablaufs ist auch eine Form, die Alltagsroutine zu verweigern. Im Unterschied aber zur Form, wie dies etwa bei dem Passionstyp der Fall ist, scheint Herr Schön jeweils im Vollzug der jeweiligen Situation, in der „Action“, die er sucht, distanzlos aufzugehen. Die Situation, Aktion und Person scheinen hier in einer spezifischen Weise aufgehoben.

Diese Art des Gegenwartsbezugs kontrastiert nicht nur in auffälliger Weise mit den meisten der bisher behandelten Fälle und Typen, sie kontrastiert auch mit dem zur Darstellung uns noch verbleibenden Typus der *Dezentrierung*. Dieser Typus ist dadurch ausgezeichnet, daß auch hier die biographische Zeitperspektive im wesentlichen als eine Orientierung in und an der Gegenwart begriffen werden kann. Allerdings ist dieser Gegenwartsbezug keineswegs dadurch charakterisiert, daß die Repräsentanten dieses Typs auf diesen „Fokus der Realität“ zurückverwiesen, an diesen gleichsam gebunden wäre.

Das Lebensarrangement der Vertreter des Dezentrierungstyps ist, wir hatten es in Kapitel III umrissen, dadurch gekennzeichnet, daß eine Reihe von Lebensbezügen nebeneinander ausdifferenziert werden und daß das systematische Wandern zwischen und das Wechseln von System- und Milieureferenzen zum biographischen Operationsmodus dieses Typus gehört. Man sieht sich und beobachtet sich als denjenigen, der in dieser Situation handelt und doch gleichzeitig als einen anderen. Man hat in der Vergangenheit Phasen durchlebt, die durch einen kathartischen oder transformatorischen Prozeß als entweder überwunden oder „zurückgelassen“ gelten können, und doch ist diese Vergangenheit Anteil der jetzigen Situation. Zukunft wird hier nicht vorentworfen, nicht als Ziel definiert, das es zu erreichen gilt, allenfalls in dem Sinne, daß man sich Rückkehr, einen Rückgriff auf das Durchlebte kaum vorstellen kann. Das ist wohl gemeint, wenn Frau Asch z.B. sagt, daß sie auf keinen Fall noch einmal jünger sein wolle, daß sie den Zustand, so wie er jetzt ist, bewahren und deshalb auch keine Pläne für die Zukunft machen wolle. Doch dieses Bewahren dürfte einen anderen Charakter haben als jenes, das wir für den Typus Konsolidierung/selektive Reduktion als kennzeichnend festgestellt hatten. Dies wird deutlich, wenn man sich z.B. die Antworten anschaut, die Frau Asch auf die Frage nach der Bedeutung von Gegenwart gegeben hat. Sie definiert Gegenwart für sich zunächst als den „bewußten Zustand“, in dem sie gerade lebt, und fügt dem dann hinzu, daß Gegenwart für sie so etwas sei wie ein „Niemandsland“. Darin aber schreibt Frau Asch der Gegenwart eine Qualität des Unbekannten, des Unbestimmten zu, ein unbesetztes Terrain zwischen den Grenzen an Vergangenheit und Zukunft oder auch zwischen den Milieus. So bringt die von Frau Asch gewählte verräumlichende Metapher sehr anschaulich zum Ausdruck, wie

90 Daß dies *früher so war*, heißt nicht, daß es heute nicht genauso wäre, hätte denn Herr Schön seinen Führerschein nicht verloren.

91 Weshalb wir übrigens bewußt darauf verzichtet haben, die sogenannten schönen Stellen hier zu zitieren.

Gegenwart hier zum gestaltungsoffenen, wenn auch sicherlich nicht völlig grenzenlosen und undefinierten Zeitraum wird. Es ist also weder ein Festhalten an dem, was gerade ist (Konsolidierungstyp), noch ein Warten darauf, daß die Situation ihre Eigendynamik entfaltet und einen mitreißt (Devianztyp). Es ist auch nicht jene Dehnung der Gegenwart, die die Bezüge zur Vergangenheit bewahren (Differenztyp) will. Gegenwart ist auch nicht jener zu überwindende Zustand oder der vor einem vorgestellten Ziel, das man erreichen will, liegende Umschaltpunkt, der Arrangierraum für Späteres (Defensive Autonomie; Projekt). Gegenwart ist hier — am ehesten vielleicht noch mit dem Erleben der Gegenwart des Produktivitätstypus vergleichbar — ein Augenblick, den es zu gestalten gilt. Dann mag es sein, daß er den Charakter jener „erfüllten“ Gegenwart bekommt, wie sie der Produktivitätstyp auf eine gleichsam natürliche, selbstverständliche Weise erlebt. Für den Dezentrierungstyp muß dies erst noch als „bewußter Zustand“ und wohl auch immer neu hergestellt werden. Deshalb ist die Kennzeichnung der biographischen Zeitperspektive als „gegenwärtige Zukunft“ angemessen.

Biographische Zeitperspektiven in der Zeitarbeit

Zukünftige Gegenwart „Ich möchte etwas erreichen“	Zukünftige Vergangenheit „Einmal werde ich es überwunden haben“	Zukünftige Zukunft „Ich werde eine Zukunft haben“
Gegenwärtige Vergangenheit „Früher war alles anders“	Gegenwärtige Zukunft „Die Zukunft ist offen“	Gegenwärtige Gegenwart „Meine Pläne scheitern sowieso – nur die Gegenwart zählt“
Vergehende Gegenwart „Das Leben muß weitergehen“	Vergangene Vergangenheit „Das Schlimmste ist vorüber“	Vergangene Zukunft „Ich hatte eine Zukunft“

V. Bilder vom eigenen Leben

Im folgenden Kapitel geht es um „Bilder“, in denen die Befragten ihr Leben angemessen symbolisiert sehen. Dabei wird im Vergleich zu den bisherigen Teilen methodisch ein anderer Weg beschritten, sowohl was die Erhebung, als auch, was die Auswertung betrifft. Während es bei der Rekonstruktion der Muster biographischer Entwicklung darum ging, weitgehend narrativ erhobenes Material auf seinen latenten Sinngehalt hin zu analysieren, die Interpretation sich also nicht primär an Selbstdeutungen orientierte, sondern allenfalls in einem zweiten Schritt solche Interpretamente auf ihr Verhältnis zu den rekonstruierten Sinnstrukturen hin untersuchte, werden im folgenden Selbstdeutungen explizit abverlangt. Im Interviewverlauf an der Nahtstelle zwischen dem Ende des narrativen, biographischen Eingangsteils und dem Beginn des leitfadenstrukturierten zweiten Teils des Interviews plaziert, fragten wir unsere Gesprächspartner nach Bildern für den bisherigen Ablauf ihres Lebens¹:

„Wenn Sie nun den bisherigen Ablauf Ihres Lebens mit einem Bild vergleichen sollten, was für ein Bild würde Ihnen dazu einfallen?“

Bezogen auf den vorhergehenden Interviewverlauf wird damit den Befragten nun etwas geradezu Gegenteiliges abverlangt. Legten wir vorher Wert auf detaillierte, ausführliche Erzählungen, baten wir die Proband/inn/en nun um sehr viel stärkere bildhafte Verdichtung.

Bei der Frage nach den ‚Lebensbildern‘ interessierte zunächst, welche Formen der Symbolisierung des Lebens unser Proband/inn/en adäquat erscheinen würden. Im Hintergrund stand dabei die Frage, inwiefern die biographische Auseinandersetzung mit Diskontinuitäten und Brüchen, die für die meisten unserer Befragten von zentraler Bedeutung war, in der Wahl des Lebensbildes in irgendeiner Weise erkennbar sein würde, also sich in der Option für eine entsprechende ‚Gestalt‘ reproduzierten, oder es vielleicht sogar unmöglich machten, das Leben zu einer ‚Gesamtgestalt‘ zu verdichten. Weiter interessierte uns dabei der Rekurs auf spezifische Semantiken, also kulturell etablierte Formen der Symbolisierung des Lebens, an die die eigene Selbstdarstellung in irgendeiner Weise wohl immer anschließen muß. Von besonderem Belang für unsere Fragestellung war es dabei, inwiefern die Befragten sich (noch) an Vorgaben orientierten, in denen lineare Zeitvorstellungen — etwa Entwicklungs- oder Aufstiegskonzepte — zum Ausdruck kommen.

Nach der bereits zitierten Eingangsfrage warteten die Interviewer zunächst ab, ob die Befragten eigenständig ein Bild generieren würden oder wie sie sich spontan zu diesem Ansinnen äußerten, und legten ihnen erst danach eine Liste mit Metaphern vor, aus denen sie ihnen passend erscheinende auswählen und diese Auswahl kommentieren sollten.

Die vorgegebenen Metaphern lauteten: ‚Ewiger Kreislauf‘, ‚Fahrt ins Ungewisse‘, ‚Berg- und Talbahn‘, ‚Bau eines Hauses‘, ‚Labyrinth‘, ‚Jahrmarkt‘, ‚Hindernisrennen‘, ‚Tret-

1 Methodisch orientierten wir uns dabei am Beispiel der „Betriebsanalogen“ in der Untersuchung: Hack, L./Brose, H.-G./Czasny, K./Hack, I./Hager, F./Moser, R./Viesel, K. (1979): Leistung und Herrschaft, Frankfurt/M./New York, S. 153ff.

mühle', ‚Stufenleiter', ‚Besteigen eines Berges', ‚Lotteriespiel', ‚Fernsehserie', ‚Ständiger Kampf' und — in einigen später durchgeführten Interviews — ‚Puzzle'.

Da sich nun aber in der Wahl desselben Bildes bei verschiedenen Proband/inn/en ganz unterschiedliche Sinngehalte ausdrücken können, ordnet die im folgenden dargestellte Auswertung die Antworten nicht einfach nach der ‚Nennung' der vorgegebenen Metaphern, sondern analysiert sie auf die zugrunde liegenden Sinnstrukturen.

Die Auswertung dieses Materials erfolgte zunächst unabhängig von den in den vorigen Kapiteln rekonstruierten Mustern biographischer Entwicklung und Strukturen des lebens- und alltagszeitlichen Erlebens. Es ergaben sich jedoch dabei weitgehende Parallelen zwischen den Mustern biographischer Entwicklung und den Sinnfiguren, die aus den Antworten zur Lebensbilderfrage rekonstruiert werden konnten. Wir werden darauf im folgenden noch eingehen.

1. Leben als Werk

(Wenn Sie mal den Ablauf Ihres Lebens mit irgendwas vergleichen müßten, Sie haben ja schon verschiedenes angedeutet, ähm, mit was würden Sie es dann vergleichen?)

001 So (...) mit was würd' ich das jetzt vergleichen?

002 Tja, mit was? (..) Meine Meinung oder wie?

(Jaja, es geht immer nur um Ihre Meinung.)

003 (...) Ob es gut war oder net gut war oder wie? Meinen

004 Sie das?

(Ja, man hat ja so, wenn man sich mal so äh das anguckt, wie man so, welche Situationen man so irgendwie äh durchgemacht hat, was man erlebt hat (.) irgendwie is da en gewisser Zusammenhang da (...)

005 Ich würd' sagen, äh, ich würd' halt sagen, daß ich

006 für mein Alter eigentlich zu wenig erreicht hab. Des,

007 was ich eigentlich erreichen will,

(mh)

008 das sollt' ich eigentlich schon haben. Meine (.) mein

009 Leben, meine Sel- (.) mit dem Alter, das ich jetzt

010 hab'

(Und was ist das?)

011 Dafß ich äh total unabhängig sein will von irgendwel-

012 chen Firmen oder sonstwas.

(mh)

013 Selbständig zu sein, sagen wer mal so: es eigene

014 G'schäft zu haben.

(ah ja.)

(Interview: Herr Burger)

In den ersten Gesprächssequenzen wird die Situation ausgehandelt: worum soll es gehen? Der Interviewer enthält sich in seinem ersten Beitrag einer genaueren Explikation,

er überläßt es dem/der Probanden/in, in welcher Weise dieser auf die Fragestellung Bezug nimmt. Damit kommt er dessen Anliegen nicht nach, durch weitere Erläuterung bereits Anstöße für die Beantwortung zu geben. Herr Burger, dem die Vorgabe offenkundig zu wenig strukturiert ist, fragt ein weiteres Mal nach, wobei er aber selbst schon ein erstes Angebot macht (003-004). Er interpretiert die Frage als Aufforderung zur Lebensbilanzierung, eine Engführung, die der Interviewer in seinem nächsten Beitrag wieder zu relativieren versucht. Der Befragte solle die einzelnen „Situationen“ seines Lebens nochmals Revue passieren lassen und diese im „Zusammenhang“ betrachten. Eine Bilanz, also das, was Herrn Burger hier vorschwebt, wäre bereits eine spezifische Form, einen Sinnzusammenhang zwischen den einzelnen „Situationen“ des Lebens herzustellen. Daran wird ersichtlich, daß wir es bei der Äußerung des Befragten bereits mit einer Selektion zu tun haben, die möglicherweise etwas über dessen subjektive Relevanzstruktur aussagt: Bilanzierung wäre somit der relevante Gesichtspunkt, unter dem Herr Burger seinen Lebenslauf betrachtet.

Diese Bilanzierung orientiert sich zunächst an der Gegenüberstellung von „gut/net gut“. Die Kriterien dafür werden in der zweiten Äußerung von Herrn Burger erkennbar: Er spricht dort das Alter als den entscheidenden Maßstab dafür an, was er in seinem Leben „eigentlich“ erreicht haben sollte (005-010). Der Rekurs auf Altersnormen („eigentlich“; 006-008) läßt an dieser Stelle noch offen, inwiefern es sich dabei primär um eine Orientierung an normalbiographischer Regelhaftigkeit handelt, oder ob das Erreichte hier daran gemessen wird, was an Lebenszeit noch bleibt. Offenkundig ist jedenfalls, daß Altersstufen hier identifiziert werden mit den Stufen einer Norm des zu ‚Erreichenden‘.

Die gesamte zweite Äußerung von Herrn Burger kreist um diesen Zusammenhang von Alter und den zu erreichenden Zielen, die bisher allerdings noch unbestimmt bleiben. Bemerkenswert ist jedoch die Präzisierung: „das, was ich eigentlich erreichen will, /mh/ das sollt' ich eigentlich schon haben“ (006-008). Darin kommt nun ein deutlicher Eigenanteil in der Orientierung zum Ausdruck. Was man zunächst auch als bloße Reproduktion kulturell etablierter Karrieremaßstäbe hätte verstehen können, denen gegenüber der Befragte seine eigene Biographie als defizitär empfindet, wird an dieser Stelle mit subjektiven Präferenzen verknüpft. Das Kriterium dafür, was im Leben „eigentlich“ erreicht sein sollte, sind die selbst gesteckten Ziele — hier die berufliche Selbstständigkeit oder weiter gefaßt: die Unabhängigkeit — die jedoch über die dafür zugestandene Zeitspanne mit sozialen Normen untrennbar verquickt sind: was man erreichen „will“, „soll“ dann auch in einem bestimmten Alter erreicht sein. Subjektive Zielsetzungen werden über Altersnormierungen dann wieder an soziale Regeln rückgebunden und erfahren von daher ihre Bewertung.

Die interpretierte Passage ist nicht das gesamte Antwortmaterial zur Lebensbilderfrage aus dem Interview mit Herrn Burger, sondern seine erste, gewissermaßen spontane Reaktion. Allerdings geben diese ersten Äußerungen des Interviewten, auch wenn hier kein expliziter sinnbildlicher Vergleich angestellt wird, durchaus Aufschluß darüber, wie dieser seinen Lebensablauf selbst typisiert: nämlich als Unterschreiten einer Norm-Linie, die sich an einem Altersstufenmodell als Zeitgeber orientiert, und sich inhaltlich an einem über berufliche Selbstständigkeit vermittelten Unabhängigkeitsideal, einer Vorstellung von subjektiver Handlungsautonomie ausrichtet, der der Befragte jedoch noch nicht gerecht zu werden glaubt. Die *persönliche Norm* beruflich vermittelter Autonomie und die *soziale Norm* der dafür zugestandenen Zeitspanne sind, wie das dreifache „eigentlich“ zum Ausdruck bringt, als Maßstäbe wirksam, mit denen Herr Burger bisher sein Leben jedoch nicht in Übereinstimmung sieht.

Wir wollen nun auf ein weiteres Antwortbeispiel — aus dem Interview mit Herrn Deder — eingehen, das eine Reihe von Ähnlichkeiten mit den Äußerungen von Herrn Burger aufweist. Dabei handelt sich um eine Textpassage, die wir schon im vorigen Kapitel hinsichtlich des Zusammenhangs von biographischer Zeitperspektive und zeitbezogenem Erleben und Handeln im Alltag diskutiert haben.

- 001 „Bau eines Hauses“, vielleicht nicht schlecht, was
- 002 die Belange im Osten anbelangt, Sie wissen ja, Dach-
- 003 deckermaterial ist schwer zu kriegen, es wird produ-
- 004 ziert, aber es wird nicht fertig .. und so sind wir
- 005 halt hier, und hier bauen wir weiter am Haus und se-
- 006 hen, daß wir das Dach mal raufkriegen.

(Interview: Herr Deder)

Herr Deder greift aus der ihm vorgelegten Liste das Bild „Bau eines Hauses“ (001) zunächst spielerisch auf. Über die assoziative Verknüpfung: „Bau eines Hauses — Wohnungsbau in der ehemaligen DDR — Leben als Hausbau“ wird aus der Metapher schließlich ein Bild für sein Leben in den verschiedenen Teilen Deutschlands: „hier bauen wir weiter am Haus“ (005). Der Hinweis auf das fehlende Dachdeckermaterial impliziert, daß ‚Materialien‘, die zur ‚Grundlegung‘ des Lebens-Hauses nötig sind, in der DDR durchaus vorhanden waren, er also über einen Grundstock verfügt, den er sich in seiner früheren Lebensphase angeeignet hat. Dort meint er jedoch, hätte er das anvisierte Ziel nicht zum Abschluß bringen können. Seine Übersiedlung in die BRD diente somit der Weiterverfolgung eines übergreifenden Lebensentwurfs, da nur über diesen Schritt eine ‚Fertigstellung‘, eine Abrundung der Biographie möglich erschien. „Das Dach raufkriegen“ (006) wäre somit der Abschluß des Lebenswerks.

Mit der Metapher des Hausbaus ist offensichtlich so etwas wie eine Laufbahn- oder Aufstiegsorientierung angesprochen. Darin liegt schon eine erste, wenn auch noch oberflächliche Übereinstimmung mit der Antwort Herrn Burgers. Was impliziert aber die Rede vom ‚Fertigstellen‘ im Hinblick auf die Biographie?

Die anschließende Bemerkung „es wird produziert, aber es wird nicht fertig..“ (003-004) läßt sich so interpretieren, daß unter den Bedingungen in der früheren DDR den Menschen durchaus Möglichkeiten geboten waren, etwas für ihre Laufbahn zu tun. Man konnte „produzieren“, d.h. sich Grundlagen schaffen für das eigene ‚Weiterkommen‘. Diese Möglichkeiten waren aber aus der Sicht Herrn Deders mit einem grundlegenden Mangel behaftet. Man konnte zwar weiterkommen, aber überall, wo man hin kommen konnte, würde man feststellen, daß etwas fehlt, unfertig geblieben wäre. Der Westen verhieß dagegen in den Augen von Herrn Deder die Chance, seine Ziele zu erreichen und damit seine Laufbahn abschließen zu können.

Der Befragte konkretisiert die Analogie zwischen Lebenslauf und Hausbau in einer späteren Äußerung:

- 001 Man hat gebaut. Das fängt ja mit dem Studium an,
- 002 nicht zuletzt, man erhofft sich ja da auch weiter-
- 003 zukommen auf der Stufenleiter, und in dem und dem
- 004 Sinne sehe ich das schon eher in diese Richtung
- 005 tendieren, was mich persönlich jetzt betrifft.

(Interview: Herr Deder)

Der Befragte geht hier explizit auf seine berufliche Ausbildung in der DDR ein, die er als Grundstein für eine Karriere anzusehen scheint. Er nimmt insofern in Anspruch, daß er seine Berufsqualifikation in der Bundesrepublik besser zur Anwendung bringen könnte.

Allerdings ist er vorsichtig bei der Bewertung seiner Aufstiegschancen im Westen. Er sieht „das schon eher in diese Richtung tendieren“ (004-005), was ja nicht heißt, daß er auf eindeutige Erfolge beim Klettern auf der Stufenleiter verweisen könnte. Daraus ergeben sich nun noch einige weitere Sinnparallelen zum Beispiel Herrn Burgers. Auch Herr Deder orientiert sich an einer selbstgesetzten Erwartungsfolie, die er als Maßstab seines Handelns voraussetzt. Dies kommt auch in der impliziten Ablehnung der ihm vorgelegten Metapher ‚ewiger Kreislauf‘ zum Ausdruck, zu der er bemerkt:

- 001 *Das sind solche Aussagen, die werden häufig ge-*
- 002 *braucht, aber treffen sicherlich nicht so sehr den*
- 003 *Nagel auf den Kopf. Es liegt natürlich auch daran,*
- 004 *was der Einzelne immer versucht, aus seinem Leben zu*
- 005 *machen.*

(Interview: Herr Deder).

Der Ablauf des Lebens wird somit nicht durch eine äußere Regelmäßigkeit gesteuert angesehen, sondern der Geschicklichkeit des Einzelnen zugerechnet, mit dem Gegebenen umzugehen, ‚etwas daraus zu machen‘ (004-005). Erst auf der Grundlage dieser Unterstellung kann man sich ernsthaft Ziele setzen und sich selbst zurechnen, etwas erreicht zu haben. Für beide ist die Orientierung an diesen selbstgesetzten Zielen, die Vorstellung, ein Vorhaben auch zu einem Abschluß bringen zu wollen, handlungsleitend. Für Herrn Burger ist es das ‚Nicht-mehr-angewiesen-sein‘ auf andere im beruflichen Handlungsfeld, bei Herrn Deder die Möglichkeit, seine Karrierechancen voll ausschöpfen zu können.

Maßstab für ihr eigenes Leben ist für beide die persönliche Handlungsautonomie. Sie halten konsequent an biographischen Entwürfen fest, die so zur normativen Folie für die Bewertung ihres Lebens werden. Ihre Handlungen und biographischen Entscheidungen müssen den gesetzten Entwürfen standhalten.

Diese Parallelen in der Deutung des eigenen Lebens finden einen Anhaltspunkt in den äußeren biographischen Daten der Befragten, und in einem gemeinsamen Muster biographischer Entwicklung, das man gewissermaßen als vergleichsweise ‚traditionelle‘ Vorstufe zum Typus „defensive Autonomie“ — als „Projekt-Typus“ — bezeichnen könnte.² Bei beiden Befragten handelt es sich um Migranten aus dem deutschsprachigen Raum, die die Situation in ihren Heimatländern aus verschiedenen Gründen als beengend und ihren Vorhaben gegenüber hinderlich erlebten. Im neuen biographische Umfeld sind sie nun mit dem Problem der unzureichenden Anschlußfähigkeit ihrer formalen Berufsqualifikation konfrontiert. Arbeiten sie doch in der Bundesrepublik nicht in ihrem ursprünglich erlernten Beruf, sondern werden in niedriger qualifizierten Tätigkeiten eingesetzt. Über den Umweg der Zeitarbeit versuchen sie nun, Positionen zu erlangen, die — zunächst — ihren alten vergleichbar sind und diese in weiterer Perspektive übersteigen. Beide setzen dabei auf ihre Kompetenzen, strategisch-intentional ihre Pläne zu verfolgen, um schließlich doch noch ans Ziel zu gelangen, ihr „Werk“ zu vollenden. Diesen Formen des symbolischen Bezugs auf das eigene Leben vergleichbar sind zwei weitere Fälle, auf die wir im folgenden eingehen wollen.

2 Vgl. dazu Kap. III.

Ohne sich auf die Bildvorgaben zu beziehen, vergleicht Frau Bogner ihr Leben spontan mit einem Puzzle:

- 001 Ich empfinde es 'n bißchen als .. teilweise als
 002 Chaos, was ich eh, mit viel Mühe, so 'n Art Puzzle,
 003 was ich mit viel Mühe so 'n bißchen zusammengebaut
 004 habe, /ja/ wo ich auch 'n bißchen stolz drauf bin,
 005 daß ich das geschafft habe. Und daß ich einfach nich'
 006 eh, dahinleben möchte, sondern schon eh, bewußter le-
 007 ben möchte. Und daß ich das geschafft habe, da bin
 008 ich eigentlich — ohne Hilfe meiner Eltern oder son-
 009 stiger Leute — da bin ich schon sehr stolz drauf.
 010 /hm/ Und da möcht ich auch weiterhin drauf aufbauen.

(Interview: Frau Bogner)

Eine Parallele zu den vorher behandelten Fällen liegt zunächst darin, daß auch Frau Bogner sich an eigenen Zielen, an einem Lebensentwurf orientieren will: sie will „bewußter leben“, nicht nur „dahinleben“ (006-007). Implizierte ein solches „Dahinleben“, daß das Leben über äußere Regeln — der Tradition, der Normalbiographie — gewissermaßen selbstverständlich gesteuert wird, ohne daß es dazu subjektiver Anstrengung oder Reflexionsprozesse bedarf, gehört zu einem „bewußteren“ Leben auch der Umgang mit Unsicherheiten („Chaos“; 002). Gleichzeitig macht die Befragte mit dem Bild des Puzzles aber auch Konsistenzanforderungen geltend. Man kann die einzelnen Teile des Lebens nicht einfach willkürlich irgendwie zusammenlegen, sondern muß auf die richtigen Anschlüsse beim ‚Zusammenbauen‘ achten. Ähnlich wie Herr Deder und Herr Burger betont auch diese Befragte, daß es sich beim bisherigen ‚Zusammenbau‘ um eine subjektive Leistung gehandelt habe, sie alles „ohne Hilfe meiner Eltern oder sonstiger Leute“ (008-009), aus eigener Kraft geschafft habe.

Auch ihr „Werk“ ist wie das der anderen bisher unabgeschlossen. Wo dies jedoch bei Deder und Burger prinzipiell als abschließbar gedacht werden kann — irgendwann ist gewissermaßen das Dach gedeckt — betont sie eher den Gesichtspunkt des weiteren Aufbaus. Das „Puzzle“ — so könnte man folgern — ist nicht durch eine definitive Bildvorlage begrenzt, sondern prinzipiell erweiterbar.

Das Bild „Puzzle“ liegt der Deutung des eigenen Lebens als „Bau eines Hauses“ nahe. Im Unterschied zum Bau eines Hauses erfolgt das Zusammenlegen eines Puzzles aber nicht in der gleichen Transparenz: es paßt eben nicht ein Stein an den anderen. Den Puzzleteilchen sieht man im Unterschied zu den Bausteinen, die universell einsetzbar sind, ihre spezifische Verwendbarkeit nicht von Anfang an an. Das macht das anfängliche Chaos aus. Man hat zwar Teile, weiß aber noch nicht, wie diese zusammengehören. Der Zusammenbau eines konsistenten Lebens, so drückt die hier verwendete und interpretierte Metapher aus, erweist sich als mühevoller, subjektive Leistung, die sich nicht ohne weiteres an vorgegebenen Bauplänen orientieren kann.

Dabei ist vorausgesetzt, daß es viel Unterschiedliches im Leben gibt, das auf den ersten Blick nicht zusammenpaßt. Man hat zwar in Umrissen den Entwurf vor Augen, aber gleichzeitig die so unterschiedlich und unzusammenhängend erscheinenden Teilchen im Blick. Es können immer wieder Korrekturen notwendig werden, scheinbar „Passendes“ kann sich dadurch, daß die Anschlußmöglichkeiten fehlen, letztlich als inkonsistent erweisen. Das Puzzle ist — wie auch das Haus — noch nicht fertig. Im Unterschied zum Haus jedoch, das planvoll errichtet werden kann, fehlt beim Puzzle

der vorweggenommene Einblick in den Zusammenhang von Teil und Ganzem. Jedes Teilstück hat eine individuelle Kontur, so daß man immer neue Anschlüsse finden muß.

Im Unterschied zur Interpretation des Lebens als Hausbau bei Deder und Burger kommt im Bild des Puzzles noch die Undeutlichkeit des Weges, der Gesamtperspektive zum Ausdruck. Es könnte somit sein, daß ganze Partien des Puzzles falsch gelegt wurden und deshalb immer wieder Rekombinationen vorgenommen werden müssen. Diese Implikation kommt in einem anderen Fall — bei Herrn Dinser — auch in bezug auf die Metapher des Hausbaus zum Tragen:

001 Bau eines Hauses. Soll sich das beziehen direkt

002 darauf, ob man ein Haus bauen will, oder?

(Nee, das war so eher die Vorstellung, also wenn man jetzt mal, es gibt ja so Vorstellungen vom Leben als ein ewiger Kreislauf, das war jetzt sozusagen: das Leben als Bau eines Hauses. Ich meine das..)

003 Wüßt' ich nich'

(Es geht einfach darum, sozusagen ein, ein Bild dafür, wie man sozusagen das eigene Leben mal mmh, mmh charakterisieren würde.)

004 Wenn man das vergleichen will

(Is' da Stein auf Stein gesetzt worden, oder...)

005 Wenn man das, wenn man das damit vergleichen will,

006 mit dem, was man vorhat, die Vorstellung, mit dem,

007 was man bisher gemacht hat, und das eben dann äh

008 jetzt mal als Bausteinchen nimmt, könnte man, ja

009 irgendwann würde wahrscheinlich ein Haus entstehen.

010 Bildlich wahrscheinlich schon. Wobei sicherlich auch

011 zwischendurch sicherlich auch wieder en kleiner Abriß

012 kommt. Das bestimmt.

(Interview: Herr Dinser)

Herr Dinser bezieht sich an dieser Stelle auf ein Bild aus der von uns vorgelegten Liste. Er fragt nach, ob er das Bild konkret oder sinngemäß auffassen soll (001-002). In einer etwas umwegigen Erläuterung gibt der Interviewer zu verstehen, daß das Bild ‚Bau eines Hauses‘ als metaphorische Charakterisierung des eigenen Lebens aufgefaßt werden sollte. Bei einer solchen Metapher gerät zunächst das Leben als Ganzes in den Blick, ohne daß einzelne Entsprechungsmomente zwischen Bild und Leben expliziert sind. Letzteres wäre eher die Erwartung, die mit einer analogischen Beschreibung einhergehen würde. Eine Analogie sucht somit eher nach identischen Vergleichspunkten, wogegen eine Metapher die vage Angemessenheit einer Gesamt-Gestalt zum Ausdruck bringt.³ Das Aufgreifen der Metapher ‚Bau eines Hauses‘ wird nun vom Befragten in eine analogische Explikation überführt. Das oder die Bausteinchen werden mit dem gleichgesetzt, was man im Leben erreicht hat, das Haus mit der Vorstellung von dem, „was man vorhat“ (006).

3 Wir treffen diese Unterscheidung zwischen Analogie und Metapher, ohne dabei auf den literaturwissenschaftlichen Diskurs einzugehen, der um diese Begriffe geführt wird.

Damit ist im Verlauf des Interviews auch in etwa das geschehen, was wir intendierten. Die gewählte Metapher sollte von den Befragten in eine analogische Erläuterung überführt werden.

Herr Dinser geht an dieser Stelle sogar noch darüber hinaus. Er bricht die vorgelegte Metapher nochmals anhand der tentativ erfolgten Analogisierung. Beim Umsetzen der Metapher in die Analogie bemerkt er, daß das Zusammenfügen von Bausteinchen zu einem Haus ein kontingenter Prozeß ist, der eben nur der Möglichkeit nach gilt. Er heißt dann nämlich: „irgendwann würde wahrscheinlich ein Haus entstehen...“ (009). Aber selbst dieses Mitdenken von Kontingenzen im Vergleich reicht noch nicht aus; Herr Dinser entwickelt hier selbsttätig eine ganz neue Metapher, die als solche dann auch stehen bleibt, als: ‚Bau eines Hauses mit kleinen Abrissen zwischendurch‘.

Was bedeutet diese spontan entwickelte, neue Metapher in bezug auf die Art, wie der Befragte den Verlauf seines Lebens deutet? Zum einen bezieht er Unregelmäßigkeiten, Rückschläge und Neuanfänge in seinem bisherigen Leben mit in die Charakterisierung ein. Der Unterschied zu den Fällen Burger und Deder besteht aber darin, daß diese aus solchen Rückschlägen nicht den Schluß zogen, den grundlegenden Entwurf zu verändern. Das ursprüngliche Projekt — also das einmal entworfene Bild vom Haus — kann bestehen bleiben. Bei Herrn Dinser erfährt es jedoch ‚kleine Abrisse zwischendurch‘. Das ist nun auch für die Art entscheidend, wie die Linie des bisherigen Lebens in die Zukunft hinein verlängert werden kann. Bei Burger und Deder ist hier eine Kontinuitätsunterstellung maßgebend. In den nächsten Jahren sollen die ursprünglichen Ziele weiterverfolgt werden. Bei Herrn Dinser und bei Frau Bogner ist jedoch impliziert, daß es auch zu erheblichen Veränderungen an den Projekten kommen kann. Beide nehmen in ihrer gegenwärtigen Situation noch Unordnung bzw. Chaos wahr. Für sie ist zwar eine gewisse Aufwärtsorientierung charakteristisch, was sie in die Nähe der anderen beiden Fälle bringt, deren Inhalt ist jedoch nicht eindeutig bestimmt. Bei Herrn Dinser kann man wohl sogar sagen, daß diese Uneindeutigkeit bewußt erhalten wird. Dies deutet sich bereits in seiner ersten spontanen Reaktion auf unsere Bitte zur Versinnbildlichung seines Lebens an, in der er sich auf die Wandlungen seines Selbstbildes bezieht:

001 Ich lebe nich' besser oder schlechter oder riesengroß
 002 anders als jeder Normalbürger äh auch. Gut ich hab
 003 Zeiten gehabt in B-Stadt, da war ich also großartig
 004 in einer Hausbesetzerszene mit bei, das macht zwar
 005 auch nicht jeder, inner Alternativszene mit bei ge-
 006 wesen, aber macht auch nicht jeder, aber ob man da
 007 sagen kann, das is irgendwie großartig unterschied-
 008 lich von dem eines Normalbürgers. Na gut, einstel-
 009 lungsmäßig mag ich vielleicht anders denken und
 010 eventuell in kleineren Sachen, bestimmte Sachen oder
 011 Kleinigkeiten schon anders leben, aber sonst glaub
 012 ich sind die Illusionen, die man damals in früheren
 013 Zeiten gehabt hat, man macht das alles anders als der
 014 stinknormale Spießer, der stinknormale Bürger, glaub
 015 ich, das hat sich irgendwo abgeflecht, irgendwo erge-
 016 ben. Das hat sich jedenfalls nicht so äh herauskri-
 017 stallisiert wie ich's damals gedacht hätte.

(Interview: Herr Dinser)

Herr Dinser betont hier nicht nur die Geringfügigkeit der Unterschiede zwischen ‚Normalbürgern‘ und ‚Alternativszene‘, sondern gleichzeitig einen eigenen Erfahrungsprozeß. Darin unterscheidet er sich in einer Nuance auch von Frau Bogner, für die der Gegensatz von „dahinleben“ und „bewußter leben“ noch immer eine wesentliche Differenzlinie darstellt. Wie aus dem gesamten Interview erkennbar wird, beansprucht sie damit auch einen Vorsprung gegenüber ihrer Herkunftsfamilie, von der sie sich im gesamten Habitus abzusetzen bemüht.⁴ Auch Herr Dinser rekurriert zunächst auf eine solche Differenz. Die Lebenserfahrung, so nimmt er jedoch für sich in Anspruch, habe ihn diesbezüglich skeptischer gemacht. Er bezieht sich im Interviewtext zwar immer noch auf solche Unterscheidungen, aber eigentlich mehr, um ihren Sinn zu ‚dekonstruieren‘. Das, was er früher zum „großartigen“ Unterschied stilisiert habe, beschränke sich in Wahrheit doch auf „Kleinigkeiten“.

Es griffe wohl zu kurz, diese Äußerung schlicht als Eingeständnis eines Anpassungsprozesses zu interpretieren. Sie lässt sich vielmehr als Kommentar zur Metapher vom Hausbau „mit kleinen Abrissen“ lesen. Das Leben hat sich für Herrn Dinser eben nicht als sukzessive Realisation von Entwürfen — etwa als Verwirklichung alternativer Lebensvorstellungen erwiesen. Um das Bild vom Hausbau zu verwenden: Es reichte nicht, einfach Stein auf Stein zu setzen, um das zu verwirklichen, was man sich vorgestellt hatte. Gerade die Stilisierung, sich „großartig“ vom „stinknormalen Spießer zu unterscheiden“, erwies sich als zu starr, um für den „Bau“ des Lebens wirklich handlungsleitend sein zu können. Insofern ist es bereits zu notwendigen „Abrissen zwischendurch“ gekommen. Persönliche Präferenzen werden hier nicht einfach zugunsten einer Orientierung an vorgegebenen Maßstäben verabschiedet, aber es wird doch ihre Stilisierung und damit allzu starre Fixierung aufgegeben zugunsten eines flexibleren lebenssprachischen Umgangs damit.

Diese Interpretation bestätigt sich auch im folgenden Zitat, in dem der Befragte auf die Metapher „Fahrt ins Ungewisse“ eingeht:

- 001 Wenn ich der Meinung bin, ja wenn man davon ausgehen
- 002 könnte, äh, es läuft alles nach Plan, zumindestens
- 003 rein äußerlich, hängt alles nur noch von mir ab,
- 004 würd' ich sagen, isses keine Fahrt ins Ungewisse. Ne,
- 005 weil ich kann meine eigenen äh Dinge, die ich machen
- 006 will, meine Vorstellungen mehr oder weniger nur ver-
- 007 wirklichen in Verbindung mit meinem Drumherum.

(Interview: Herr Dinser)

Herr Dinser benutzt hier die Form der hypothetischen Argumentation. Er illustriert daran, daß die aufgestellte Möglichkeit, es könne alles nach Plan laufen, scheitern muß. Der Umwelt, in der solches Planen stattfindet, wird hier eine Widerständigkeit zugestanden, die nicht ohne weiteres ausgebendet werden kann, sondern auf die die eigenen Vorstellungen sich beziehen müssen. Daran lässt sich noch einmal die Vorstellung vom ‚Hausbau mit kleinen Abrissen‘ vertiefen. Zwar geht es noch immer darum, eigene Intentionen zu verwirklichen — auch für Herrn Dinser geht es hierbei, wie im übrigen auch bei Frau Bogner und Herrn Burger, um berufliche Selbständigkeit — aber die

4 Der Anspruch, „bewußter“ zu leben, wird hier — im Bourdieuschen Sinne — zum Distinktionsmotiv, das den sozialen Aufstieg begleitet. Vgl. Bourdieu, P. (1982; zuerst 1979): Die feinen Unterschiede, Frankfurt/M.

sensiblere Wahrnehmung des Störpotentials von Umwelteinflüssen scheint hier der Grund für eine defensivere Propagierung der eigenen Ziele zu sein.

Sich-entwerfende Individualität hält nicht mehr wie Brechts Herr K. am eigenen Entwurf fest, sondern ist bereit, diesen (und nicht den Menschen) zu korrigieren, zu diversifizieren. In dieser Orientierung an subjektiven Zielsetzungen, die Störpotentiale berücksichtigt und Umorientierungen einkalkuliert, liegt auch das Gemeinsame zwischen Herrn Dinser und Frau Bogner. Teile des bereits gelösten Puzzles mögen sich als falsch gelegt erweisen, während des Hausbaus kann es zwischendurch zu kleinen Abrissen kommen. Während es in der Erläuterung der Lebensbilder bei Herrn Burger und Herrn Deder primär darum geht, trotz verschiedener Irritationen an den selbstgesetzten Zielen festzuhalten und ihnen gerecht zu werden, werden bei Bogner und Dinser Lebensvorstellungen erkennbar, die Irritationen integrieren können, d.h. selbst tendenziell modulierbar bleiben.

Den hier analysierten Ausführungen zu den Lebensbildern — Hausbau und Puzzle — liegt eine gemeinsame Sinnfigur zugrunde, die man „Leben als Werk“ nennen kann. Dabei geht es vorrangig um die Realisation von Plänen, um die Verwirklichung von Zielen, die aber nicht einfach durch Tradition oder Normalitätsunterstellungen vorgegeben sind, sondern eine stark subjektive Note haben. Nicht schlicht um Aufgabenerfüllung geht es, sondern um die Verwirklichung selbstgesetzter Ziele. Wie stark dabei soziale Normen ins Spiel kommen, ist bei den genannten vier Fällen unterschiedlich ausgeprägt. Am prägnantesten wird dies an der Gegenüberstellung von Herrn Burger und Frau Bogner. Wo Herr Burger seine persönlichen Zielsetzungen noch der Kontrolle durch soziale Altersnormen unterstellt, ist für Frau Bogner Subjektivität und Selbststeuerung — und darin auch die Verpflichtung zur Veränderungsbereitschaft — bereits zur neuen Norm geworden. In bezug auf die von uns rekonstruierten Typen biographischer Entwicklung artikuliert sich an dieser Differenz letztlich der Unterschied zwischen dem eher ‚traditional‘ orientierten Projekttypus und dem Typus „defensive Autonomie“. Im Hinblick auf die Diskussion um die Institution des Lebenslaufs wird hier der Übergang erkennbar zwischen dem Festhalten an der Institution des Lebenslaufs (bei Herrn Burger und Herrn Deder), der aufbrechenden Skepsis gegenüber derartigen biographischen Leitlinien bei Herrn Dinser, die in ein Bild vom Leben mündet, das Kontingenzen einkalkuliert und schließlich der Institutionalisierung des Zwangs zur Selbstverwirklichung,⁵ wie er am deutlichsten bei Frau Bogner erkennbar wird. Dabei findet das zunehmende Abrücken von normalbiographischen Vorgaben bei den Vertretern des Defensive-Autonomie-Typus sicherlich auch einen Anhaltspunkt in einer Hintergrundskonstellation, in der die normativen Implikationen des Bildungsbooms und eine sich verschärfende Situation auf dem Arbeitsmarkt ab ca. Mitte der 70er Jahre auf widersprüchliche Weise ineinandergreifen. Indem die Expansion im Bildungsbereich auch Kindern aus unteren sozialen Schichten den sozialen Aufstieg greifbar nahe zu rücken schien, verallgemeinerte sich damit gleichzeitig der Anspruch auf die Selbst-Steuerung des Lebensweges, und dies zu einer Zeit, in der die Situation auf dem Arbeitsmarkt die individualisierten Anspruchshaltungen bereits mit beträchtlichen Hindernissen konfrontierte. In gewisser Weise greifen die Variationen in der „Werk-Semantik“ diese sozio-ökonomische ‚Großwetterlage‘ und die ihr eigenen Widersprüchlichkeiten auf.

5 Vgl. dazu Kohli, M. (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Brose/Hildenbrand (Hrsg.), a.a.O., S. 33-53.

2. Balance (Balanceakt oder Gleichgewicht)

Unter dem Stichwort ‚Balance‘ wollen wir die Antworten von zwei anderen Probanden, Herrn Nau und Herrn Krizan, miteinander vergleichen. Wir beginnen mit Herrn Nau:

- 001 *Also, Berg- und Talbahn, würd' ich auch sagen. Ja.*
- 002 *Also, heute mehr, seitdem ich verheiratet bin,*
- 003 *eigentlich gleichbleibende Tendenz.*

(Interview: Herr Nau)

Herr Nau unterscheidet hier eine frühere Phase seines Lebens mit seiner gegenwärtigen Situation anhand der Differenz wechselhaft/gleichbleibend. Dabei kommt seiner Heirat eine zentrale Rolle zu: Sie kann als Ursache der „gleichbleibenden Tendenz“ angesehen werden, die den gegenwärtigen Zustand charakterisiert. Im Fortgang des Interviews wird der Unterschied zwischen ‚früher‘ und ‚heute‘ noch weiter aufgefächert. So wird die Differenz positiv/negativ klar auf heute/früher bezogen, indem die jetzige Phase durch die Assoziationskette ‚gleichbleibend — sich-ausgeglichen-fühlend — schöner‘ charakterisiert wird. Dieser Version nach könnte man nun annehmen, daß Herr Nau für sich in Anspruch nehmen würde, zur Ruhe gekommen zu sein. Seine weiteren Erläuterungen machen aber deutlich, daß es sich dabei eher um eine relative Beruhigung, wenn nicht um ein Stillstellen von Unruhe und damit um einen fragilen, potentiell bedrohten Zustand handelt. Diese Bedrohungen oder Infragestellungen der relativen Beruhigung werden während des Interviews an verschiedenen Stellen thematisch. So etwa an der folgenden Stelle: Nachdem der Interviewer Herrn Naus Antwort auf die Formel „Hochplateau“ bringt, stimmt dieser dem zwar zu, allerdings mit einer Einschränkung:

- 001 *Ja, Hochplateau is dat jetzt. Is' ganz nett (lacht).*
- (Ja)
- 002 *Weil, ich bin... Wer ist mit seinem Leben schon zu-*
- 003 *frieden oder so. Et gibt Sachen, dat sin Träume, ne.*
- 004 *Aber das wird wohl jeder haben.*

(Interview: Herr Nau)

Die vordergründige Zustimmung in den ersten Äußerungen des Befragten (001) kippt schnell in eine Unzufriedenheit um. Diese wird aber mit dem Verweis auf die Realität sofort wieder abgewehrt. Bestimmte „Träume“ (003), so deutet sich hier an, unterminieren Herrn Naus Ausgeglichenheit. Diese Träume werden in zwei verschiedenen Richtungen illustriert. Zum einen sieht Nau in der modernen Konsumgesellschaft Verführungen und Provokationen, die die Individuen (gerade auch ihn) aus der Kontrolle bringen:

- 001 *Sie brauchen nur in die Stadt gehen, dann sehen Sie*
- 002 *da bah, dat ist so billig und Sie haben so viel Mög-*
- 003 *lichkeiten, und da wird Kredit angeboten und da wird*
- 004 *Rabatt gegeben, und da und dies und jenes und dann*
- 005 *haste vielleicht noch 'n Job, und man geht beide ar-*
- 006 *beiten, und verdient auch kein schlechtes Geld, und*

- 007 ruckzuck, hopp, hopp, irgendwo hängste dann da drin.
 008 Und dann haste überhaupt keine Chance, da vernünftig
 009 und sauber wieder rauszukommen. Oder erst über viele,
 010 viele Jahre.

(Interview: Herr Nau)

Die eine Seite der Gefährdung besteht somit in der Verführung durch vielfältige Konsum-Möglichkeiten. Angesichts derer erwägt Herr Nau — und darin besteht die zweite Kategorie von „Träumen“ — gelegentlich sogar den Rückzug in eine Aussteiger-Existenz, durch die er sich vor den Provokationen des Konsumsystems schützen könnte. Da jedoch seine Frau diese „Träume“ nicht mitträumt, ist ihm auch diese Perspektive abgeschnitten. In doppelter Hinsicht stellt seine Frau für Herrn Nau den ruhenden Pol dar: Sie hält ihn davon ab, auszusteigen oder den „Provokationen des Systems“ zu erliegen. Erkennbar wird hier, daß Herrn Naus Ruhe eher eine Art ‚Still-Gestellt-Sein‘ repräsentiert, das auf einem Arrangement mit seiner Frau beruht. Diese fungiert dabei als eine Art Ersatz für sein Realitäts-Ich, indem sie „Träume“ von der Realität unterscheidet. Insofern bleibt Herrn Naus „gleichbleibende Tendenz“ basal gefährdet, da für ihn Träume immer Provokationen oder Verführungen darstellen, denen er erliegen kann. Was sich zunächst als Abfolge von ‚früher‘ und ‚heute‘ präsentierte, wird damit auch als gegenwärtiger Zwiespalt deutlich, in dem er mühsam die Balance hält: der Zwiespalt zwischen der im Ehearrangement gefundenen Beruhigung und den nach wie vor diese Ruhe bedrohenden virulenten „Träumen“.

Auch in Herrn Krizans Antwort auf die Lebens-Bilder-Frage wird die Figur der Balance-Findung erkennbar. Er unterteilt sein Leben ebenfalls in zwei Abschnitte, oder — wie er selbst sagt — in „zwei Geschichten“. Dabei konstruiert er fast eine dialektische Figur, insofern die erste Phase seines Lebens in der zweiten gewissermaßen aufgehoben ist. Er muß seine Vergangenheit weder verleugnen noch bekämpfen, auch wenn er heute eine „andere Geschichte“ lebt. Diese steht zwar im Kontrast, aber nicht in Opposition zur ersten, d.h. die erste enthält schon Elemente, die in die zweite mit aufgenommen werden. Herr Krizan rechnet sich zu, in seinem Leben weder Angst noch Glücklosigkeit gekannt zu haben. Aber im Unterschied zu seiner ersten Geschichte ist sein jetziges Leben zusätzlich durch die Dauerhaftigkeit des Glücks ausgezeichnet.

- 001 ... wo ich allein war, Leben war für mich anders. Wo
 002 ich das Kind habe, ist wieder was anders geworden,
 003 sind zwei Geschichten. Und ist war das, bis das Kind
 004 nicht geboren war, Leben war irgendwie... ich hab'
 005 wohl heute bis morgen gelebt, und da war ich zu-
 006 frieden und manchmal war ich glücklich, manchmal war
 007 ich unglücklich, es kommt drauf an, in welcher Be-
 008 ziehung, aber mehr war ich glücklich als unglücklich.
 009 Ich meine, in der Beziehung, und dann später, ich war
 010 glücklich, wenn ich nach Hause kam, und seh' die
 011 Kleine, Papa, das war für mich ... eh, da hab' ich
 012 so, man freut sich, wenn jemand, du kommst nach Hause
 013 und jemand liebt Sie und jemand...

(Interview: Herr Krizan)

Erkennbar wird hier, daß die Balance, die Herr Krizan in seinem Leben gefunden hat, nicht wie bei Herrn Nau auf stillgestellter Unruhe basiert, auch nicht auf einem mehr

oder weniger bewußten Verzicht auf Träume. Die Träume klingen gleichsam aus oder ab, weil sich durch die späte Vaterschaft⁶ ein anderer Traum — fast ohne eigenes „Dazu-Tun“ — erfüllt. Insofern kann Herr Krizan die vergangene Lebens-Phase zwar — ähnlich wie Herr Nau — als wechselhaft wahrnehmen. Sie wird aber gegenüber der erreichten glücklichen Balance nicht völlig abgewertet, sondern stellt sich im Rückblick überwiegend positiv dar. An anderer Stelle wird deutlich, daß Krizan sie als natürlich-notwendigen Teil des Lebens interpretiert. Insofern stellt diese frühere Phase ein in die Gesamt-Gestalt integriertes Moment seines Lebens dar.

In diese Interpretation des eigenen Lebens fügt sich nun auch der Bezug auf die vorgelegten Metaphern ein:

- 001 *Ah. Ich würde mich ganz anders ausdrücke', also ich..*
- 002 *es ist mir irgendwie .., also das gefällt mir alles*
- 003 *nicht .. eh, ich bin mit meinem Leben zufrieden,*
- 004 *würde ich sagen, ich bin froh, daß ich geboren bin,*
- 005 *und eh ... was heißt Kampf, das hängt von jedem ab.*
- 006 *Jeder von uns ist für sein Leben praktisch, kann man*
- 007 *nicht sagen verantwortlich, aber jeder ist sein — da*
- 008 *gibts ein' Ausdruck, wenn man sein Leben, eh.. mei-*
- 009 *stern kann.*

(Ja, jeder ist seines Glückes Schmied, meinen Sie?)

- 010 *Ja, so ungefähr.*

(Interview: Herr Krizan)

Es läßt sich anhand des Zitates nicht genau bestimmen, aus welchen Gründen Herr Krizan mit den vorgeschlagenen Begriffen unzufrieden ist. Er scheint beim Zuhören stärker negativ zu wertende Bilder wahrgenommen zu haben und verweist deshalb nochmals darauf, daß er mit seinem Leben zufrieden sei und insgesamt eine lebensbejahende Haltung einnehme. Aus dieser heraus hat er Schwierigkeiten mit dem Bild des Kampfes, mit dem sich für ihn offensichtlich dieselben selbstzerstörerischen Konnotationen verbinden, die auf andere Befragte faszinierend wirken können (siehe unten). Herr Krizan weist demgegenüber darauf hin, daß die Wahrnehmung vom Leben als Kampf oder Nicht-Kampf von den Menschen selbst abhänge, letztlich von der Haltung, die man dem Leben entgegenbringe. Er gebraucht hier die Wendung, daß es gewissermaßen darauf ankomme, sein Leben zu meistern und verwendet dies als Äquivalent dafür, für sein Leben verantwortlich zu sein. Der Interviewer zieht an dieser Stelle die beiden Umschreibungen zu „jeder ist seines Glückes Schmied“ zusammen.

Diese Wendung entspricht Herrn Krizans Intentionen aber nur „ungefähr“, geht es ihm doch nicht darum, daß jeder für seinen Erfolg im Leben verantwortlich ist, sondern dafür, ob er im Leben Ausgeglichenheit findet oder nicht. Das Leben meistern, hieße dann im Falle Krizans, einen Zustand zu finden, der Glück dauerhaft repräsentiert. Die hier unter den Stichwort „Balance“ versammelten Fälle erweisen sich nicht in gleichem Maße kompatibel wie die Beispiele der ersten beiden Antworttypen. Wohl nicht zufällig sind sie auch zwei verschiedenen Mustern biographischer Entwicklung zugeordnet, dem Produktivitäts-Typus (Krizan) und dem Differenz-Typus (Nau). Neben zahlreichen Unterschieden (im Alter, der nationalen Herkunft etc.) findet sich jedoch

6 Das vorgestellte Zitat wird von uns hier im VII. Kapitel nochmals genauer hinsichtlich des darin implizierten Familienmodells ausgedeutet. Siehe S. 275ff.

in den Biographien der Befragten auch eine interessante Entsprechung. Beide Männer wachsen in homogenen sozialmoralischen Milieus auf. Dies zeigt sich auch daran, daß für beide trotz der mittlerweile bestehenden deutlichen räumlichen Trennung vom Herkunfts米尔ieu die Kontakte zur Herkunfts Familie, insbesondere zu den Geschwistern (Brüdern) eine bedeutende Rolle spielen. Beide Befragte stammen aus industriellen Metropolen und wachsen in sozialmoralischen Milieus der Industriearbeiterschaft auf. Sie verlassen dieses Milieu im Alter von Mitte 20, wobei schon vorher Formen der Distanzierung erkennbar werden. In ihrem heutigen Umfeld sind beide aus relativ kontingen ten Gründen gewissermaßen „hängengeblieben“. Herr Krizan kam nach Deutschland, um sich ein Auto zu verdienen, Herr Nau nach ‚Bad Ellen‘, um dort während einer Kur seine Herz-Rhythmus-Störungen zu kurieren. Beide bleiben letztlich deshalb, weil sie über entstehende Partnerschaften in ihre neuen sozialen Umfelder integriert werden. Vordergründig bleibt diese Integration bei Herrn Krizan unvollständig, hegt er doch noch gewisse Rückkehroptionen, die auch entsprechend vorbereitet werden. Allerdings zeigt sich darin eine gewisse Unentschiedenheit, die Rückkehr wird immer wieder aufgeschoben.

Auch bei Herrn Nau gibt es noch immer Affinitäten zum ‚Ruhrgebiet‘. Er trifft sich gerne ab und zu dort mit seinem Bruder, um wieder mal ‚einen drauf zu machen‘ und betont auch an verschiedenen Stellen die ‚alte Solidarität‘, die in diesem Milieu geherrscht habe. In beiden Fällen ist es die Bindung an die Partnerin oder die Gründung einer eigenen Familie, die eine tatsächliche Rückkehr verhindert oder immer wieder verzögert.

Im Unterschied etwa zu den oben skizzierten Fällen Bogner und Dinser, in deren Lebensbildern gewisse Distinktionsmotive erkennbar werden, finden sich bei Herrn Nau und Herrn Krizan Relikte einer Identifikation mit den ‚Wert-Symboliken‘ ihrer ‚Heimat‘. Illustrativ ist in dieser Hinsicht ein Hinweis Herrn Krizans. Er baut zwar in Jugoslawien ein Haus, will dort aber nicht zuviel „investieren“, weil er sich sonst „totschaffen“ müßte. Ihm fehlt gewissermaßen die Motivation zu Investitionen, die die ‚Ruhe‘, die gesuchte und partiell gefundene Balance stören könnten. Die Aufstiegsorientierung, die die Vorstellung des Lebens als „Werk“ begleitet, fehlt im Lebensbild der ‚Balance‘, sei es, weil sie das mühsam errungene Gleichgewicht stören könnte, oder weil die gefundene Balance als solche die Orientierung an künftigen Zielen in den Hintergrund treten läßt.

3. Leben als Kampf

Die Metapher „Leben als Kampf“ entspricht der Wahrnehmung des Lebens als einer ständigen Wiederholung von Situationen, in denen das eigene Handeln völlig vom jeweiligen Schauplatz, gewissermaßen dem Kampfplatz, bestimmt wird. Der Ablauf des Lebens wird somit als ständige Reproduktion von occasionalen Handlungssituationen begriffen, deren Rhythmisik sich die Individuen zu unterwerfen haben. Die Vorstellungen der Befragten, die sich auf das Symbol „Kampf“ beziehen, münden in eine spezifischen Form der Dramatisierung. Einerseits erscheint die ‚ewige Wiederkehr‘ dieser Handlungssituation unausweichlich — möglicherweise ist sie es faktisch auch in Anbetracht der typenspezifischen Selbstblockierungen der Fälle — auf der anderen Seite wird die Tatsache, daß sie dieses Handlungsmodell akzeptieren, von ihnen heroisiert. Man kämpft nicht nur, weil es unausweichlich ist, sondern weil die Pflege eines

Lebens-Ethos — im Sinne: „ich bin keiner, der davonläuft“ — dazu verpflichtet. Damit gelingt ihnen zusätzlich eine Selbst-Stilisierung.

Wir möchten nun einige Zitate der dieser Gestalt zugeordneten Fälle im Detail nachgehen. Wir beziehen uns dabei auf zwei Fälle, die beide dem Typus „Devianz“ zugeordnet wurden: Herrn Schön und Herrn Kern.

- 001 *Also, ich würde sagen... Bei meinem Lebenswandel oder*
- 002 *nach meinem Stil, wie ich die ganzen letzten Jahre*
- 003 *rumgeflogen bin, würde ich sagen, Fahrt ins Ungewis-*
- 004 *se, Labyrinth, ständiger Kampf.*

(Interview: Herr Schön)

Hier handelt es sich zunächst gewissermaßen um ein verbales ‚Ankreuzen‘ der entscheidenden Bilder, wobei festgehalten werden kann, daß Herr Schön sich offensichtlich auf einen größeren Abschnitt seines Lebens, auf die „ganzen letzten Jahre“, bezieht und für diese Phase die genannten Bilder in Anspruch nimmt. In der weiteren Explikation der Bildauswahl tritt dann allerdings die Sinnfigur „Kampf“ deutlich in den Vordergrund:

- 001 *Weil das ist ein Kampfspiel, das Leben is immer, man*
- 002 *muß, so seh ich das, immer versuchen, die Situation,*
- 003 *egal, wie schwer sie ist, auch zu meistern, und sich*
- 004 *nicht einfach davor drücken, verstehen Sie? Es gibt*
- 005 *ja viele, die drücken sich davor, die sagen, Arsch-*
- 006 *lecken, ich dreh' die Sache andersrum, ich verschwin-*
- 007 *de. Und ich bin keiner, der... Ein Kampf, den ich zu*
- 008 *bekämpfen habe, den zieh' ich durch, verstehen Se,*
- 009 *egal wie es ist, und wenn ich dafür, und wenn ich da-*
- 010 *bei draufgeh.*

(Interview: Herr Schön)

In den Ausführungen Herrn Schöns sind Verallgemeinerungen und Selbst-Stilisierung eng verquickt. In der im Zitat zunehmend klarer zum Vorschein kommenden Selbst-Stilisierung als klassischer ‚Macho-Kämpfer-Typ‘ bleibt immer ein Generalisierungs-moment erhalten. Liegt darin doch zugleich eine implizite Ablehnung der Möglichkeit des ‚Sich-Verdrückens‘, eine Abwertung derjenigen, die die Sache ‚andersdrehen‘, die — so könnte man verlängern — nicht den Mut haben, einen Kampf durchzufechten ohne Rücksicht auf Verluste. Insofern steckt in der Stilisierung auch die persönliche ‚Ethik‘, einen Kampf „zu bekämpfen“ zu haben. Dieses ‚ethische‘ Prinzip dient gleichzeitig der Stilisierung, insofern diejenigen, die kämpfen, gegenüber denjenigen, die sich drücken, aufgewertet werden. Herr Schön kann seine Lebens-Gestalt damit sogar als moralisch überlegen ausweisen.

Herr Schön zeichnet hier das Bild vom Leben als einer ständig gleichbleibenden Handlungskonstellation, der des Kampfes. In einem Kampf wird etwas oder jemand bekämpft, man kann oder darf dem nicht aus dem Weg gehen. Insofern er soziale Situationen jedoch immer nach Maßgabe dieses Rasters wahrnimmt, wird auch plausibel, warum Schön zusätzlich die Bilder ‚Fahrt ins Ungewisse‘ und ‚Labyrinth‘ wählt:

- 001 *Weil das hat natürlich viele Haken und Stop, hier*
- 002 *kannste net weiter, du mußt dir wieder einen neuen*

003 Weg suchen. Und das ist, ich glaub', daß das eher zu
 004 mir paßt, der ständige Kampf und dieses, diese Fahrt
 005 ins Ungewisse. Wenn Sie jetzt gehen, weiß ich ja nit,
 006 ob nit fünf Minuten später die Schmiere vor der Haus-
 007 tür steht und führt mich ab.

(Interview: Herr Schön)

,Labyrinth' und ,Fahrt ins Ungewisse' sind gewissermaßen die Folgen des ,ständigen Kampfes'. Wenn man so kämpft wie Schön, d.h. eben auch auf nichtlegale Art, muß man immer mit Folgen rechnen. Man eckt an, wird gekündigt, fällt unangenehm auf oder kommt gar ins Gefängnis — und nimmt dies wahr als Haken, als Stop-Zeichen, als Wege, die plötzlich abgekappt werden. Trotzdem führt diese Erfahrung nicht zur Resignation oder zur Reflexion der wiederkehrenden Blockierungen.

Dies hat wohl nicht zuletzt darin einen Grund, daß in dieser Semantik auch eine Faszination zum Ausdruck kommt, die das Momenta in den Vordergrund rückt. Niklas Luhmann hat in bezug auf Sexualität auf genau diesen Gesichtspunkt verwiesen: „Vergangenheit und Zukunft spielen hier keine Rolle, nur die Aktualität zählt; und sie vermittelt in einer Weise Realität, die unerreichbar wäre, wenn man zugleich auf Vergangenheit und Zukunft (...) Rücksicht nehmen müßte.“⁷ Diese Faszination kommt bei Schön in einem weiteren Zitat ganz deutlich zum Ausdruck:

001 Ich leb' ständig voll auf dem Sprung. Immer auf dem
 002 Sprung. Diese Großstadt L-Stadt ist wie ein Dschun-
 003 gel. Und nur die Starken überleben, und nur der, der
 004 rechtzeitig oder schnell genug ist, zu greifen, zu
 005 springen, zu machen, zu kämpfen, das sind die, die
 006 überleben.

(Interview: Herr Schön)

„Immer auf dem Sprung“ (001-002) — es ist gleichsam die Ästhetik eines Raubtieres, mit der Schön hier kokettiert, gewissermaßen sich in den Pelz einer solchen Katze begebend. Aber es heißt auch „ständig voll auf dem Sprung“ (001) — also zu jeder Zeit richtet Herr Schön seine ‚volle‘ Aufmerksamkeit darauf, seine Aktivität, seine Kräfte und Energien ‚voll‘ zu verausgaben. Es geht somit nicht um ein bißchen Kampf, um ein bißchen ‚Action‘, sondern um die jederzeitige Verfügung über seine vollen Energien. Jeder Gegenwartspunkt wird somit interpretiert als Gelegenheit, die eigenen (Trieb-)Energien voll auszuschöpfen, sie in Handlung zu übersetzen und darin die eigene Subjektivität in der Körperfunktion zu erleben. Von daher wird auch der Begriff „Kampfspiel“ noch plausibler. Es handelt sich um die Bewegung und Rhythmisierung von Körpern in einem Wettkampfspiel, jede Situation zählt, insofern kann der Gegenwart als Zeitebene die Gesamtverantwortung übergeben werden. Vergangene Lasten, zukünftige Folgewirkungen brauchen nicht präsentiert zu werden, da in der Gegenwart alles entschieden werden kann. Das heißt, den richtigen Moment abzupassen, schnell und für den Moment flexibel zu sein, und sich den Moment gleichsam anzueignen: „Ich will greifen, schnappen, machen, tun, ne“.

In ähnlicher Weise kommt die Faszination für den ständigen Kampf auch bei Herrn Kern zum Ausdruck:

⁷ Luhmann, N. (1987): Wahrnehmung und Kommunikation sexueller Interessen, Ms., Bielefeld, S. 11.

- 001 Ich glaub, das trifft am besten, de ständische Kampf.
 002 Aber net im negativem Sinn, sondern des, des, en
 003 ständiges, ja en ständiges Selbstbestätigen isses
 004 Leben eigentlich für mich so. Ich steck' mir en Ziel,
 005 das net zu weit is'. En kleines Ziel. Und wenn ich
 006 des erreicht hab, dann bin ich zufrieden mit mir.
 007 Wenn ich zufrieden mit mir bin, dann is' auch mein
 008 Chef mit mir zufrieden, und dann is' auch meine
 009 Freundin mit mir zufrieden, und dann sind meine El-
 010 tern mit mir zufrieden un.. Des is' eben der ständige
 011 Kampf, das das kleine Ziel zu erreichen. Ich glaub,
 012 das trifft am besten, der ständische Kampf.. Überle-
 013 benskampf.

(Interview: Herr Kern)

Auch Herr Kern nimmt hier klar eine gegenwartsorientierte Perspektive ein. Es handelt sich um die Zeitspanne, in der das „kleine Ziel“ erreicht werden kann. Für ihn ist der Kampf somit die Auseinandersetzung mit den Widrigkeiten beim Erreichen des kleinen Ziels. Vom Gelingen des Kampfes, sozusagen von den kleinen Siegen, hängt der Grad seiner Zufriedenheit ab, und dies hat gewissermaßen einen Ketteneffekt. Seine Zufriedenheit stimmt seine Umgebung zufrieden. Umgekehrt bedeutet das aber auch, daß seine Unzufriedenheit auf seine soziale Umwelt negativ zurückwirkt. Man kann also annehmen, daß Herr Kern die Wut, die Verärgerung und seine Frustration über die kleinen Niederlagen im Leben an seiner unmittelbaren Umwelt ausläßt. Insofern scheint auch ihm das Motiv des Ausagierens der eigenen emotionalen Energien unvermeidlich, er kann sich offensichtlich nicht von einer impulsiven Form des Handelns lösen. So wirken seine Stimmungen jeweils unmittelbar in positiver und in negativer Weise auf die Personen in seiner Umwelt zurück. Das verweist darauf, daß auch Herr Kern sich wie Herr Schön unmittelbar in seiner Aktivität erleben möchte. Er erlebt die Kämpfe als Gelegenheit, Selbstbestätigung innerhalb der Handlungssituation zu erfahren, und daran ist sein emotionales Selbstwertgefühl unmittelbar gebunden.

Im Unterschied zu Herrn Schön wird hier aber zweierlei deutlich: Zum einen gewinnt für Herrn Kern der Kampf nicht ausschließlich aus sich selbst Evidenz, sondern auch aus der Selbstbestätigung, die gleichzeitig auch soziale Anerkennung ‚nach gewonnenem Kampf‘ zur Folge hat. Insofern ist für ihn, wie er an anderer Stelle sagt, der ständige Kampf vor allem auch ein Kampf mit sich selbst.

Zum anderen impliziert dies ein etwas anderes Verständnis von Zeit, insbesondere von Gegenwart. Gegenwart besteht gleichsam aus der Zeitspanne, für die Herr Kern sich ein Ziel setzt. Erkennbar wird hier im Unterschied zu Schön gewissermaßen ein ‚Pattern of a minimal deferred gratification‘.

Der zur Bewältigung dieser Herausforderung nötige Kampf ist aber — und darin liegt die Übereinstimmung mit Schön — nichts Negatives. Auch für Kern übt die Dynamik und Rhythmisierung des Kampfes eine Faszination aus.

Im Bild des Kampfes kommt bei den genannten Fällen die Strukturierung und Verkettung von Ereignissen des Lebens nach Maßgabe von Impulsen und körperlichen Rhythmen zum Ausdruck. Damit wird die Handlungsweise des Devianztypus treffend bezeichnet, allerdings gewissermaßen ‚bereinigt‘ von Negativ-Folgen und Belastungen, die dieses Handlungsmodell nach sich zieht. Insofern dient das Bild des ständigen Kampfes auch zur Glorifizierung des eigenen Lebensstils.

Zusammenfassend lassen sich für die skizzierte Gestalt folgende Elemente nennen: Die Befragten, die den Ablauf ihres Lebens in diesem Bild am treffendsten symbolisiert sehen, sehen sich jederzeit zur Selbst-Behauptung im Sinne eines Kampfes herausgefordert. Sie betrachten ihr Leben gewissermaßen als Folge solcher Kampfsituationen auf wechselnden Schauplätzen. Die Form der kämpferischen Selbst-Behauptung wird dabei moralisch aufgewertet und als Handlungsstil auratisiert und dient somit auch der Überhöhung der alltäglichen Lebensweise der Personen. Im Fall von Herrn Kern treten auch einige konformistische Züge hinzu, insbesondere das Moment des ‚Kampfes‘ um soziale Anerkennung. Für ihn reicht die Stilisierung des eigenen Lebens als Kampf nicht aus, um den Lebensentwurf sich selbst gegenüber zu plausibilisieren. Zur Selbstbestätigung gehört hier auch die Anerkennung durch andere.

4. Aufs falsche Gleis geschoben: Leben als Schicksal

Eine andere Figur für den Verlauf des Lebens wird im Bild der irreversibel eingestellten Fahrt auf einem falschen Gleis erkennbar. Dies wählt Herr Althueser als Vergleich für sein Leben. Seine biographische Entwicklung eröffne ihm immer weniger Auswege, setze immer engere Grenzen. Es ist insofern ein Weg, auf dem es kein Zurück mehr gibt, auf dem die Weichen schon in eine Richtung gestellt sind, und der Zug weiterfährt. Dabei bleibt die verpaßte Chance der Abzweigung als irreversibler Verlust ständig präsent.

Herr Althueser beginnt in seiner Antwort damit, daß er auf die Unzufriedenheit mit seiner jetzigen beruflichen Situation verweist. Entscheidend ist dabei, daß er sich als junger Mensch (er ist mittlerweile 43) mehr Möglichkeiten für seinen weiteren Lebensweg ausgerechnet hat. Diese seien jedoch dadurch, daß ihn seine Eltern in der Berufsentscheidung bevormundet hätten, verbaut worden. Wörtlich drückt er dies so aus:

001 „und ich bin da, wenn Se so wollen, ich bin da
 002 reingeschoben worden uff des, wie sie gesacht haben,
 003 uff des Gleis,⁸ ich, uff des, naja bin halt uff's
 004 linke Gleis, und uff's rechte wollt' ich wahrschein-
 005 lich, und so isses halt gewese“.

(Interview: Herr Althueser)

Die frühere Weichenstellung setzt eine nicht mehr umkehrbare Fahrt in Gang. Es wird jedoch deutlich, daß es nicht allein um die sachliche Ebene der damaligen Entscheidung ging, sondern vor allem darum, wie Herr Althueser die Dynamik des einmal in Gang gekommenen biographischen Verlaufs wahrnimmt. Der Befragte deutet hier vorsichtig eine im Unterschied zum Gleis, auf das er „geschoben“ wurde, „wahrscheinlich“ anders gelagerte eigene Präferenz an, die aber nicht realisiert worden sei. Der Kommentar „so isses halt gewese“ (005) drückt noch einmal abschließend die Resignation über die unüberbrückbare Diskrepanz von äußerem Zwang (geschoben werden) und eigener Intention aus. In der Zeitform des ‚Gewesen-Seins‘ kommt dann auch das zentrale Moment des Unumkehrbaren zum Ausdruck.

8 Der Interviewer brachte im Verlauf des Gesprächs die Schilderungen des Herrn Althueser auf die Formel, man habe ihn auf das falsche Gleis gesetzt. Herr Althueser knüpft hier positiv daran an, erweitert diese Metaphorik jedoch.

Daß es aus der ‚verfahrenen Situation‘ keinen wirklichen Ausweg mehr gibt, wird im folgenden Abschnitt deutlich:

- 001 *Ich mein', wissen Se, den ganzen Tach im Büro, lieber*
- 002 *'mal rausgehen un' 'mal, des, ich mein', ich fühl'*
- 003 *mich manchmal direkt, im Büro fühl' ich mich einge-*
- 004 *engt, ne, do (..) do muß ich irgendwie, ich muß*
- 005 *e'mal raus irgendwie (..), ich weiß ned, ich muß*
- 006 *e'mal e' Fenster uffmache', es klingt jetzt viel-*
- 007 *leicht blöd jetzt, aber aber ich brauch' mal frisch'*
- 008 *Luft, ned nur de ganze, des, die sture Materie do.*

(Hm.)

- 009 *Ich saach' Ihnen, manchmal kotzt mich des an.*

(Interview: Herr Althueser)

Das ‚Eingeengt-Sein‘, das Herr Althueser hier anhand des Büroalltags beschreibt, symbolisiert gleichzeitig sein ganzes Leben. Das Leben wird hier als unabwendbares Schicksal erfahren, das, ist es erst einmal in Gang gesetzt, nicht mehr aufzuhalten ist. Die falsche Berufs-, Wahl‘ wird zum Symbol für erfahrene Enge. An anderer Stelle verweist Althueser wörtlich darauf, ‚aus sich selbst‘ heraus zu wollen.

Die schicksalhafte Fahrt auf dem falschen Gleis läßt nur ‚kleine Fluchten‘ zu: ab und zu das Fenster zu öffnen, um „frische Luft“ aufzutanken. An anderer Stelle erzählt Herr Althueser von seinem Drang, stundenlange Spaziergänge in der „freien Natur“ zu machen. Das Durchschreiten der natürlichen Welt dient hier als Kontrast zur festgelegten Fahrt auf dem falschen Gleis, indem die Freiheit der Bewegung gewissermaßen in der natürlichen Verzweigtheit der Pfade symbolisiert ist.

Dieses Bild legt die schicksalhafte Unausweichlichkeit der Lebensereignisse nahe. Bilder, in denen eher Entwicklungs- oder Laufbahnmöglichkeiten angedeutet sind, wie etwa „Bau eines Hauses“, lehnt Herr Althueser als Metaphern für sein Leben folglich auch ab. Solche Möglichkeiten bleiben im Rückblick auf die Zeit vor der falschen Weichenstellung begrenzt und sind damit definitiv verpaßt. Nach dieser Vorstellung bleibt dem Individuum gewissermaßen nichts anderes übrig,⁹ als das Leben in seinen Festlegungen hinzunehmen. Hier zeigt sich auch eine gewisse Nähe zu vormodernen semantischen Formen, die die Gegebenheiten des Lebens als Schicksalsschläge interpretieren. Es bleibt dann bei der Feststellung: „so isses halt gewese“.

Vergleichbare Sichtweisen wie die Herrn Althuesers sind in unserem Sample nur selten vertreten. Es ist einer der wenigen Fälle, in dem das Leben in einer überwiegend negativen Weise bewertet und zudem als Determination beschrieben wird. Daran wird auch plausibel, daß die Fälle, die ihr Leben in einer derartigen Weise versinnbildlichen, hinsichtlich ihrer Muster biographischer Entwicklung überwiegend den Typen „selektive Reduktion“ und „Trajekt“ zuzuordnen sind. Betrachtet man noch einmal die Lebensgeschichte Herrn Althuesers, der von uns als Repräsentant des Musters „selektive Reduktion“ typisiert wurde, erfährt die Interpretation des Lebens als „Schicksal“ eine zusätzliche Plausibilisierung. Herr Althueser wurde 1947 in einem kleinen Ort am Rand eines bundesdeutschen Industriegebiets geboren. Seit seiner späten Jugendphase,

⁹ Herr Althueser verweist darauf ebenfalls unter dem Aspekt, daß er Frau und Kind zu versorgen habe und deshalb nicht anders könne als weiterzumachen wie bisher, auch wenn es ihm manchmal zuwider sei.

also etwa Mitte der sechziger Jahre, nimmt er die Modernisierung seiner ursprünglich ländlich geprägten Herkunftsgegend mit Mißtrauen wahr. Er erlebt den Zuzug der Städter, die als Pendler zwischen der zur Stadt werdenden, ehemals ländlichen Region und dem Industriezentrum sich nicht mehr in das alte Milieu integrieren lassen, als kulturelle Erosion des eher dörflichen Milieus. Er, der sich dem alten Milieu zurechnet, nimmt im Zuge dieser Veränderungen seinen eigenen Alterungsprozeß überpräsent wahr, verstärkt auch durch die Erfahrungen mit seiner eigenen Tochter, die von einer „modernen“ Jugendkultur, die sich mittlerweile auch in dieser Region durchgesetzt hat, beeinflußt ist. Diesen Prozeß der Milieuentfremdung erlebt er offensichtlich als ähnlich schicksalhaft wie die Determination der Berufswahl durch seine Eltern. Das Motiv des ‚Lebens als Schicksal‘ bestätigt sich somit für ihn auch bei der Betrachtung des Modernisierungsprozesses seines eigenen Herkunfts milieus.

5. Leben als endloser Prozeß

Wir wenden uns im folgenden einer Sinnfigur zu, in der das Leben als „endloser Prozeß“ symbolisiert wird. Diese Figur wurde im Zusammenhang mit der biographischen Zeitperspektive Herrn Göbels, unseres Referenzfalls für den Passionstyp, bereits einmal behandelt. Herr Göbel hatte aus der Liste der Metaphern das Bild „Besteigen eines Berges“ ausgewählt. Charakteristischerweise war es ihm dabei jedoch nicht um das Erstürmen des Gipfels als Sinnbild für das Erreichen eines Lebenswerkes gegangen, sondern gewissermaßen um einen endlosen Aufstieg, bei dem sich hinter jedem erreichten Gipfel immer neue verbergen. Ein Aufstieg, der ihm — im Rekurs auf religiöse Versatzstücke — sogar nach dem Tod fortsetzbar erscheint. Die Ziele, die es zu erreichen gilt, — im Fall Herrn Göbels geht es dabei um eine Erfindung — bleiben dabei von einer Realisierung so weit entfernt — und damit im gewissen Sinne abstrakte Möglichkeiten — daß der Prozeß als solcher, gewissermaßen die Bewegung in „reiner“ Form, im Vordergrund steht: Nicht das Ziel ist wichtig, sondern der Weg dorthin. Da der Fall Göbel bereits ausführlich behandelt wurde, beziehen wir uns im folgenden überwiegend auf die Äußerungen Herrn Jungs. Auch Herr Jung produziert auf die gestellte Frage hin spontan ein Bild:

- 001 Das Leben überhaupt, das ist ein Plätschern, das ist
- 002 wie — das ist jetzt eine Sache, die mir einfach in
- 003 den Kopf kommt — Fluß, so oder ein Bach, der sich so
- 004 schlängelt, wo eine Menge Hindernisse sind, wo ir-
- 005 gendein Korken zum Beispiel 'mal ein bißchen hängen-
- 006 bleibt, aber immer wieder sich um diese Dinge windet
- 007 und eigentlich nie untergeht. Also so seh' ich das.
- 008 Eigentlich ohne besondere Zukunftsperspektiven und
- 009 trotzdem viel Geist, doch immer wieder Neuerungen
- 010 sich zu schaffen.

(Interview: Herr Jung)

Es handelt sich bei diesem Zitat fast um das ganze Antwortmaterial zur Lebensbilder-Frage. Danach folgt lediglich noch eine Erläuterung zum Stichwort „Neuerungen“, in der Herr Jung auf sein Interesse hinweist, möglicherweise irgendwann einmal im Entwicklungsdienst zu arbeiten.

Zunächst fällt auf, daß Herr Jung seine Antwort auf das „Leben überhaupt“ bezieht, das er als „ein Plätschern“ bezeichnet.

Damit wird auf ein Geräusch verwiesen, das von einer wiederkehrenden, aber nicht unbedingt gleichförmigen Bewegung des Wassers hervorgerufen wird.

Dieses akustische „Bild“ wird gegenüber einem anderen naheliegenden Vergleich, der auf die Bewegung des Wassers Bezug nimmt (Leben als „Fluß“) durch die Ergänzung präzisiert, daß es sich um das Plätschern eines Baches handele, der sich schlängele, und dessen Verlauf durch viele zu umgehende oder zu überwindende Hindernisse gekennzeichnet sei. Gegen die Vorstellung eines geradlinigen, gleichmäßig fließenden, strömenden Flusses wird das Bild eines mäandrierenden Baches gezeichnet. Bereits in der (laut-)malerischen Bestimmung „plätschern“ wird ja implizit auf eine solche Beziehung zwischen der Bewegung des Wassers, den in der Bewegung zu überwindenden Hindernissen und dem dadurch hervorgerufenen Geräusch Bezug genommen. (Dieses entsteht durch das in nicht regelmäßigen Abständen sich wiederholende Auf-, „platschen“ des Wassers auf die im Bachbett liegenden Hindernisse und gegen die Unebenheiten und Windungen des Bachbettes selbst.) Wie konsistent sich akustische und bildliche Vorstellung der Bewegung decken, wird deutlich, wenn man demgegenüber an die „Stille“ eines Gewässers oder das monotone „Rauschen“ eines Wasserfalles denkt. Dieses Bild von der beruhigten und beruhigenden Unruhe des plätschernden Baches — dem Leben überhaupt — wird nun durch ein weiteres Element — den Korken — ergänzt. Es scheint sinnvoll anzunehmen, daß Herr Jung hier einen Bezug auf das einzelne Lebensschicksal, wohl sein eigenes, herstellen möchte. Die Bewegung des Korkens dupliziert und visualisiert die Bewegung des Baches um die Hindernisse herum.

Der Korken mag zwar hin und her gewirbelt werden, aber „eigentlich“ geht er nie unter, er mag auch mal hängen bleiben, aber irgendwie geht es immer weiter. Dies legt nahe, daß nach Herrn Jungs Vorstellung sich sein persönliches Leben der „natürlichen“ Bewegung des „Lebens überhaupt“ anverwandelt, er im Leben mitschwimmt, ohne unterzugehen. Die Bewegungen von Bach und Korken können zwar auch zeitweise divergieren — der Korken kann zwischenzeitlich Irritationen, Stockungen ausgesetzt sein —, aber im Prinzip beschreibt das Bild eine naturhaft verstandene maßvolle Bewegung und beruhigende Unruhe. Das Mäandrieren des Bachs in der Landschaft dient gewissermaßen als Vorbild der sich windenden, schlängelnden, aber immer weiter sich bewegenden Lebensführung. Das ständige Plätschern symbolisiert die Endlosigkeit eines Prozesses, dessen jeweilige Ausrichtung in seiner Fortsetzung verändert und doch weitergetrieben werden kann. Es ist nicht die stillgestellte Balance, wie wir sie bei Herrn Nau festgestellt hatten und auch nicht die harmonische Ausgeglichenheit des Herrn Krizan. Herr Jung betont gleichzeitig die Ruhe und die Bewegtheit seiner biographischen Entwicklung. Es hat ihn — so wird hier suggeriert — bisher nichts aus der Bahn geworfen, und dies wird auch künftig nicht geschehen. Momente von Kontingenz und Unsicherheit überdauernd und überwindend, kann die Form der Bewegung — das ruhige Plätschern — beibehalten werden. Diese Sicherheit des Abschlusses — trotz aller Turbulenzen geht es „immer irgendwie weiter“ — macht auch verständlich, wieso Herr Jung eine „besondere Zukunftsperspektive“, also bestimmte Vorstellungen von der Zukunft nicht für nötig hält. Aber gegen die Vorstellung eines rein passiven „Sich-treiben-lassens“ insistiert er auf der Möglichkeit der Veränderung: „Trotzdem viel Geist, doch immer Neuerungen sich zu schaffen“. „Geist“ wird hier als Möglichkeit eingeführt, die elementaren Begrenzungen (Wasser/Erde) — der Möglichkeit nach — immer wieder zu überwinden. Damit verweist Herr Jung auf abstrakte

Möglichkeitspotentiale, die man immer ergreifen könne, sofern man „über viel Geist“ für Neuerungen verfüge. Die Realisierung dieser Möglichkeiten wird aber durch den Prozeß nicht vorbereitet, sie bleiben als „zukünftige Zukunft“ von der Gegenwart im Grunde immer gleich weit entfernt. Die Erfüllung wird zwar — virtuell — immer möglich, bleibt aber möglicherweise auch stets uneingelöst.

Die Parallelen zum Fall Göbel, und damit auch der Zusammenhang zum biographischen Muster der „Passion“, sind an dieser Stelle unübersehbar: Die virtuell unendliche Fortsetzung des biographischen Entwicklungsprozesses kann den Take-Off einer Entwicklung auf einen vagen Punkt in der Zukunft vertagen.

Es liegt nahe, die gemeinsame Kontur, die bei den Fällen Göbel und Jung bei der Beantwortung der Lebensbilderfrage erkennbar wird, auf das Muster „Passion“ und die damit verbundenen Spezifika des sozialmoralischen Milieus zurückzubeziehen. Wir haben dies oben mit den Stichworten „Isolation, Retardierung, Selbstentdeckung“ skizziert. Die beiden Befragten sind Mitte der 40er Jahre geboren und wuchsen in der Nachkriegszeit in einer sehr ländlich geprägten, vor-modernen Region, und darüber hinaus in weitgehender Isolation auf. Beide begeben sich, vermittelt über berufliche Weiterbildung, Ende der 60er Jahre, Anfang der 70er Jahre aus ihrem Herkunfts米尔ie in die ‚große Welt‘. Den darüber vermittelten sozialen Aufstieg können sie jedoch in ihrer weiteren Berufslaufbahn nicht stabilisieren. Eine wichtige Rolle scheinen dabei auch Schwierigkeiten bei der Integration in eine moderne Form betrieblicher Kooperation und insbesondere bei der Übernahme von Führungsaufgaben gespielt zu haben. So gelingt es den Befragten zwar, gewissermaßen durch „Selbstentdeckung“ die Grenzen des Milieus zu überschreiten, es mißlingt aber das Einstudieren auf die Positionssequenzen einer betrieblichen (im Fall Jung) oder wissenschaftlichen (im Fall Göbel) Karriere, und es mißlingen generell dauerhafte Anschlüsse an moderne Formen der Betriebskultur. Die isolierte, ‚marginale‘ Position im Herkunfts米尔ie reproduziert sich also auch im beruflichen Werdegang. Die „Selbstentdeckung“ bleibt mit der beruflichen und sozialen Umwelt merkwürdig unvermittelt: sie wird in diese nicht integriert, bleibt damit aber auch von deren Erfolgskriterien auffällig unberührt. Der biographische Prozeß, der in anderen Fällen auf ein virtuelles Ziel zusteuert, von dem her er seine Bewertung erfährt, löst sich hier von solchen Erwartungshaltungen weitgehend ab. Diese Struktur wird im Lebensbild des „endlosen Prozesses“ in plastischer Weise symbolisiert.

6. Leben als subjektive Entfaltung

In diesem Unterabschnitt möchten wir nun drei Fallbeispiele ausführlicher darstellen, für deren Lebensbilder Entwicklungsvorstellungen maßgeblich sind, die von den Konzepten einer Laufbahn oder Statusbiographie jedoch weitgehend abgekoppelt sind, und demgegenüber gewissermaßen die Entfaltung einer „inneren Linie“ zum Ausdruck bringen. Es handelt sich in allen drei Fällen um Frauen, die Bildungsschleifen durchlaufen haben (oder sich noch darin befinden), welche jedoch nicht in eine entsprechende berufliche Tätigkeit einmündeten. Auch was den äußeren Verlauf der Biographie angeht, ist hier also kein linearer Aufstieg kennzeichnend, sondern vielmehr erhebliche Inkonsistenzen zwischen Bildungsniveau und beruflicher Tätigkeit.

Wir beginnen die Interpretation mit einem Zitat aus dem Interview mit Frau Schneider-Westfal:

001 — — — Bild. ... Ja Gott, das is' halt nich' gradlinig
 002 verlaufen. /hm/ Ich find', ja, bei allem Negativen
 003 hat es auch seine Vorteile. /hm/ Ja, es is' eben halt
 004 nich'.. nur.. gradlinig, also was weiß ich..

E01 Kommt halt auf den Standpunkt drauf an.¹⁰

005 Das sind, das sind auch Erfahrungen, das hat auch
 006 irgendwo den Horizont erweitert, das hat auch ir-
 007 gendwo, ja, mehr Menschlichkeit gebracht, letztend-
 008 lich auch.. 'ne Empfindsamkeit auch, 'ne Hellhörig-
 009 keit, was ich also.. von daher..

(Interview: Frau Schneider-Westfal)

Im ersten Satz weist die Befragte darauf hin, daß das Leben „halt nich' gradlinig verlaufen“ (001-002) sei und daher vielleicht auch nicht ohne weiteres in ein Bild zu zwingen ist. Man könnte sagen: Es gab wenigstens die eine und die andere Richtung. Allerdings wird hier implizit eine normative Folie erkennbar, der zufolge ihr Leben negativ zu bewerten wäre.

In dieser kurzen Passage scheint durch, daß sowohl der Befragten als auch ihrem Ehemann klar ist, daß es durchaus auch andere Kriterien als die ihren gibt, die sich an die eigene Biographie anlegen ließen, und von denen her diese ‚negativ‘ zu bewerten wäre. Ein solches Kriterium ist das der ‚Geradlinigkeit‘, also einer stringenten linearen Weiterentwicklung, worin wohl eine der wesentlichen normativen Implikationen institutionalisierter Lebensläufe zu sehen ist. Nun wird aber auch erkennbar, daß das Ehepaar sich diesen Maßstab nicht (mehr) zu eigen macht, der „Standpunkt“, der eingenommen wird, ist ein anderer geworden. Die Art der Entwicklung, die hier propagiert wird, vollzieht sich nicht primär über die Bearbeitung der Außenwelt, sondern vorrangig autoplastisch, über die Differenzierung des eigenen Sensoriums: mehr zu sehen (Horizonterweiterung), mehr zu hören (Hellhörigkeit), mehr zu spüren (Empfindsamkeit), kurz: menschlicher wahrzunehmen. Auch hierin wird — wie in institutionalisierten Lebensläufen — eine Teleologie erkennbar. Orientiert sie sich dort an einer Abfolge äußerer Stationen, die dann auch zur Grundlage eines als erfolgreich bewerteten Lebens wird, so verlagert sich diese Teleologie hier gewissermaßen in das Subjekt, im Sinne einer Erweiterung menschlicher Potentiale. Es geht hier nicht um äußerlich messbaren Fortschritt oder Aufstieg, sondern um innere Entfaltung. Wird für andere die Normalbiographie zum Maß des „runden Lebens“, so ist für Frau Schneider-Westfal, wie sie an anderer Stelle sagt, das einzig gültige Kriterium, ob sie „innerlich rund“ ist. Aus dieser Perspektive können auch äußere Mißerfolge, das „Negative“, als „Erfahrungen“ gewissermaßen auf einer anderen Rechnung gelesen werden. Indem sie den Erfahrungsschatz und damit den Horizont erweitern, tragen auch sie zur „inneren Entfaltung“ bei.

Diese Interpretation wird durch die Ausführungen der Befragten zu den vorgelegten Bildern gestützt. Insbesondere an einer Stelle, wo die Interviewerin nachfragt, ob Frau Schneider-Westfal sich ein Bild von der Zukunft mache, bestätigt sich die beschriebene semantische Struktur. Die Befragte unterscheidet hier zwischen Plänen und Wünschen. Pläne setzen genaue Zielvorstellungen voraus, die in entsprechende Handlungen zu übersetzen und hinsichtlich ihrer Realisation auch überprüfbar wären. Die Befragte

10 E bezeichnet hier die Äußerungen des Ehemanns der Befragten. Die Querstriche (— — —) markieren eine längere Pause am Anfang.

hingegen weist darauf hin, „Wünsche“ zu haben, etwa den, genügend Geld zu haben, um keiner Lohnarbeit mehr nachgehen zu müssen, und sich ausschließlich ihren Interessen widmen zu können. Solche „Wünsche“ sind nun im Unterschied zu „Plänen“ von vornherein weniger auf Realisierbarkeit ausgerichtet und betonen eher eine „innere“ Einstellung.

Zusammenfassend lässt sich sagen, daß diese Lebenslaufsemantik die Biographie aus einer streng subjektiven Perspektive deutet. Subjektive Beurteilungskriterien, die sich aus inneren Erfahrungen und der darin verdichteten Sensibilität speisen, werden grundlegend. So ist am biographischen Verlauf relevant, daß man Erfahrungen macht, dadurch seinen Wahrnehmungshorizont erweitert und insofern sein Sensorium schärft, noch mehr und noch tiefere Erfahrungen zu machen. Diese Art der Subjektivität entledigt sich tendenziell intersubjektiv-eindeutiger Kriterien zur Bestimmung ihrer selbst. Die kriterienlose Selbstreferenz bleibt nur an die Innenperspektive des Subjekts rückgebunden. Dies ermöglicht die Umdeutung ‚objektiver‘ Daten: das „Negative“ kann als Erweiterung des Erfahrungsschatzes positiv interpretiert werden.

In der hier vorliegenden Form dieser semantischen Repräsentation, bleiben sich die Subjekte bewußt, den gängigen Kriterien eines erfolgreichen Lebens nicht entsprechen zu können. Dieser stets mitgedachte Eindruck wird letztendlich durch eine voluntaristische Operation abgewehrt. Insofern läßt sich kommunizieren, daß es auch andere Formen der Semantik geben kann, an die sich — je nach Standpunkt — die Individuen anschließen können oder nicht. Auch in der Beobachtung von Maßstäben in der Umwelt bleibt die Orientierungsweise gleich: Das letzte Kriterium liegt in der Betrachtungsweise des Subjektes. Es gibt keine Regeln, auf die Bezug genommen werden müßte außer der, daß letztlich das Subjekt über die Bewertung seines Lebens selbst bestimmt. Diese Momente lassen sich auch anhand der Fälle Küster und Späth verdeutlichen. Frau Küster bezieht sich in ihrer Antwort auf die Lebensbilderfrage spontan auf ein Beispiel aus der modernen Malerei: unsere Frage:

001 *Also da denke ich an das Bild 'Haupt- und Nebenwege'*
002 *von Paul Klee, kennen Sie das?*

(Nee.)

003 *Und ich selbst bin wohl nie auf dem Hauptweg gegangen,*
004 *sondern auf den Nebenwegen, aber das kann ich*
005 *nich' mal negativ sehen. Ich meine, das is' auch*
006 *egal, ob man auf dem Hauptweg geht oder auf den Ne-*
007 *benwegen /hm/ (lacht).*

(Interview: Frau Küster)

Wie im Fall von Frau Schneider-Westfal werden auch hier Bilder und Begriffe gewählt, die das Muster einer unterstellbaren Normalbiographie von einem davon abweichenden unterscheiden. Auch hier wird der vermeintliche Standpunkt der Normalität antizipiert und zumindest hypothetisch bezogen, aber auch gleichzeitig abgewehrt. In einer überraschenden Wendung wird dann die eingeführte Differenz, die zur Illustration des Lebens gewählt wurde, wieder eingebettet: Es sei egal, ob man den Haupt- oder den Nebenweg gehe.

In der weiteren Ausführung wird diese Unterscheidung dann allerdings doch wieder relevant. Immerhin hat sich die Befragte doch eine recht lange Phase ihres Lebens am „Hauptweg“ orientiert. Dieser wird allerdings von ihr heute als starke Beschränkung

interpretiert, als eine Beschneidung ihrer ‚Wandermöglichkeiten‘, weicht man doch vom Hauptweg nie ab.

- 001 Aber Hauptweg eben, daß ich beim Lehrerberuf ge-
- 002 blieben wäre.
- 003 ... Aber ich bedaure das nich', /ja/ bedaure das
- 004 nich', daß ich nich' diesen Hauptweg verfolgt hab'.
- 005 /hm/ Ich sagte ja eben, meiner Meinung nach kann man
- 006 auch die Nebenwege gehen, die sind unter Umständen
- 007 schöner und interessanter.

(Interview: Frau Küster)

Die Geradlinigkeit — „Der Hauptweg ist markiert wie, wie einfach so 'n schnurgerader Plattenweg“ — wird an anderen Stellen im Interview ebenso wie hier als langweilig und abwechslungslos charakterisiert. Das Gehen von Nebenwegen offeriert demgegenüber anscheinend mehr und interessantere Möglichkeiten. Inwieweit Frau Küster behaupten würde, daß die Nebenwege ihr tatsächlich mehr Entfaltungsmöglichkeiten geboten haben, bleibt unklar, bzw. wird von ihr offengelassen. Bei der weiteren Durchsicht der Liste wählt sie allerdings keinen der Begriffe (wie z.B. Jahrmarkt), die eine solche Lesart stützen würden. Stattdessen greift sie an späterer Stelle das Bild „Bau eines Hauses“ auf:

- 001 'Bau eines Hauses' würde ich sagen. Diese.. anderen..
- 002 Sinnbilder sind teilweise so negativ gefärbt. Ich
- 003 kann mich damit nich' identifizieren. 'Besteigen
- 004 eines Berges' is' an sich auch nich' negativ gefärbt,
- 005 aber da steckt so'n Gutteil Anstrengung drin und ah,
- 006 das Gefühl, mich fürchterlich anstrengen zu müssen,
- 007 hab' ich derzeit jedenfalls nicht.

(Interview: Frau Küster)

Frau Küster bestimmt hier ihr Leben über die Abwehr negativer Gefühlsfärbungen. Negatives, wie sich „fürchterlich anstrengen zu müssen“ (006), will sie nicht empfinden. Dies ist deshalb bemerkenswert, weil der tatsächliche Lebensweg von Frau Küster durch eine Reihe von Rückschlägen — fehlgeschlagenen Anstrengungen — gekennzeichnet ist. Dagegen setzt sie — an anderer Stelle in expliziter Aufnahme einer „new age“-Terminologie — die Beschwörung „positiven Denkens“. Auf die Nachfrage, wie Sie denn nun auf den Hausbau komme, antwortet sie:

- 001 Daß ich mit dem, was ich mache, daß da eins aufs an-
- 002 dere aufbaut, auch wenn ich nich' immer sehe, wieso
- 003 und weshalb. /hm/ Theologiestudium, dann Schreibma-
- 004 schinenkurse und die verschiedensten Firmen kennен-
- 005 lernen, wenn man des so sieht, hat das wenig Zusam-
- 006 menhang. Vielleicht isses ja auch nur die Hoffnung,
- 007 isses nur meine Hoffnung, daß es doch 'n Zusammenhang
- 008 hat.

(Interview: Frau Küster)

An dieser Stelle wird nun die angestrebte Umdeutung eines tatsächlich eher erratischen Lebenslaufs unübersehbar. Insofern lässt sich die anfängliche Bemerkung: „ich selbst bin wohl nie auf dem Hauptweg gegangen“ auch als Eingeständnis lesen: Normalitätserwartungen bin ich wohl nicht gerecht geworden. Die Befragte muß sich eingestehen, daß sie nicht immer sieht, wie ihre Handlungen aufeinanderaufbauen, oder noch weitgehender: „wenn man des so sieht, hat das wenig Zusammenhang“ (005-006). Frau Küster kann damit nur noch auf die Hoffnung setzen, daß ihr Leben entgegen dem äußeren Anschein doch eine innere Konsistenz besitzen möge. Dieses Moment, das charakteristisch für den Idealisierungs-Typ ist, zeigt sich in einer etwas anderen Variante auch im Fall von Frau Späth. Dies wird als Grundmotiv schon in ihrer ersten Antwort deutlich:

- 001 ...Ich würd' ne, ha, ich würd', also bunte Farben
- 002 würd' ich nehmen /hm/ und .. eh, 'ne Graphik würde
- 003 ich machen, also in diese bunten Farben würde ich 'ne
- 004 Graphik malen, mit so 'ner aufsteigenden Tendenz,
- 005 /mhm/ ... so also diese Graphik, ja, daß ma's erkennen kann,
- 006 nen kann, daß es so Karos sind für, da sind so ver-
- 007 schiedene Farben, grün, blau, ... bißchen rot ist
- 008 dabei, ..bißchen rosa (lacht) und orange. Ja.

(Interview: Frau Späth)

Frau Späth trägt hier zwei Aspekten Rechnung: Zum einen der Vielfalt in ihrem Leben, die in der Kombination verschiedener Farben symbolisiert wird. Gleichzeitig registriert sie wohl auch, daß die bunten Farben die Assoziation an ein Hin und Her wecken könnten: mal alles beschnuppert, aber nichts ernsthaft verfolgt. Es fehlte somit die durchziehende Linie. Diese wird nun als Graphik mit aufsteigender Tendenz in die bunten Farben eingezeichnet. Auch hier sind wieder zwei Momente verbunden: eine bunte Vielfalt, die bei einem Außenstehenden vielleicht den Eindruck der Inkonsistenz hervorrufen mag, und eine innere Linie, die die Disparatheit des Lebens wie ein roter Faden durchzieht. Es wäre zu kurz gegriffen, diese Konstruktion einfach als bloße Rationalisierung zu etikettieren. Zentral daran ist vielmehr die Differenz von ‚außen‘ und ‚innen‘, scheinbarer äußerer Inkonsistenz und geheimer innerer Konsistenz, die gerade ein wesentliches Merkmal des Musters Idealisierung ausmacht. Während bei Frau Schneider-Westfal, als Repräsentantin des Differenz-Typs, ‚außen‘ und ‚innen‘ definitiv auseinanderfallen, die innere Entfaltung gewissermaßen kompensatorisch an die Stelle der äußeren Entwicklung tritt, nachdem diese definitiv gescheitert ist, geht es beim Idealisierungstyp immer noch darum, die Differenz von ‚außen‘ und ‚innen‘ in einer geheimen Konsistenz zu versöhnen. Einer Konsistenz allerdings, die nicht jedem einsichtig wird, zumal nicht denen, die sich von sozialen Regeln „fremdbestimmen“ lassen, wie Frau Späth immer wieder ausführt.

Worin der Unterschied zwischen der Aufstiegslinie, die sie vor Augen hat, und einer „fremdbestimmten“ Regelhaftigkeit liegt, illustriert eine andere Interviewpassage, in der die Befragte eine überraschende Kombination der Bilder ‚Stufenleiter‘ und ‚Lotteriespiel‘ herstellt:

- 001 Wenn man aber Stufenleiter als was aufsteigendes
- 002 sieht, was jetzt nich', ehm, so, so ganz regelmäßig
- 003 ist, dann gehört es, find' ich, unmittelbar zusammen.
- 004 Dann, dann, dann geht gar keine Stufe, also gar keine

- 005 Leiter hoch sozusagen, oder es gehen gar keine Stufen
 006 hoch, ohne daß man irgendwie da dran spielt.

(Interview: Frau Späth)

Im Unterschied zu einer „regelmäßigen“ Stufenleiter, bei der die Abfolge und der Abstand der Treppen vorhersehbar und nicht variabel sind, gehören bei den unregelmäßigen Stufen, die Frau Späth vor Augen hat, auch Glück und Zufall dazu, um von einer Stufe zur nächsten zu kommen. Das Spiel — als Bild für das Wahrnehmen contingenter Möglichkeiten, als eingebauter Zufallsgenerator — definiert erst ihre Vorstellung vom Aufstieg, der sich mit der Vorstellung einer bloßen Abfolge vorgegebener Etappen für sie nicht verbinden ließe.

Obwohl die genannten Fälle in unserem Sample unterschiedlichen Mustern biographischer Entwicklung zugeordnet sind — dem Differenztyp und dem Idealisierungstyp — gibt es doch in ihren Lebensläufen und Biographien eine Reihe von Parallelen, die die Ähnlichkeiten bei der Symbolisierung des Lebens plausibilisieren. Auffällig ist zunächst, daß es sich allesamt um Frauen handelt, die gewisse, über Bildung vermittelte Aufstiegsprozesse begonnen haben. Ihre Herkunftsfamilien sind im Bereich der unteren Mittelschicht zu plazieren. Die Väter gehören Berufsgruppen an, die zwar gut in ein ‚provinzielles Milieu‘ (der ‚Stand‘ kleiner Selbständiger, Handwerker und Angestellte) passen, über ein gewisses Maß an diffuser Aufstiegs motivation verfügen, die aber auf der anderen Seite — bezogen auf die Verfügung über soziale, ökonomische oder kulturelle Ressourcen — eher randständig sind. Bildungsorientierung kann allerdings in einem solchen Milieu erwartet werden; die Töchter greifen dieses Anregungspotential für ihre individuelle Entwicklung auch auf.

Daß es letztlich keiner von ihnen gelingt, die Bildungsschleifen auch in eine entsprechende berufliche Position einmünden zu lassen, oder doch sich längerfristig darin zu behaupten, bestätigt zunächst den Befund von Lebensverlaufsstudien¹¹ über die objektiv geringeren Chancen der längerfristigen beruflichen Verwertung von Bildungskarrieren bei Frauen aus unteren Schichten. Es sind nämlich genau diejenigen, die zwar zunächst vom Fahrstuhleffekt ‚Bildungsexpansion‘ profitieren, aber dann doch auf der (statusbiographischen) Strecke hängen bleiben. Welche Mechanismen jedoch letztlich zu dieser relativen Erfolglosigkeit führen, bleibt durch diesen Befund noch unbeantwortet.

Betrachtet man unsere Fälle genauer, so zeigt sich, daß es in der Sozialisation aller Frauen widersprüchliche Impulse gibt, was ihre Bildung und ihren beruflichen Aufstieg angeht. Bei Frau Schneider-Westfal wird die Förderung und Auszeichnung in der Reformschule zunächst konterkariert durch den eingeschränkten materiellen Spielraum der Familie, aber auch durch Geschlechtsstereotype, die sie letzten Endes doch wieder an die Herkunftsfamilie binden. Langfristig noch entscheidender dürften jedoch Anschlußprobleme zwischen unterschiedlichen sozialen Milieus sein. Dazu gehören auch Momente der Selbstblockierung. So scheint ein zentraler Grund für das Scheitern ihrer Karriere als Sozialarbeiterin darin zu liegen, daß Frau Schneider-Westfal vergeblich versucht, ihre Erfahrungen in der sozialistischen Kinderarbeit mit ihrer professionellen Tätigkeit als Sozialarbeiterin in Einklang zu bringen. Es sind also auch die Versuche,

11 S. dazu: Leschinsky, A./Mayer, K.U. (1990): Comprehensive Schools and Inequality of Opportunity in the Federal Republic of Germany, in: Dies. (eds.): The Comprehensive School Experiment Revisited: Evidence From Western Europe, Frankfurt/M., S. 13-36.

zentrale Werte aus dem alten Milieu in das neue zu retten, an denen hier der Berufserfolg scheitert.

Ähnliches läßt sich auch bei Frau Küster beobachten, die als wesentliche Ursache ihres Mißerfolgs im Referendariat gerade Schwierigkeiten benennt, ihre Vorstellungen von Religiosität mit den Anforderungen einer Religionslehrerin zu vermitteln. Eine entsprechende Haltung zeigt sich auch heute noch in ihrer Weigerung, eine Festanstellung bei einer Firma einzugehen. Bei den infrage kommenden Firmen gerät sie immer wieder in Handlungssituationen, die sie als moralische Dilemmata erlebt, insofern sie im betrieblichen Alltag nach Regeln handeln müßte, die mit ihren Idealen nicht zu vermitteln sind. Und auch bei Frau Späth sind es die Diskrepanzen zwischen Ideal und Wirklichkeit, die sie von einem Studiengebiet zum nächsten treiben und den Abschluß der Bildungsschleife immer weiter verzögern. Hier war es vor allem ein widersprüchliches Agieren der Eltern, das als eine zentrale Ursache die Genese dieser Struktur plausibel macht. Es gibt also bei allen dreien dieser Fälle Selbstblockierungen, die ein erfolgreiches Abschließen der Bildungsschleifen verhindern. Selbstblockierungen allerdings, die bereits in den Herkunftsmilieus einen Anhaltspunkt finden, in denen es neben Aufstiegsambitionen eben auch Tendenzen gibt, die Töchter an das alte Milieu zu binden.

Trotzdem verfügen diese Frauen aber über ein gewisses Maß an kulturellem Kapital (in Form von Kompetenzen, aber auch von Reflexionsvermögen) und über unverwirktlich gebliebene, selbstbezogene Ziele. Ist/war das für sie nun alles umsonst? Ihre Antworten auf diese Frage stimmen in der folgenden, hier einmal hypothetisch gefaßten Aussage überein: „Nein, es hat auch Vorteile gehabt: es hat die Innerlichkeit, die eigene Subjektivität bereichert“. Die Betonung von Innerlichkeit, von inneren Werten könnte nun auf den ersten Blick als bloße Umwertung gesellschaftlicher Statussymbole interpretiert werden. Da eben auf beruflichen Erfolg nur bedingt verwiesen werden kann, müssen kulturelle Werte betont werden, die bislang innerhalb der gesellschaftlichen Werteskala unterbewertet worden seien.

Allerdings scheint es uns nicht hinreichend zu sein, in dieser Interpretationsfolie eine bloße Rechtfertigung oder Rationalisierung eines nach gängigen Kriterien erfolglosen Lebensweges zu sehen. Wesentlich ist vielmehr, daß das Lebensbild der „inneren Entfaltung“ auf Divergenzen Bezug nimmt, die in den sozialmoralischen Milieus der Herkunftsfamilien, in den Biographien unserer Befragten also bereits früh angelegt sind. Wenn auch der äußere Aufstieg mißlungen ist, so brauchte Frau Küster sich doch bisher von ihrem alten Ideal eines ganzheitlichen Lebens nicht zu verabschieden, wenn auch Frau Schneider-Westfal als Sozialarbeiterin gescheitert ist, so kann sie doch dem Anspruch des alten Milieus auf „gelebte Solidarität“ zumindest in ihrer Partnerschaft gerecht werden. Dem Lebensbild der inneren Entwicklung entspricht bei den drei Befragten durchgängig eine Spaltung in interne und externe, authentische und nichtauthentische Lebensbereiche, die sich auch in ihrer gesamten Lebensführung ausdrücken.

7. Leben als gelebte Fremdheit

Mit Herrn Tietjen und Frau Asch — beides Repräsentanten des Dezentrierungstyps — schließen wir die Reihe der Lebensbilder ab. Wir beginnen mit den Antworten aus dem Interview mit Herrn Tietjen. Darin betont er seine immer wiederkehrende Verführbarkeit an Anderes, Neues. Als unerfüllte Sehnsüchte oder Träume, die als ständig

prässenter Verweisungshorizont der jeweiligen Lebenssituation vorhanden sind, spielen Gelegenheiten, irgendetwas Neues (oder irgendwo neu) anzufangen, eine tragende Rolle in seiner Biographie. In einer ersten, spontanen Äußerung etikettiert Herr Tietjen sein Leben — oder wohl besser seine Person — als „Globetrotter“. Dies charakterisiert die hohe räumliche Mobilität in seinem Leben. Als der Interviewer ihm die Liste der Metaphern vorlegt, wählt Herr Tietjen mit der folgenden Begründung das Bild „Fahrt ins Ungewisse“ aus:

- 001 *Ich hab' immer noch, vorausgeschickt, ich mache mich
 002 jetzt selbständig, aber ich hab' immer noch, im Un-
 003 terbewußtsein das Gefühl, daß ich irgendwohin muß.
 004 Und eh, ich hab' immer noch, obwohl ich beinahe alles
 005 gesehen hab', ich hab' immer noch Fernweh, wenn ich
 006 heute ein Flugzeug oder einen Zug sehe, dann will ich
 007 mit. Und das werde ich wahrscheinlich auch machen,
 008 mir ist es dann egal, wo ich hinfahre, ich will ir-
 009 gendwohin. Ich geb' auch wahnsinnig viel Geld aus,
 010 bloß, um am Wochenende wegzufahren oder so was.*

(Interview: Herr Tietjen)

Es stellt sich auch hier zunächst die Frage, ob Herr Tietjen sich überhaupt auf den Ablauf seines Lebens bezieht. In der Tat erscheint es so, als ob er lediglich eine ihn faszinierende Grundstimmung¹² beschreibe. Eine Grundstimmung allerdings, die er in seinem Leben als entscheidenden Impuls-Geber ansieht.

Er beginnt mit der Wendung „Ich hab immer noch.“ (001), die er in dem Abschnitt noch zweimal wiederholt (002; 004). Damit deutet er eine sich durchhaltende Disposition bzw. „Neigung“ an. Sein Fernweh taucht nicht erst heute auf, und es ist auch kein singulär zurückliegendes Ereignis, sondern zieht sich durch die Biographie hindurch. Es bleibt gewissermaßen ziel- und grundlos: „Egal, wo ich hinfahre. Ich will irgendwohin“ (008-009). Entscheidend ist die Sog-Wirkung, die von der Bewegung des Sich-Entfernens ausgeht. Auch an anderen Stellen im Interview beschreibt Tietjen sich als empfänglich für Gelegenheiten, die Bewegung implizieren. Er kann sich zwar auf ein Lebens- und Handlungs-Arrangement einlassen, diese Einbindung erscheint jedoch jederzeit wieder kündbar, wenn sich am Horizont Möglichkeiten des Abhebens ins Andere, Ferne, Grenzüberschreitende ergeben. Man fühlt sich hier an die Figur des „Fremden“ bei Simmel¹³ erinnert, der gerade durch die doppelte Abgrenzung — gegenüber dem Seßhaften ebenso wie gegenüber dem Wanderer — definiert ist. Der Fremde ist nicht durch das ständige Gehen charakterisiert, sondern durch das jederzeit mögliche Gehen. In seiner Anwesenheit bleibt die Abwesenheit gewissermaßen präsent. Erkennbar wird im Lebensbild Herrn Tietjens die Differenz von Hier/Nicht-Hier. Den im Nicht-Hier gebotenen Möglichkeiten wird dabei eine höhere Qualität unterstellt, gegenüber der blassen Eintönigkeit des Alltäglichen. Das Außer-Alltägliche kann somit im räumlichen Sinn als das außerhalb vom alltäglichen Horizont vermutete Andere, Exotische und Außer-Gewöhnliche¹⁴ gedeutet werden.

12 Man kann darin auch eine Art ‚Seufzer‘ sehen über alles, was einem im Leben entgeht.

13 Vgl. Simmel, G. (1908): Exkurs über den Fremden, in: Ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin, S. 509-512.

14 Die Begriffe außer-alltäglich, bzw. außer-gewöhnlich arbeiten mit der Grenzziehung inner/außen. Man befindet sich gewissermaßen räumlich im Alltäglichen bzw. im Gewohnten

Geschildert wird hier gewissermaßen die Rhythmisierung des Aufkeimens und der Sättigung von Sehnsüchten: Züge oder Flugzeuge zeigen an, daß der Horizont des eigenen Lebensarrangements überschritten werden kann. Betrachtet man z.B. das Bild des abhebenden Flugzeuges, so sieht ein möglicher Beobachter aus der Perspektive des ‚Hier‘, wie dieses Flugzeug bzw. Schiff den eigenen Horizont überschreitet, sich auf Möglichkeiten zubewegt, die dem an Land Verbleibenden verschlossen sind.

Diese Wahrnehmung kann dann das Bedürfnis wecken, es den Reisenden gleich zu tun — ein Bedürfnis, das letztlich unstillbar ist, da es in dem Moment wieder aufkeimt, wo die neue soziale Situation lebensweltlich sicherer und berechenbarer geworden ist. So wird verständlich, warum Tietjen, der schon so ‚ziemlich alles‘ kennengelernt hat, sich nicht zurücklehnen wird. Neue Möglichkeiten rufen in ihm immer wieder die Verheißung hervor, der Aura des Unbekannten nahekommen zu können.

In seinem ‚Lebensbild‘, das an Semantiken des Fernwehs, der Sehnsucht, des ‚Sich-Sogartig-Angezogen-Fühlens‘ anknüpft, drückt Tietjen das Bestreben aus, eine bestimmte Erlebnisqualität aufrecht zu erhalten. Man könnte auch etwas ‚plastischer‘ ausdrücken: Er möchte sich anscheinend ständig — oder zumindest in regelmäßiger Wiederkehr — ‚hungrig fühlen‘. Insofern fühlt er sich durchgängig stimuliert, Möglichkeiten zu ergreifen, die Erlebnissesteigerung verheißen. Bindet man dies an die biographische Verlaufsform zurück, so kann man sagen, daß der Befragte gewissermaßen immer dem ‚Ende‘ von Abläufen oder auch nur der Habitualisierung von Lebensformen zu entgehen versucht, indem er neue Möglichkeiten ergreift.

Was Herr Tietjen als Lebensbild wählt, und was auch eine Entsprechung in seiner „mobilen“ Biographie findet, taucht in verblüffender Ähnlichkeit auch in der lebensgeschichtlichen Erzählung Frau Aschs auf. Sie erzählt, sie habe eine ganze Zeitlang — so oft es möglich gewesen sei — am Bahnhof den nächsten Zug ins Ausland genommen, egal wohin er gefahren sei. Bei diesen Gelegenheiten habe sie sich selbst gewissermaßen dabei beobachtet, wie es ihr gelungen sei, mit der chaotischen Situation umzugehen. In der Rekonstruktion der Fallstruktur von Frau Asch wurde auch die Funktion dieses Sich-Aussetzens an unübersichtliche, fremde Situationen erkennbar. In einer Art Katharsis gelang es ihr auf diese Weise, Chaos in Ordnung zu überführen — ein Muster, das in diesem Fall auch insgesamt die Struktur der biographischen Entwicklung kennzeichnet. Was bei Herrn Tietjen noch immer ausgelebt wird, hat bei ihr allerdings mittlerweile eine subtilere, internalisiertere Form gefunden. „Das Andere“, Fremde, hat beispielsweise Eingang in eine Beziehungskonstruktion gefunden, in der sie den früheren Eskapaden einen stabilen, wenn auch begrenzten Platz zugewiesen hat. Obwohl Frau Asch mittlerweile seit einigen Jahren fest liiert ist, fährt sie einmal im Jahr für einige Tage nach Italien, um dort die romantische Beziehung zu einem früheren Freund wiederaufleben zu lassen.

Kennzeichnend für das Muster der Dezentrierung ist die Grundstruktur des Perspektivenwechsels: wo sich dies bei Herrn Tietjen über äußere Beweglichkeit vermittelt, durch wechselnde Teilnahme an immer neuen Situationen, wird diese bei Frau Asch internalisiert in einer Balance von Teilnahme und Beobachtung, in der die anderen Möglichkeiten zwar als Verweisungshorizont bestehen bleiben, aber vom dauernden Realisierungsdruck ein Stückweit entlastet sind.

oder außerhalb davon. Der Begriff des ‚Gewohnten‘ beinhaltet im übrigen den Wortstamm wohnen. Das ‚Gewohnte‘ ist also das, wo man wohnt, wo man seinen Platz hat, wo man sich niedergelassen hat. Sich niederlassen stellt aber eine Beschränkung vormaliger Möglichkeiten dar, die in die Ferne rücken.

Dies kommt auch in der Wahl des Lebensbildes zum Ausdruck. Frau Asch wählte aus unserer Liste den Begriff ‚Jahrmarkt‘:

- 001 Ist erstens Mal bunt, kann ernst sein, es kann also
- 002 auch ein bißchen ironisch oder, ach na ja, das sind
- 003 halt alles so die ganzen, wie man sagt, ‚Dinge des
- 004 Lebens‘, die sind da irgendwie alles so vertreten.
- 005 Finde ich. Aber das muß nicht unbedingt traurig sein,
- 006 es ist halt alles da, alles vorhanden.

(Interview: Frau Asch)

Für sie umschließt das Bild ‚Jahrmarkt‘ also zunächst einmal die Vielfältigkeit des Lebens. Es gibt Buntes, Ernstes, Ironisches, Trauriges und noch mehr, letztlich alles, was es auf dem Markt des Lebens gibt. Alles, auch Trauriges, kann — wie im Bild des Jahrmarkts — ohne weiteres nebeneinander stehen bleiben. Dabei berücksichtigt sie zwar auch die Wertigkeit, die die verschiedenen Momente und Situationen des Lebens haben können. Aber im ganzen betrachtet hebt sich diese Wertigkeit auf, scheint es so zu sein, als könne Frau Asch sich davon distanzieren und ganz unbefangen die Vielfalt des Lebens als Ganzes betrachten.

Im Bild des Jahrmarkts verdeutlicht Frau Asch auch die besondere Mischung von Involvierung und Distanzierung, Teilnahme und Beobachtung, die für ihre Haltung zum Leben typisch ist:

- 001 Ja, ja, das kommt noch dazu, also eigentlich fühlle
- 002 ich mich so, also ob ich da selber hingehöre und
- 003 selber auch Gast bin, also dann, wenn ich Gast bin
- 004 oder Kunde oder wie auch immer, oder Besucher, dann
- 005 gehe ich ja von einem zum anderen, und ich hab' auch
- 006 das Gefühl, ich bin trotzdem fest da irgendwie.

(Interview Frau Asch)

Hier wird nun deutlich, wie es er Befragten gelingt, der konkreten Involvierung zu entgehen, indem sie sich nämlich gleichzeitig auch als Guest betrachtet, der von einem zum anderen geht. Auch hier taucht das Motiv des Fremden in der Variante des Gastes oder des Kunden wieder auf: gleichzeitig anwesend und doch prinzipiell mobil zu sein.

8. Resümee: Lebensbilder und Muster biographischer Entwicklung

Abschließend wollen wir die in diesem Kapitel dargestellten Ergebnisse noch einmal zusammenfassen und sie in ihrem Bezug auf die ‚Muster biographischer Entwicklung‘ diskutieren.

Der hier präsentierte Auswertungsschritt unterscheidet sich in zwei Punkten von den zuvor durchgeföhrten Analysen biographischer Entwicklung und biographischer Zeitperspektiven. Das Interviewmaterial, das wir als Grundlage der Rekonstruktion von Mustern biographischer Entwicklung verwendet hatten, bestand aus Erzählungen, Berichten, Schilderungen und Sachverhaltsdarstellungen, die sich insbesondere auf den Lebenslauf und den Tagesablauf bezogen. Deutungen und Bewertungen dieses Ge-

schehens durch unsere Befragten wurden zwar spontan geäußert oder implizit deutlich. Aber sie waren nicht direkter Erhebungsgegenstand. Aus der Interpretation des Verhältnisses der Bedeutung, die die berichteten Sachverhalte (wie etwa bestimmte Handlungen/Unterlassungen) in einem äußerem, überindividuellen gültigen Kontext (wie bestimmten historischen/milieuspezifischen Bedingungen) haben können und der Bedeutung, die sie für den Erzähler selbst haben (was in der sequentiellen Analyse der Textprotokolle Schritt für Schritt – als innerer Kontext – rekonstruiert wird), haben wir – also nicht die Befragten selbst – eine Hypothese über die Fallstruktur entwickelt. Im Unterschied dazu handelt es sich nun um die Interpretation von Texten, die nach der ausdrücklichen Aufforderung an die Interviewten, ihr Leben *selbst* zu deuten und diese Deutung in einem Bild – in einer Regel – auszudrücken, entstanden sind. Der Aspekt der subjektiven Deutungsarbeit, der selektiven Bezugnahme bzw. interpretativen Konstruktion einer Figur für den eigenen Lebensverlauf durch die Probanden selbst war darin protokolliert. Das allein kann schon ein ausreichender Grund dafür gewesen sein, daß es zu Differenzen zwischen den im hier vorgestellten Material auffindbaren Mustern und den Typen biographischer Entwicklung kommt.

Aber noch ein weiterer Punkt kommt hinzu. Die bei der Deutung des Lebens zumindest mitschwingende Assoziation einer Bilanzierung der Biographie konnte dazu führen, daß die Befragten an gängige semantische Interpretations- und Wertungsfolien anknüpften. Insofern drückt sich in der interpretativen Bezugnahme der Person auf ihr Leben teilweise auch deren Affinität zu semantischen Topoi aus, die dann auch auf Werthaltungen aus bestimmten sozial-moralischen Milieus verweisen.

Die dargestellten Interpretationsfiguren des eigenen Lebens sollen nun anhand folgender Dimensionen verglichen werden: (1) die selektiv herausgehobene und insofern subjektiv relevant gesetzte Verlaufsform des Lebens, (2) die dabei mitschwingenden Bezugnahmen auf gesellschaftliche Semantiken und (3) deren Verweis auf sozialmoralische Milieus (Lebensformen, Sinnprovinzen, Lebenstile). Zudem zeichnen wir den Zusammenhang der Figuren zu den ‚Mustern biographischer Entwicklung‘ nach.

Die Schematisierung des *Lebens als Werk* kommt in unserem Sample in zwei Varianten vor: zum einen als die Orientierung an der Verwirklichung klar festgelegter biographischer Ziele, zum anderen als flexible Orientierung an Aufstieg, an Weiterentwicklung, wobei deren Ausmaß am ‚Selbstgeschaffenen‘, am bisherigen eigenen Werk abgelesen wird. Dem ersten gilt somit die Stringenz der eigenen Orientierung als Wert, dem zweiten die eigene strategische Geschicklichkeit, das Kombinationsvermögen (beim Puzzeln), dem man das Erreichte verdanken kann. Anscheinend läßt sich diese Schematisierung anhand der uns vorliegenden Fälle in eine traditionale Orientierung des ‚Fachberuflers‘, der betrachtet, was er in seinem Beruf erreicht hat, und in eine ‚moderne‘ Variante von Berufsorientierung einteilen, bei der die Geschicklichkeit bei der Transformation von beruflichen Kompetenzen und eigenen Zielen in neue Kontexte im Vordergrund steht. Es handelt sich hier gewissermaßen um das, was Beck (1983) als das „Ich als Planungsbüro der eigenen Biographie“ bezeichnet hat. Dieses letztere Deutungs-Schema läßt sich anscheinend plausibel auf die Berufs- und Lebensverläufe der jüngeren Generation anwenden, die an einer Relevanzsetzung der beruflichen Karriere bei diskontinuierlichem Erwerbsverlauf festzuhalten scheinen.

Die Vorstellung vom ‚Leben als Werk‘ stellt selbst schon eine geläufige semantische Tradition dar, die sich historisch auf den ethischen Code des Protestantismus, da vor allem der calvinistischen Lehre, zurückverfolgen läßt. Das Auffinden des individuellen Anschließens an ein derartiges Sediment sozialen Wissens ist insofern weniger erstaunlich als die Nuance, die zwischen den beiden unterschiedenen Formen des An-

knüpfens liegt. Man kann die zweite Form (der flexiblen Aufstiegsorientierung) als ein Beispiel der aktuellen Fortschreibung und Anpassung der genannten semantischen Tradition an die Konstruktion biographischer Erfahrung verstehen, wie sie sich für bestimmte Formen der ‚fachberuflichen Orientierung‘ ergeben. Die Nuancierungen innerhalb der Interpretationsfigur ‚Leben als Werk‘ verweisen zudem eindeutig auf eine schon bei der Rekonstruktion der entsprechenden Muster biographischer Entwicklung bemerkte Differenz, nämlich der zwischen einem traditionellen ‚Projekt-Orientierung‘ und einer ‚modernisierten‘ Brechung dieses Typs als ‚Defensive Autonomie‘.¹⁵ Es kommt hier so zu einer weitgehenden Übereinstimmung von biographischem Schema und dem biographischen Entwicklungsmuster.

Die Folie ‚Leben als Selbstentfaltung‘ verweist auf drei Momente: in sozialstruktureller Hinsicht auf eine bestimmte Form der Bildungsmobilität bei Frauen, in semantischer Hinsicht auf den Wertewandel in Richtung ‚Neue Innerlichkeit‘¹⁶ und in biographischer Hinsicht auf eine besondere Strategie individueller Distinktion bzw. Abgrenzung. Insofern entspricht das interpretative Schema ‚Leben als Selbstentfaltung‘ nur partiell dem Muster biographischer Entwicklung, das wir als ‚Idealisierung‘ typisiert hatten, obwohl dieses ebenfalls Aspekte von Distinktion und Innerlichkeits-Semantik enthält. Der Zusammenhang des Abbrechens von Bildungsverläufen und der Plazierung der selbstbezogenen Ziele auf ‚innere Verwirklichung‘ (gleich Entfaltung von Subjektivität) muß nicht – wie der Fall von Frau Schneider-Westfal zeigt – auf Strukturen einer Idealisierung hinauslaufen. Es kann – wie mit dem Typus ‚Differenz‘ rekonstruiert wurde – zu Formen der selektiven Realisierung der selbstbezogenen Ansprüche in der sozialen Nische der intimen Zweierbeziehung kommen, in denen dann die erarbeitete Subjektivität alltagspraktisch ‚ausgelebt‘ wird.¹⁷ Die Radikalität der gegenüber sozialen Kontexten beanspruchten Subjektivität führt zwar tendenziell zur Abkoppelung von ‚realer‘ Handlungsräumen, wie am Muster ‚Idealisierung‘ gezeigt worden ist; es sind jedoch auch Formen der Sozialität denkbar, die derart gesteigerte Erwartungen an Subjektivität zulassen: z.B. das „ganz normale Chaos der Liebe“,¹⁸ also eine für subjektive Idiosynkrasien extrem empfindliche Form der Intimbeziehung, die möglicherweise auch über zeitliche Begrenzungen¹⁹ entlastet werden kann oder auch über die in neueren kollektiven Wohnformen möglichen Lebens-Arrangements. Die in derartigen sozialen Milieus gepflegte Semantik der ‚Selbstentfaltung‘ dramatisiert in gewisser Weise die moderne Trennung zwischen Person und Rolle. Insofern ist der These von der „Versozialwissenschaftlichung der Lebenspraxis“²⁰ Recht zu geben: es handelt

15 Vgl. Kapitel III.8.2.

16 Theoretisch genauer ließe sich das womöglich mit Schimank als eine Form von reflexivem Subjektivismus fassen. Vgl. dazu Schimank, U. (1985): Funktionale Differenzierung und reflexiver Subjektivismus, in: Soziale Welt 36, S. 447-465; s.a. Schimank, U. (1983): Neoromantisches Protest im Spätkapitalismus, Bielefeld.

17 Z.B. in durchdiskutierten Nächten, zu denen nach Ansicht von Frau Schneider-Westfal Ehepartner bereit sein müßten.

18 Siehe Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt/M.

19 Und ebenso durch die Zulassung von Umweltoffenheit! Selbstverwirklichung heißt ja auch die Wahrnehmung von (idealen oder realen) Bildungsprozessen in (beziehungs-)externen Kontexten, und das ermöglicht Bindung an sich selbst, statt an Partnerschaft; und sei es nur als Begründung dafür, sich für eine Stunde aus dem ‚Beziehungsclinch‘ zwecks meditativer Selbsterfahrung zurückziehen zu dürfen.

20 Vgl. Oevermann, U. (1988): Eine exemplarische Fallrekonstruktion zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation, in: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.), a.a.O., S. 243-286.

sich quasi um die Anwendung der Entfremdungstheorie, die Angehörige jüngerer Kohorten aus dem Sozialkunde-Unterricht kennen, auf die eigenen Selbstentwürfe; eben in der Vermeidung von Anforderungen, denen sie Rollencharakter (denn das bedeutet Entfremdung) zurechnen. Diese Art des Meidens formal organisierter Handlungskontexte muß nicht Ausstieg aus der modernen Gesellschaft bedeuten. Sie bedeutet allerdings den strategisch begrenzten (und d.h. vor allem auch zeitlich reduzierten) Umgang mit solchen Handlungskontexten und das Organisieren von Handlungs- und Erlebensräumen, die der Selbstentfaltung mehr Möglichkeiten bieten. Idealisierung stellt dabei eine mögliche Realisationsform dieser Strategie dar, die sich mit der Organisation subjektiv-ganzheitlicher Erlebensräume begnügt. Semantisch wird damit das Thema der Selbstbezüglichkeit (Subjekthaftigkeit) weitergeführt, so wie es sich in der lutherischen Konstruktion des individuellen Verhältnisses zwischen Mensch und Gott schon andeutete,²¹ als die Erfahrung ‚innerer Authentizität‘, eines ‚Fühlens‘ der richtigen, mit dem Selbstdempfinden verbundenen Überzeugung. Tradiert wurde das Thema der inneren Selbstbezugnahme in den Bildungsidealern der Romantik, als Aneignung innerer, idealer Werte, denen eine andere Qualität zukomme als sogenannten ‚materiellen‘ Werten. In der gegenwärtigen Situation findet sich eine Wiederaufnahme dieses Themas vor allem auch in einer psychotherapeutisch ausgerichteten Ratgeberliteratur.²² Dabei geht es vor allem um eine reflexive Erfahrung des Selbst, um die Selbstexplikation oder reflexive Durchdringung des Umgangs mit sich selbst. Versatzstücke dieser Semantik finden sich in den Antworten, die der Figur ‚Leben als Selbstentfaltung‘ zugerechnet wurden, z.B. dort wo Frau Schneider-Westfal von mehr „Hellhörigkeit, mehr Empfindsamkeit und mehr Menschlichkeit“ redete. Auch hier handelt es sich – wie beim ‚Leben als Werk‘ – um die Modifikation eines historisch schon eingeführten semantischen Themas.

Die Figur ‚Leben als unendlicher Prozeß‘ stellt nun eine Konstruktion des biographischen Verlaufs dar, die deutlichere Momente von Umdeutung enthält. Die hier zugeordneten Fälle decken sich mit denen des Typs ‚Passion‘.²³

Hierbei handelt es sich um Fälle, die in ihrem traditionalen Umfeld marginalisiert waren. Die Personen lernen daraus, sich mit sich selbst zu beschäftigen und sich darin zu genügen. Dies ermöglicht es ihnen dann zwar, den traditionalen Hintergrund zu

21 Vgl. dazu Soeffner, H.G. (1988): Luther — Der Weg von der Kollektivität des Glaubens zu einem lutherisch-protestantischen Individualitätstypus, in: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.), a.a.O., S. 107-149.

22 Vor allem Autoren wie Carl Rogers, George Bach, Frederick S. Pearls sind hier zu nennen. Eine verdichtete Beschreibung dieser Semantik findet sich bei Schwäbisch, L./Siems, M. (1974): anleitung zum sozialen lernen, Reinbek (Kleinschrift des Titels im Original, d.A.).

23 Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet löst das Etikett ‚Passion‘ auch schiefen Assoziationen aus. Bei Passionen denken wir gewöhnlich an die Exaltiertheiten der Oberschichten, seien es die ‚Leidenschaften‘ der alten Römer, die der Ritter, der Adels-Oberschicht des 16.-18. Jahrhunderts oder der Salon-Intellektuellen des 19. Jahrhunderts — bei Passion denken wir an Libertins oder Bohémes, an den Kaffeerausch von Balzac, an Kafka, der tagsüber in der Arbeiter-Versicherungsgesellschaft arbeitete und nachts wie ein Besessener mysteriöse Geschichten erfand und niederschrieb oder an Sängerinnen wie Billie Holiday und Janis Joplin. Passionen symbolisieren und intensivieren damit zugleich das ‚Pathische‘ — die Steigerung des ‚Krankens‘, aber eben auch der ‚Leidensfähigkeit‘ als eine Form der Selbstverstärkung des außerordentlichen Erlebens. Die anscheinend biographisch eher ‚erzwungenen‘ Formen des ‚Auf-Sich-Selbst-Zurückgeworfenseins‘, wie sie sich in den Fällen Göbel und Jung zeigen, verweisen auf Außenseiter in traditionalen Gemeinschaftsstrukturen.

verlassen, hindert sie umgekehrt aber an einer gelingenden Neu-Integration in moderne Handlungsfelder. Sie verfügen über Techniken der Selbstbeschäftigung, die sie bisher zur passionierten Teilhabe am eigenen Tun und Selbstsein gesteigert haben, aber ihnen fehlen Techniken des Anschließens an soziale Kontexte. Insofern bleiben sie auf Kontakte mit wiederum eher randständigen Gruppen (Sekten, Trinkhallen- und Bahnhofskneipen-Milieu) zurückverwiesen. Der ‚Korken im Bach‘ (Herr Jung), aber auch das ‚Besteigen eines Berges‘ (Herr Göbel), verweisen auf spiralförmige Verläufe und auf die, in ihrem Auf und Ab, in ihrem Hin und Her gleichwohl enthaltene Formgebundenheit der darin beschriebenen Bewegung durch das Leben. Es handelt sich gewissermaßen um eine Art ‚geordneter Unruhe‘ im Leben. Semantisch schließt das an Vorstellungen des Lebens als Fluß, als Strömen an; man könnte auch an Vorstellungen östlicher Religionen²⁴ und Philosophien denken, wie: das Ziel ist nichts, die Bewegung ist alles. Zentral ist dabei die Selbstgenügsamkeit, aber auch die ‚ökologische‘ Angepaßtheit der Unruhe, der Bewegung des Lebens. Bemerkenswert ist daran der Sachverhalt, daß Personen Deutungsangebote aus fremden Kulturen adaptieren, um die Erfahrung der Desintegration in der eigenen Kultur zu reflektieren. So versichern sie sich über die Art dieser Selbstreflexion die ‚Nicht-Prekarität‘ ihres Verhaltens, denn: es kann so weitergehen; und sie halten sich den Glauben an diffuse Änderungschancen offen, indem sie auf ein ‚Vielleicht‘ von Zukunft hoffen.

Die Sinnfigur der im Leben gefundenen ‚Balance‘ schematisiert den Lebensverlauf im Sinne eines Zwei-Phasen-Modells. Die Familiengründung wird dabei als das die Wandlung herbeiführende Ereignis interpretiert. Das Leben zerfällt demnach in eine Phase vor der Eheschließung und nach der Eheschließung.²⁵ Entscheidend für die Figurierung des Lebensverlaufs ist somit das Erreichen eines ausgeglichenen — äquilibrirten — Zustandes (Herr Nau: „Hochplateau is dat jezz“). Diese Vorstellungen vom Leben knüpfen vage an eine Semantik der Gemeinschaft, des Zusammenlebens an und deuten damit ‚Milieubezug‘ an. Darin stecken auch Vorstellungen des ‚guten Lebens‘, im Sinne von Leben im ‚rechten Maß‘. Dies ist jedoch nicht im Sinne einer Bescheidenheits-Semantik oder einer Ethik des ‚Maßhaltens‘ zu verstehen, sondern eher dahingehend, daß man zufällig die richtige Mischung bzw. Mitte im Leben gefunden hat.

Die Familienorientierung kompensiert dabei die durch das Verlassen der traditionellen Industriearbeitermilieus verlorengegangene Gemeinschaftlichkeit des sozialen Milieus. Kleinfamilialer Zusammenhalt repräsentiert somit eine Sphäre von lebensweltlicher Bindung des Individuums, die anderswo kaum noch herzustellen ist.

Das Bild des ‚Kampfes‘ schematisiert das Leben als Nacheinander voneinander isoliert stehender Handlungshorizonte und entspricht der in diesen Fällen überwiegenden Ausrichtung des Verhaltens auf Impulse. Es geht nicht um die Kontinuität einer langen Handlungsverkettung als lineares Arbeiten an einem lebenslangen Projekt bzw. Werk, sondern um das ständige Bereitsein für die eigene Impulsivität. Leben wird somit als eigenes Triebsschicksal gedeutet, und dies wird von den entsprechenden Proband/-inn/en selbst durchaus als Ausdruck eines „devianten“ Lebensstils angesehen.

24 Die Zugehörigkeit von Herrn Göbel zur Bahai-Sekte darf hierbei natürlich nicht übersehen werden.

25 Die hier miteinander in Beziehung gesetzten Formen der Familienorientierung unterscheiden sich jedoch, wenn man sie hinsichtlich ihrer internen Strukturierung betrachtet. Während im Deutungsschema von Herrn Nau die Ehe als ‚feste Burg‘ nach außen erscheint, findet sich bei Herrn Krizan eher eine ‚Kind‘- als eine Familienorientierung. Vgl. hier Kapitel V.3.1 und V.3.2.

Sie knüpfen damit an eine Semantik an, die nicht unbedingt einem bestimmten Milieu oder einer spezifisch historischen Herkunft zugerechnet werden muß, sondern eher ein transhistorisches Muster darstellt.

Die Figur ‚Leben als Ausweglosigkeit‘ symbolisiert eine Verlaufsform, die als ‚Negativ-Kurve‘ gedeutet wird, wobei das Leben als extern determiniert angesehen wird. Die elterlich determinierte Berufsentscheidung setzt etwa Selbstverstärkungsprozesse in Gang, die eine scheinbar irreversible Dynamik entfalten. Allerdings hat diese ‚Erklärung‘ des eigenen Lebenslaufs auch eine entschuldigende Funktion, indem sie ein passives Moment der eigenen Lebensführung verdeckt. Das ‚Schicksal‘ hat die Person insofern nicht nur auf’s falsche Gleis gestellt, sondern diese hat sich ebenso in ihr Schicksal eingefügt. Leben als Schicksal und Lebensführung als Sich-Einfügen verweisen im ganzen somit auf eine traditionale Semantik und insofern wiederum auf das ‚anachronistische‘ Herkunfts米尔ieu der Subjekte. Genau in diesem Punkt ergibt sich zudem die Parallele zum Muster ‚Selektive Reduktion‘, das dieses Merkmal des ‚Anachronistischen‘ — traditionale Nischen in sich urbanisierenden und d.h. modernisierenden sozialen Feldern — teilt.

Für die Fälle, die wir hier dem Schema ‚Leben als gelebte Fremdheit‘ zugerechnet haben, läßt sich eine derart fest verankerte Beziehung zwischen biographischer Steuerung und semantischer Struktur nicht rückschließen. Die unter diesem Deutungsmuster versammelten Fälle gleichen sich hinsichtlich einer schon früh in der Biographie einsetzenden Erfahrung von Desintegration. ‚Nicht-Eingebundensein‘ wird dabei als Fehlen der eigenen sozialen Verwurzelung erlebt; den einzelnen sozialen Kontexten, in denen man lebt, haftet gewissermaßen durchgängig eine ‚Fremdheit‘ an, die Individuen fühlen sich mit ihnen unverbunden und tendieren insofern auch dazu, sich von ihnen zu lösen. Damit verdichtet sich in ihren Biographien eine Form der Erfahrung der Moderne als Verlust von Kohäsionskräften der sozialen Kontexte. Dies impliziert eben auch eine Ausdünnung der Lebenswelt um den Aspekt des selbstverständlichen Erlebens sozialer Zugehörigkeit — so wie es Frau Asch im Bild des Jahrmarkts faßt: man gehört dazu und ist doch irgendwie auch immer (nur) Besucher. Es kommt hierbei zu einer Mischung des Erlebens von ‚Anteilnahme‘ und ‚Ungebundenheit‘, die sich jedoch in den dargestellten Fallbeispielen nuanciert ausdrückt.

Herr Tietjen erlebt dies als eine sentimentalische Gebundenheit an seine eigenen Antriebsimpulse, die eigentlich in einer Grundstimmung der Sehnsucht bzw. des Fernwehs bestehen; bei Frau Asch wirkt es wie das Erleben der Einsicht in die „Dinge des Lebens“.²⁶ Von daher enthält diese Mischung von Engagement und Distanzierung bei ihr einen Hauch von Melancholie, aber eben auch andere Färbungen: die des Heiteren, Ironischen und Bunten. Für Herrn Tietjen oder Frau Asch dürften jedoch — und darin gleichen sie sich wieder — gemäß ihrer eigenen Interpretation des Lebens kaum noch Motive bestehen, die erfahrene Unverwurzeltheit überwinden zu müssen.

26 Frau Asch zitiert hier (womöglich auch ohne ihr eigenes Wissen) den Titel eines Filmes von Claude Sautet (1969): „Les choses de la vie“ (mit Romy Schneider und Michel Piccoli), der zumindest oberflächlich sentimentalisch angehaucht — oder wie Ulrich Gregor (1978: Geschichte des Films, Bd 3, Reinbek, S. 44) meint: „prätentiös“ und „in der Machart gelackt“ — die Dreiecksgeschichte zwischen einem Architekten, seiner Ehefrau und seiner Geliebten erzählt, indem einzelne Episoden der Beziehungen rückblickend aus der Sicht des nach einem Autounfall im Koma befindlichen und am Ende des Filmes sterbenden Mannes assoziiert werden. Diese aneinander gereihten Erinnerungsbilder repräsentieren dabei „die Dinge des Lebens“.

Semantisch knüpfen sie dabei an Bilder wie ‚Leben als buntes Treiben‘, an das Thema von Melancholie, Sehnsucht und Sentimentalität als Lebenshaltung an, so wie sie für die Figuren des Vagabunden, des Fremden, Seefahres oder Zigeuners gelten können. Die in den Antworten auf unsere Lebensbilderfrage verdichtete Retrospektive auf die eigene Biographie enthält somit ein komplexes Netz von Sinnverweisungen:

- auf die subjektiv-selektive Erfahrung des eigenen Lebenslaufs;
- darüber vermittelt auf individuelle Motive des Anknüpfens an gesellschaftliche Semantiken von Biographie.

Wir konnten somit rekonstruieren, wie sich Menschen der Plausibilität der eigenen Lebensführung versichern und dabei in der Symbolisierung der biographischen Erfahrung auf die Strukturierungslogik ihrer eigenen Entwicklung verweisen, die zugleich generalisierbare Elemente sozial typischer biographischer Muster enthält.

VI. Lebensarrangements

1. Die Verankerung von Zeitarbeit im Lebensarrangement: Separations-, Integrations- und Identitätsmodelle

In dem Kapitel, das die Typologie der Muster biographischer Entwicklung innerhalb unseres Samples vorstellt, wurden bereits je nach Typus unterschiedliche Formen der subjektiven ‚Nutzung‘ von Zeitarbeit bzw. allgemeiner: der Verankerung von Zeitarbeit im Lebensarrangement erkennbar. Diese sollen im folgenden noch einmal systematisch dargestellt werden.

Es lassen sich dabei im wesentlichen drei verschiedene Modelle unterscheiden, denen jeweils mehrere Typen — mit einer je spezifischen Form des ‚Einbaus‘ der Zeitarbeit ins Lebensarrangement — zuzuordnen sind. Wir bezeichnen diese in einer groben Unterscheidung als Separations-, Integrations- und Identitätsmodell.

Während dem Separationsmodell eine klare Trennung von Zeitarbeit und ‚eigentlicher‘ Arbeit bzw. ‚eigentlichem‘ Leben zugrundeliegt, wird im Integrationsmodell Zeitarbeit zum Aufbau einer Lebens-Ordnung — in diachroner oder synchroner Perspektive — in Anspruch genommen. Dabei kann sie zur Realisierung eines weitergesteckten Ziels ebenso dienen wie zur Etablierung eines hochgradig austarierten Lebensarrangements. Demgegenüber kommt der Zeitarbeit im Identitätsmodell ein stärker expressiver Charakter zu: sie ist hier als Ausdruck einer besonderen Lebensform bzw. eines spezifischen Habitus anzusehen, kann aber auch — im Extremfall — Ausdruck und ‚Symbol‘ einer lebensgeschichtlichen Misere werden. Die typenspezifische Ausprägung dieser drei Modelle soll im folgenden dargestellt werden.¹

1 Diese Modelle weisen in formaler Hinsicht gewisse Ähnlichkeiten zu sozialwissenschaftlichen Theorien über das Verhältnis von Arbeit und Freizeit auf. Zu nennen wären hier die Kompen-sations-, Neutralitäts- und Generalisationshypothese (vgl. dazu die kritische Auseinandersetzung bei Hoff, E.H. (1984): Gesellschaftlicher Zwang und individueller Freiraum? Naive und wissenschaftliche Theorien zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit, in: Moser, H./Preiser, S. (Hrsg.): Fortschritte der politischen Psychologie, Bd 4, Weinheim, S. 167-190). Diese Ansätze beschreiben jedoch in der Regel nur aktuelle Korrelationen zwischen Variablen und unterstellen dabei meist ein monokausales Determinationsverhältnis zwischen Arbeit und Freizeit. Demgegenüber soll es hier darum gehen, das Verhältnis zwischen Arbeit und anderen Lebensbereichen in seiner lebensgeschichtlichen Genese und Bedeutung sowie im Kontext des gegenwärtigen Sinn- und Verweisungszusammenhangs zu rekonstruieren, wie er in einem Lebensarrangement zum Ausdruck kommt.

1.1 Das Separationsmodell: Trennung von Zeitarbeit und ‚eigentlicher‘ Arbeit bzw. ‚eigentlichem‘ Leben

1.1.1 Der Passionstyp: Trennung zwischen Arbeit zur unmittelbaren Reproduktion und passionierter Arbeit

Besonders prägnant wird das Muster der Trennung in Arbeit, die ausschließlich der Reproduktion dient, auf der einen Seite, und hochgradig intrinsisch motivierter ‚passionierter‘ Arbeit auf der anderen Seite, bei Herrn Göbel, den wir als Referenzfall für den Passionstyp bestimmt haben. Wie aus der ausführlichen Falldarstellung deutlich wurde, setzt im Verlauf seiner Biographie recht früh eine Separation in zwei Arbeitsbereiche ein. Während er anfänglich seiner Erfindertätigkeit nur „nebenbei“ nachgeht, gewinnt diese im Lauf der Jahre einen immer größeren Stellenwert und weist der formellen Arbeit sukzessive einen untergeordneten Rang zu. Der reproduktive und der kreative Aspekt der Arbeit werden zunehmend auf zwei getrennte Tätigkeitsbereiche verwiesen. Die für die Reproduktion notwendige Arbeit wird auf ein Mindestmaß reduziert, damit Herr Göbel sich ungestört seiner Erfindertätigkeit widmen kann, die längst zu seinem Lebensinhalt geworden ist: „von dem Mademaadische“ ist er nicht mehr losgekommen.

In welch hohem Maß dies seinen Lebensraum in Anspruch nimmt, zeigt sich eindrücklich in seiner Wohnung, in der nahezu alle Möbelstücke ihre ursprüngliche (kommunikative) Zwecksetzung eingebüßt haben und zu Arbeitsflächen umfunktioniert wurden. Demgegenüber ist die Nebenrolle der Zeitarbeit so nachgeordnet, Herr Göbel aber auch so wenig in der Lage, seine materiellen Interessen als Arbeitnehmer zu vertreten, daß er noch nicht einmal über die in der Branche für seine Qualifikation übliche Gehaltshöhe informiert ist. Im Rahmen einer fast eremitenhaften und asketischen Lebensweise kommt der Zeitarbeit nur ein Minimum an Aufmerksamkeit zu: Sie muß den Lebensunterhalt sichern und Freiraum für das passionierte Verfolgen der Erfindertätigkeit gewähren.

1.1.2 Der Differenztyp: Antagonismus von Arbeit und Leben

Für die Vertreter des Differenztyps verläuft die Trennungslinie *nicht* zwischen notwendiger und passionierter Arbeit, sondern grundsätzlicher zwischen „Arbeiten“ und „Leben“. Als Sinnbild für letzteres stehen in erster Linie die Intimbeziehungen dieser Beschäftigten, auf deren ‚Pflege‘ sie sehr viel Zeit und Engagement verwenden, und die sie im Sinne einer ‚festen Burg‘ gegen die Umwelt und vor allem gegen die Arbeitswelt ‚abdichten‘. Arbeit und Leben und das heißt: Arbeit und Familie stehen für diese Befragtengruppe in einem unauflösbarigen Gegensatz zueinander. Am prägnantesten formuliert dies Herr Westfal:

- 01 Na aber, ich mein', det is ja sowieso unsere Auffas-
- 02 sung, dat sich also Arbeits- und Familienleben sowieso
- 03 nich' mit'nander vereinbaren lassen, nich', also..
- 04 (...) Weil dem, dem Grundbedürfnis des Menschen, wie
- 05 er eigentlich leben möchte in seinem inneren Eins..
- 06 (Unterbrechung) Wie der Mensch also in seinen biologi-

07 schen Anfängen existiert, wie er aufgezogen wird, und,
 08 und, und, des is' doch alles, des widerspricht doch
 09 dem Arbeitsleben, ja? Und et wird immer krampfhaft der
 10 Versuch gemacht, den Mensch an die Arbeit anzupassen.
 11 Und dat geht nich'. Det läuft immer wieder schief.

Ausgehend von dieser Unterscheidung eines der ‚Natur‘ des Menschen, seinen ‚eigentlichen‘ Lebensinteressen entsprechenden Familienlebens und eines fremdbestimmten, den ‚natürlichen‘ Bedürfnissen zuwiderlaufenden Arbeitslebens betonen diese Befragten eine radikal instrumentelle Einstellung zur Zeitarbeit. Zeitarbeit wird in einer Überpunktierung des Lohnarbeitsverhältnisses als für die Reproduktion unerlässliche, ausschließlich fremdbestimmte Arbeit definiert, zu deren Zweck der Einzelne sich verkauft. Davon völlig unberührt bleiben die eigenen Interessen, die in der Ehebeziehung oder auch in einem kreativen Hobby realisiert werden. Auch hier geht es, wie schon beim Passionstyp, darum, dem Arbeitgeber nur den nötigsten Teil des eigenen Engagements und der eigenen Zeit zur Verfügung zu stellen. Die Zeitarbeit bietet sich dafür aufgrund ihrer geringen Bindungswirkungen und gewisser Flexibilitätsspielräume an: So nimmt das Ehepaar Schneider-Westfal/Westfal jedes Jahr die Möglichkeit unbezahlten Urlaubs für eine zweite gemeinsame Urlaubsreise in Anspruch. Entsprechend einer ‚instrumentellen‘ Arbeitseinstellung wird hier aber von den Befragten auf gewisse Mindeststandards des Beschäftigungsverhältnisses geachtet. Aus diesem Grund etwa kommen für sie nur größere Zeitarbeitsfirmen als Arbeitgeber in Betracht. Daß die instrumentelle Haltung zur Zeitarbeit von den Interviewees so ausdrücklich hervorgehoben wird, wirft ein Licht auf die Vorgeschichte dieser strikten Separation von Arbeits- und Lebensbereich. Oft kam es für die Befragten in früheren Beschäftigungsverhältnissen zu einer starken Diffusion von Arbeit und Freizeit und es gelang ihnen nicht, in ihrer Arbeit eine gewisse Rollendistanz aufzubauen. Besonders deutlich wird dies bei Frau Schneider-Westfal, die als Sozialarbeiterin arbeitete und damals ‚rund um die Uhr‘ mit den anfallenden Problemen befaßt war, ihre eigenen Angelegenheiten von denen ihrer Klientel nicht mehr unterscheiden konnte. Gegen diese Gefahr der Überforderung durch fehlende Rollendistanz dient ihr das Separationsmodell, das sie mittels der Zeitarbeit aufrechterhält, als Schutz:

01 ..ich mein, ich muß mir Gedanken drum machen, wie ich,
 02 wie ich also mein' Lebensunterhalt verdiene, das is'
 03 mein Problem. /hm/ Eh.. daß ich mich da für den Beruf
 04 entschieden habe, is' klar, ne. Damit verdienen', ver-
 05 dien' ich mein' Lebensunterhalt. Aber das heißt nich',
 06 daß ich mir mein'.. Kopf.. zerbreche über das, was
 07 andere Leute da meinen, tun und lassen zu müssen. /hm/
 08 Ja, so'n Engagement hat Grenzen. /hmhm/ — Das sind,
 09 ist nicht.., ja eben halt nicht meine Entscheidung,
 10 wenn ich für mich mein' Lebensunterhalt in anderer
 11 Form verdienen könnte, mit Sachen, die ich gern mache,
 12 dann würde das ganz andere Entscheidungen bedeuten
 13 /hm/, ganz andere Bedingungen /hm/, ganz andere Auslö-
 14 ser auch, vielleicht auch 'n ganz anderen Zeitablauf.
 15 Mein Tag würde mit Sicherheit anders aussehen. Aber
 16 des hab' ich nich', /hm/ ich muß fremdbestimmt arbei-
 17 ten, aber ich laß mir auch dann nicht deren Probleme
 18 auf's Auge drücken.

(...)

- 19 Ich hatte das mal gehofft, in Einklang zu bringen mit
 20 der Sozialarbeit. Aber das waren aber auch so etwas
 21 naive und blauäugige Vorstellungen /hm/ von Sozialar-
 22 beit, /ja/ wo ich gedacht hab', da könnt' ich so das
 23 mit'nander verbinden, ja Beruf und.. ja, meine Persön-
 24 lichkeit und alles, ja. /hm/ Aber das war, als ich da
 25 drin war in der Sozialarbeit, hab' ich das eigentlich
 26 sehr schnell bemerkt, daß das sehr blauäugig war
 27 (lacht) und daß das (...) auch nicht jetzt in einem
 28 Beruf, in dem, ja beide, unsere Arbeitswelt einfach,
 29 ja, von unserer persönlichen Basis total entfernt is'.
 30 /hm/ Das gibt's heut' nich' mehr: Beruf als Berufung.
 31 /hm/ Ich kann's mir selbst bei Ärzten nich' mehr vor-
 32 stellen. /hm/ Nich', ich kann mir wirklich keinen Be-
 33 ruf vorstellen, wo ich sagen, na, also, wo ich sagen
 34 könnte, das könnt' ich mir vorstellen, daß das für je-
 35 mand, egal für, also jetzt nich' für mich, aber über-
 36 haupt, daß das.. ja, in Verquickung is'.²

Während beim Passionstyp die „Berufung“ aus der beruflichen Tätigkeit und professionellen Kompetenzen heraus entwickelt wurde und allmählich in Konkurrenz zu dieser getreten ist, wird hier ein emphatischer Arbeitsbegriff mit beruflich organisierter Tätigkeit generell für unvereinbar gehalten: „Das gibt's heut' nich' mehr: Beruf als Berufung“ (30). Von daher wird der beruflichen Arbeit jede intrinsische Motivation entzogen und eine radikale Trennung von Arbeit und Privatheit (die auch durchaus private Tätigkeit impliziert) vollzogen. Die Zeitarbeit kommt diesem Separationsinteresse durch ihre Struktur entgegen.

1.1.3 Der Idealisierungstyp: Trennung zwischen ‚vorläufiger‘ Arbeit und angestrebtem Arbeitsideal

In einer ganz anderen Weise lässt sich das Lebensarrangement der Vertreterinnen des Idealisierungstyps als Separationsmodell charakterisieren. Auch hier wird die Zeitarbeit in erster Linie als notwendig für die Reproduktion angesehen, die Motivation der Befragten ist in diesem Sinne ausschließlich extrinsisch. Zwar kommt es durchaus vor, wie etwa im Fall von Frau Küster, daß die Probandinnen sich in gewissem Maße weiterbilden, jedoch ist dies nicht intrinsisch motiviert, sondern erfüllt ausschließlich den Zweck, die Arbeitsplatzanforderungen ohne allzugroße Konflikte erfüllen zu können und das Gehaltsniveau etwas zu verbessern.

Im Unterschied zu den beiden oben skizzierten Typen gibt es hier aber keinen konkreten Arbeits- oder Lebensbereich, auf den die ‚eigentlichen‘ Interessen der Befragten gerichtet sind. An deren Stelle tritt vielmehr eine Idealvorstellung ganzheitlicher Arbeitsweise, die chronisch unerfüllt bleibt, im Lebensentwurf jedoch (vielleicht gerade deshalb) eine zentrale Stellung einnimmt. Dabei handelt es sich bei Frau Späth, die seit Jahren ihr Doppelstudium der Psychologie und Betriebswirtschaft weder formal abschließt

2 Die Unterstreichungen im Interviewzitat markieren besonders lautes, betontes Sprechen der Befragten.

noch abbricht, um das Ideal eines Berufes, in dem fachspezifische Beschränkungen aufgehoben sind. Wie sie sich in ihrem Studienfach- und Berufswahlprozeß von einem Fachgebiet immer jeweils zum scheinbar komplementären Gegenstück treiben ließ — vom Formal-Abstrakten der Physik zum Ästhetisch-Konkreten der Architektur, von da zum Rechnerischen der Betriebswirtschaft und von dort wieder zum ‚Menschlichen‘ der Psychologie, so verfolgt sie heute das Ideal, in einem ‚ganzheitlichen‘ Beruf Psychologisches und Ökonomisches verbinden zu können, und damit die Einseitigkeiten des jeweiligen Faches aufzuheben.

Für Frau Küster, die ihre Lehrerausbildung nach mehreren Anläufen während des Referendariats schließlich doch abgebrochen hat, geht es dagegen nicht um Ganzheitlichkeit im Sinne von Interdisziplinarität, sondern sie sucht nach einer Arbeit, mit der sie persönlich und ideologisch völlig übereinstimmt. Hatte sie als Jugendliche jahrelang die Absicht, ins Kloster zu gehen, so verfolgt sie heute im Grunde genommen ein ‚säkularisiertes‘ Klostermodell: Arbeit und Leben, Tätigkeit und Persönlichkeit sollen zu einer völligen Einheit verschmelzen. Jede Rollendifferenz wird dabei abgelehnt, die geringste Abweichung von diesem Harmonieideal führt immer wieder dazu, Stellenangebote abzulehnen bzw. Arbeitsverhältnisse wieder zu kündigen.

Im Vergleich zu diesem hochgesteckten Anspruch erscheint die Beschäftigung als Zeitarbeiterin überaus paradox, stellt sie doch einen maximalen Kontrast zu diesen Idealen dar. Allerdings besteht diese Paradoxie nur vordergründig: während die Befragten bei jeder ‚festen‘ Beschäftigung gezwungen wären, ihre Ideale einer Realitätsprüfung zu unterziehen und sie damit zumindest partiell zu verabschieden, erlaubt die Beschäftigung in der Zeitarbeit es, dieses Ideal zu bewahren. Gerade dadurch, daß sich mit der Zeitarbeit oft auch die Vorstellung des Transitorischen, Reversiblen verbindet, wird es dieser Befragtengruppe möglich, über Jahre hinweg eine Form der Arbeit zu akzeptieren, die ihren Idealvorstellungen diametral gegenübersteht. Sie verharren auf Dauer im Vorläufigen, um die Hoffnung aufrechterhalten zu können, daß sich irgendwann ihr Ideal realisiert. Paradoxerweise erscheint so die ‚auf Zeit‘ in Kauf genommene völlige Abkehr vom Ideal als Kompromißlosigkeit gegenüber einer Situation, in der sie ‚auf Dauer‘ ihre Idealvorstellung begraben müßten. Die Gegenwart und die gegenwärtige Beschäftigung in der Zeitarbeit werden aus der ‚Gesamtrechnung‘ des Lebens gewissermaßen ausgeklammert. Besonders plastisch wird dies bei Frau Späth, die den Zeitraum, während dessen sie ihrem Studium faktisch bereits nicht mehr nachgeht, gegenüber der Interviewerin zunächst mit einem Jahr beziffert, später jedoch ‚enthüllt‘, daß es sich in Wirklichkeit schon um zwei Jahre handelt. Die idealisierende Konstruktion und damit die vermeintliche ‚Uneigentlichkeit‘ der gegenwärtigen Arbeitssituation schlägt sich hier sogar in der biographischen Zeitrechnung nieder.

Gemeinsam ist den drei hier skizzierten Typen, daß die primären Interessen und Ideale der Befragten sich faktisch in maximalem Kontrast zur gegenwärtigen Situation in der Zeitarbeit befinden. Aber gerade so können die Passionen und Ideale vor ‚Verunreinigungen‘, Kompromissen und Realitätseinbrüchen bewahrt werden. ‚Maximale Entfaltung (und sei es der Fantasietätigkeit) durch größtmögliche Separation‘ scheint hier die geheime Devise zu sein.

1.2 Das Integrationsmodell: Zeitarbeit als Instrument zum Aufbau einer Lebensordnung in synchroner oder diachroner Perspektive

1.2.1 Der Typus „selektive Reduktion“: Zeitarbeit als Instrument zum Aufbau eines „fixierten“ Lebensarrangements

Die Befragten, die wir dem Typus „selektive Reduktion“ zurechnen, stehen im Hinblick auf die Integration von Zeitarbeit in ihr Lebensarrangement in gewisser Nähe zum Differenztyp, den wir im Rahmen dieser Analytik dem Separationsmodell zugeordnet haben. Auch sie haben teilweise Phasen hinter sich, in denen die starke Verquickung sachlicher und sozialer Dimensionen zu einer krisenhaften Dynamik führte, die sie nur durch die radikale Trennung dieser Dimensionen wieder in den Griff bekamen. Im Fall von Herrn Scholz und Frau Fuchs führte die starke Dominanz der sozialen Dimension bei sachlichen Entscheidungen (Kreditaufnahme) dazu, daß sie sich für Intimpartner massiv verschuldeten und dadurch in die Dynamik einer negativen Verlaufskurve gerieten. Beiden gelang eine gewisse Konsolidierung nur dadurch, daß sie ihr Leben um bestimmte Bereiche reduzierten und die verschiedenen Sphären strikt voneinander getrennt halten. So beschränken sich bei Herrn Scholz, der noch immer immens verschuldet ist, die Sozialkontakte auf ein absolutes Mindestmaß und Frau Fuchs gelingt eine „Ordnung“ ihres Lebenszusammenhangs nur dadurch, daß sie ihre Rollen als Arbeitnehmerin, Mutter, Partnerin und Alleinlebende strikt zeitlich und räumlich gegeneinander trennscharf macht. Dieses Ordnungsprinzip der Risikoverteilung und -minderung durch Abgrenzung gilt auch für Herrn Scholz. Beide nutzen die Zeitarbeit, die sich für eine solche Ausklammerung „extrafunktionaler“ Momente aus der Arbeit scheinbar anbietet, für ihr hochgradig austariertes und „festgezurrtes“ Lebensarrangement. Reduziert sich für Frau Fuchs in der Zeitarbeit der berufliche Bereich auf die Herausgabe von „reinem“ Arbeitsvermögen, so wird sie für Herrn Scholz zum Ordnungskorsett in einer aussichtslos erscheinenden Verschuldungssituation.

Auch bei diesem Typus zeigt sich demnach eine Trennung der Sphären, allerdings wird Arbeit hier nicht wie beim Differenztyp als schiere Reproduktionsnotwendigkeit gegenüber einem höherwertigen Lebensbereich abgegrenzt, sondern Zeitarbeit wird zur Lebenstechnik und zum integralen Bestandteil eines Lebensarrangements, in dem Überleben und Ordnung nur durch die strikte Abgrenzung von Lebensbereichen möglich ist.

1.2.2 Der Typus „defensive Autonomie“: Zeitarbeit als Übergang und Baustein bei der Realisation weitergesteckter Ziele

Für die Vertreter des Typus „defensive Autonomie“ spielt die Zeitarbeit in ihrer *Struktur* eine vergleichsweise geringe Rolle. Die Befragten — zu nennen sind hier vor allem Herr Dinser, Frau Bogner und Herr Burger — verfolgen alle das Ziel, sich beruflich selbstständig zu machen. Dabei nutzen sie die Zeitarbeit einerseits, um durch die verschiedenen Einsätze diverse Kompetenzen zu erwerben, gleichzeitig soll diese Beschäftigung — so etwa bei Frau Bogner, die mit ihrem künftigen Mann einen Kunstversand aufbauen will — solange neben dem Firmenaufbau herlaufen, bis das Projekt sich einigermaßen selbst trägt. Zeitarbeit stellt hier also gewissermaßen einen Baustein bzw.

ein Sprungbrett in einem weiterreichenden Lebenskonzept dar. Ihr kommt eine begrenzte und relativ genau kalkulierte Funktion zu, sie ist Mittel zum Zweck. Im Hinblick auf den Biographieverlauf stellt sie bei dieser Befragtengruppe am deutlichsten einen Übergang dar. Oft haben die Befragten Arbeitsverhältnisse hinter sich, mit denen sie aus unterschiedlichen Gründen nicht zurecht kamen. So wechselte Herr Dinser, ein stark intrinsisch motivierter Elektroinstallateur, sehr oft die Arbeitsstellen, weil er mit der arbeitsteiligen Produktion in Großbetrieben höchst unzufrieden war und ihm auf der anderen Seite Kleinbetriebe mit einem starken handwerklichen Arbeitsanteil keine langfristige Arbeitsplatzsicherheit garantieren konnten. Frau Bogner fühlte sich als Sekretärin immer wieder Verhaltenszumutungen ausgeliefert, die sie nicht erfüllen wollte, häufig sah sie sich sogar in ihrer körperlichen Integrität bedroht. Während sich Herr Dinser von der beruflichen Selbständigkeit eine ganzheitliche handwerkliche Arbeitsweise verspricht, bedeutet sie für Frau Bogner einen Schutz vor sexuellen Übergriffen. Die Zeitarbeit stellt hier für eine Zwischenphase eine Behelfskonstruktion dar, mit der die neue Existenz vorbereitet wird. Gleichzeitig werden durch die Begrenztheit der Einsätze die Zumutungen früherer Arbeitsverhältnisse in gewisser Weise abgemildert. Daß eine solche Konstruktion auch über längere Zeit bestehen kann, wird aus folgender Äußerung Herrn Burgers deutlich: „Zeitarbeit war für mich ein Strohhalm, der sich zum Baumstamm ausgewachsen hat.“

In ihrer inhaltlichen Ausgestaltung dagegen ist Zeitarbeit für diese Befragtengruppe nicht besonders relevant. Sie transportiert keinen besonderen Lebensstil oder Habitus, sondern symbolisiert höchstens das Übergangsstadium, in dem die Befragten sich befinden.

1.2.3 Der Produktivitätstyp: Zeitarbeit als Mittel zur Stabilisierung eines Arrangements „zwischen zwei Welten“

Auch für diesen Typus stellt die Zeitarbeit eine Zwischenphase dar, wenn sich diese auch über mehrere Jahre hinzieht. Die Befragten — eine 60-jährige türkische Frau und ein 52-jähriger Jugoslawe — wollen in einigen Jahren in ihre Heimatländer zurückkehren, in denen enge Familienangehörige noch oder inzwischen wieder leben. Sie sind in dieser Beziehung auch entsprechende Commitments eingegangen, indem sie dort Häuser gebaut haben. Während sich für Herrn Krizan der Rückkehrtermin durch verschiedene private Ereignisse bereits mehrmals verschoben hat, will Frau Gögercin bis zu ihrer Verrentung in der Bundesrepublik bleiben und hofft, daß ihr jüngster Sohn in dieser Zeit eine Ausbildung absolvieren kann. Daß diese Befragten Zeitarbeit machen, erklärt sich zum Teil aus ihrer benachteiligten Stellung auf dem deutschen Arbeitsmarkt, so im Falle von Frau Gögercin, die mit 55 Jahren nach einem Unfall von ihrem früheren Arbeitgeber entlassen wurde und vom Arbeitsamt nur noch als Putzfrau hätte vermittelt werden können. Zum Teil ist die Beschäftigung in der Zeitarbeit auch Ausdruck eines emigrantenspezifischen Arbeitsverhaltens. Herr Krizan fing als Zeitarbeiter und phasenweise als Subunternehmer an zu arbeiten, weil er schnell viel Geld verdienen wollte, um seinen Hausbau in Jugoslawien zu finanzieren. Daß er nun nach Jahren immer noch in diesem Arbeitsmarktsegment beschäftigt ist, hängt mit seinen Rückkehroptionen zusammen, dererwegen er sich nicht zu stark an einen Arbeitgeber binden will. Eine gewisse Rolle spielte es auch, daß andere Stellenangebote,

die er hatte, mit Einschränkungen seines Familienlebens verbunden gewesen wären: so etwa durch Schichtarbeit.

So war also für Frau Gögercin — die in der Türkei Abitur und eine Banklehre absolviert hatte — die Zeitarbeit die einzige Möglichkeit, sich angesichts ihres Alters und ihres Ausländerstatus überhaupt bis zur Rente im deutschen Beschäftigungssystem zu halten, ohne symbolische Mindeststandards der Lohnarbeit zu unterschreiten. Für Herrn Krizan dagegen bot sich dadurch u.a. eine Möglichkeit, seine jugoslawische Anbindung und Identität aufrechtzuerhalten, in seinen eigenen Worten: „zwischen zwei Welten“ zu leben. Vor allem jetzt, wo eine Rückkehr in sein Heimatland nicht allzu weit entfernt scheint, will er sich nicht mehr über ein Normalarbeitsverhältnis (für sein Empfinden zu stark) in den deutschen Arbeitsmarkt zu integrieren.

Jedoch haben diese Befragten nicht einfach ein instrumentelles Verhältnis zu ihrer Arbeit. So erfüllt es den Werkzeugmacher Krizan durchaus mit Produzentenstolz, wenn er eine „schöne“ Arbeit hat, und Frau Gögercin ist zufrieden, wenn sie als Kassiererin eingesetzt wird und so zumindest eine entfernte Verbindung zu ihrer früheren Banktätigkeit herstellen kann. Leben und Arbeiten gehören für diese Beschäftigten auf eine sehr selbstverständliche Art und Weise zusammen. Sie wollen mit ihrer Berufstätigkeit etwas für ihre Familie erarbeiten, und die Arbeit hat dort ihre Grenzen, wo sie das Familienleben gefährdet. So bleibt der Feierabend und das Wochenende der Familie vorbehalten, Schichtarbeit und Überstunden lehnen sie daher ab. Gleichzeitig führt eine attraktive Arbeit oder das Interesse an der Sicherung von Rentenansprüchen bzw. beruflicher Ausbildung auch dazu, familiäre Belange für eine begrenzte Zeit zurückzustellen. So hat die Familie Krizan ihre Rückkehrspläne derzeit u.a. deshalb zurückgestellt, weil Frau Krizan eine Anstellung in einem angesehenen Lokal gefunden hat, und Frau Gögercin bleibt bis zur Rente weiter in der Bundesrepublik, obwohl ihr Mann aus gesundheitlichen Gründen bereits seit mehreren Jahren in die Türkei zurückgekehrt ist. Arbeit und Familie haben jeweils ihren selbstverständlichen Ort im Leben, die Zeitarbeit dient für eine gewisse Zeit dazu, dieses Arrangement zu stabilisieren.

1.3 Das Identitätsmodell: Zeitarbeit als Ausdruck einer bestimmten Lebensform oder eines spezifischen Habitus

1.3.1 Der Dezentrierungstyp: Zeitarbeit als Ausdruck eines ‚unabhängigen‘ Lebensstils

Für die beiden Fälle, die wir dem Typus ‚Dezentrierung‘ zugeordnet haben — Frau Asch und Herr Tietjen —, sind die Arbeit und der übrige Lebensbereich nicht gegeneinander trennscharf zu machen, sondern stehen in einem wechselseitigen Steigerungsverhältnis. So sind beispielsweise die Übergänge von der Arbeitszeit zur Freizeit fließend. Frau Asch arbeitet abends gerne länger als 17 Uhr, denn:

- 01 ...da ist es einfach ruhiger, lockerer, ne. Meistens
- 02 sind noch Kollegen da. Wir trinken noch ein Glas Sekt
- 03 dann zusammen und arbeiten. Also es ist dann 'ne ganz
- 04 andere Atmosphäre.

Hier reicht die Arbeitszeit nicht nur häufig in den „Feierabend“ hinein, sondern auch die üblicherweise trennscharfen Konturen von Arbeit und Freizeit verschwimmen zu einer eigenen „Atmosphäre“. In dieser Firma fühlt sich Frau Asch dann auch „sozusagen wie zu Hause“.

Ein ähnliches ineinanderfließen von Arbeit und Freizeit schildert Herr Tietjen, der über die Zeitarbeit ausschließlich im Bankbereich eingesetzt wird. Der Übergang von der Arbeit zur Freizeit ist für ihn:

- 01 ..kein abrupter Wechsel. Wir gehen meistens, eh, man
- 02 geht quasi nie allein weg von der Arbeit, man macht
- 03 mit Kollegen zum Beispiel Feierabend. Und.. das läuft
- 04 ineinander über, man geht zusammen weg, man redet noch
- 05 ein bißchen, meistens übers Geschäft oder über das,
- 06 was man getan hat. Und dann redet man irgendwann schon
- 07 über andere Dinge.

Diese Beispiele weisen auf einen zweiten Aspekt hin, der die Grenzen von Arbeit und Freizeit unscharf werden lässt: Kollegenbeziehungen und Freundschaftsbeziehungen sind hier oft identisch. Frau Asch, die seit langer Zeit in unterschiedlichsten Vertragsverhältnissen bei derselben Firma beschäftigt ist, wohnt ganz in der Nähe ihres Einsatzortes. Häufig teilt sie sich mit einem jüngeren Kollegen den Arbeitsweg und übernimmt es gelegentlich auch, ihn vorher telefonisch zu wecken. Noch enger ist diese Verquickung bei Herrn Tietjen: sei es, daß aus Kollegen sehr gute Freunde geworden sind oder daß Freunde, die sich selbstständig gemacht haben, ihn überreden, für sie zu arbeiten.

Bei Frau Asch und Herrn Tietjen, die beide in ihrem Arbeitsgebiet über gute Qualifikationen verfügen, gibt es ein weiteres Motiv, das Arbeit und Leben gleichermaßen durchzieht: ein starkes Streben nach Unabhängigkeit und — bei Herrn Tietjen — die starke Betonung von Bewegung und Veränderung, die bei ihm u.a. in hochgradiger geographischer Mobilität zum Ausdruck kommt. Diese Orientierungen, deren lebensgeschichtliche Ausbildung an dieser Stelle nicht rekonstruiert werden kann, sind für beide wesentliche Merkmale ihrer biographischen Konstruktion geworden. So bezeichnet Herr Tietjen sich selbst als „Globetrotter“ und lässt sich weder aus beruflichen noch aus privaten Gründen auf Dauer binden. Seine gute Qualifikation als Bankkaufmann und seine hohe Flexibilitätsbereitschaft gewissermaßen als internationale ‚Währung‘ im Gepäck, lebte und arbeitete er bereits in zahlreichen Ländern. Dabei kam ihm auch die Zeitarbeit gelegen, über die es ihm jeweils in kurzer Zeit möglich war, auch im Ausland eine Anstellung zu finden. Diese Unabhängigkeit ist es letztlich auch, die für ihn zentral ist, die Möglichkeit, zu gehen und zu bleiben, je nachdem, wie es sich aus der Situation ergibt. ‚Ambitionen‘ im Sinne einer Karriere hat er dagegen nicht. Auch wenn sein „Fernweh“ ihn sicher noch in verschiedenste Richtungen treiben wird, so hat er doch im gewissen Sinn ein Ziel erreicht: er ist in jeder Hinsicht unabhängig und hat die Möglichkeit, seinem Bedürfnis nach Mobilität und seiner Bereitschaft, sich auf soziale Beziehungen einzulassen, nachzugeben, ohne dabei beruflich ein besonders großes Risiko einzugehen:

- 01 Ich brauch' nirgendwo zu bleiben, und ich bin nicht
- 02 abhängig von „Jederzeit“ oder von der ..Bank oder was
- 03 immer das auch ist. Diese Unabhängigkeit, die hab' ich

*04 mir eigentlich auch ziemlich schwer erarbeitet. Aber
05 ich hab' sie erarbeitet, und da bin ich stolz drauf.*

Für Frau Asch besteht die Unabhängigkeit nicht in dieser Art der Mobilität. Sie hat über die Zeitarbeit ein Arbeitsverhältnis gefunden, in dem sie selbstständig als Sachbearbeiterin ein größeres Ressort unter sich hat und Entscheidungen selbst treffen kann. Die Maxime ‚etwas zu entscheiden und es hinterher bekanntzugeben‘, die sie für sich auch im privaten Bereich geltend macht, kann sie nun auch in der Arbeit realisieren. Selbstständigkeit, freie Mitarbeit, Zeitarbeit und abhängige Beschäftigung scheinen in diesem Arbeitsverhältnis nicht nur im Hinblick auf die Vertragsgestaltung zu verfließen. Insgesamt verbindet sich mit dieser Konstruktion für die Befragte „so eine Art Gefühl der Freiheit“, das ungebundene Gefühl der ‚freien Mitarbeiterin‘. Daß ihre Beschäftigungssituation dadurch faktisch über lange Zeit vergleichsweise unsicher war, tritt demgegenüber in den Hintergrund.

Beide Beschäftigte sind durch diese Verquickung von Unabhängigkeitsstreben, sozialen Beziehungen und Arbeitverhältnis zu ihrer Arbeit hochgradig intrinsisch motiviert: die verschiedenen Dimensionen verstärken sich wechselseitig. Eine von den jeweils anderen Aspekten losgelöste ‚Ambitioniertheit‘, d.h. etwa ein Karriereinteresse, dagegen entwickeln sie nicht. Die Struktur der Zeitarbeit kommt dieser Orientierung entgegen. Auf der Basis einer soliden und marktgängigen Qualifikation wird diese Beschäftigungsform für die Befragten zum Ausdruck ihrer spezifischen Lebensorientierung.

1.3.2 Der Devianz- bzw. Rebellionstyp: Acting out behaviour

Bei den Vertretern des Devianz- oder Rebellionstyps ist die Zeitarbeit weniger Ausdruck einer bestimmten Lebensform bzw. eines Lebensstils, sondern in ihr kommt ein spezifisches, sich selbst reproduzierendes Handlungsmuster zum Ausdruck.

So beschreibt Frau Reuter ihr Verhalten in diversen Betrieben immer wieder als „unverschämt“ und aufässig. Was ihr zugute komme, sei, daß sie schnell und gut arbeite, insgesamt würde sie sich aber in einigen Betrieben doch recht viel erlauben. Die Situationen, die sie in diesem Zusammenhang schildert, sind solche, in denen Arbeitgeber selbstherrlich ihre Machtposition zu Ungunsten Schwächerer ausnutzen. In diesen Fällen kommt bei ihr ein basales Gerechtigkeitsgefühl zum Tragen, dem sie spontan Ausdruck verleiht. Ihre Handlungsweise ist dabei ausschließlich reaktiv und unmittelbar. Die Folgen ihres Handelns werden in keiner Weise kalkuliert, es geht ausschließlich darum, einem Unrechtsgefühl ein Ventil zu öffnen. So fühlt sie sich beispielsweise bei einem Einsatz veranlaßt, die Kollegen im Betrieb darüber ‚aufzuklären‘, wofür ein Betriebsrat gut sei, jedoch nicht mit dem Ziel, dort langfristig etwas zu verändern. Vielmehr hat ihr Handeln nach ihrer eigenen Einschätzung für sie selbst sowie für diejenigen, deren Anliegen sie zu vertreten meinte, nur negative Folgen: sie wird in der Firma nicht mehr eingesetzt; von den Beschäftigten vermutet sie, daß es im Anschluß an ihr Erscheinen einige Entlassungen gegeben habe. Diese phantasierte Folge ihres Handelns stellt jedoch in keiner Weise die eigene Handlungsweise in Frage. Sie erzählt dies lachend. Daß die anderen „motzen“ ebenso wie sie selbst, die bloße Unmutsäußerung scheint ihr in sich selbst Legitimation genug zu sein.

Auch die Kündigung eines längerfristigen Arbeitsverhältnisses bei einem großen Metallbetrieb entsteht aus einer solchen Situation heraus, in der ihr gegenüber in ihren Augen „ungerecht“ verfahren wurde. Daß eine mündlich vereinbarte besondere Ar-

beitszeitregelung gegen ihren Willen und ohne für sie ersichtlichen Grund verändert und an die Normalarbeitszeit angepaßt werden sollte, provoziert eine Escalation des Konfliktes, die schließlich — nach Prozessen und persönlichen Anfeindungen — zu einer Kündigung führt. Nicht die Tatsache der Kündigung als solche, sondern die „Ungerechtigkeit“ der Abkehr von der alten Regelung ist es, gegen die sie sich hier empört.

Durch die Art und Weise, wie dieses Konfliktgeschehen nach dem Anstoß durch eine „Ungerechtigkeit“ gleichsam selbstläufig „abspult“, zeigt auch, wie sehr sie in ihrem Verhalten bzw. ihrer „Anti-Haltung“ konditioniert ist. Dies kommt sehr schön in der folgenden Formulierung zum Ausdruck:

- 01 *Also ich erlaub' mir da schon ziem, also (..) in der*
- 02 *Firma brauch' ich mir nich' viel zu erlauben. In B-*
- 02 *Dorf bei R., da mußt' ich mir viel erlauben.*

Sich viel erlauben zu müssen verweist auf die Dominanz von Weil-Motiven in den Handlungsantrieben. Nicht *um* ein bestimmtes Ziel mit ihrem Verhalten zu erreichen, setzt sie sich zur Wehr, sondern *weil* eine bestimmte Konstellation unweigerlich ihre Gegenwehr nach sich zieht, eine andere dagegen sie davon entlastet, sich wehren zu müssen.

Diese Handlungsstruktur ist nun allerdings bei Festanstellungen schwer durchzuhalten. Insofern dient die Zeitarbeit hier im spezifischen Sinn als Puffer. Im Notfall ist die Verleihagentur eine Instanz, die vermittelnd eingreift und Frau Reuter aus einer Situation befreit, in der sie sich dauernd viel „erlauben muß“. Andererseits kann auf diese Weise die spezifische Handlungsstruktur auch auf Dauer verlängert werden, da sie sich nie an ihren Folgen messen muß. Indem die Arbeits-Umwelten dauernd verändert werden, bleibt die Handlungsweise chronisch folgenlos: die übergeordnete Instanz bereinigt die Folgen einer Handlungsweise, die sich so in immer neuen Situation ständig reproduzieren kann (und muß).

Daß sie dort ihre spezifische Handlungsstruktur aufrechterhalten kann, macht auch für sie den Vorteil der Zeitarbeit gegenüber einer festen Beschäftigung aus:

- 01 *Weil ich auch einfach, wie g'sagt, mehr mir erlauben*
- 02 *kann. Weil die weniger an, an meiner Anwesenheit in-*
- 03 *teressiert sind. Ich mein', sind se wohl auch, ne,*
- 04 *als, aber mehr an meiner Arbeit.*

Weniger an ihrer Anwesenheit, sondern mehr an ihrer Arbeit interessiert zu sein, verweist hier auf den unvollständigeren Zugriff auf die Person in der Zeitarbeit. Solange Frau Reuter als Arbeitskraft funktioniert, werden sowohl ihre Handlungsstruktur (sich etwas erlauben können) als auch ihr berufsbiographischer Verlauf toleriert. So zitiert sie an anderer Stelle die Äußerung eines Vorgesetzten, der meinte, auch wenn sie vorher „auf den Strich gegangen sei“, sei das im Hinblick auf ihre Beschäftigung von keinerlei Bedeutung. Biographie und Handlungsstruktur bleiben also dem Zugriff des Arbeitgebers tendenziell entzogen. „Abweichende“ Biographien und Handlungsmuster können sich demnach hier besser behaupten.

In ähnlicher Weise läßt sich das Handlungsmuster bei Herrn Schön beschreiben. Auch er reagiert auf die entsprechenden Impulse nach der Logik eines „acting out behaviour“, eine kalkulierende, an Sicherheit und Arbeitsplatzhalt orientierte Handlungsweise findet man bei ihm nicht. Die Zeitarbeit stellt für sein Verhalten einen flexibleren

Rahmen dar als ein festes Beschäftigungsverhältnis, allerdings war ihm selbst dieser zu starr: Herr Schön hatte sich kurze Zeit vor dem Interview mit seinem Disponenten überworfen und gekündigt. Seine Devise „Ich bin ja gewillt, wenn man mir meinen Willen läßt“ verweist auf den weiten Spielraum, den er benötigt, damit der Automatismus seines frustrations- und rebellionsgeleiteten Handlungsmusters nicht in Gang gesetzt wird.

Charakteristisch für den Devianz-, bzw. Rebellionstyp — und ein Hinweis darauf, wie wenig die verschiedenen Lebensbereiche hier gegeneinander trennscharf gemacht werden können — ist auch die Sexualisierung der Arbeitssphäre. So haben sich etwa bei Frau Reuter in fast allen Arbeitsverhältnissen auch intime Beziehungen entwickelt, bzw. es sind aus solchen Beziehungen heraus Arbeitsverhältnisse entstanden. Aber auch im Zusammenhang mit der Zeitarbeit werden im Interview Intimbeziehungen thematisiert. So antwortet Frau Reuter als einzige im gesamten Sample auf die Frage, wie sie sich den hohen Anteil Lediger und Geschiedener in der Zeitarbeit erkläre — was vom Kontext her ganz klar auf die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zielt — mit der Vermutung, die Zeitarbeit habe eine wesentliche Funktion als Heiratsmarkt. Da auf diesen Aspekt im folgenden Kapitel noch genauer eingegangen wird, soll es hier bei diesen knappen Hinweisen bleiben. Sie dienen an dieser Stelle lediglich als Beleg dafür, wie stark sich bei den Vertretern dieses Typs die Grenzen zwischen Arbeit und Intimität, Arbeitsrolle und Persönlichkeit auflösen. Ein rollenkonformes Verhalten am Arbeitsplatz ist für sie insofern unmöglich, als sie darin einen Zugriff auf ihre ganze Person spüren, ‚sich weniger erlauben können‘. In der dauernden Rebellion zeigt sich hier insofern auch die Unfähigkeit, Rollendistanz aufzubauen, ohne permanent gegen die Rolle als ganze opponieren zu müssen.

1.3.3 Der Trajekttyp: Zeitarbeit als Ausdruck der biographischen Misere

Obwohl der Biographieverlauf des Trajekttypus derjenigen des Typus ‚selektive Reduktion‘ über weite Strecken sehr ähnelt, sind doch die biographischen Konstruktionen und die Formen der autobiographischen Thematisierung sehr unterschiedlich. Ebenso sehr differiert auch die Funktion, die der Zeitarbeit im jeweiligen Lebensarrangement zukommt. So mag etwa die Lage von Herrn Scholz einem Außenstehenden völlig aussichtslos erscheinen, und man könnte es angesichts seiner hohen Verschuldung nahezu für dysfunktional halten, daß er überhaupt einer regelmäßigen Beschäftigung nachgeht: dennoch gelingt es ihm, mittels der Zeitarbeit ein Ordnungsmodell aufzubauen, das seinem Leben eine gewisse Struktur gibt. Demgegenüber kommt in dieser Form der Beschäftigung für Herrn Kellner, unserem Referenzfall für den Trajekttyp, letztendlich seine biographische Misere geradezu zum Ausdruck. Die ständige ‚Flucht‘ vor Gläubigern und Pfändungen, die ein ‚normales‘ Beschäftigungsverhältnis für ihn kaum möglich machen, lassen die Zeitarbeit als letzte Nische auf dem Arbeitsmarkt erscheinen. Dort kann er durch die Art der Entlohnung — etwa dadurch, daß ein gewisser Lohnanteil als ‚Auslösung‘ nicht in den regulären Arbeitslohn eingeht — ein minimales ‚Taschengeld‘ vor der Pfändung retten. Während aber für Herrn Scholz, dessen Lage sich objektiv wohl nicht besser darstellt als diejenige Herrn Kellners, die mittels der Zeitarbeit bewerkstelligte Ordnungsleistung allein schon ein Teil seiner biographischen Konsolidierung ist, wird für Herrn Kellner die Zeitarbeit geradezu zum Ausdruck seiner Misere. So symbolisieren die wöchentlichen geringen Abschlags-

zahlungen gewissermaßen seine Entmündigung im Hinblick auf seine weitere Lebensplanung und -gestaltung. Um es in Anlehnung an einen klassischen Topos zu formulieren: bei Herrn Scholz symbolisiert die Zeitarbeit einen gewissen stillen Protest gegen sein Elend, während es für Herrn Kellner darin gerade zum Ausdruck kommt.

Wenn hier dieser Typ also als eine Form des Identitätsmodells vorgestellt wird, so stellt dies gegenüber dem Dezentrierungstyp sicher das andere Extrem dar. Um einen Lebensentwurf, in dem Zeitarbeit aktiv ‚genutzt‘ würde, handelt es sich dabei sicherlich nicht. Dennoch sind auch hier, wenn auch in einer ganz anderen Weise, Leben und Arbeit nicht zu trennen: das Leben reduziert sich auf die Form der Arbeit, die noch zugänglich ist und die perspektivlos aufrechterhalten wird. Die Hoffnung auf das Lottoglück bietet hier den einzigen — unwahrscheinlichen — Ausweg.

2. Muster des Bezugs auf Intimität und Generativität: Restabilisierung, Auflösung und Verschiebung von Grenzen

Vorbemerkung: Korrespondenz von diskontinuierlichen Erwerbsformen und instabilen bzw. individualisierten Lebenslagen bei Zeitarbeitskräften

Ein empirischer Anlaß, nicht nur auf die Spezifität der Arbeitsverhältnisse von Zeitarbeitern zu achten, sondern auch die privaten Lebensarrangements einer genaueren Betrachtung zu unterziehen, ergab sich bereits vor der Interpretation der biographischen Interviews aus den Ergebnissen der Erhebung der sozialstatistischen und berufsbiographischen Daten von 518 Zeitarbeitnehmern. Ein besonders prägnantes Resultat waren hier die Unterschiede im Familienstand im Vergleich zum Durchschnitt der erwerbstätigen Bevölkerung. Die Untersuchung ergab einen weit überdurchschnittlichen Anteil lediger (56,7 %) und geschiedener (16,9 %) Zeitarbeitnehmerinnen in allen Altersgruppen.³ Es deutete sich hier also eine Korrespondenz von diskontinuierlichen Erwerbsformen und instabilen bzw. individualisierten Lebenslagen an.

Die genauere Ausleuchtung der privaten Lebensverhältnisse in biographischen Interviews mit männlichen und weiblichen Zeitarbeitnehmern präzisierte und differenzierte den aufgrund der quantitativen Analyse gewonnenen Eindruck und ermöglichte es zu überprüfen, was sich hinter dem bloßen Hinweis auf den Familienstand an realen Lebensverhältnissen verbirgt.

Wir wollen hier nun zunächst einen Überblick über die privaten Lebenslagen und Haushaltsformen der von uns Befragten geben, ehe wir die verschiedenen Muster des Bezugs auf Intimität und Generativität darstellen, die sich bei der Interpretation der biographischen Interviews rekonstruieren ließen.

Bei der Befragung von 60 Zeitarbeitnehmern — einem teilweise geschichteten Sample — reproduzierte sich im Hinblick auf den Familienstand nicht exakt das Ergebnis der größer angelegten Untersuchung, jedoch zeigen sich ähnliche Proportionen.

Es ergab sich bei den Interviewpartnern ein Verhältnis von 47 % Ledigen, 23 % Geschiedenen, 28 % Verheirateten und 2 % Verwitweten.⁴

3 Die Auswertung beschränkte sich hier aufgrund der Datenlage auf Zeitarbeitnehmerinnen. Vgl. dazu Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Wohlrab-Sahr, M. (1987): Diskontinuität und Berufsbiographie: das Beispiel der Zeitarbeit, in: Soziale Welt, Jg. 38, S. 498-521.

4 Wenn hier Prozentzahlen angegeben werden, so kann es dabei angesichts der kleinen Grund-

Dieses Ergebnis, bei dem der geringe Anteil von Zeitarbeitern in formalisierten partnerschaftlichen Bindungen auffällt, gewinnt nun noch dadurch an Brisanz, daß von den verheirateten Befragten nahezu jeder Dritte bereits einmal geschieden war. Die formalisierten Bindungen selber weisen also offenbar einen hohen Grad von Instabilität auf.

Ergeben sich aus dem Familienstand bereits erste Hinweise auf Prozesse der Individualisierung innerhalb der von uns befragten Gruppe, so bringt die Betrachtung der Haushalts- und Lebensformen hier zusätzliche Aufschlüsse: Von den Interviewten leben 42 % allein, 15 % in nichtehelichen Lebensgemeinschaften, 8 % in Wohngemeinschaften, 5 % (noch oder wieder) bei den Eltern, sowie 28 % in einer Ehe bzw. Familie.

Neben dem hohen Anteil Alleinlebender, der deutlicher als das bloße Ledigsein auf reale Individualisierungsprozesse verweist, fällt die große Zahl nichtformalizierter gemeinschaftlicher Lebensformen ins Auge. Dabei handelt es sich meist nicht um Formen „jugendlichen“ Zusammenlebens. So ist beispielsweise jeder zweite Zeitarbeiter unseres Samples, der in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft oder Wohngemeinschaft lebt, bereits geschieden. In einigen Fällen solcher Lebensgemeinschaften ist eine (erneute) Heirat ins Auge gefaßt oder zumindest nicht ausgeschlossen. Andere bestehen jedoch in dieser Form schon über lange Jahre und sind offenbar eher als Alternativen zur Ehe konzipiert. Von jedem dritten Befragten, der in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft lebt, wissen wir außerdem, daß sein Partner bereits eine gescheiterte Ehe hinter sich hat, aus der auch Kinder hervorgegangen sind.

Insgesamt erscheinen — im Hinblick auf die privaten Lebensverhältnisse — in unserem Interviewsample allgemeinere Tendenzen des Umbruchs familialer Verhältnisse wie in einer Sammellinse gebündelt: die generell zunehmende Individualisierung der Lebensverhältnisse, die wachsende Instabilität und Reversibilität von Ehen und die verstärkte Tendenz, nicht-formalisierte Beziehungen einzugehen, sind innerhalb dieser Gruppe überscharf ausgeprägt. Diese Charakterisierung bestätigt sich auch im Hinblick auf den Umfang und die Art der Einbeziehung von Kindern in private Settings: So hat nur etwa jeder Vierte der von uns Befragten Kinder. Von diesen wiederum lebt nur die Hälfte mit ihren Kindern in einem Haushalt.⁵

Bei der genauen Interpretation der biographischen Interviews werden unterschiedlichste Formen des Bezugs auf Intimität und Generativität ersichtlich. Dabei reicht das Spektrum von der verheirateten, schwangeren Frau Anfang zwanzig, die selbstverständlich für die Zeit der Kindererziehung auf eigene Erwerbstätigkeit verzichten will (Frau Münch), bis hin zum alleinlebenden Ingenieur, dessen Lebensweg Frauen höchstens kurzfristig und zufällig „kreuzen“, der aber eine Partnerschaft für sich ausschließt (Herr Jung). Sind mit diesen beiden Fällen lediglich die Ränder des Spektrums skizziert, das unser Sample umfaßt, so läßt sich doch eine generelle Tendenz ausmachen: Intimverhältnisse und Familienkonstellationen, die einen selbstverständlichen Bezug auf Partnerschaft, Familie und Kinder implizieren, stellen bei den von uns Befragten die Ausnahme dar. Welche anderen Formen des Bezugs auf Intimität und Generativität sich dagegen in unserem Sample finden, soll im folgenden rekonstruiert werden.

gesamtheit nur darum gehen, einen ungefähren Eindruck von der Merkmalsverteilung zu geben.

5 Während die Kinder der männlichen Zeitarbeitnehmer in diesen Fällen von ihren geschiedenen oder getrennt lebenden Partnerinnen aufgezogen werden, sind die Kinder der Zeitarbeiterinnen meist schon aus dem Haus bzw. werden von der Großmutter erzogen.

2.1 Individualisierte Familienorientierung (Produktivitätstypus)

Wir wollen hier zunächst auf eine Gruppe von Zeitarbeitern eingehen, bei denen der Bezug auf Ehe und Familie in sehr selbstverständlicher Weise vorhanden ist, wenn er auch mit deutlichen Individualisierungsprozessen einhergeht. Charakteristischerweise handelt es sich dabei um ausländische Beschäftigte.⁶

Individualisierungsprozesse zeichnen bereits den Entwicklungsgang der Betreffenden vor dem Hintergrund einer traditionalen Umwelt aus und setzen sich in ihren eigenen Familien- und Intimbeziehungen fort. Dies soll kurz an zwei Fällen illustriert werden. Der erste Fall ist der eines zweifundvierzigjährigen jugoslawischen Metallfacharbeiters (Herr Krizan), der im Zusammenhang mit seinem sportlichen Engagement mit siebenundzwanzig Jahren in die BRD gekommen ist und seitdem hier lebt. Er fühlt sich nach wie vor eng mit seiner Herkunftsfamilie in Jugoslawien verbunden, hat dort ein Haus gekauft und will mit seiner Frau und seiner Tochter irgendwann dorthin zurückkehren. Im Interview präsentiert er sich als überschwänglicher Familienvater. Gleichzeitig lässt sich gerade dieser demonstrative Familienbezug nur auf dem Hintergrund eines lebensgeschichtlichen Individualisierungsprozesses verstehen. Dazu gehört die Emigration in die BRD ebenso wie die Tatsache, daß er mit seiner jetzigen Frau seit Anfang der siebziger Jahre ca. zehn Jahre unverheiratet zusammenlebte und eine formelle Bindung damals offenbar ablehnte:

„Also, so wie es immer im Leben ist, ich hab auch damals gedacht, Heiraten, ehrlich gesagt, ich war nicht für das Kind und nix.“

Als er jedoch mit etwa vierzig Jahren schließlich doch noch ‚später Vater‘ wird, beginnt für ihn eine „neue Geschichte“. Durch das gesamte Interview zieht sich die Einteilung der Biographie in eine Vor- und eine Nachkinderphase. Das einzige und späte Kind wird zum Ausgangspunkt einer Neuinterpretation des eigenen Lebensentwurfs:

01 ...wo ich allein war, Leben war für mich ganz anders.
 02 Wo ich das Kind habe, ist wieder was anders geworden.
 03 Sind zwei Geschichten. Und das ist etwas, was ich
 04 eigentlich nicht richtig ausdrücken kann. Früher war
 05 das, bis das Kind nicht geboren war, Leben war irgend-
 06 wie... ich hab wohl heute bis morgen gelebt, und da
 07 war ich zufrieden und manchmal war ich glücklich,
 08 manchmal war ich unglücklich. Es kommt drauf an, in
 09 welcher Beziehung, aber mehr war ich glücklich als
 10 unglücklich. Ich meine, in der Beziehung, und dann
 11 später, ich war glücklich, wenn ich nach Hause kam und
 12 seh die Kleine. 'Papa', das war für mich... eh, da hab
 13 ich so ein Herz, ich hab gedacht, ich bin Gott.

(...)

14 Durch das Kind hat sich alles, eh, umgeändert. Da kann
 15 ich, eh, da muß ich, muß ich nicht, aber ich will für

⁶ Eine ähnlich ungebrochene Orientierung hin auf Ehe und Familie findet sich außerdem bei der eingangs erwähnten Frau Münch), die allerdings auch einen italienischen Vater hat. Da dieser Fall aufgrund der Jugendlichkeit der Befragten mit den anderen Fällen schlecht vergleichbar ist, soll auf ihn hier nur hingewiesen werden.

- 16 *das Kind dasein.*
 17 (...) Ach, was hab' ich gesagt, ich wander' nach
 18 Australien, und so was... /ach ja/ Ja! Mein Gott, das
 19 ist alles, war alles... Wo sie geboren ist, da war es
 20 schon da, da bin ich stolzer Vater gewesen, verstehen
 21 Sie?

(Interview: Krizan)

Wird hier sehr plastisch beschrieben, wie sich durch die Geburt des Kindes in neuer Weise Commitment herstellt („ich will für das Kind dasein“ 15-16), so wird gleichzeitig die hochgradige Sinnbesetzung von Intimbeziehungen, bzw. hier: der Vater-Tochter-Beziehung auf dem Hintergrund eines individualisierten Lebens erkennbar. Über das einzige Kind vermittelt sich ein neuer Lebensinhalt, eine neue Selbstwertschätzung („ich hab gedacht, ich bin Gott“; 13), aber auch eine neue zeitliche Strukturierung des Lebens. Die vorher im wesentlichen als occasional charakterisierte Struktur („ich hab wohl heute bis morgen gelebt“; 06) wird durch eine stärker kontinuierliche abgelöst, die am Entwicklungsgang des Kindes orientiert ist. Es wäre in diesem Fall wohl angebracht, im Unterschied zu einer traditionalen Familienorientierung von einer „Kindorientierung“ zu sprechen.⁷

Eine etwas andersartige Verknüpfung von objektiver Individualisierung und starkem Familienbezug findet sich bei einer ca. sechzigjährigen türkischen Zeitarbeiterin (Frau Gögercin). In ihrer Biographie zeigen sich bereits früh deutliche Individualisierungsprozesse. So hebt die aus einer gehobenen sozialen Schicht stammende Frau sich durch eine Liebesheirat mit einem Mann weit unterhalb des Status ihrer Familie von ihrer traditionalen Umwelt ab. Der Prozeß der Individualisierung setzt sich fort, als sie zunächst ohne ihren Mann als „Gastarbeiterin“ in die BRD geht, wohin dieser erst später nachkommt. Als er aus gesundheitlichen Gründen in die Türkei zurückkehrt, bleibt sie hier, um sich selbst den Rentenanspruch und ihren Söhnen eine adäquate Ausbildung bzw. Berufserfahrung zu sichern. Momente objektiver Modernität und Arbeitsmarktindividualisierung, wie etwa die Pionierrolle der Frau, das Getrenntleben des Ehepaars und die Orientierung an individueller sozialer Sicherung verbinden sich hier mit einem starken Familienbezug, der sich in einem ausgeprägten Familienleben des ‚deutschen‘ Familienzweigs ebenso äußert wie in der Betonung der Liebesehe, mit der das faktische Getrenntleben bewältigt werden kann.

Daß diese Beschäftigten Zeitarbeit machen, erklärt sich zum Teil aus ihrer benachteiligten Stellung auf dem deutschen Arbeitsmarkt. Frau Gögercin etwa, die in der Türkei die höhere Schule besucht und eine Banklehre absolviert hat, aber in der Bundesrepublik nur in ungelerten Tätigkeiten Beschäftigung fand und darüber hinaus mit 50 Jahren in ihrer alten Firma entlassen wurde, sieht in der Zeitarbeit die einzige Möglichkeit, zumindest nicht als Putzfrau arbeiten zu müssen. Hier kann sie einen Rest Arbeitnehmerstolz bewahren.

Allerdings ist mit dieser Arbeitsform auch die spezifische Familienorientierung dieser Gruppe von Befragten in gewisser Weise kompatibel, etwa in dem Sinne, daß Rückkehroptionen hier flexibel gehalten werden können.⁸ So ist Herrn Krizan bei seinen

7 Vgl. dazu auch Kaufmann, F.-X. (1988): Familie und Modernität, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie, Konstanz, S. 398.

8 Dieses Motiv findet sich übrigens auch bei der bereits erwähnten Frau Münch: auch sie hat starke Bindungen nach Italien und zieht es in Erwägung, mit ihrem Mann dorthin auszuwandern.

Rückkehrplänen bisher immer etwas dazwischengekommen („Liebe oder irgendwas kam immer dazwischen, ist doch menschlich, oder?“), jedoch hält er nach wie vor daran fest. Die Kompatibilität von familiärem und beruflichem Bereich ist innerhalb dieses Musters auf eine sehr selbstverständliche Art und Weise komplementär strukturiert. Man arbeitet, um mit und für seine Familie zu leben, ohne daß dies am Arbeitsplatz in einer „instrumentellen“ Einstellung zum Ausdruck käme. Selbstverständlich ist es in diesen Fällen auch, daß beide Partner zum Lebensunterhalt und zur Zukunftssicherung der Familie beisteuern.

2.2 Die Ehe als Festung gegen die Gefahren der Moderne (Differenztypus)

Dieses Muster findet sich in unserem Sample vor allem bei Zeitarbeitern/-innen, die sich aus proletarischen Milieus mit engem Familienbezug herausgelöst haben, zu denen sie noch immer in einem ambivalenten Verhältnis stehen (Frau Schneider-Westfal, Herr Nau, anders: Herr Westfal). Einerseits steht dieses Milieu für Familiensolidarität und Zusammenhalt, andererseits implizierte es auch Enge und behinderte zum Teil gravierend die persönlichen Entwicklungsmöglichkeiten. Die Lösung aus dem Herkunfts-milieu vermittelte sich teilweise über berufliche Aufstiegsprozesse, zum Teil auch über harte Ablösungskonflikte. Die daran anschließenden biographischen Odysseen gingen häufig bis an die Grenzen physischer und psychischer Belastbarkeit und mündeten in der Regel nicht in eine stabile berufliche Laufbahn ein. Meist tragen die Betreffenden noch immer an den finanziellen oder psychischen Folgewirkungen dieser Zeit. Mit den beruflichen Instabilitäten waren häufig auch private verbunden, einige der Interviewten sind bereits geschieden und leben in ihrer zweiten Ehe. Keine(r) von ihnen hat Kinder. Während in einem Fall — es handelt sich um ein Ehepaar, in dem beide Zeitarbeit machen — sich beide Partner je für sich definitiv gegen ein Kind entschieden haben, wird es in einem anderen Fall sehnlich erwünscht. Gemeinsam ist diesen verschiedenen Haltungen, daß in dieser Frage — z.T. in Abwehr einer vorher aufgebauten übergroßen Komplexität — Klarheit geschaffen wurde: eine klare, wenn nicht rigide Option dagegen, die durch eine Sterilisation sanktioniert wird, auf der einen Seite, eine klare Option dafür im anderen Fall. Immer scheint jedoch hinter dieser Entscheideneinheit die Unsicherheit und Komplexität auf, die damit abgewehrt wird.

Gegen all diese biographischen und beruflichen Wirren und Instabilitäten, zum Teil gegen die Unsicherheiten und Bedrohungen des modernen Lebens insgesamt, das mit „Konsumgesellschaft“, „Materialismus“ oder Ähnlichem etikettiert wird, wird die Ehe als stabile Festung gesetzt. Der Partner fungiert als Sinnstifter der neu ausgerichteten Existenz, es werden die Grenzen sowohl zum früheren Leben als auch zum Externen, das die Partnerschaft bedroht, betont. Die Männer, bei denen sich dieses Beziehungs-muster findet, bedienen sich dabei einer Liebessemantik, deren Vokabular der Welt der Ritter entlehnt ist (Burg, Festung, Besetzen etc.) (Herr Nau, Herr Westfal), während die Frau Zusammengehörigkeit, aber auch persönlichen Besitz des Partners betont (Frau Schneider-Westfal). Als charakteristisch kann die folgende Äußerung von Herrn Nau gelten:

dern. Angesichts der Tatsache, daß sie selbst nie längere Zeit dort lebte und ihr Mann beruflich stark engagiert wird, muß man die Umsetzung dieser Option allerdings wohl in Frage stellen.

01 Heute sind wir von unserer Konsumgesellschaft so über-
 02 sättigt, so vollgepropft, vom Materiellen her gese-
 03 und dann... wat will man eigentlich noch mehr erwarten
 04 oder so. Da muß man ein bißchen aufpassen, dat man
 05 sich da nich' noch mehr drin verfängt. Heute muß man
 06 glücklich sein, wenn man einen Partner findet, mit dem
 07 man den Mut hat, zusammenzubleiben oder irgendwas auf-
 08 zubauen. So sehe ich das heute. Heute is das unheim-
 09 lich wichtig, einen Partner zu haben und auch schwer,
 10 einen Partner zu finden, wo man sich versteht, und wo
 11 man weiß, wat man will. Und wo man sich sagt, so baut
 12 man sich was, daß man sagt: So, bis hierhin könnt ihr
 13 kommen, aber dann hört's auf. Wir beide sind die Fe-
 14 stung, oder die Burg oder so.

(Ja, ja. Also ne Burg aufbauen gegen diese Provokation.)

15 Ja.

(Wogegen noch?)

16 Ja, auch von außen her. Alles, ob das jetzt Freunde
 17 sind... Auch Freunde können einen schlechten Einfluß
 18 haben oder negativen Einfluß. Arbeitsmäßig, alles.
 19 Wenn man krank ist oder so, daß man jemanden hat, wo
 20 man weiß, der steht zu einem. Oder auch seelische Pro-
 21 bleme, egal, wat das is'. Und darum sage ich, dat is'
 22 heute unwahrscheinlich wichtig, daß man einen guten
 23 Partner hat. Von der Außenseite kann uns eigentlich
 24 niemand was, weil die ja wieder genau im gleichen
 25 Kreislauf drin sind und die ja auch ihre Probleme ha-
 26 ben. In einer so übersättigten Gesellschaft, wie wir
 27 die heutzutage haben, is dat sowieso unheimlich
 28 schwierig, jemanden zu finden, der sich noch mit ande-
 29 ren Leut's Problemen befaßt.

(Interview: Nau)

Deutliche Parallelen finden sich hier zum Konzept der Ehe als „companionship“, wie es etwa von Burgess und Locke in den 40er Jahren beschrieben und propagiert wurde.⁹ Darin wurde Ehe als intime Institution gedacht, die nur in dieser Form ein Gegengewicht zu Anonymität und Vereinzelung in der Großstadt bilden könne und daher nur so überlebensfähig sei. Wesentliche Bestimmungen davon werden auch in dem obenstehenden Zitat kenntlich. Wird einerseits die Unwahrscheinlichkeit einer Partnerschaft in der heutigen Zeit betont (07-12; 28-30), so gewinnt diese doch, wenn sie zustande gekommen ist, andererseits Stabilität durch die normative Differenz zur gesellschaftlichen Umwelt (24-30). Da nur hier Verständnis und wechselseitige Hilfe erwartbar sind, muß die companionship um so mehr zur „Außenseite“ hin gesichert, müssen die Grenzen zur Umwelt betont werden.

⁹ Burgess, E.W./Locke, H.J. (1950): The Family, New York. Vgl. dazu auch: Leupold, A. (1983): Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen, in: ZfS 12, S. 297-327, hier: S. 313, sowie: Parsons, T./Bales, R.F. (1960): Family, Socialization and Interaction Process, Illinois, S. 17, FN 15.

So unterstreicht etwa ein anderer Interviewpartner ganz in diesem Sinne die Unvereinbarkeit von Beruf und Familie (Herr Westfal). Das Berufliche gilt es daher auf ein unnötiges Minimum (vor allem an innerer Beteiligung) zu reduzieren, um den privaten Bereich von störenden Einflüssen zu entlasten und das Engagement ganz auf die Paarbeziehung konzentrieren zu können. Aus dieser Bestimmung heraus wird auch die Funktion ersichtlich, die Zeitarbeit innerhalb eines solchen Settings einnimmt. Sie gilt als reiner „Job“, als instrumentell betriebener Broterwerb, der von weitergehenden beruflichen Commitments entlastet. Allerdings ist meist unübersehbar, daß dieser Instrumentalismus als Abwehrmechanismus mobilisiert wird. Die Befragten dieser Gruppe haben teilweise Phasen hinter sich, in denen das berufliche Engagement mit dem Privatleben eng verwoben war, und mangelnde Abgrenzung gegenüber den beruflichen Anforderungen zu starken Belastungen führte.

Die Stabilisierung dieser Art von Beziehung verläuft über gemeinsames Engagement, sehr stark aber auch über Gespräche. Im Fall des Ehepaars Westfal/Schneider-Westfal kommt es sogar zur Ausbildung einer eigenen Systemzeit gegenüber der sozialen Umwelt. So erwähnt Herr Westfal, seine Frau und er hätten das Gefühl, schon viel länger verheiratet zu sein, als dies tatsächlich der Fall sei. Auch auf der Ebene der Alltagszeit wird erkennbar, daß das Ehepaar versucht, sich in seinen Freizeitgewohnheiten von der Zeit der Umwelt abzukoppeln. Dazu gehört der gezielte Gebrauch des Videorecorders ebenso wie die antizyklische Plazierung von Urlaubsphasen außerhalb der Hochsaison sowie die strategische Nutzung unbezahlter Urlaubstage in der Zeitarbeit.¹⁰ Zu dem hier skizzierten Muster gehört auch, daß nach außen hin häufig die Gleichberechtigung der Partner betont wird, wenn auch in der direkten Interaktion gelegentlich die Dominanz eines Partners ersichtlich wird. Diese Betonung der Gleichberechtigung ist in einem Fall (Herr Westfal) mit explizit androgynem Gedankengut verbunden, in dem Symmetrieideale besonders plastisch zum Ausdruck kommen. In all diesen Fällen waren die Partner der Interviewten im übrigen während des Interviews anwesend. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß diese spezifische Form der Intimbeziehung in gewisser Weise eine „Lösung“ für die mit Prozessen der Milieuentfremdung und Individualisierung einhergegangenen Verunsicherungen darstellt, indem das in diesem Kontext aufgebaute (oder verstärkte) Unruhepotential stillgestellt wird. Die Zeitarbeit erweist sich für dieses Ehekonzzept insofern als funktional, als sie sich instrumentell nutzen läßt und die weitgehende Konzentration auf das Binnensystem Ehe erlaubt. Das Verhältnis zwischen der Institution Ehe und dem Bereich der Arbeit als einer relevanten Umwelt ist hier im wesentlichen komplementär gedacht. Im Unterschied zum oben geschilderten Muster ist diese Komplementarität jedoch sehr viel stärker bewußt konstruiert. Ist die Betonung der Systemgrenzen im ersten skizzierten Muster noch selbstverständlich normativ verankert und daher auch durch Arbeitsmarktindividualisierung und Mobilität nicht gefährdet, so wird hier bereits ersichtlich, welche Mühe es kostet, das Leitbild der Ehe als fester Burg gegenüber als bedrohlich empfundenen Modernisierungsprozessen zu behaupten. Die Ehe als eigenständiges Wertmilieu bedarf hier bereits der Sicherung, was auf erste Bruchstellen dieser Institution verweist. Um es mit den Worten Luhmanns auszudrücken: „Eine formulierte idée directrice — das ist schon der Anfang vom Ende einer Institution.“¹¹

10 Vgl. dazu auch die Falldarstellung Schneider-Westfal in Kap. IV.

11 Luhmann, N. (1970): Institutionalisierung — Funktion und Mechanismus im sozialen System der Gesellschaft, in: Schelsky, H. (Hrsg.): Zur Theorie der Institution, Düsseldorf, S. 28-41, hier: S. 32.

2.3 Partnerschaft¹² (Defensive Autonomie)

Während im oben genannten Muster vor allem die Grenzen des Ehesystems zur Umwelt betont werden, werden in dem nun dargestellten Muster diese Grenzen durchlässiger. Dies äußert sich bereits in der Haltung und Darstellung gegenüber den Interviewern. Zwar sind auch hier die Partner der Befragten während gewisser Phasen des Interviews anwesend, verfolgen aber zwischenzeitlich ihre eigenen Angelegenheiten. Das Interview wird hier von den Befragten nicht als Paar- oder Familiengespräch definiert, sondern als Einzelinterview. Von diesem braucht der Partner nicht notwendigerweise ausgeschlossen zu werden, zieht sich aber über weite Strecken höflich zurück.¹³ Im Unterschied zum Strukturtyp der „festen Burg“ werden hier in den Interviews auch Differenzen zwischen den Partnern deutlich, sei es in deren Interaktion oder dadurch, daß sie von den Befragten direkt thematisiert werden. Die Paarbeziehung wirkt so bereits aufgrund äußerer Eindrücke nicht im selben Maß als geschlossenes System. Ein solcher Dissenspunkt scheint in den Fällen, auf die hier vor allem Bezug genommen werden soll (Herr Dinser, Frau Bogner), im Kinderwunsch zu liegen. Während aus Herrn Dinsers Äußerung auf die Frage, ob er Kinder wolle, nur indirekt zu erschließen ist, daß er mit diesem Wunsch in der Partnerschaft alleine steht („Ich selbst ja. Schon, ja.“), wird im Interview mit Frau Bogner dieser Dissens offen thematisch:

(Sie sagten vorhin, daß Sie auch Kinder haben wollen. Steht das für Sie fest oder is' das jetzt so 'ne Überlegung?)

01 Ja, das is grundsätzlich 'ne Überlegung. Eh, wenn,
 02 dann möcht' ich zumindest eh, ein Kind. Das is' aber
 03 jetzt so, daß mein Freund schon 'ne Tochter hat, die
 04 bei der Mutter lebt, und daß eh, ja, mit dreiundvier-
 05 zig auch ein Vater nicht mehr so ganz jung is', wie
 06 er's vielleicht gerne möchte.

(Und auch wieder von vorne anfangen.)

07 Ja, und ich kann ihn da durchaus verstehen. Daß, wenn
 08 man das schon erlebt hat und wenn man schon 'n gewis-
 09 ses Alter erreicht hat, daß man dann eher leben möch-
 10 te, ohne jetzt die Verantwortung für'n Kleinkind. Was
 11 ja sehr viele Opfer erfordert. Daß man dann eben lie-
 12 ber reisen möchte oder sich mehr leisten möchte, das
 13 versteh' ich auch. Und er versteht mich insofern, daß
 14 ich eben als junge Frau auch gerne Mutter sein möchte.

12 Der Begriff „Partnerschaft“ wird hier nicht im landläufigen Sinn als Synonym für Ehen oder Lebengemeinschaften gebraucht, sondern in dem Sinn, wie er bei Andrea Leupold (1983, a.a.O., S. 323) im Unterschied zum Konzept der „romantischen Liebe“ verwendet wird. Die Autorin unterscheidet die beiden Liebescodes dadurch, daß die auf romantische Liebe gegründete Ehe gerade die Differenz zur Gesellschaft als sinngebend erfahre, während der Übergang zur Partnerschaft „eine Umstellung von Komplementarität auf strukturelle Affinität von Wertgrundlagen, Normen etc. als der präferierten Form der Sicherung innergesellschaftlicher Kompatibilität“ impliziere. Das Konzept der „Partnerschaft“ ist also mit einer Öffnung der Grenzen des Systems „Ehe“ verbunden.

13 Diese Differenz im Verhalten der Paare gegenüber den Interviewern unterstreicht noch einmal die Bedeutung des Interviewsettings als zu berücksichtigendes Verhaltenselement, auf die wir bereits an anderer Stelle hingewiesen haben.

- 15 Und da wir also beide sehr kompromißfähig sind, glaub'
 16 ich, daß wir diese Dinge irgendwann 'mal (...) Da seh'
 17 ich eigentlich keine Probleme. Mir würde auch jetzt
 18 als Frau, eh, wie soll ich sagen, ich wär', für mich
 19 wär' das nich' negativ, wenn ich jetzt kein Kind hät-
 20 te. Ich glaub', ich könnt' mich, wenn es nicht geht,
 21 irgendwie damit abfinden können. Das wär' für mich
 22 kein großes Problem.

(Interview: Bogner)

Wenn auch hier die Kompromißfähigkeit des Paars hervorgehoben wird und von daher letztendlich die Betonung der Gemeinsamkeit die Oberhand behält, ist doch die Thematisierung divergenter Perspektiven im Unterschied zum oben geschilderten Strukturtyp charakteristisch. Familienkonstitution wird hier sehr viel stärker zum Gegenstand partnerschaftlicher *Verhandlungen*, man ist sich nicht einfach im Votum für oder gegen ein Kind einig. Diese Dominanz von Verhandlung und Entwicklung geht auch in die Form der Beziehung selbst ein: Während die dem Strukturtyp „feste Burg“ zugerechneten Paare sehr schnell, nachdem sie sich kennenlernten, heirateten und damit auch einen Schlußstrich gegenüber ihrem vorherigen Leben zogen, leben oder lebten die Paare, deren Beziehungen als „Partnerschaft“ charakterisiert wurde, längere Zeit in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft. Eine Heirat wird allerdings von keinem ausgeschlossen. Die allmähliche Wandlung des persönlichen Standpunktes im Hinblick auf Ehe und Familiengründung, ohne daß damit ein konversionshafter Umbruch verbunden wäre, wird vor allem im Interview mit Herrn Dinser, einem dreißigjährigen Elektroinstallateur, deutlich:

- 01 Also, es gab 'mal 'ne Zeitlang, da hab' ich gesagt:
 02 Heiraten nie! Zusammenleben ja. Äh, heute würd ich sa-
 03 gen: Zusammenleben weiterhin ja, äh, Heiraten, äh, muß
 04 sich ergeben. (...) Eh, hm, wenn ich so'n Scheinchen
 05 da unterschreibe, bzw. zum Standesamt hingehe, dann is
 06 ja, legalisiere ich ja das nur, eh, dem Gesetz nach,
 07 dem Staat nach, das, was ich vorher auch schon jahre-
 08 lang gemacht hab'. Mehr mach' ich ja dadurch nich'.
 09 Denn dadurch ändert sich ja mein Leben nich'. Das ein-
 10 zige, was sich dadurch ändert, is' meine Steuerklasse.
 11 Ne, das is das einzige, was sich ändert. (...) Aber
 12 ansonsten, eh, irgendwo im Hinteren kommt dann immer
 13 noch so'n kleiner Revolutionär vor, der sagt: wozu
 14 eigentlich eh, mir das vielleicht noch vom Staat be-
 15 stätigen zu lassen, ja, daß ich da 'ne Frau liebe.
 16 Wozu eigentlich, ne? (...)

(...)

(Und finden Sie, daß man das (= Kinder) planen sollte?)

- 17 Eh, ich bin der Meinung, man eh, sollte zumindestens
 18 überlegen, ob man sich das eh, nich' sich selbst gegen-
 19 über, sondern den Kindern gegenüber überhaupt leisten
 20 kann.

(Was meinen Sie jetzt damit?)

21 *Hm, erstmal eh, vom täglichen Leben, Interessen, die
22 man hat. Finanziell. Ob man's überhaupt, den Kindern
23 gegen überhaupt ver, eh, gegenüber verantworten kann,
24 eh, daß man sie überhaupt in die Welt setzt, ne. (.)*
 25 *Wobei ich also schon lange davon abgegangen bin, von,
26 früher waren das also so, so Modesprüche, naja in die-
27 se Welt kann man also keine Kinder setzen, bei der Re-
28 gierung, bei den Pershing hier ringsum. Also des.,,*
 29 *weil wenn man, eh, also aufgrund dessen keine Kinder
30 mit solchen Sprüchen in die, oder mit solchen Gedan-
31 ken in die Welt setzt, also irgendwo, eh, is für mich
32 total unrealistisch. Solche Leute sind für mich ir-
33 gendwo nich' realistisch genug. Weil irgendwo, ich
34 hab' ja 'mal so 'rum, haben ja auch, zwar früher auch
35 so gedacht, ja in diese Welt auf keinen Fall. Ich seh
36 ja, was um mir 'rum is, Umweltverschmutzung und dies
37 und jenes. Setz' ich doch keine Kinder, das wäre 'n
38 Verbrechen. Also eh, bin ich also nich' der Meinung.
39 Das.. halt' ich für'n Modeding. 'n vorübergehendes
40 Ding eigentlich.*

(Also Sie meinen diese Verantwortung mehr so aus'm persönlichen Bereich?)

41 *Persönlich, ja sicher. /hm/ Das kann, kann ja nur mit
42 'm persönlichen Bereich zu tun haben. Ich kann, ich
43 kann, ich kann nich' danach gehen, was meine Nachbarn
44 sagen. Oder meine Umwelt dazu sagen. Das is meine Sa-
45 che, meine Umwelt kommt für meine Kinder nicht auf.
46 /hm/ Nur ich kann das. Oder ich muß es denn.*

(Interview: Dinser)

Deutlich wird in diesem längeren Interviewzitat die Entwicklung zu stärkerer Selbststeuerung des Verhaltens in der Auseinandersetzung mit Ehe und Familiengründung, was hier in erster Linie als Abkehr von der Ideologie einer bestimmten politischen Szenerie erscheint, ohne daß der Befragte dabei einfach zu einer rein konventionellen Handlungssteuerung zurückkehrte.¹⁴ Der „kleine Revolutionär“ (12-13) meldet sich noch immer zu Wort. Herr Dinser hat sich in diesen Fragen ein eigenverantwortetes Urteil gebildet und kann nun die zu treffenden Entscheidungen von der Entwicklung in der Partnerschaft abhängig machen: „das muß sich ergeben“ (03-04). Wenn sich, wie es sich in diesen beiden Fällen andeutet, die Option für Kinder an gegenläufigen Interessen des Partners bricht, so gerät dadurch nicht die Paarkonstellation als solche in Gefahr. Einerseits bleiben genügend Ersatzobjekte, auf die das Paar sich beziehen kann: ein gemeinsamer Firmenaufbau (Frau Bogner) oder das geteilte Interesse an Technik und die gemeinsame Fürsorge für Haustiere (Herr Dinser). Der Schwerpunkt in diesen Beziehungen liegt nicht allein auf der Stabilisierung des partnerschaftlichen Binnen-systems, demgegenüber Arbeit nur Mittel zum Zweck darstellte. Vielmehr gibt es hier bei den Befragten ein weitergestecktes Ziel, nämlich die berufliche Selbständigkeit.

14 Vgl. hier auch die Charakterisierung der Partnerschaftskonzepte im Berliner Akademiker- und Alternativmilieu bei Burkart, G./Fietze, B./Kohli, M. (1989): Liebe, Ehe, Elternschaft. Eine qualitative Untersuchung über den Bedeutungswandel von Paarbeziehungen und seine demographischen Konzepte, Wiesbaden.

Für Frau Bogner hat dieses Selbständigkeitprojekt gleichzeitig den Charakter eines „Paarprojekts“: in der *gemeinsamen* Arbeit liegt für die Befragte ein wesentliches Moment dieses Vorhabens. Arbeit und Intimbeziehung werden hier sukzessive miteinander verzahnt, die Partner in der Liebe sind auch Partner im Beruf.

2.4 Intimität als Ringen mit Ausschlußerfahrungen (Devianz- bzw. Rebellionstyp)

Hier ist zunächst ein Interview mit einem 26-jährigem Mann zu erwähnen (Herr Schön), der eine „klassische“ Unterschichtskarriere hinter sich hat: Ein zerrüttetes Elternhaus, in dem die Erziehung vor allem aus Prügeln bestand, Heimerziehung, abgebrochene Berufsausbildung, sowie eine mehrjährige Gefängnisstrafe sind einige der Stationen, die hier zu nennen wären. Seit ca. eineinhalb Jahren ist er mit einer Frau verheiratet, die während eines Hafturlaubs von ihm schwanger wurde und sich weigerte, die Schwangerschaft abzubrechen. Die Heirat fand kurz vor der Geburt statt. Im deutlichen Kontrast zu seinem realen Familienleben, zu dem er sich im Interview recht abschätzig äußert, steht eine länger zurückliegende Episode, auf die er immer wieder zu sprechen kommt.¹⁵ Eine Brasilianerin, Besitzerin einer Peepshow-Agentur, hatte ihn vor einigen Jahren zu einer Reise nach Rio de Janeiro eingeladen, was er abgelehnt hatte, weil seine Einberufung zur Bundeswehr kurz bevorstand. An diese Episode knüpfen sich in der Rückschau fundamentale Ausstiegsphantasien an:

„Würde sie heute kommen, würde ich heute meinen Krempel packen und mitfliegen.“

Die Art und Weise, auf die Herr Schön während des Interviews seine Phantasie schweifen läßt, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Spezifität seiner Intimverhältnisse. Darin geht es immer auch und oft vorrangig um die Frage sozialer Teilhabe, um den Zugang zu Reichtum und zu „höheren“ Gesellschaftsschichten, der ihm „normalerweise“ verschlossen geblieben wäre. Seine Sexualität und Körperlichkeit stellt hier die Eintrittskarte dar, mit der er sich — wenn auch durch einen Seiteneingang — Zugang zur Welt der Reichen verschafft. Auf diese Weise wird Sexualität für ihn zur dauernden Interpretationsfolie bei der Erfahrung sozialer Ungleichheit und Instrument für deren partielle Nivellierung. Als charakteristisch kann hier etwa eine Äußerung über seine frühere Chefin gelten, die er in die Schilderung einer Auseinandersetzung als Kommentar einschiebt:

- 01 Ja, ja, die meinen alle, sie wären die schönsten und
- 02 die größten. Verstehen Sie? Ich meine, die kann ja mit
- 03 gleich drei drin haben, die kann ja auch nur einen
- 04 haben. Und..., ach lassen wir das.

¹⁵ An dieser Stelle ist darauf hinzuweisen, daß es uns bei der Interpretation um die biographischen Konstruktionen der Befragten geht, in die Phantasien ebenso eingehen wie „real“ Erlebtes. Inwiefern Herrn Schöns „Frauengeschichten“ tatsächlich auf realen Begebenheiten beruhen, mag hier dahingestellt bleiben, sie geben jedoch auch als Phantasien und „Aufschneidereien“ Aufschluß über seine biographische Konstruktion. Diese läßt sich mit Bude folgendermaßen definieren: „Die Lebenskonstruktion einer Person bestimmt, wie ein individuelles Leben in der Mannigfaltigkeit der Lebensereignisse sich seine Bahn schafft“ (Bude, H. (1987): Deutsche Karrieren, Frankfurt/M., S. 81).

Den Zugang zur Welt der anderen eröffnet Herrn Schön vor allem ein bestimmter Frauentyp: diese Frauen sind reich und sie haben „kleine Fehler“: d.h., sie sind bereits im mittleren Alter, sind nicht sehr schön etc. In klischehaften Polarisierungen zeichnet er das Bild der vernachlässigten alternden Mittelschichtsfrau, die auf nichts anderes wartet als auf den Unterschichtsgigolo, der ihr „das Extreme“ zu bieten hat. Er selbst schildert sich als einen, der weiß, wo man derartige Beziehungen knüpfen kann und der sie bis in die Art des sexuellen Kontakts hinein instrumentell handhabt. Für diese „Dienstleistung“ lässt er sich mit einer ihm gemäßen Währung teuer bezahlen: mit schnellen, teuren Autos. Damit partizipiert er einerseits am Kapital seiner Bekannten, dies aber auf eine Art und Weise, die die Polarisierung von Status/Kapital auf der einen Seite und Körperlichkeit/Potenz auf der anderen Seite letztlich stabilisiert. So unterläuft er zwar vermeintlich die soziale Schließung, indem er am Reichtum seiner Liebhaberinnen partizipiert, reproduziert aber durch die Art des ‚Entgelts‘ gleichzeitig die Trennungslinie.

Während er seinerseits die Wahl der Frauen „mit den kleinen Fehlern“ als spezielle Vorliebe zu stilisieren versucht und den Eindruck vermeiden will, es handle sich dabei um eine „zweite Wahl“, wird doch in den Erzählpassagen immer wieder die Verachtung deutlich, die er für seine Bekannten wohl gerade auch deshalb empfindet, weil sie nur einen wie ihn haben können. Insofern trägt dieser Zugang zum Reichtum auch für ihn selbst immer den schalen Beigeschmack, daß es eben nur ein ‚Seiteneingang‘ ist.

Völlig frei von diesem Beigeschmack einer „zweiten Wahl“ ist dagegen die bereits erwähnte Episode mit der „Brasilianerin“. Die Erzählung dieser Episode, die charakteristischerweise über weite Strecken im Konjunktiv erfolgt, wird zunehmend zu einer Geschichte der verpaßten Möglichkeiten. Brasilien steht hier für das „ganz andere“, eine „ganz andere Atmosphäre“, ein „ganz anderes Klima“, unbegrenzten Zugang zu erotischen Vergnügungen und den Eintritt in die Welt der „Superreichen“:

01 Hätt' se mir das drei Monate vorher gesagt, hätt'
 02 ich gesagt, oh, schön braun werden, Riesenmaus
 03 hast du doch sowieso, Riesenverwandte, mit denen
 04 kommste überall gut aus, fährst 'nen Riesenschlitz-
 05 ten. Da geht's ja unendlich weit, was weiß ich, bis
 06 in die Wüste Gobi rein da bei denen, in den Urwald
 07 und so, das wär' natürlich für mich mal was Neues
 08 gewesen. (...) Vielleicht wäre ich auch drüber ge-
 09 blieben, weiß man's? Ich sag ja, da gibt's nur Su-
 10 perreiche und Superarme. Und Sie können mir glauben,
 11 die hat nur zu den Superreichen gehört, sonst hätte
 12 die die Kohle nit gehabt. (...) Das is ein ganz an-
 13 deres Klima, eine ganz andere Atmosphäre. Und da sind
 14 die Leute auch nit so, da sind die Leute auch nit, ich
 15 weiß nit, hier sind die so hochnäsig, so angestochen,
 16 da unten geht alles viel, viel lockerer ab.

(Interview: Schön)

Gleichzeitig wird aber deutlich, daß diese Episode ihren Stellenwert gerade darin hat, daß er das Angebot damals — aus recht „profanen“ Gründen — nicht angenommen hat. Immerhin schien ihm die Aussicht, bei der Bundeswehr 1400 Mark netto zu verdienen, offenbar doch verlässlicher als die Reise ins Traumland. So aber kann die verpaßte

Möglichkeit als Alternativfolie zur tristen Realität immer wieder aufgelegt werden, um die Selbststilisierung als sozialer Außenseiter¹⁶ zu sichern und nicht so schnell sichtbar werden zu lassen, was aus Herrn Schön inzwischen geworden ist: ein vorbestrafter Familienvater mit einem Berg voller Schulden, einer frühzeitig gealterten Frau und einem unerwünschten Kind, noch dazu durch den Führerscheinentzug seiner Mobilität beraubt.

Betrachtet man seine Äußerungen zur Zeitarbeit, so wird auch hier deutlich, daß er dabei gewisse soziale Schließungen umgehen kann oder sie zumindest nicht als solche wahrnimmt. So erfährt er bereits die Tatsache, bei der Firma „Jederzeit“ auch als Ungelehrter fest angestellt zu sein, als „Privileg“.

- 01 Aber bei 'Jederzeit' is es so: Sie sind da fest Ange-
- 02 stellter. Ob sie ein Kleiner sind oder ein Großer oder
- 03 mittel oder wie auch immer. Ob Sie gut aussehen oder
- 04 schlecht oder ob Sie groß oder klein, oder ob Sie dick
- 05 oder dünn sind, das hat damit nix zu tun. Sie sind da
- 06 Angestellter der Firma 'Jederzeit'.

Aber neben dieser nivellierenden Wirkung der bloßen Arbeitsplatzgarantie bekommt er über die Verleihfirma auch Zugang zu Kundenfirmen, die ihm aufgrund seiner kriminellen Vergangenheit sonst mit Sicherheit versperrt geblieben wären. Auch hier bieten sich ihm also „Nebeneingänge“ in gesellschaftliche „Kern“-Bereiche. Allerdings bleiben diese Zutritte ebenso temporär wie seine Affairen mit den Frauen aus der Mittelschicht. So hatte er zum Zeitpunkt des Interviews sein Arbeitsverhältnis bei der Verleihfirma nach einer heftigen Auseinandersetzung bereits wieder aufgelöst.

Um das Operieren mit Ausschlußerfahrungen geht es — in anderer Weise — auch in dem Interview mit Frau Reuter. In den Intimbeziehungen, von denen sie im Interview erzählt, spielt stets auch die familiäre Situation ihrer Partner eine wichtige Rolle. Darin wiederholt sich in immer neuer Weise das Problem des Ausschlusses im Rahmen einer familiären Konstellation, das bereits in der Schilderung ihres Verhältnisses zu ihren Adoptiveltern thematisch wurde. So wußte sie als Kind zwar nichts davon, daß sie adoptiert worden war, hatte aber — über Gerüchte — gleichzeitig doch eine Ahnung davon, „gar keine Eltern zu haben“. Diese Unsicherheit wird verstärkt durch das Verhalten der Eltern. Während die Mutter sich zu ihr offenbar in einer paradoxen Mischung aus symbiotischer Vereinnahmung und emotionaler Kälte verhielt, gelang es Frau Reuter gegenüber dem Vater, den sie ihr selbst in einer geheimen Solidarität gegen die Mutter verbunden glaubte, nicht, „wirklich väterlich-töchterliche Gefühle“ aufzubauen. So ist sie zwar äußerlich „Tochter aus gutem Hause“, es fehlt jedoch an der Affektivität, die dieses Zuhause zur Familie machen würde.¹⁷ Dieses Problem der mißlungenen Integration in einen Familienzusammenhang wiederholt sich in ihren Partnerschaften auf verschiedene Art und Weise. So hatte sie mehrmals länger andauernde Beziehungen zu wesentlich älteren verheirateten Männern, bei denen sie, wie sie sie sich selbst ausdrückt, „einen Vater immer nochmal“ gesucht habe. Dementsprechend war sie

16 H.S. Becker weist am Beispiel von Berufsmusikern darauf hin, daß Familienzugehörigkeit für Personen, die sich als „Außenseiter“ definieren, per se ein möglicher Konflikttherd ist, da es sie mit denen verbindet, die an sozialen Konventionen festhalten. S. Becker, H.S. (1973): Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Tübingen, S. 104.

17 Vgl. hierzu auch die Fallrekonstruktion in: Wohlrab-Sahr, M. (1993): Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“, Opladen.

auch sehr darum bemüht, daß ihre Freunde den Status als „Mann-in-einer-Familie“¹⁸ nicht aufgaben. Wenn sie erwogen, sich scheiden zu lassen, drohte sie ihnen mit Trennung. Das Problem des Ausschlusses wird dabei auf spezifische Weise „gelöst“ und reproduziert zugleich. Partizipiert sie damit einerseits über den verheirateten Mann an einer familiären Konstellation, so bleibt ihr doch gleichzeitig der ausschließliche sexuelle Zugang zum Mann verwehrt. Dies kommt in diffuser und vermeintlich grundloser Eifersucht zum Ausdruck. Auch in einer anderen Hinsicht zeigt sich diese ambivalente Struktur von Ausschluß und Integration: Dadurch, daß sie aus dem alltäglichen Leben ihres verheirateten Freundes ausgeschlossen bleibt, erspart sie sich die kleinen und großen Distanzierungsprozesse, die mit der Veralltäglichung von Intimbeziehungen einhergehen. Die Beziehung bleibt — weil begrenzt — tendenziell symbiotisch.¹⁹ Auch in diesen beiden Fällen ist das Verhältnis zwischen Arbeit und Intimität durch strukturelle Affinität gekennzeichnet, wenn auch die Befragten ihre instrumentelle Arbeitseinstellung betonen. Für beide jedoch diffundieren beide Bereiche insofern, als der Arbeitsbereich in starkem Maß sexualisiert wahrgenommen wird. Am Arbeitsplatz wie im Privatleben dient Sexualität zur Bewältigung bzw. Kompensation von Ausschlußerfahrungen, sei es in Form sozialer Ungleichheit und Schließung oder des emotionalen Ausschlusses. Dienen Herrn Schön seine sexuellen ‚Kapazitäten‘ dazu, am Arbeitsplatz erfahrene soziale Ungleichheiten — zumindest in der Vorstellung — zu nivellieren, so ist es für Frau Reuter die Rolle der Geliebten, die ihr immer wieder als Interpretationsfolie in ihrer Verhältnisbestimmung gegenüber Chefs und dauerbeschäftigte Kollegen und Kolleginnen dient.

2.5 Distanzierte Intimität (Dezentrierung und selektive Reduktion)

Die Interviewten, bei denen sich dieses Beziehungsmuster findet, leben charakteristischerweise nicht in einer Ehe oder im Familienverband (Frau Asch, Herr Tietjen, Frau Fuchs). Sie leben entweder alleine oder in nichtehelichen Lebensgemeinschaften, teilweise auch mit Freunden, mit denen sie keine Intimbeziehung haben. Sie können durchaus verbindliche Partnerschaften haben, innerhalb derer sie jedoch deutliche Distanz wahren.

18 Vgl. dazu Weidenhammer, B./Zepf, S. (1987): „Grenzenlose Erfüllung“ durch Unerfüllbarkeit, in: Flitner, E./Valtin R. (Hrsg.): Dritte im Bund: Die Geliebte, Hamburg, S. 98-113. Die Autoren versuchen, eine Reihe typischer psychodynamischer Hintergründe bei solchen Frauen zu erhellen, die über einen langen Zeitraum hinweg die Geliebte eines verheirateten Mannes bleiben. Bei der Wahl eines „Mannes-in-einer-Familie“ werden dabei zwei Varianten der Reinszenierung eines ödipalen Familiendramas im Erwachsenerleben unterschieden. Richtet sich die Liebe im einen Fall auf den Mann als Familienoberhaupt, der in seiner Einzigartigkeit allerdings nur von der Tochter verstanden und anerkannt wird, so ist die Wahl des verheirateten Mannes im zweiten Fall motiviert durch das Verlangen nach der Mutter, die zugunsten des Mannes die Tochter vernachlässigt. „In jedem Fall verharrt die Geliebte in einer psychosozialen Konstellation, die ein innerliches Gebundensein an die Primärfamilie voraussetzt. Bei Objektbeziehungen auf ödipaler Ebene ist es entweder verherrlichte Maskulinität in ihrer Verflochtenheit mit weiblichen Besitz- und Geltungsansprüchen oder wirkungskräftige, verführerische Weiblichkeit in der Spannung zwischen Mutter und Tochter, bei Verdrängung des lästigen Vater-Mannes“ (a.a.O., S. 111).

19 Auf diese Struktur könnte der Titel des Aufsatzes von Weidenhammer/Zepf (a.a.O.) angewandt werden: „Grenzenlose Erfüllung“ durch Unerfüllbarkeit“.

Eine mögliche Form der Distanzierung sind hier Dreiecksverhältnisse. So lebt etwa Frau Asch seit einigen Jahren in einer Lebensgemeinschaft mit einem Mann, ist aber gleichzeitig mit einem früheren Freund, den sie einmal im Jahr trifft, noch immer in einer Art romantischer Liebe verbunden. Gelegentlich lässt sie sich auf kurzfristige sexuelle Beziehungen ein. Fast in einer Art funktionaler Differenzierung werden hier die Merkmale von Intimbeziehungen auf verschiedene Partner verteilt und selektiv in Anspruch genommen. Der Bindung an mehrere Situationen und Beziehungen entspricht eine distanzierte Situationswahrnehmung, auch im Hinblick auf die dauerhafte Partnerschaft. Sie wird von der Befragten als „Zwittersituation“ charakterisiert: man ist zusammen, aber auch nicht.

Als lebensgeschichtlicher Hintergrund für diese Form distanzierter Intimität ist im Fall Asch eine hochproblematische Kindheit zu erwähnen, in der der Aufbau basaler Identifikationsmöglichkeiten massiv gestört wurde: zweimal erfuhr sie als Kind den Austausch ihrer primären Bezugspersonen. Lange Zeit schien die Befragte ihre eigene psychische Problematik über die Identifikation mit fremdem Leid zu bewältigen, wozu auch eine erste Ehe zu rechnen ist, in der sie sich als Fürsorgerin ihres psychisch labilen Mannes fühlte. Das derzeitige interpersonelle Arrangement von funktional differenzierten Intimbeziehungen stellt in gewisser Weise das vorläufige Resultat eines kathartischen Prozesses dar, in dem die alten (zu eng gewordenen) Bindungen abgestreift worden waren. Die lebensgeschichtlich mühsam erworbene distanziertere Situationswahrnehmung ist in diesem interpersonellen Arrangement strukturell verankert. Eine neue Ehe, mit der die Befragte wohl intuitiv ein anderes Beziehungskonzept verbindet, wird daher von ihr gegenwärtig auch nicht ins Auge gefaßt. Für die Form der Intimität, die sie derzeit als in ihrer eigenen Verantwortung liegend begreift, hätte sie dann das Gefühl, sich rechtfertigen zu müssen. Daß dieses Distanzmodell immer noch auf einem untergründigen Bedürfnis nach Nähe und Identifikation aufsitzt, darauf deutet die Art und Weise hin, mit der sie von ihrem jährlichen Treffen mit ihrem Freund in Italien spricht: daran denke sie jeden Tag mindestens einmal.

Nicht zufällig werden innerhalb dieses Beziehungskonzepts Kinder weitgehend ausgeschlossen: die genannte Interviewpartnerin etwa hat vor, sich sterilisieren zu lassen, nachdem sie auch in ihrer ersten Ehe lediglich einer Adoption hätte zustimmen wollen. Der Wunsch nach einem eigenen Kind hat sich bei ihr nicht eingestellt.

Der Fall Tietjen ist etwas anders gelagert. Der Befragte hat zwar ein Kind, jedoch wird es von der Mutter aufgezogen und er selbst hat nur sporadischen Kontakt mit ihm. Auch würde er heute kein Kind mehr bekommen wollen, weil er nach eigenen Worten nicht bereit ist, dafür die Verantwortung zu übernehmen. Distanz in intimen Beziehungen stellt sich bei Herrn Tietjen in anderer Weise her als bei Frau Asch. Sie ist bei ihm nicht über ein funktional differenziertes interpersonelles Arrangement verankert, sondern wird in einem ständigen Prozeß des Bleibens und Gehens immer wieder neu hergestellt. Dieser Prozeß der immer neuen Distanzierung nach einer Phase des konsumatorischen Sich-Einlassens auf Personen und Situationen ist bei ihm gleichsam territorial verankert: sein Freundeskreis erstreckt sich über mehrere Länder, in denen er immer eine Zeitlang lebte. Im gewissen Sinn dienen territoriale Grenzen hier auch dazu, in intimen Beziehungen Grenzen zu setzen. Diesen Zusammenhang symbolisiert eine Episode, die der Befragte im Interview beiläufig erwähnte: er erzählte, er habe seinen Hochzeitstermin platzen lassen, weil er sich mit der betreffenden Frau hinsichtlich des Aufenthaltslandes nicht habe einigen können.

Auch Frau Fuchs, deren Lebensarrangement diesem Muster zuzurechnen ist, sichert Distanz über ein interpersonelles Arrangement. Nachdem sie mehrmals in intimen

Beziehungen „zu spät gemerkt“ hat, daß sie sich hat ausnutzen lassen, hat sie sich mittlerweile unter Rückgriff auf ein Netzwerk aus familiären und Milieustützpunkten ein privates Arrangement geschaffen, das sie vor solchen „Kurzschlüssen“ schützt: sie lebt im gleichen Haus wie ihr Freund, aber in einer eigenen Wohnung, während ihre kleine Tochter im wesentlichen von ihrer Großmutter versorgt wird. Während das „Distanzmodell“ bei Frau Asch stärker in der Situationswahrnehmung selbst verankert ist, ist es für Frau Fuchs im wesentlichen eine äußere Konstruktion, die sie vor den Folgen ihrer unbedachten und oft distanzlosen Handlungsweise schützt.

Im Hinblick auf dieses Distanzmodell läßt sich ebenfalls eine Korrespondenz zur Zeitarbeit feststellen, was die gleichzeitige Bindung an verschiedene Instanzen (Arbeits- und Beschäftigungsort sind getrennt) und die damit implizierte geringere persönliche Bindung an ein Arbeitsverhältnis angeht. Arbeit und Intimbereich zeichnen sich auch in diesen Fällen durch strukturelle Affinität aus.

In diesem Muster wird — obwohl Partnerschaften existieren — die Auflösung des institutionellen Charakters von Ehe und Familie am weitestgehenden vollzogen. Gleichzeitig läßt sich hier die Ablösung des segmentären Differenzierungsmodus durch eine tendenziell funktionale Differenzierung beobachten.

2.6 Romantische Liebe und Ehe als abgelöstes Ideal (Idealisierungstypus)

Bei der hier zu betrachtenden Gruppe, zu der überwiegend Zeitarbeiterinnen gehören, läßt sich eine aktuelle Beziehungs- oder Familienkonstellation nicht beschreiben (Frau Späth, Frau Jürgens). Diese Frauen leben alleine und haben derzeit keine Partnerschaft. Sie verfügen über ein gewisses soziales Netzwerk, — sei es in Gestalt ihrer Familie oder eines Bekanntenkreises — auf das sie rekurrieren können, und führen ein durchaus eigenständiges Leben. Eher nüchtern konstatieren sie, daß sie mit dem Alleinleben ganz gut zureckkommen, bzw. erwähnen in diesem Kontext ohne jede Emphase die Unhintergehrbarkeit der Frauenemanzipation, die ein eigenes ökonomisches und soziales Stehvermögen von Frauen erfordere. Weitgehend unvermittelt steht dem eine starke Orientierung an einem romantischen Liebesideal gegenüber, der Wunsch, von einem Partner ganz aufgefangen zu werden, der sich wirklich für einen „entschieden“ habe. Damit verbindet sich dann teilweise ein durchaus positives Verständnis der weiblichen „Normalbiographie“ mit ihren Implikationen Heirat, Mutterschaft und eingeschränkte Berufstätigkeit der Frau bzw. Versorgung durch den Partner. Gleichzeitig wird aber diese Vorstellung, kaum ist sie ausgesprochen, bereits als uneinlösbar, der gegenwärtigen Situation und vielleicht auch dem eigenen Entwicklungsstand nicht mehr angemessen verworfen. Dieses Dilemma kommt im folgenden Interviewzitat zum Ausdruck:

(I: Haben Sie denn vor, auch mal zu heiraten?)

- 01 Ahhh. Hm. Ich glaub' nicht, daß ich heiraten werde.
- 02 Ich würde vielleicht gerne, ja./hmhm/ Aber ich
- 03 glaub' nicht, daß ich 'mal heiraten werde. /hm/ (..)
- 04 Und.. also ich bin jetzt dabei, auf meinen Beruf auf-
- 05 zubauen. Weil ich glaube, nicht glaube, daß ich ir-
- 06 gend wann mal.. Also weil ich glaube, daß ich in-
- 07 es wichtig is', also, daß ich auch so erzo, daß ich in
- 08 dieser Zeit lebe, in der auch die Frau ein, eine ge-

09 wisse Unabhängigkeit haben muß. /hm/ Und ich auch ir-
 10 gendwo 'n Typ bin, der, der das braucht.., die Unab-
 11 hängigkeit. Und.. weil ich nicht glaube, daß ich ir-
 12 gendwann mal, daß ich irgendwann 'mal äh, unterhalten
 13 werde (lacht unsicher). Also mal, /hm/ daß ich äh,
 14 heirate und nicht mehr ar, auf's Arbeiten angewiesen
 15 bin.

(Aber heiraten sozusagen mit Weiterarbeiten, das, äh,
 wollen Sie nich?)

16 Heiraten mit Weiterarbeiten kann ich mir schon vor-
 17 stellen. Ja, im Falle daß... Kann ich mir schon vor-
 18 stellen, aber dann.. wollt' ich auch Kinder haben
 19 und.. Da könnt' ich mir 'ne freie Arbeit vorstellen.
 20 Mit Kindern nicht ganz vom Haus... Also ich könnte mir
 21 dann schon 'ne freie Arbeit vorstellen, aber.. Oder
 22 irgendwelche Interessen, irgendwelchen Interessen
 23 nachgehen. Das könnt' ich mir schon, das würd' ich
 24 mir sogar.. schön vorstellen. /hm/

(Aber Sie sehen's noch nich' als für sich, als jetzt 'ne, 'ne
 konkrete Perspektive so?)

25 Es kommt auch immer auf die Situation an. Im Moment
 26 gar nicht. Als ich in Frankreich war, schon sehr
 27 stark, aber.. jetzt nicht. Und hier nicht vielleicht.
 28 (lacht leise)

(Interview: Jürgens)

Deutlich erkennbar wird hier einerseits der positive Bezug auf Elemente der weiblichen Normalbiographie und die Institution der Ehe: Heirat, Kinder, Reduktion oder Aufgabe der Berufstätigkeit. Gleichzeitig scheinen für die Realisierung dieses Wunsches („ich würde vielleicht gerne“; 01-02) weder Ort („hier nicht“; 26) noch Zeit („daß ich in dieser Zeit lebe“; 07-08) angemessen. Auch die Befragte selbst als ein „Kind ihrer Zeit“ („daß ich auch so erzo.. (...) daß ich auch so ein Typ bin, der das braucht, diese Unabhängigkeit“; 07, 09-10) kann eigentlich diesen Wunsch nach Familie und Versorgtsein nicht mehr recht gelten lassen. In der Äußerung kommt die Ungleichzeitigkeit zwischen einem bestimmten Familien- und Liebesideal und einer real individualisierten Lebensweise, aber auch die Koexistenz verschiedener Leitbilder plastisch zum Ausdruck. Das Liebesideal scheint mit der realen Lebenssituation und mit dem, was das moderne Leben an konkurrierenden Leitbildern fast zwangsläufig mit sich bringt, kaum vermittelbar. In eine ähnliche Richtung weisen auch die Äußerungen einer anderen Zeitarbeiterin (Frau Späth). Sie schildert ihr momentanes partnerloses Leben als durchaus zufriedenstellend und betont während des Interviews — wohl auf dem Hintergrund eigener Erfahrungen mit einem ausländischen Freund — sehr nüchtern die Bedeutung der juristischen Form einer Ehe. Als sie aber ihre Erfahrungen während ihrer letzten Partnerschaft beschreibt, steht ihr Wunsch nach einem, der sie „dauernd beschützt“ und der sich wirklich für sie entschieden habe, im Vordergrund. Gerade diese Betonung der persönlichen Entscheidung muß aber wohl als wesentliches Kennzeichen romantischer Liebe angesehen werden. Diese beiden Momente: das Ideal romantischer Liebe bzw. die Idealisierung eines Familienleitbildes²⁰ und ein faktisch individualisiertes

20 Vgl. dazu Kaufmann, F.-X. (1988): a.a.O., S. 395.

Lebensarrangement, aus dem heraus auch ein juristisch-kühler Blick auf die Ehe als rechtliches Konstrukt möglich ist, stehen hier unvermittelt nebeneinander.

Auffällig ist, daß die Interviewten, bei denen sich ein solches Beziehungskonzept findet, alle — über dem zweiten Bildungsweg — eine höhere Schule absolviert haben, z.T. auch eine Zeitlang studiert haben. Diese Bildungsgänge behielten aber eher den Charakter von „Bildungsschleifen“, sie wurden entweder nicht formal abgeschlossen oder doch nicht in entsprechende Berufslaufbahnen überführt. In den Interviews wird erkennbar, daß hier Schule und Studium als einer im Kontrast zum Berufsleben ,anderen Form des Lebens‘ ein großer Stellenwert zukommt. In einer solchen Situation verlängerter Postadoleszenz kann eine von der Realität „abgekoppelte“ Liebesemantik vermutlich leichter überdauern als in anderen Lebenssituationen. Darüber hinaus ist auch diese berufsbiographische Situation potentiell anomisch, insofern hier der Aufbau von Statusaspirationen über Bildungsschleifen und der reale Statuserwerb eklatant auseinanderfallen.

Die Beschäftigung in der Zeitarbeit erweist sich mit dieser Problemlage insofern als kompatibel, als sie in gewisser Weise einen Zustand des Nicht-Festgelegteins darstellt, in dem die Inkongruenzen zwischen Aspirationen und deren Realisation latent gehalten werden können. Insofern zeigt sich hier im Verhältnis beider Bereiche eine strukturelle Affinität. In der Biographie dieser Frauen nimmt Zeitarbeit den Stellenwert eines dauerhaften Moratoriums im Sinne einer verlängerten Postadoleszenz ein.

2.7 Atomisierung (Passionstypus)

Hier lassen sich Muster realer Intimbeziehungen und familialer Bindungen nicht beschreiben. Die betreffenden Interviewpartner (Göbel, Jung) — beide qualifizierte Ingenieure bzw. Techniker — haben offenbar nie eine Partnerschaft gehabt. Wenn Intimbeziehungen überhaupt in ihrem Leben eine Rolle spielen, so sind es eher flüchtige „Verbindungen“ ohne nachhaltige Bindungseffekte. Während Herr Jung sein Leben mittlerweise dermaßen eigen-artig gestaltet hat, daß er sich das Einstellen auf eine Partnerin gar nicht mehr vorstellen kann, scheint Herrn Göbel der Gedanke an eine Heirat über der wissenschaftlichen Arbeit, der er seine meiste Zeit widmet, in Vergessenheit geraten zu sein. Aber auch hier wird von dem „Gedanken“ an eine Heirat losgelöst von jeder persönlichen Beziehung gesprochen:

(Haben Sie denn eventuell die Absicht, später mal zu heiraten?)

01 *Ja, hab ich, ja.*

(Und ehm, ist das nur im Moment nicht wichtig, oder ist einfach im Moment nicht die Richtige da, oder woran liegt das? Oder haben Sie das aufgeschoben?)

02 *Ja, aufgeschoben, aus zeitlichen Gründen. Ich wollte*

03 *schon, mit zwanzig Jahren, wo ich noch mit halb so*

04 *alt war, schon die Idee gehabt. Und das hat sich schon*

05 *zwei Jahrzehnte verzögert. Aber ich denke, daß es*

06 *jetzt die nächsten Jahre mal akut wird.*

(Ja, also, hat sich verzögert, ist natürlich bei einem Zeitraum von zwanzig Jahren, eh...)

07 *Nee, ich hatte, wie war denn das, zu dem Zeitpunkt
08 vielleicht gedacht, das hat noch fünf oder zehn Jahre
09 Zeit vielleicht. Aber ich hatte es da schon vorgehabt,
10 sagen wir so. Und jetzt hat es sich um zehn Jahre
11 verschoben.*

(Also, Sie sind nicht grundsätzlich ein eingefleischter Junggeselle, sagen wir mal so?)

12 *Nee, bin ich nit. Bin ich nit an und für sich.*

(Sie möchten schon gerne, aber..)

13 *Hab das immer schon vorgehabt.*

(Und das ist jetzt so..)

14 *Hatte ich als Kind schon den Gedanken.*

(Ja, und daß Sie das jetzt aber, sagen wir mal, so hinausgeschoben haben, das hat primär womit zu tun?)

15 *Ja, aus den arbeitszeitmäßigen Gründen.*

(Interview: Göbel)

Wenn er inzwischen wieder gelegentlich einen derartigen Gedanken faßt, so entsteht dieser nicht etwa aus einer existenten oder sich anbahnenden Beziehung heraus, sondern erinnert eher an eine chemische Reaktion, die es auszulösen gilt. Ins Blickfeld gerät so vor allem eine deutschsprachige Bevölkerungsgruppe eines osteuropäischen Landes, die als Heiratsmarkt günstige Voraussetzungen zu bieten scheint. Unter anderem erwägte er vor einiger Zeit einmal, während eines Urlaubs auf eine Zeitungsannonce zu antworten, aber auch dies verlief „aus Zeitgründen“ im Sand.

Bei diesen Befragten findet Intimität nicht mehr statt. Während Herr Jung sich zunehmend auf die Rolle des Beobachters in bestimmten sozialen Milieus beschränkt, ist Herr Göbel, dem es offenbar an basalen kommunikativen Ausdrucksmöglichkeiten fehlt, dazu übergegangen, Kontakte in sein Leben zu implementieren. Dazu gehört etwa die Verbindung mit einer Religionsgemeinschaft asiatischer Provenienz, die ihn zumindest gelegentlich in eine Art Gemeinschaft integriert und darüber hinaus zumindest die Möglichkeit internationaler Kontakte verheißt. Auch die Option einer Kontaktannonce im deutschsprachigen Ausland muß als ein Versuch der Implementierung von Intimität angesehen werden. Dabei ist jedoch der fehlende affektive Bezug zu diesem „Thema“ unübersehbar. Neben der eigentlichen „Passion“, der Erfahrung, an der er seit langem arbeitet, hat keine weitere Platz.

Nachbemerkung: Bezüge zwischen den rekonstruierten Mustern des Bezugs auf Intimität und Generativität und der Typologie

Die hier skizzierten Muster des Bezugs auf Intimität und Generativität wurden zunächst ohne Rekurs auf die Typologie rekonstruiert. Übereinstimmungen zwischen Fällen, die einem bestimmten Typ zugeordnet wurde, sind jedoch offensichtlich, was insofern als nachträgliche Bestätigung der Typenzuordnung angesehen werden kann. Allerdings finden sich bei zwei Typen — dem Trajekt-Typus und dem Typus ‚selektive Reduktion‘ keine eindeutigen Parallelen zu entsprechenden Orientierungen im Bereich der Intimität. Beim Trajektyp läßt sich dies primär der geringen Repräsentanz in unserem Sample

zurechnen. Zudem bleibt bei unserem Referenzfall für diesen Typ, Herrn Kellner, durch das notgedrungene Verwiesensein auf schiere Arbeit Intimität aus dem Lebenskontext weitgehend ausgeklammert. Eine sinnvolle Auswertung des Interviews zu dieser Frage scheint daher nicht möglich.

Demgegenüber ist der Typus ‚selektive Reduktion‘ hinsichtlich des Bezugs auf Intimität wesentlich uneindeutiger als andere Typen. U.E. ist gerade dies als typenspezifisches Merkmal anzusehen. So kann die ‚selektive Reduktion‘ von Lebensbezügen sich im Bereich der Intimität eben sowohl in Form eines Distanzmodells äußern wie bei Frau Fuchs, indem durch räumliche Segmentierung und funktionale Differenzierung ein bedrohliches „Zuviel“ an Intimität vermieden wird. Der Intimbereich kann aber auch, wie etwa bei Herrn Althueser eher im Sinne einer Festung gegen die Umwelt gesichert werden, was ihn in dieser Hinsicht in die Nähe des Differenztyps bringt. Und er kann schließlich auch, wie bei Herrn Scholz, aus dem Lebenszusammenhang völlig ausgeklammert bleiben, wie es ja auch beim Trajekttyp der Fall ist. Insofern vereinen sich innerhalb dieses Typs beim Bezug auf Intimität verschiedene Formen einer Risikominde rung durch Grenzziehung.

VII. Institutionalisierung und De-Institutionalisierung in den zentralen Lebensbereichen

1. „Ungeregelte“ Intimität: De-Institutionalisierungsprozesse in den privaten Lebensarrangements von Zeitarbeitskräften

Vorbemerkung: Zum Wandel des Verhältnisses der Bereiche „Arbeit“ und „Intimität“

Im folgenden soll unter Bezug auf institutionentheoretische Ansätze und Theorien sozialer Differenzierung Besonderheiten in den privaten Arrangements von Zeitarbeitern und Zeitarbeiterinnen nachgegangen werden, deren typische Ausprägungen im letzten Teil des vorhergehenden Kapitels bereits vorgestellt wurden.

Wenn hier im Rahmen der Untersuchung einer besonderen Beschäftigtengruppe auch deren private Arrangements ins Blickfeld geraten, so ist dies durchaus nicht selbstverständlich. Mit Ausnahme von Untersuchungen über weibliche Beschäftigte¹ werden in der Regel die Bereiche Beruf und Familie innerhalb der entsprechenden soziologischen Disziplinen getrennt voneinander untersucht.² Dies mag — was industriesoziologische Untersuchungen angeht — mit der Beschränkung auf männliche Beschäftigte ebenso zu tun haben wie mit einem — legitimen — Versuch der Reduktion von Komplexität. Man kann darin allerdings auch einen Niederschlag sozialer Differenzierungsprozesse in der Forschungspraxis sehen. Solange in Theorien sozialer Differenzierung problemlos von der relativen Autonomie, funktionalen Spezialisierung und ‚thematischen Reinigung‘ der strukturell isolierten Kernfamilie ausgegangen werden konnte,³ machte —

1 Vgl. dazu etwa: Diezinger, A. u.a. (1983): Zukunft mit beschränkten Möglichkeiten, Bde 1 u. 2, München; Becker-Schmidt, R. u.a. (1983): Arbeitsleben — Lebensarbeit, Bonn; Krüger, H./Born, C. (1990): Probleme der Integration von beruflicher und familiärer Sozialisation in der Biographie von Frauen, in: Hoff, E.-H. (Hrsg.): Die doppelte Sozialisation Erwachsener, München, S. 53-73.

2 Dies scheint sich allerdings — wohl nicht zuletzt durch den Einfluß der Frauenforschung — allmählich zu ändern. Vgl. dazu etwa: Hoff, E.-H./Lempert, W. (1990): Kontroll- und Moralbewußtsein im beruflichen und privaten Lebensstrang von Facharbeitern, in: Hoff, E.-H. (Hrsg.), a.a.O., S. 125-154; Femers, S./Hörrmann, U. (1990): Zur Wechselwirkung von Arbeit und Freizeit. Vorstellungsmuster und biographische Konfigurationen dargestellt am Beispiel von Krankenpflegern, in: Hoff, E.-H. (Hrsg.), a.a.O., S. 74-96; Brock, D. (1990): Wie verknüpfen Männer Arbeitsorientierungen mit privaten Lebensinteressen? Veränderungstendenzen biographischer Orientierungsmuster bei männlichen Arbeitern seit den fünfziger Jahren, in: Hoff, E.-H. (Hrsg.), a.a.O., S. 97-124.

3 Vgl. hierzu — im Anschluß an Parsons — Tyrell, H. (1976): Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie, in: Zeitschrift für Soziologie 5, S. 393-417.

zumindest bei der Befragung männlicher Beschäftigter — eine Ausblendung des familialen Bereichs einen gewissen Sinn.

Gerade in den letzten Jahren häufen sich jedoch Stimmen, die in diesem Zusammenhang auf Tendenzen der Entdifferenzierung zwischen verschiedenen sozialen Teilsystemen verweisen. So zeigt etwa Leupold⁴ überzeugend auf, daß mit dem Übergang von der Liebes- zur Partnerschaftssemantik als Form der Codierung von Ehen auch die Systemgrenze zwischen der Ehe und ihrer sozialen Umwelt thematisiert wurde. Während vorher Ehe und Familie als „eigenwilliges Wertmilieu“ kultiviert worden seien, das gerade „die Differenz zur Gesellschaft als sinngebend“ erfahren habe, impliziere der „Übergang zur Partnerschaft eine Umstellung von Komplementarität auf strukturelle Affinität der Wertgrundlagen, Normen etc. als der präferierten Form der Sicherung innergesellschaftlicher Kompatibilität“.⁵ Als Ausdruck durchlässiger werdender System-Umwelt-Grenzziehungen läßt sich auch die zunehmende Dominanz von „Tausch“-Metaphern gegenüber „tragisch-mythischen“ Metaphern in der Liebessemantik interpretieren, auf die Ann Swidler hinweist.⁶ Auch der Trend hin zu „Fortsetzungsehen“ bzw. „Ehekarierten“, den Furstenberg⁷ für die USA in expliziter Analogie zu Berufskarierten als einen Verlauf beschreibt, den Individuen beschreiten, um ihre Ehesituation stufenweise zu verbessern, kann man wohl als Indiz für die Zurücknahme der Autonomie des Familiensystems interpretieren. Die lebenslange Liebesehe wird, wie es Ulrich Beck charakterisiert hat, tendenziell abgelöst durch den Typus der „Verhandlungsfamilie auf Zeit“.⁸

Die Veränderungsprozesse, die hiermit für den Bereich von Intimbeziehungen ange- sprochen sind, implizieren eine Minderung des institutionellen Charakters von Ehe und Familie⁹ und damit auch die Freisetzung der Zeitlichkeit von Intimbeziehungen.¹⁰ Gerade darin muß wohl ein wesentlicher Aspekt der Entdifferenzierung zwischen „privater“ und „beruflicher“ Sphäre gesehen werden. Lag doch in der Betonung der Strukturdimension von Intimbeziehungen — von Liebe als commitment, von Stabilität, Dauer und Nichtaustauschbarkeit des Personals in der Ehe — eine wesentliche Voraussetzung dafür, daß dieser Bereich institutionelle Qualität entfalten konnte.

Durch die Priorisierung von Selbstverwirklichung, Wachstum, Verhandlung und wechselseitigem Austausch dringt aber ein radikal zeitliches Motiv ein, das den institutionellen Charakter notwendig unterminiert oder doch zumindest verändert¹¹: „Exchange

4 Leupold, A. (1983): Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen, in: Zeitschrift für Soziologie 12, S. 297-327.

5 Ebd., S. 323.

6 Swidler, A. (1981²): Love and Adulthood in American Culture, in: Smelser, N.J./Erikson, E.H. (eds.): Themes of Work and Love in Adulthood, Cambridge, S. 120-147. Swidler übernimmt diese Begrifflichkeit aus der Untersuchung von: Millman, M. (1972): Tragedy and Exchange: Metaphoric Understandings of Interpersonal Relationships, Ph.d. diss., Brandeis University.

7 Furstenberg, F.F. (1987): Fortsetzungsehen, in: Soziale Welt 38, S. 29-39.

8 Beck, U. (1986): Risikogesellschaft, Frankfurt/M., S. 208.

9 Tyrell, H. (1988): Ehe und Familie — Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.): Die „Postmoderne“ Familie, Konstanz, S. 145-156.

10 Der Ausdruck „Freisetzung von Zeitlichkeit“ wird im Zusammenhang mit Zukunftsvorstellungen von Kaufmann, F.-X. (1973): Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem, Stuttgart, S. 160, gebraucht.

11 Ausgehend von Berger, P.L./Kellner, H. (1965): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit, in: Soziale Welt 16, S. 220-235, die die Bedeutung des *Gesprächs* für die dauernde Konkretisierung der Ehe als nomismchem Instrument betonen, ließe sich allerdings die Überlegung anstellen, ob an die Stelle der alten „Institution“ nicht die „Institutionalisierung der

metaphors, indeed, imply impermanence".¹² Dies muß wohl als ein wesentliches Moment für die Assimilation der Sinnbezüge des privaten und beruflichen Bereichs angesehen werden, die nun beide tendenziell offen werden für Wechsel, Veränderung und Flexibilität.

Im Hinblick auf Formen sozialer Differenzierung wäre hieran die Frage anzuschließen, inwieweit sich mit einer solchen Minderung der institutionellen Qualität von Ehe und Familie nicht auch eine Veränderung des Differenzierungsmodus andeutet. So bezeichnet Parsons etwa „die Unentbehrlichkeit des einzelnen Menschen als leistungsbewirkende Einheit“ als „die wohl fundamentalste Determinante, die der Segmentierung von Sozialsystemen zugrundeliegt.“¹³ Tendenzen der De-Institutionalisierung von Ehe und Familie und eine Veränderung des Differenzierungsmodus des Bereichs für Intimität in Richtung auf funktionale Differenzierung könnten hier möglicherweise korrespondieren.

Wenn hier von einer Freisetzung von Zeitlichkeit gesprochen wird, so ist dies deutlich von dem zu unterscheiden, was Kohli¹⁴ in der Diskussion um die Institutionalisierung des Lebenslaufs als *Chronologisierung* bezeichnet. Dort ging es zentral um die Konstitution Erwartungssicherheit stiftender *zeitlicher Ordnungen*, die mit Institutionalisierungsprozessen einhergehen, und damit um eine Form strikt gebundener Zeitlichkeit.¹⁵ Diese Gebundenheit haftet bei ihm auch noch dem Begriff der *Verzeitlichung* an, obwohl darin gegenüber der Heteronomie der Chronologisierung eine individualisierte Dynamik ausgedrückt werden soll. Dies resultiert u.E. daraus, daß Kohlis Ansatz in der Institutionentheorie Schelskys sowie in entwicklungspsychologischen Modellen wurzelt, die allesamt teleologisch ausgerichtet sind. Im Rahmen dieses Konzepts läßt sich aber Verzeitlichung wiederum nur teleologisch gebunden begreifen: als Anregung bzw. Verpflichtung, sein Leben teleologisch zu ordnen im Sinne von Selbstverwirklichung, entfalteter Persönlichkeitsstruktur etc.¹⁶ Die Teleologie „wandert“ hier gleichsam aus dem institutionalisierten Lebenslauf als Maß des „runden Lebens“ in die Personen aus.

Wenn wir von *freigesetzter* Zeitlichkeit reden, so sprechen wir damit gerade die Bedeutungsminderung solcher zeitlicher Ordnungen und Entwicklungshierarchien an. In welcher Form diese „*freigesetzte* Zeitlichkeit“ und Momente der De-Institutionalisierung von Ehe und Familie in den biographischen Artikulationen unserer Interviewpartner erkennbar und welche subjektiven Ordnungsleistungen darin sichtbar werden, soll im folgenden herausgearbeitet werden.

Dauerreflexion“ im Sinne Schelskys getreten ist. S. dazu Schelsky, H. (1965; zuerst 1957): Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar?, in: Ders.: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln, S. 250-275.

12 Swidler, A. (1981²): Love and Adulthood in American Culture, in: Smelser, N.J./Erikson, E.H. (eds.): Themes of Work and Love in Adulthood, Cambridge Mass., S. 120-147.

13 Parsons, T. (1976; zuerst 1961): Grundzüge des Sozialsystems, in: Ders. (1976): Zur Theorie sozialer Systeme, hrsg. von S. Jensen, Opladen, S. 161-274, hier: S. 186.

14 Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in: KZfSS, Jg. 37, S. 1-29; sowie: Ders. (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen, S. 33-53.

15 In der Terminologie Kaufmanns (1973, a.a.O., S. 157) könnte man hier — freilich sehr zugespitzt — eher von der „Vernichtung von Zeitlichkeit“ als von Verzeitlichung sprechen.

16 Kohli (1988), a.a.O., S. 40.

Aus den eben genannten Gründen werden wir uns hier zwar auf das Konzept des „institutionalisierten Lebenslaufs“ bei Kohli beziehen, dabei allerdings auf einen Institutionenbegriff in der Tradition Talcott Parsons‘ Bezug nehmen, da dieser u.E. nicht im gleichen Maß in einer Entwicklungs- und Wachstumslogik ‚gefangen‘ ist wie ein Institutionenbegriff anthropologischer Provenienz. Dies scheint uns aber unabdingbar, wenn De-Institutionalisierungstendenzen wirklich in den Blick kommen und nicht von vornherein als höhere Stufe in der Institutionenhierarchie begriffen werden sollen. Daher soll „Institution“ hier im Anschluß an Parsons definiert werden als allgemein anerkanntes „normatives Muster“,¹⁷ das als Handlungsregulativ wirkt und einen kohärenten Sinn- und Verweisungszusammenhang¹⁸ konstituiert. Oder, im interaktions-theoretischen Sprachgebrauch formuliert, lassen sich Institutionen definieren als „auf Dauer gestellte und von konkreten Akten abgehobene Erwartungen unspezifischer Dritter“.¹⁹ Die Inklusion in den Geltungsbereich dieses normativen Musters bzw. dieser allgemeinen Erwartung zeitigt insofern Konsequenzen für den jeweiligen Lebenslauf, als es den Einzelnen in ein kollektiv verbindliches Verlaufsmuster (Familienzyklus) einbindet. Dies stellt eine sequentielle Ordnung normativer Lebensereignisse dar und entlastet insofern vom Problem des permanenten privaten „timings“. Es besteht demnach ein unauflöslicher Zusammenhang zwischen den institutionalisierten Formen des beruflichen und privaten Lebensbereichs und dem lebensgeschichtlichen Ablaufprogramm, das Kohli als „Institution des Lebenslaufs“²⁰ bezeichnet hat.

Hier soll nun in einem im Vergleich zum vorhergehenden Kapitel stärker analytischen Zugriff *Formen der De-Institutionalisierung* im Bereich intimer Beziehungen — in ihrer zeitlichen, sachlichen und sozialen Dimension²¹ — nachgegangen werden. Dabei wird dem Umgang mit Elternschaft besonderes Augenmerk gewidmet, da diese für den institutionellen Charakter von Ehe und Familie von hervorragender Bedeutung ist.

17 Die Definition von Institutionen als „normative Muster“ geht auf Parsons zurück. Diese sind einer frühen Definition zufolge (Parsons, T. (1986; zuerst 1939): Aktor, Situation und normative Muster, Frankfurt/M., hier: S. 218ff.) dadurch gekennzeichnet, daß sie a) „die ‚legitimen Erwartungen‘ anderer Akteure hinsichtlich der Handlung des betreffenden Individuums festlegen“; b) daß an sie moralische Sanktionen gebunden seien, die ihre Befolgung zur moralischen Verpflichtung machen; und c) daß sie Teil der „Sozialstruktur“ geworden seien, d.h. verhältnismäßig allgemeine Anerkennung genießen. Auf die Veränderungen des Institutionenbegriffs innerhalb der Parsonsschen Theorie soll hier nicht eingegangen werden, zumal Parsons auch in späteren Schriften von Institutionen als „normativen Mustern“ bzw. von „institutionalisierten Mustern normativer Kultur“ spricht. So etwa in: Parsons, T. (1951): *The Social System*, New York/London, S. 36ff.; sowie: Ders. (1976; zuerst 1961): *Grundzüge des Sozialsystems*, in: Ders., *Zur Theorie sozialer Systeme*, hrsg. von S. Jensen, Opladen, S. 161-274, hier: S. 165ff. Zur Entwicklung des Institutionenbegriffs bei Parsons vgl. Schrader, E. (1966): *Handlung und Wertesystem*, in: *Soziale Welt*, Jg. 17, S. 111-135. Zur Institution „Familie“ s. Parsons, T./Bales, R.F. (1960): *Family, Socialization and Interaction Process*, Illinois, S. 16ff.

18 S. Tyrell, H. (1988), a.a.O.

19 S. Jensen (1976): Einleitung, in: Parsons (1976), a.a.O., S. 9-67, hier: S. 41.

20 Kohli (1985), a.a.O., und Kohli (1988), a.a.O.

21 Daß es sich dabei nur um eine analytische Unterscheidung handeln kann, in die inhaltliche Behandlung der Phänomene jedoch immer auch Momente der anderen Dimensionen einfließen, ist selbstverständlich.

1.1 Zeitdimension: Freisetzung der Zeitlichkeit von Intimbeziehungen

1.1.1 Synchronisationsprobleme

Wie bereits erwähnt, haben die Hälfte derjenigen Interviewten unseres Samples, die mit ihrem Partner in einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft leben, bereits eine gescheiterte Ehe hinter sich. Aber nur in zwei von den insgesamt elf Fällen leben *zwei ledige Partner* unverheiratet zusammen. In allen anderen Fällen hatte also einer der beiden Partner — unabhängig vom derzeitigen Lebensgefährten — bereits eine gewisse Strecke auf einem Familienzyklus durchlaufen. Dies gilt in ähnlicher Weise für die verheirateten Befragten, von denen ein beträchtlicher Teil bereits eine gescheiterte Ehe hinter sich hat, bzw. mit einem geschiedenen Partner verheiratet ist. Da in der Regel diese Familienzyklen mit einer Scheidung nicht einfach abgebrochen werden,²² tauchen hier im Zuge der neuen Beziehung deutliche Synchronisationsprobleme auf, die sich teilweise am Kinderwunsch kristallisieren. So steht etwa dem Kinderwunsch einer Frau, der aus gewissen biologischen Zeitzwängen heraus nicht mehr endlos vertagt werden kann, entgegen, daß ihr Partner bereits ein Kind hat, sich also bereits in einem fortgeschrittenen Stadium seines ersten Familienzyklus befindet.

Die Verquickung der Biographien zweier Individuen zu einem überindividuellen Familienverlauf, deren Selbstverständlichkeit doch zumindest lange Zeit erfolgreich unterstellt werden konnte,²³ ist hier bereits bei Beginn der Paarkonstitution problematisch. Damit sind aber auch die Implikationen einer Eheschließung, wie sie Berger/Kellner 1965 noch idealtypisch als Prozeß einer radikalen gemeinsamen Redefinition der Welt und als Ausbildung einer segregierten Teilwelt beschrieben, grundsätzlich in Frage gestellt. Wurde diese Problematik bisher allenfalls am Rande der Erörterung des Phänomens der „dual career couples“ angesprochen, so scheint uns doch die hier thematisierte Synchronisationsproblematik in einer fundamentalen Weise auf den Prozeß der De-Institutionalisierung von Ehe und Familie zu verweisen. Und zwar im Sinne einer Auflösung der Gestalthaftigkeit der Familienstruktur sowie auch des Familienverlaufs in sozial, zeitlich und räumlich entkoppelte Einheiten.

Insofern hat auch das Eingehen einer nichtehelichen Lebensgemeinschaft hier in den meisten Fällen nicht den Charakter eines Verlobungsäquivalents von Partnern, die am Anfang eines gemeinsamen Familienzyklus stehen. Ganz im Gegenteil kommen gerade darin die Koordinations- und Synchronisationsprobleme aufgrund der je spezifischen Konstellation von Lebens- und Familienzyklus der beiden Partner zum Ausdruck.

22 Für die USA berichtet allerdings Furstenberg, daß dort bei geschiedenen Männern eine Tendenz bestünde, die Kontakte zu ihren Kindern nach der Scheidung abzukappen, ein Verhalten, das durch die hohe regionale Mobilität noch begünstigt wird. Vgl. dazu Furstenberg, F. (1988): Die Entstehung des Verhaltensmusters „sukzessive Ehen“, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.), a.a.O., S. 73-83.

23 Daß es sich bei Institutionalisierung weniger um empirisch belegbaren, als vielmehr um unterstellten und erfolgreich überschätzten Konsens handelt, darauf hat Luhmann (1970) hingewiesen. Als Beleg für den Erfolg dieser Unterstellung mag die Familienzyklusforschung gelten, in der erst in den letzten Jahren die Notwendigkeit erörtert wird, die Familienzyklusperspektive durch eine Lebenslaufperspektive zu ergänzen oder gar zu ersetzen. Vgl. dazu: Höhn, Ch. (1982): Der Familienzyklus — Zur Notwendigkeit einer Konzepterweiterung, Boppard; sowie: Trost, J. (1977): The family life cycle: A problematic approach, in: Cuisenier, J. (Hrsg.): Le cycle de la vie dans les sociétés européennes, Paris.

In einigen Fällen innerhalb unseres Samples deutet sich an, daß die Abstimmungsprobleme, die hier virulent werden, möglicherweise eine „Lösung“ in einem Projekt des neuen Paares — etwa einem gemeinsamen Firmenaufbau — finden, das in gewisser Weise als Ersatz für ein Kind dient. Dabei kommt der Zeitarbeit vor allem eine vorbereitende Funktion zu: sie sichert einerseits eine gewisse finanzielle Basis für die Zeit des Firmenaufbaus und bietet gleichzeitig die nötige zeitliche Flexibilität, um den Übergang von der Arbeitnehmerexistenz zum Unternehmens- und damit auch Paar-Projekt sukzessive zu vollziehen.

1.1.2 Divergenz verschiedener Zeitlogiken oder: Die Problematik des richtigen Augenblicks

Ein zweites Moment der Verzeitlichung von Intimbeziehungen, das mit dem eben genannten in engem Zusammenhang steht, bezieht sich auf die Eigenlogik, bzw. die unterschiedlichen zeitlichen Implikationen von Reifevorstellungen hinsichtlich der Persönlichkeits- und Parentwicklung, den biologischen Zeitzwängen, mit denen Frauen in ihrer Auseinandersetzung mit der „Kinderfrage“ konfrontiert sind sowie der Vorstellung, es könne für Geburten einen richtigen Zeitpunkt geben, in dem diese diversen Logiken gleichsam zusammentreffen.²⁴ Wie an einigen unserer Fälle deutlich wird, äußern sich diese divergenten Eigenlogiken biographisch in starken Spannungen, die in einem permanenten Aufschub bzw. Verhindern von Schwangerschaften einen Ausdruck und im Entschluß zur Sterilisation eine mögliche Lösung finden. Während an anderer Stelle im Hinblick auf freiwillige Kinderlosigkeit vor allem die Unvereinbarkeit starker familiärer und beruflicher Optionen²⁵ in den Vordergrund gerückt wird, sind wir in unserem Sample in erster Linie auf die Problematik divergenter Entwicklungslogiken gestoßen. Aufgrund der geringen Fallzahl kann es hier keinesfalls darum gehen, einen neuen Trend zu beschreiben, es soll jedoch in exemplarischer Weise eine von der Beruf/Familie-Problematik verschiedene Problemkonstellation aufgezeigt werden. So läßt etwa in einem Fall aus dem Blickwinkel einer 29-jährigen Frau (Frau Späth) ihre „persönliche Reife“ das Leben mit einem Kind inzwischen denkbar erscheinen, es fehlt aber der entsprechende Partner. Demgegenüber ist eine frühere Partnerschaft, mit der die Befragte perspektivisch auch eine Heirat und gemeinsame Kinder verknüpft hatte, gescheitert. Zwei Frauen aus unserem Sample im Alter von 37 und 44 Jahren (Fälle: Asch; Schneider-Westfal) schildern ihre lebensgeschichtliche Auseinandersetzung mit der Kinderfrage als eine Folge von Ungleichzeitigkeiten. Beide hatten in ihren geschiedenen Ehen Phasen, in denen eine Schwangerschaft angestrebt wurde bzw. hingenommen worden wäre, allerdings nicht eingetreten ist. In Phasen, in denen ihre Ehen bzw. Partnerschaften bereits in Auflösung begriffen waren, traten bei beiden Schwangerschaften ein, die sie jedoch abbrachen. Beide beendeten die Auseinandersetzung mit diesem Thema für sich mit dem Entschluß zur Sterilisation, die bei der einen zum Zeitpunkt des Interviews bereits längere Zeit zurücklag, bei der anderen

24 Dieser „richtige Zeitpunkt“ wird hier charakteristischerweise nicht in der Abwägung zwischen familiären und beruflichen Optionen bestimmt.

25 So Nave-Herz, die in diesem Zusammenhang auf das Vorhandensein divergenter Wertorientierungen bei kinderlosen Frauen hinweist: etwa das gleichzeitige Vorhandensein einer starken Berufsorientierung und einer traditionellen Mutterrollen-Auffassung. S. dazu Nave-Herz, R. (1988): *Kinderlose Ehen*, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.), a.a.O., S. 193-200.

unmittelbar bevorstand. Neben der Entkoppelung des für die Institutionen Ehe und Familie charakteristischen festen Verweisungszusammenhangs von Liebe, Ehe und Familienbildung²⁶ scheint uns hier das Auseinanderdriften divergenter Entwicklungslogiken charakteristisch, die in der institutionellen Form von Ehe und Familie in hohem Maße synchronisiert und damit in ihren zeitlichen Implikationen weitgehend „stillgestellt“ waren. Die divergenten Entwicklungslogiken, die hier aufeinandertreffen, kommen in folgendem Interviewzitat plastisch zum Ausdruck:

(Haben Sie irgendwann mal so den Wunsch gehabt, Kinder zu haben oder is, war das..?)

- 01 Das is' schon lange her. Ja, dashatt' ich. Aber das
- 02 is' schon sehr lange her. Und da das in der Ehe halt
- 03 nich', für meine Begriffe nicht möglich war, und ich
- 04 mich doch Gott sei Dank durchgesetzt habe.. So, also
- 05 irgendwann werd' ich ja auch mal älter und irgendwann
- 06 sollte man das vielleicht nicht mehr tun, ja? Ehm, und
- 07 da hab' ich mich dann auch entschlossen, mich sterilisieren zu lassen, weil ich mir gesagt hab': So. Selbst
- 09 wenn ich jetzt den Mann meines Lebens kennenlernen
- 10 sollte, werd' ich doch nicht gleich im ersten Ehejahr
- 11 'n Kind in die Welt setzen, denn erstmal muß man sich
- 12 auch zusammenraufen. So, und bis dahin hab' ich ein
- 13 Alter erreicht, wo ich dann wahrscheinlich auch gar
- 14 nicht mehr will, ja, und ich es auch vielleicht besser
- 15 nicht tun sollte. (...)

(Und so in der ersten Ehe war das so, daß Ihr Mann gerne Kinder gehabt hätte?)

- 16 Ja, ich im Prinzip auch, ne. Bloß hab' ich irgendwann
- 17 gemerkt, wo, ja, daß die Ehe im Grunde genommen nich'
- 18 läuft. Auch wenn man sich das noch nicht richtig ein-
- 19 gesteht. Aber man spürt es. Und da hab' ich gesagt:
- 20 Nee. Das möcht' ich nich'. In so 'ne Situation.. (...)
- 21 Ja, und dann hab' ich's zunächst mal noch verschoben.
- 22 Hab' gesagt, naja, mal sehen, wie's i'm Jahr oder an-
- 23 derthalb aussieht, wie dann, nich', die Situation sich
- 24 bei uns verändert oder.. verdreht oder sonstwie hat.
- 25 Und bis dahin war's dann klar, daß es eben halt Ende
- 26 is.

(Interview: Schneider-Westfal)

Sind es im vorher geschilderten Fall primär die zeitlichen Implikationen von persönlicher „Reife“ und Partnerschaftsentwicklung, die gleichsam aneinander „vorbeilaufen“, so wird in dem obenstehenden Zitat die widersprüchliche und gegenläufige Entwicklung von dem im Rahmen einer Ehekrise immer wieder vertagten Kinderwunsch und dem ‚Überholtwerden‘ von der ‚biologischen Uhr‘ hervorgehoben. Persönliche Entwicklung, die u.a. auch im (auftauchenden oder abklingenden) Kinderwunsch zum Ausdruck

26 Vgl. dazu Tyrell (1988), a.a.O., S. 154. Als weitere Elemente dieses kohärenten Sinn- und Verweisungszusammenhangs nennt Tyrell Sexualität sowie Zusammenleben/gemeinsames Haushalten.

kommt, Partnerschaftsentwicklung und körperlich-biologische Entwicklung können hier nicht miteinander abgestimmt werden. Deutlich wird dabei auch, wie die prinzipielle Bereitschaft zur Familienbildung gekoppelt ist an die Vorstellung von einem ‚richtigen Zeitpunkt‘ bzw. einer richtigen „Situation“ („Nee. Das möcht' ich nich'. In so 'ne Situation“ — 20), die jedoch in dieser Partnerschaft nicht eintritt. Die Logik dieses ‚richtigen Zeitpunkts‘ wird jedoch beibehalten, indem für künftige Partnerschaften wie selbstverständlich davon ausgegangen wird, daß es eine erste kinderlose Zeit geben müsse, die ausschließlich für die Abstimmung der Partner reserviert sein müsse („denn erstmal muß man sich auch zusammenraufen“ — 11-12).

Die zeitlichen Implikationen dieser Vorstellung von Partnerschaftsentwicklung jedoch kollidieren mit anderen — etwa an der Biologie ansetzenden — Zeitlogiken, die gleichermaßen als normativ erachtet werden. Die neuerdings wieder größere Streubreite beim Zeitpunkt von Erstgeburten, die über das Phänomen der „späten Mütter“ auch in einer breiteren Öffentlichkeit registriert und thematisiert wurde, schafft auch einen Bedarf für neue Altersgrenzen. Dabei kommt beim Rekurs auf vermeintliche ‚Biologie‘ dieser dann möglicherweise eine veränderte, normative Bedeutung zu. Sind doch die medizinischen Risiken ab einem bestimmten Alter wissenschaftlich belegt und durch die ‚Normalisierung‘ entsprechender Vorsorgeuntersuchungen bei „Spätgebärenden“ im Alltagswissen der Frauen präsent. Wo die Konvention des Normallebenslaufs den Zeitpunkt der Familienkonstitution nicht mehr selbstverständlich vorgibt, bietet die durch Verwissenschaftlichung normierte „Biologie“ zumindest einen Anhaltspunkt hinsichtlich der oberen Grenzen. So sieht die Befragte etwa das Alter von dreißig Jahren als kritische Grenze für Erstgeburten an.

Aus diesem Nebeneinander von biologisch begründeter ‚höchster Zeit‘, aus der Partnerschaftsentwicklung heraus begründeter ‚frühester Zeit‘ und der Vorstellung von einem ‚richtigen‘ bzw. ‚falschen‘ Zeitpunkt entsteht jedoch ein Maß an zeitlicher Komplexität, in der sich dauernder Aufschub und gleichzeitiger Zeitdruck wechselseitig dramatisieren. Eine Abkehr vom normativen Leitbild der vollständigen Familie böte aus diesem Dilemma einen Ausweg, den die Befragte jedoch ablehnt. So kann die Komplexität letztlich nur durch einen radikalen Schritt, nämlich die Sterilisation, in einer irreversiblen Weise wieder reduziert werden. Dieses Beispiel scheint mir für die Minderung der institutionellen Qualität von Ehe und Familie ausgesprochen illustrativ. Implizierten doch diese Institutionen vergleichsweise stabile sequentielle Ordnungen, die für einige der von der Befragten artikulierten Ansprüche durchaus Raum ließen,²⁷ gleichzeitig aber von der Schwierigkeit entlasteten, ‚optimale‘ Zeitpunkte reflexiv selbst zu bestimmen. Durch das Nebeneinander verschiedener normativer Zeitordnungen (biologische Zeit vs. Entwicklungszeit) und die gleichzeitige Betonung des subjektiv ‚richtigen Zeitpunkts‘ entsteht aber hier eine Spannung, die sich in einem permanent verlängerten „jetzt nicht“²⁸ artikuliert. Diese Problematik dürfte als ein wesentliches Kennzeichen der (allerdings unvollständigen) Deinstitutionalisierung von Ehe und Familie anzusehen sein.

27 In diesem Zusammenhang ist etwa die Herausbildung einer kinderlosen Phase nach der Eheschließung zu erwähnen. Vgl. dazu Höpflinger, F. (1987): Wandel der Familienbildung in Westeuropa, Frankfurt/M./New York.

28 Aus dem gleichen Planungsdilemma heraus wäre auch eine „Selbstöffnung gegenüber dem Zufall“ denkbar. S. dazu: Lüscher, K./Wehrspau, M. (1986): Familie und Zeit, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 12, S. 239-256, hier: S. 252.

1.1.3 Auskoppelung familialer Lebensereignisse aus sozialen Ablaufprogrammen

In mehreren Interviews fällt auf, daß die Befragten in bestimmten biographischen Phasen — gedanklich oder faktisch — auf die Möglichkeit einer rein sozialen Konstitution von Elternschaft und Familie rekurrierten oder dies auch während des Interviews in Antizipation ihrer künftigen familialen Situation tun. Es werden verschiedene Kontexte erkennbar, in denen ein solcher Rekurs stattfindet. So wird in dem weiter unten geschilderten Fall *Kern* die Möglichkeit einer Adoption von Kindern ins Auge gefaßt, um gegen alle Fakten ein normatives Familienleitbild aufrechtzuerhalten, das eine maximale Kinderzahl und einen minimalen Altersunterschied zwischen den Generationen vorschreibt. In einem anderen Fall zieht eine Frau (Reuter) während des Interviews die Möglichkeit der Adoption eines Kleinkindes in Erwägung, um einer (Todesangst auslösenden) Schwangerschaft und Geburt sowie der Konfrontation mit einem Säugling aus dem Weg zu gehen. Der Gedanke an eine Adoption steht hier unverkennbar im Zusammenhang mit der Abwehr symbiotischer Beziehungen sowie deren Auflösung (durch eine Geburt, durch die Auflösung der Mutter-Kind-Dyade). Ähnlich ist auch eine Äußerung zu interpretieren, in der sie erwägt, einen Mann lediglich zur Zeugung zu instrumentalisieren, ihm ansonsten aber nur besuchsweisen Zugang zum Kind zu erlauben. Auch hier soll wohl die Auflösung der Dyade in ein Eltern-Kind-Dreieck hinein vermieden werden. Im Hinblick auf die Zeitdimension erscheint hier interessant, wie der Rekurs auf die Möglichkeit einer rein sozialen Konstitution von Elternschaft, der zunehmend sozial akzeptabel zu sein scheint, hier dazu dient, lebensgeschichtliche Entwicklungsphasen zu umgehen und letztendlich den Übergang von der Postadoleszenz ins Erwachsenenalter auszublenden. Zentrale Lebensereignisse können so vermeintlich jederzeit und ohne ‚Vorbereitung‘ eintreffen und sind damit aus sozial gegebenen Ablaufprogrammen herausgelöst. Es muß aber wohl als zentrale Leistung der institutionellen Form von Ehe und Familie angesehen werden, daß sie für das Leben des Einzelnen Statusveränderungen implizierten und ihn in ein soziales Ablaufprogramm normativer Lebensereignisse involvierten, die eng mit dem Lebensalter verbunden waren. Die Auflösung und Neukonstruktion solcher Ereignisverkettungen, wenn hier auch lediglich gedankenexperimentell vorgenommen, muß als deutliches Indiz für die Minderung der institutionellen Qualität von Ehe und Familie angesehen werden. Gerade durch die damit einhergehende Ausgrenzung zentraler lebensgeschichtlicher Phasen, mit denen auch Prozesse sozialen Alterns verbunden sind, erscheint die biographische Konstruktion hier als Patchwork einer von lebensgeschichtlichen Veränderungen nicht tangierten und insofern auch nicht alternden Person.²⁹ Deutlich wird an diesem Beispiel der Unterschied zwischen der Chronologisierung, auf die Kohli verweist und einer freigesetzten Zeitlichkeit, wie sie mit De-Institutionalisierungsprozessen einhergeht. Chronologisierung wird in den hier skizzierten Fällen aufgelöst. Die derart freigesetzte Zeitlichkeit kann sich in einem — wie oben dargestellt — verstärkten Zeitdruck aber ebenso artikulieren wie in einer Konstruktion biographischer Zeitlosigkeit, wie sie sich in dem eben geschilderten Fall zeigt.

29 Zum Zusammenhang zwischen dem Verblassen der Passageriten und der Wahrnehmung biographischer Zeit s. auch: Béjin, A. (1988): Ehe ohne Trauschein und Postadoleszenz: Anmerkungen zu einigen Mythen des „Nicht-Übergangs“, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.), a.a.O., S. 180-190.

1.2 Sachdimension: Normative Muster und Familienleitbilder ohne Anschluß

Als Hinweis auf Deinstitutionalisierungstendenzen muß wohl die Koexistenz verschiedener normativer Muster und Familienleitbilder³⁰ sowie das Auseinanderklaffen von normativen Mustern und deren Realisationsmöglichkeiten interpretiert werden.³¹ Dabei zeigen sich innerhalb unseres Samples zwei Varianten: Im einen Fall wird an der Institution „Familie“ im Sinne eines normativen Musters kontrafaktisch und in rigider Art und Weise festgehalten, obwohl das reale Lebensarrangement des Befragten von diesem Ideal deutlich abweicht. In einem zweiten Fall stehen verschiedene normative Muster und auch Familienleitbilder unvermittelt nebeneinander.

Es soll hier zunächst auf den ersten Fall eingegangen werden. Ein zentrales Moment innerhalb dieses normativen Musters ist dabei die Vorstellung, daß Familiengründung selbstverständlich zum Leben eines erwachsenen Mannes dazugehöre, daß sie eine legitimierte Form haben müsse, daß dazu mindestens zwei Kinder gehörten, und die Eltern bei der Geburt des ersten Kindes noch vergleichsweise „jugendlich“ sein sollten. Mit welchen Hilfskonstruktionen der Befragte versucht, das normative Muster ange-sichts einer davon abweichenden Realität doch noch zu retten, soll im folgenden gezeigt werden:

Das Interview, auf das wir uns hier beziehen, wurde mit einem 25-jährigen Stahlbau-schlosser (Herr Kern) durchgeführt. Der Befragte lebte zum Zeitpunkt des Interviews alleine. Mit ca. zwanzig Jahren hatte er im Zuge seiner Einberufung zur Bundeswehr seine Jugendfreundin geheiratet, mit der er bereits fünf Jahre befreundet und davon drei Jahre verlobt war. Kurz nach der Heirat verließ seine Frau ihn jedoch, und es kam bereits ein Jahr später zur Scheidung. Seine teilweise brachialen Versuche, sie zurückzugewinnen, scheiterten. Auch eine Freundin, mit der er später eine Zeitlang zusammenlebte, 'lief ihm weg'.

Trotz dieses frühen Scheiterns seiner eigenen Ehe sind seine normativen Orientierungen im Hinblick auf den Charakter einer Ehe und die Ordnung, die dabei eingehalten werden sollte, ungebrochen. Diese Ordnung sieht folgendermaßen aus: Zunächst hält er es — im Sinne eines Verlobungsäquivalents — prinzipiell („von der Vernunft her“) für sinnvoll, vor der Ehe einige Jahre zusammenzuleben. Dann aber wolle er auf jeden Fall heiraten:

30 Zum Begriff des „Leitbildes“ einer Institution im Unterschied zu ihrem Normensystem vgl. Schelsky, H. (1970): Zur soziologischen Theorie der Institution, in: Ders. (Hrsg.): Zur Theorie der Institution, Düsseldorf, S. 9-26. Schelsky verdeutlicht diesen Unterschied am Beispiel der Idee des Christentums, die verschiedene institutionelle „Normensysteme“ zugelassen habe. In einer systemtheoretischen Theorietradition könnte man als „Leitbilder“ wohl auch Formen der Codierung von Ehe verstehen, wie sie Leupold etwa am Beispiel von „Partnerschaft“ und „romantischer Liebe“ vorstellt.

31 In einer klassischen Terminologie ließe sich ein solcher Zustand wohl als „gestörte Ordnung“ oder „Anomie“ bezeichnen. S. dazu Durkheim, E. (1973; zuerst 1897): Der Selbstmord, Frankfurt/M.; Parsons, T. (1951): The Social System, New York/London, S. 39, charakterisiert Anomie als „polar antithesis of full institutionalization (...), the absence of structured complementarity in the interaction process or (...) the complete breakdown of normative order in both senses.“

- 01 Ich bin halt ziemlich altmodisch in der Beziehung.
 02 (...) Das is einfach ne Ansichtssache, find ich. Ge-
 03 genau wie, wie Religion oder sowsas.

Dieses Zitat kann wohl als deutlicher Beleg für die Existenz eines normativen Musters angesehen werden, das letztlich nicht begründet werden kann („wie Religion“; 03), allerdings — und darin liegt bereits eine spezifische Brechung — auch keinen allgemeinen Charakter mehr hat, sondern zur „Ansichtssache“ (02) geworden ist. Innerhalb dieses Musters ist Eheschließung eine Selbstverständlichkeit, und der Befragte geht auch davon aus, daß diese Ehe für immer geschlossen wird. Die Frage, ob er Kinder wolle, beantwortet er in überzeugtem Ton mit „Ja.“ Auch die Zahl der gewünschten Kinder steht fest: es sollen zwei oder drei sein, auf keinen Fall ein Einzelkind. Diesbezüglich hält er Familienplanung durchaus für angebracht, denn auch der Zeitpunkt der Erstgeburt dürfe nicht zu spät liegen. Ein Mann solle etwa im Alter zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren Vater werden. Mit der Eheschließung muß seines Erachtens die Phase als „lotterloser Freier“, die er momentan durchaus genießt, abgeschlossen werden und eine Zeit geordneten und geplanten Familienlebens beginnen. Diese Vorstellung, die sich bis ins Detail an seiner Herkunfts-familie orientiert (drei Kinder, Alter des Vaters etc.), gerät nun aber bereits in Konflikt mit seiner Lebensrealität: immerhin ist er bereits geschieden und hat auch mit fünfundzwanzig Jahren, wo er nach seiner eigenen ‚Rechnung‘ bereits Vater sein könnte, noch keine feste Partnerin. Will er nun auch noch seinem Ideal eines mehrjährigen Zusammenlebens vor der Eheschließung gerecht werden, das er allerdings in seinen beiden längeren Beziehungen bisher immer unterlaufen hat, gerät er bereits unter erheblichen Zeitdruck. Er behilft sich hier mit einem Kunstgriff, der es ihm erlaubt, das Ordnungskonzept dennoch aufrechtzuerhalten:

(Haben Sie denn die Absicht, später mal zu heiraten oder..?)

- 01 Ja klar heirat' ich widder. Mit Sicherheit. Sicher.
 02 (...)

(Und wie is' das mit Kindern? Würden Sie auch gern Kinder haben?)

- 03 Ja! Zwei oder drei Kimmersche. /hm/ Auf jeden Fall.

(Zwei oder drei?)

- 04 Ja. Ja eins, eins nich'. /hm/ Wenn dann irgendwie kein
 05 zweites mehr geht, dann würd' ich noch eins adoptieren
 06 oder was weiß ich. Ich möcht' kein Einzelkind. (...)

(Viele Frauen bekommen ja so ihr erstes Kind viel, also heute viel später als früher, als es früher üblich war. /ja/
 Also im Alter zwischen dreißig und vierzig sogar. Das war ja früher eher die Ausnahme. Wie beurteilen Sie das denn so aus der, aus dem Blickwinkel Ihres zukünftigen Partners, wenn man so will?)

- 07 Oah, mit vierzig. Also, also 's erste möcht' ich da
 08 net ham. Vielleicht noch eins, oder, wenn se's ham
 09 will. Aber.. ich möcht' mit meine Kinder noch was an-
 10 fange' könne. Wenn, wenn, wenn mir mit vierzig 's er-
 11 ste Kind kriege', da bin ich sechzig, da is' mein Sohn

12 oder mei' Tochter zwanzig. Ja, und dann mit sechzig da
 13 mit dene' in die Disco gehn, das is ja dann nun au'
 14 net's Richtige. Des is' also, nee. Solang' möcht' ich
 15 dann doch net warten. Und wenn, wenn eben, wenn sich
 16 nix zum Heiraten findet und, ich bin nun mal schon
 17 fünfunddreißig oder achtunddreißig, dann würd' ich also
 18 wahrscheinlich lieber 'n zehnjährige' adoptieren. Oder
 19 'n zwölfjährigen. Denn der Altersunterschied, wenn der
 20 zwischen Eltern und Kindern so groß is', das find ich
 21 furchtbar.

(Wie war das denn bei Ihrem, Ihrem Vater? War der..)

22 Mein Vatter is' jetzt zwoundfuffzig, ich bin fünfund-
 23 zwanzig. /hm/ Der is' fünfundzwanzig Jahr' älter wie
 24 ich, sechsundzwanzig Jahr. /hm, hm/

(Also so wollten Sie's auch wieder?)

25 Ja, des is' so, so bis dreißig is' zu vertreten. Aber
 26 viel älter, viel größer soll der Unterschied net sein.
 27 Eher, eher geringer. /hm/

(Interview: Kern)

Auffällig ist an dieser Textpassage, wie unter Absehung von der konkreten Realität hier mit dem Gedanken der Adoption eines älteren Kindes gespielt wird, um die als ideal angesehene Kinder- und Generationenordnung aufrechtzuerhalten. Sehr selbstverständlich wird auch, ohne daß eine konkrete Partnerin vor Augen ist, hier von der gemeinsamen Familienplanung gesprochen („wenn wir mit vierzig 's erste Kind kriege“ — 10-11). Gegenüber dem selbstverständlichen Bezug auf Familie („Ja klar heirat' ich widder. Mit Sicherheit. Ja Sicher.“ — 01) erscheinen die konkreten (oder imaginierten) Partnerinnen lediglich als Erfüllungsgehilfinnen bzw. Destrukteurinnen bei der Umsetzung dieses übergeordneten Ziels. Sie können dessen Verwirklichung wohl stören, indem sie „weglaufen“, bzw. indem „sich nix zum Heiraten findet“ (16), davon wird das Ziel als solches jedoch nicht tangiert. Hier kommt dann die Adoption ins Blickfeld, mit der die Defizite einer konkreten Partnerschaft (die zu spät zustande kommt, bzw. in der „kein zweites Kind mehr geht“) kompensiert werden können. Deutlich wird bereits anhand dieser Zitate, daß der Befragte sich auf Familie und Elternschaft als *sozial normierte Institution* bezieht, wogegen deren *physische* und auch *personelle* Fundierung deutlich in den Hintergrund tritt. An dieser Institution, deren Geltung ihm nicht zuletzt durch die eigenen Eltern übermittelt wurde, hält er in rigide fixierter Weise fest, auch wenn sein eigenes Leben diesem Muster nicht entspricht. Dabei wird — gedankenexperimentell — sogar das Prinzip der Filiation ohne zwingenden biologischen Grund und auch ohne jede humanitäre Begründung durchbrochen, um die institutionelle *Ordnung* aufrechtzuerhalten. Diese Äußerungen geben gleichermaßen Ausdruck von der Gültigkeit der Institution im Sinne eines Ordnungsmodells wie auch von deren Ablösung von einer selbstverständlichen Lebenspraxis.

In den Interviews mit mehreren weiblichen Befragten fallen neben dem Auseinanderklaffen von Ideal und Realität vor allem Ungleichzeitigkeiten in der normativen Orientierung auf. Das Festhalten am Ideal romantischer Liebe, der Unauflöslichkeit der Ehe und einem Familienmodell, das die primäre Ernährerrolle des Mannes impliziert, steht hier relativ unvermittelt neben der Orientierung an der Emanzipation und ökonomischen Selbständigkeit der Frau sowie einem Eheverständnis, in dem das Vertragsver-

hältnis im Vordergrund steht. Während die „alten“ Modelle (romantische Liebe, weibliche Normalbiographie etc.) einerseits ihre Realitätsmacht eingebüßt haben, jedoch als Orientierungsfolien nach wie vor wirksam sind, haben sich neben sie neue Leitbilder (Emanzipation der Frau, Ehe als Vertragsverhältnis) geschoben, die biographisch an Bedeutsamkeit gewinnen. Der Übergangscharakter des „nicht mehr“ und „noch nicht“, wie man ihn im Anschluß an Durkheim als Kennzeichen einer anomischen Situation ansehen könnte,³² wird hier in den Selbstinterpretationen der Frauen deutlich sichtbar.

1.3 Sozialdimension: Minderung des Commitments³³ in Intim- und Familienbeziehungen

1.3.1 Als-ob-Struktur der Familienkonstitution

Während in den oben geschilderten Fällen Kern und Reuter die Befragten während des Interviews mit der Möglichkeit einer Adoption spielten, ohne daß diese Überlegung bisher handlungsrelevant geworden wäre, gibt es auch Fälle, in denen eine Adoption im Rahmen einer Paarkonstellation in Erwägung gezogen worden ist bzw. für eine gewisse Zeit ein Pflegekind tatsächlich angenommen wurde.

So schildert eine 37-jährige Sachbearbeiterin (Frau Asch) die Überlegung, ein Kind zu adoptieren, als „Kompromiß“ zwischen dem Kinderwunsch ihres ehemaligen Mannes und ihrem fehlenden Kinderwunsch, ein Kompromiß, der darüber hinaus politisch-ideologisch überhöht wurde. Eine Adoption wurde allerdings nie real in Angriff genommen, sondern diente dem Paar wohl eher als diffuse Verständigungsgrundlage über die prinzipielle Bereitschaft zur Familienkonstitution, ohne daß diese direkte Konsequenzen gezeigt hätte. Als dann bei ihrem Mann doch der Wunsch nach einem eigenen Kind die Oberhand gewinnt, empfindet die Befragte dies als „Verrat“ an der gemeinsamen Überzeugung. Aus der Ehe geht dann letztlich auch kein Kind hervor, sondern sie wird einige Zeit später geschieden. Auch hier dient der Rekurs auf die Möglichkeit einer sozialen Konstitution von Elternschaft einerseits dazu, die Phase der Schwangerschaft und Geburt zu überspringen, andererseits wird hier zwischen den Ehepartnern ein Einverständnis über eine Familienkonstitution suggeriert, ohne daß es wirklich gemeinsame Grundlagen für diesen Schritt gäbe.

In einem anderen Fall, dem einzigen, in dem faktisch eine soziale Konstitution von Elternschaft vorlag (Frau Behrendt), wird im Zuge eines Ringens der Partner um die Familienkonstitution ein Pflegekind angenommen. In dem Maße aber, in dem für die befragte Frau die Bindungswirkungen dieser Entscheidung erkennbar werden, fühlt

32 S. dazu Durkheim, E. (1973; zuerst 1897), a.a.O., S. 288: „Es braucht Zeit für Menschen und Dinge nach den geltenden Begriffen eine andere Rangordnung zu schaffen. Solange die so freigesetzten sozialen Kräfte nicht ihr Gleichgewicht gefunden haben, bleibt ihr jeweiliger Wert unbestimmt, und für eine Zeitlang ist dann jede Regelung mangelhaft. Man weiß nicht mehr, was möglich ist und was nicht, was noch und was nicht mehr angemessen erscheint, welche Ansprüche und Erwartungen erlaubt sind und welche über das Maß hinausgehen.“ Vgl. dazu auch: Clignet, R. (1988): Wandlungen in familialen Lebensstilen: Anomie durch Knappeit und Anomie durch Überfluß, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.), a.a.O., S. 116-130.

33 Zum Begriff „Commitment“ vgl. Parsons, T. (1980; zuerst 1968): Über „Commitments“, in: Ders., Theorie der sozialen Interaktionsmedien, hrsg. von S. Jensen, Opladen, S. 183-228; sowie: Becker, H.S. (1960): Notes on the Concept of Commitment, in: AJS 66, S. 32-40.

sie sich zunehmend überfordert und trennt sich schließlich von ihrem Mann und kurz darauf auch von dem Kind. Im Unterschied zum obenstehenden Fall erfolgt hier wirklich eine Familienkonstitution „auf Zeit“, bei der gerade das Deutlichwerden dauerhafter Bindungswirkungen zum Scheitern der gesamten Konstellation führt.

Wesentlich ist bei den geschilderten Fällen, daß die Adoption bzw. Pflegschaft nicht infolge unfreiwilliger Kinderlosigkeit oder aus einer rein humanitären Motivation heraus als Ersatz für die Filiation erwogen bzw. eingegangen wird, sondern daß damit eine spezifische Minderung der Bindungswirkungen einer Entscheidung zur Familiengründung einhergeht. Soll im einen Fall ein offensichtlicher Dissens zwischen den Ehepartnern im Hinblick auf ein eigenes Kind dadurch umgangen werden, daß man ein fremdes Kind adoptiert, so wird im anderen Fall vermittelt über das Pflegekind eine Familienkonstitution vollzogen, die gerade nicht „auf Dauer“ angelegt ist. Das Gemeinsame an beiden Fällen ist, daß der Rückgriff auf die Möglichkeit einer rein sozial begründeten Elternschaft hier ein Einverständnis über die Familienkonstitution suggeriert, welches faktisch jedoch nicht verhanden ist. Diese Als-ob-Struktur bricht in dem Moment zusammen, wo auch (oder besser: gerade) die soziale Elternschaft beträchtliche Bindungswirkungen zeitigt, bzw. wo einer der Ehepartner auf eine leibliche Elternschaft dringt, die ein Verlassen der Als-ob-Struktur zur Folge hätte.

In gewissem Sinn läßt sich auch im Fall eines 36-jährigen Bankangestellten (Herr Tietjen) von einer sozialen Konstitution von Elternschaft sprechen, insofern er sich selbst nämlich bereits als Erwachsener und noch zu Lebzeiten seiner leiblichen Eltern in einem anderen Land über eine Art *Wahlverwandtschaft* eine neue Mutter und neue Geschwister sucht. Mit ihnen zusammen kauft er sogar ein Haus. Im Kontrast dazu verbindet ihn mit seinem leiblichen Sohn eine sehr distanzierte Form von Elternschaft: der Sohn wuchs ausschließlich bei seiner Mutter und darüber hinaus die meiste Zeit in einem anderen Land auf als der Vater. Obwohl er dessen Geburt als ein zentrales Ereignis in seinem Leben ansieht, ist der Kontakt zu seinem Sohn doch ausgesprochen spärlich. Auffällig ist hier die Verkehrung ‚normaler‘ Verhältnisse: Während biologische Verwandtschaftsbeziehungen vergleichsweise geringe Verbindlichkeiten nach sich ziehen, entfalten „gewählte“ Verwandtschaftsverhältnisse ungewöhnliche Bindungswirkungen. Intime Beziehungen werden hier auf eine ausgesprochen voluntaristische Basis gestellt und aus ihrer institutionellen Verankerung gelöst: „home is where you hang your heart“.

1.3.2 Entkoppelung des institutionellen Verweisungszusammenhangs von Ehe und Familie

Als weitere Form einer Minderung des Commitments in intimen Beziehungen finden sich in unserem Sample Formen der Entkopplung des mit den institutionalisierten Formen von Ehe und Familie einhergehenden Verweisungszusammenhangs³⁴ von Liebe, Sexualität, Ehe, Familienkonstitution und gemeinsamem Wohnen und Haushalten. Hier sind vor allem zwei Fälle zu erwähnen:

Die Biographie von Frau Fuchs, die zum Zeitpunkt des Interviews fünfundzwanzig Jahre alt ist, hat über einen langen Zeitraum die Form einer Verlaufskurve. Infolge der frühen Trennung ihrer Eltern wuchs sie bei ihren Großeltern, in einem proletarischen Milieu, auf. Bei der Ausbildung zur Großhandelskauffrau besteht sie die Prüfung nicht und bleibt ohne Abschluß. Mit zwanzig Jahren wird sie schwanger und geht eine Ehe

³⁴ Vgl. Tyrell, H. (1988), a.a.O, S. 154.

ein, die bereits wenige Monate nach der Geburt des Kindes wieder zerbricht. Nach der Trennung bezieht Frau Fuchs Sozialhilfe und gerät, obwohl infolge eines Kredites ohnehin verschuldet, durch eine neue Bekanntschaft in zusätzliche finanzielle Schwierigkeiten. Sie muß mehrfach umziehen und es droht schließlich die Einweisung in eine Verfügungswohnung. In dieser Situation gelingt es ihr schließlich, sich mit Hilfe eines spezifischen Arrangements zu stabilisieren. Sie beginnt in einer Zeitarbeitsfirma zu arbeiten, wo ihr fehlender Abschluß nicht zum Einstellungshindernis wird. Seit nunmehr zwei Jahren lebt sie mit einem Freund zusammen, der im gleichen Haus zunächst für sie und anschließend für sich selbst eine Wohnung renoviert hat. Inzwischen sind beide Wohnungen bezugsfertig, so daß ein Getrenntleben unter einem Dach beginnen kann. Frau Fuchs' Tochter ist ständig bei ihrer Großmutter untergebracht. Unmittelbar nach der Arbeit besucht sie diese für ca. zwei Stunden. Nach Hause in ihre Wohnung zurückgekehrt, verbringt sie in der Regel einen Teil des Abends mit ihrem Freund. Wichtig ist ihr jedoch, daß sie ihren eigenen Bereich hat und sich jederzeit in diese beschützte Territorialität zurückziehen kann. Die Wochenenden behält sie sich für sich selbst vor, dann besucht sie auch ihre Tochter nicht.

Der institutionelle Verweisungszusammenhang von ‚Familie‘ wird hier in hohem Maß entkoppelt: Mutterschaft und Partnerschaft implizieren gerade keinen gemeinsamen Wohn- und Lebenszusammenhang. Unter Rückgriff auf traditionale Milieus und auf dem Hintergrund einer biographischen Verlaufskurvendynamik entsteht hier ein hochgradig modernes und diversifiziertes Lebensarrangement. Formen temporaler Sequenzialisierung, territorialer Segmentierung und funktionaler Differenzierung lassen überschaubare Sozialsysteme entstehen, die untereinander locker gekoppelt sind. Damit ist aber ein immenser Koordinationszwang verbunden, der etwa daran ersichtlich wird, daß die Befragte sich sehr bereitwillig auf externe Einsätze einläßt, weil sie dann diesem Abstimmungzwang entfliehen kann.

In einem anderen Fall bezieht sich der Vorgang der Entkoppelung auf das ‚Merkmalsbündel‘ Liebe, gemeinsames Wohnen und Sexualität. Während Frau Aschs Intimbeziehungen sowie generell ihr Umweltbezug lange Zeit ausgesprochen identifikatorisch gewesen zu sein scheint, ist für ihre gegenwärtige Lebenskonstruktion ein ausbalanciertes Verhältnis von Teilnahme und Beobachtung zentral. Dies wird stabilisiert durch ein spezifisches interpersonales Arrangement, das sich durch strukturell eingebaute Distanzierungsmöglichkeiten auszeichnet. Diese Lebenskonstruktion findet sich im beruflichen Bereich ebenso wie im privaten und basiert auf Dreiecksverhältnissen.

Frau Asch lebt seit drei Jahren mit ihrem Partner zusammen und hat zu ihm eine durchaus verbindliche Beziehung. Allerdings werden auch klare Grenzziehungen erkennbar. Sie verbringt aufgrund unterschiedlicher Arbeitszeiten die meiste Freizeit ohne ihn, geht gelegentlich alleine auf Reisen und läßt sich bisweilen auf andere erotische Beziehungen ein. Das Zusammenleben mit ihrem Partner bringt sie auf den Begriff „Zwittersituation“.

Dieser Begriff scheint für diese Lebenskonstruktion insgesamt treffend zu sein. Dabei impliziert Zwittersituation zunächst die Absicherung von Distanz über die Bindung an zwei oder mehrere Situationen. Der Begriff drückt aber auch die innere Zwiespältigkeit einer Situation aus: In der Situation sein und doch neben sich stehen. Dabeisein und doch — von einer anderen Warte aus — zusehen.

Diese Lebenskonstruktion basiert unter anderem auf dem *selektiven Bezug auf einzelne Beziehungen*. Intimbeziehungen werden hier gerade nicht als eng gekoppeltes „Merkmalsbündel“ von Liebe, Sexualität und gemeinsamem Wohnen in Anspruch genommen, sondern dieses Bündel wird gleichsam aufgeschnürt. Scheint Frau Asch mit ihrem

Lebensgefährten eher partnerschaftliche Bedürfnisse zu realisieren, so verwirklicht sie ihr Verlangen nach Romantik in einer Liebesbeziehung zu einem ehemaligen Freund, den sie jedes Jahr für einige Tage im Ausland trifft. Daneben existieren als dritte Form von Beziehung eher flüchtige erotische Kontakte.

Diese Struktur lässt sich tendenziell als funktionale Differenzierung des Bereichs für Intimbeziehungen beschreiben. Partnerschaft, romantische Liebe und Sexualität bleiben hier nicht in einer diffusen Intimbeziehung verschränkt, sondern werden personal ausdifferenziert.

Auch der Umgang mit der eigenen Generativität folgt dieser Logik. Sollten — wie oben bereits erwähnt — aus der ersten Ehe gerade keine *leiblichen* Kinder hervorgehen, sondern diese über eine Adoption assoziiert werden, so wird auch aus der gegenwärtigen Partnerschaft Generativität ausgeklammert: die Befragte beabsichtigt eine Sterilisation. Die hier unter dem Stichwort „funktionale Differenzierung“ des Bereichs für Intimität gemeinsam subsumierten, sonst so unterschiedlich gelagerten Fälle Fuchs und Asch verbindet noch eine weitere fundamentale Gemeinsamkeit in ihrer Biographie: Bei beiden korrespondiert diese spezifische Form verminderter Commitments in Intimbeziehungen mit einem ganz ähnlich gelagerten biographischen Hintergrund: bei beiden wurde das Prinzip der Nicht-Austauschbarkeit des Personals in ihren Herkunfts-familien verletzt: ihre Mütter verließen sie als kleine Kinder, so daß die Großmütter die Rolle der sozialen Mutter einnehmen mußten. Es ist wohl nicht abwegig, dieser Parallele in der Minderung personeller Verbindlichkeit, wie sie besonders bei Frau Fuchs unübersehbar ist, eine tragende Rolle bei der Genese dieses Strukturmusters zuzuschreiben.

Dimensionen der De-Institutionalisierung des Bereichs für Intimbeziehungen

Die im vorangegangenen Kapitel am Beispiel der privaten Arrangements von Zeitarbeitern skizzierten Formen der De-Institutionalisierung des Bereichs der Intimbeziehungen vollziehen sich in folgenden zentralen Dimensionen:

1. in der *Zeitdimension* als Freisetzung von Zeitlichkeit im Zuge der Auflösung sozial normierter Chronologien (Familienzyklus) mit den widersprüchlichen Konsequenzen einer
 - a) Zeitlosigkeit der biographischen Konstruktion im Sinne des jederzeit möglichen Eintreffens oder Hervorrufens zentraler Lebensereignisse;
 - b) gesteigerten zeitlichen Komplexität durch Koordinations- und Synchronisationszwänge bei der Suche nach dem ‚richtigen Augenblick‘.
2. in der *Sachdimension* als zunehmender Funktionsverlust der normativen Muster als handlungsleitende Regeln; was in der Entkoppelung von normativen Mustern und Beziehungsrealität sowie in der Koexistenz verschiedener normativer Muster zum Ausdruck kommt.
3. in der *Sozialdimension* als Minderung des Commitments in Intim- und Familienbeziehungen im Sinne einer Entkoppelung des institutionellen Verweisungs- und Sinnzusammenhangs von Ehe und Familie sowie einer zunehmenden Als-ob-Struktur der Familienkonstitution.

Die hier skizzierten Tendenzen unterminieren den institutionellen Charakter des Bereichs von Intimität und Familie und lassen sich — in Begriffen funktionaler Differenzierung — als tendenzielle Abkehr vom segmentären Differenzierungsmodus und als Bewegung hin zu einem Modus funktionaler Differenzierung beschreiben.

2. De-Institutionalisierung und neue Institutionalisierung: Zur Bedeutung der Zeitarbeit als Arbeits- und Beschäftigungsverhältnis

2.1 Die Zeitarbeit im Kontext der Krise des Normalarbeitsverhältnisses

Die Institutionalisierung des Lebenslaufs hat sich ganz wesentlich über die historische Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Organisation der Arbeit als Lohnarbeit vollzogen. Und in den institutionellen Mechanismen der Gestaltung dieser Beschäftigungsform — vor allem den Formen ihrer Sicherung gegen unerwünschte Instabilität — wird der nach wie vor gültige Kern und wirksame Motor der Institutionalisierung gesehen. Im Unterschied zu dem Lebensbereich der Familie seien hier, so Kohli, jedenfalls noch keine massiven Erosionsprozesse erkennbar. Dies wird v.a. mit der nach wie vor bestehenden (quantitativen) Dominanz der vollzeitigen, kontinuierlichen Erwerbstätigkeit in der mittleren Lebensphase begründet.³⁵ Gegen diese Einschätzung lassen sich auf verschiedener Ebene Argumente vorbringen.

- a. Die quantitative Bedeutung der vom Normalarbeitsverhältnis abweichenden Beschäftigungsverhältnisse (Teilzeit, befristete Verträge, Zeit-/Leiharbeit) bzw. der Arbeitslosigkeit und der ungeschützten und/oder geringfügigen Beschäftigungsverhältnisse.
- b. Die mit der Verbreitung von Diskontinuitäts erfahrungen verknüpfte Umstellung der Erwartungen und Erwartungserwartungen im Hinblick auf die Regelhaftigkeit des beruflichen Lebenslaufs.
- c. Verbunden damit, aber auch unabhängig davon, wird auf die potentielle und in Ansätzen bereits identifizierbare Veränderung von Arbeitsorientierungen hingewiesen. Insbesondere, was die mit der Arbeit verknüpften Ansprüche auf Selbstverwirklichung anbelangt, und in dem Zusammenspiel eine relative Aufwertung anderer, nicht marktförmig und institutionell geregelter Arbeitsformen.
- d. Schließlich lassen sich aus einer Reihe von strukturellen³⁶ Gründen Vermutungen darüber ableiten, daß sich die Erwerbsarbeit in ihrer betrieblich organisierten, kollektivvertraglich geregelten und versicherungsrechtlich abgesicherten Form kaum mehr als einziges und fraglos dominierendes Modell von Erwerbsarbeit erhalten können wird.

Die genannten vier Argumentationslinien sollen hier nicht ausgearbeitet werden.³⁷

35 Hier läßt sich auch die Diskussion um das Normalarbeitsverhältnis heranziehen, bei der deutlich geworden ist, welche anderen Dimensionen für die Realitätsmächtigkeit und Orientierungswirksamkeit des Normalarbeitsverhältnisses wichtig sind. Nämlich insbesondere die faktische Gültigkeit dieser Standards für die Beschäftigten in Großbetrieben.

36 Zu nennen ist hier v.a. der — in der BRD noch vergleichsweise schwache — Tertiarisierungsprozeß; die verstärkte und verstetigte Nachfrage nach Erwerbsarbeit durch Frauen; die durch neue Technologien möglichen und durch Marktprozesse bedingten Veränderungen in der betrieblichen und vor allem überbetrieblichen Organisation der Arbeit.

37 Die in diesem Bericht präsentierten Ergebnisse lassen Aussagen nur auf der Ebene b. und c. zu. Hier glauben wir allerdings in der Tat zeigen zu können, daß die tatsächlichen beruflichen Entwicklungen, die Berufsbiographien und die Vorstellungen von der Bedeutung der Arbeit im Lebensarrangement unserer Befragten von der Folie des „Lebenslauf als erwartbares Ablaufprogramm“ in vielfältiger und v.a. in systematischer Weise abweichen. Uns ist natürlich bewußt, daß man diese Analysen nicht einfach auf andere, aus dem Normalarbeitsverhältnis gedrängte oder drängende Beschäftigtengruppen übertragen kann. Was die Argumen-

Zusammengenommen haben sie zwar u.A.n. ein erhebliches Gewicht, so daß wir die Erosionstendenzen im Bereich der institutionalisierten Regelungsfunktionen der Arbeit für den Lebenslauf als doch sehr wichtig einschätzen.

Dennoch mag man in ihnen Entwicklungstendenzen erkennen, die die Institution des Lebenslaufs als ein im wesentlichen durch die Form der Erwerbsarbeit gestütztes Ablaufprogramm zwar in ihrer Qualität mindern, letztlich aber doch nicht in Frage stellen. Man kann auch eine kontrafaktische Aufwertung, einer in ihrer empirischen Gültigkeit nicht mehr gedeckten Normativität vermuten.

Wir möchten diese Überlegungen hier nicht vertiefen. Statt dessen scheint es uns sinnvoll, aus der Gegenüberstellung von Institutionalisierung und De-Institutionalisierungstendenzen herauszutreten, und deutlich zu machen, wo sich — zumindest in unserem Untersuchungsfeld — auch neue Institutionen herauszubilden beginnen. Dazu ist die Zeitarbeit ein wiederum instruktives Beispiel.

2.2 Die neue institutionelle Qualität von Zeitarbeit und Zeitarbeitsverträgen

Zum Einstieg in die Analyse der „neuen“ Struktur und Funktion der Zeitarbeit und der Arbeitssituation in diesem triangulären Beschäftigungsverhältnis greifen wir auf eine Textpassage aus dem Interview mit Frau Jürgens zurück, die in ihrer Schilderung sehr anschaulich die wesentlichen Elemente der Arbeitssituation, v.a. aber auch ihre sehr spezifische Definition der Situation präsentiert.

01 *Also ich hatte praktisch von den ganzen Einsätzen, ich*
 02 *hatte vielleicht.. insgesamt, also ich hatte zwei Ein-*
 03 *sätze, die lang gingen, zwei Monate. Und die anderen*
 04 *Einsätze, die kürzer waren und äh, davon hatte ich*
 05 *vielleicht sieben und zwei, die gut waren. /mhm, mmh/*
 06 *Und die anderen, die waren alle also.. Das Problem*
 07 *liegt meiner Ansicht nach also daran, daß.. man, man*
 08 *hat wenig Zeit sich einzuarbeiten. Man kommt in 'ne*
 09 *Stoßzeit rein, wo Leute im Urlaub sind, krank sind und*
 10 *muß, muß voll da einspringen für die. Da, .. natürlich*
 11 *is' Flexibilität gefragt, und alles, aber wenn man*
 12 *dann mit Arbeit konfrontiert wird, die einem nicht*
 13 *liegt, und dann noch sagen muß: Ja, ich hab's gemacht,*
 14 *weil die Firma hat einen dorthin verkauft. Die Firma*
 15 *hat gesagt, ja, wir schicken Ihnen eine, eine Person,*
 16 *die das kann. Dann sagen die, sie haben ja schon. Dann*
 17 *muß man sagen, ja, ja, ich hab' schon und weiß, damit*
 18 *hab' ich Schwierigkeiten und dann kracht, kracht man*
 19 *irgendwann mal zusammen. /hm/ Und dann gingen jetzt*
 20 *also die letzten zwei Einsätze, gingen in die Hose.*
 21 */mmh, wie, äh/ Und das wußte ich auch von vornherein*
 22 *also, ja daß, eh, daß die mich also eben, daß die eben*
 23 *eine andere Person eh.. /gefordert haben/ gefordert*
 24 *haben. (...)*

tation auf den Ebenen a. und d. anbelangt, vgl. Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Meyer, W. (1990): Arbeit auf Zeit — Die Karriere eines neuen Beschäftigungsverhältnisses, Opladen.

25 Und zum Teil hat man, hat man immer gefühlt, man muß..
26 also, man muß sich anpassen, man muß flexibel sein,
27 man darf nicht sa, zeigen, wo man die Schwächen hat.
28 Man muß, man is' ja verkauft worden. Und äh, mit einem
29 hohen Preis, den man wahrscheinlich also, der.. zum
30 doppelten, also der, der doppelt anliegt, von dem, was
31 man bekommt. /hm/ Und ja dann. Das Positive ist, daß
32 man weiß, naja gut, wenn's, wenn das nicht so geht mit
33 denen, dann, das dauert ja nich' lange. /mmh, mmh/ Und
34 dann sieht man das nicht so ernst. Also ich hab' das
35 dann nicht so ernst gesehen, sondern hab' gedacht, ba-
36 lancierste mal, und lernste das balancieren dabei.
37 (...) (schnell:) Ja, und das Negative is' halt, daß
38 man immer irgendwie auf der Hut sein muß. Man weiß
39 nicht, wer der Chef is'. Man, man kommt in die Firma,
40 man wird überhaupt nicht vorgestellt. Man weiß z.T.
41 überhaupt nicht, an was für 'ne Arbeit man, für was
42 man zuständig is'. Dann fehlen die Instruktionen. Die
43 Frau is' krank oder in Urlaub. Es, bei den meisten
44 Stellen is' keiner da, der sagt, wo die Sachen liegen
45 und was man so machen muß. /hm/ Und dann weiß man
46 nicht, we, wann der Chef rein, wer is' der Chef. Was
47 eh, dann rufen Leute an und kennen einen nicht und
48 fragen blöd irgendwie: ja wer sind Sie.. Ja und dann,
49 ja gut, das kommt drauf an, auf die Situation an, man
50 muß.. Zum Teil kommt man sich irgendwie so .. so 'n
51 Rumgehüpfie is' das. Und man muß immer so weichen, also
52 das hab' ich so im Gefühl gehabt. Ja. Und das Gefühl,
53 was die Leute einem geben, das is' also .. Am Anfang,
54 äh, ja daß also.. Teilzeitarbeiter sind minderwertig.
55 Von vorneherein, und sonst würden Sie es ja nich ma-
56 chen. Und wieso machen Sie das, kam so die Frage, ja,
57 wenn Sie's nicht nötig hätten. Ja und die Teilzeitfir-
58 men sind ja so Firmen, die ausbeuten. Und das is' ja
59 irgendwo so 'ne Qualität, so 'ne so 'n, was die einem
60 geben dann. Und zum Teil war das so, daß die Leute
61 sich sehr, ähm, mit Vorurteilen.. rangehen. Also am
62 Schluß war also eigentlich jede Firma, in jeder Firma
63 hatte ich dann Leute, die sich dann.., die dann
64 freundlicher, freundlich wurden. Aber, äh, am Anfang
65 hatt' ich in einer Firma sehr mit einer Abteilung zu
66 tun, in der nur Frauen waren, in der sehr viel ge-, ge-
67 schwätz wurde, und da da is' mir also wirklich sehr,
68 eh, mit sehr viel Vorurteilen begegnet worden und..
69 Also: „Schlampe“, das haben die gedacht /mmh, auch ge-
70 sagt oder..?/ Nein, aber äh, also sehr viel Mißtrauen,
71 überhaupt Mißtrauen und äh, daß ich die Zeiten ja ein-
72 halte. Ich hab' die, ich, ich hab' keine Schwierigkei-
73 ten bei Zeiten einhalten. Ja und dann.. is' so auf die
74 Minute, da is' also gezählt worden, also das war wirk-
75 lich, das war., das war deprimierend. /hm/ Das war
76 so, da kann man sogar aggressiv werden. Also es war
77 sehr., sehr negativ das Bild von An, also am Anfang.

(...).

78 Manchmal, es wird einfach nur eine Kraft gebraucht.
 79 Und die muß so gut wie möglich, so effektiv wie mög-
 lich eingesetzt werden. Ob das der dort gefällt, oder
 81 ob das sehr unter, also unter, ob sie was ganz anderes
 82 gelernt hat, das is' egal, das interessiert weder die,
 83 die Teilzeitfirma, noch, d.h. immer 'Beruf ähm, Ar-
beit nach Maß, aber das is' wirklich überhaupt nicht.
 85 Kein Mal. / mmh, mmh/ Man muß sich zuschneidern dann.

(Äh, das so zeitlich zuschneidern, oder ?)

86 Nein, qualitativ. Man muß also, die Qualifikation hat
 87 man nich', dann muß man eben sich die zusch..., zu-
 88 schneidern. Dann muß man eben sehen, wie man das eben
 89 erwirbt, oder, oder einfach nich' arbeiten kann dann
 90 da.

(Interview: Raffaela Jürgens)

Bevor wir nun diese Darstellung der Situation einer Zeitarbeitnehmerin im einzelnen betrachten, mag es hilfreich sein, sich zu vergegenwärtigen, wie die Situation in einem „normalen“ Beschäftigungsverhältnis geregelt ist. Dabei beziehen wir uns auf eine strukturelle Bestimmung der rechtlichen Regelung des Arbeitsverhältnisses im Arbeitsvertrag, wie sie von Arbeitsökonomien vorgetragen wird. Der Arbeitsvertrag ist demnach³⁸ durch drei Eigenschaften gekennzeichnet:

1. Er ist definiert als eine i.d.R. zeitlich unbefristete Beziehung zwischen Beschäftiger und Beschäftigtem.
2. Der Beschäftigungsvertrag ist inhaltlich unterbestimmt.
3. Der Beschäftigungsvertrag ist ein „Mietvertrag besonderer Art“, insofern der Gegenstand des Vertrags, das Arbeitsvermögen, nicht von der Person seines Trägers abgekoppelt werden kann.³⁹

Der Beschäftigungsvertrag ist also zeitlich und sachlich unterbestimmt, während er in der Sozialdimension sehr spezifische Bindungen impliziert. Die Unbestimmtheit in zeitlicher und sachlicher Hinsicht stehen untereinander in einem Zusammenhang, insofern die tatsächliche Leistungshergabe einerseits (vom Arbeitgeber) kontrolliert und (vom Arbeitnehmer) reguliert werden, andererseits aber auch unbestimmt, flexibel gegenüber den tatsächlichen betrieblichen und von Marktprozessen hervorgerufenen Bedingungen eingesetzt wird bzw. abgerufen werden können soll. Dieses Passungsverhältnis – zwischen aktuell (quantitativ und qualitativ) varierenden Leistungsanforderungen und dem jeweiligen zu aktualisierenden Arbeitsvermögen – herzustellen erfordert Selektions- und Suchkosten, ruft Allokationsprobleme hervor, die gehandhabt werden müssen und erfordert Motivations-, Sozialisations- und Ausbildungsanstrengungen bzw. Kosten. Aus dem Versuch der Kontrolle derartiger Transaktionskosten und Investitionen in das Humankapital resultiert das Interesse der Arbeitgeber an einer Steuerung der Fluktuation und einer Begrenzung von Unsicherheiten in bezug auf die tatsächliche Leistungserbringung. Die Zahlung von Effizienz- und Senioritätslöhnen lässt sich aus dieser Sachlage heraus ökonomisch begründen. Sie prämiert die langfristige stabile Verfügbarkeit von spezifizierbarem Arbeitsvermögen. Dabei wird

38 Vgl. Dragendorf, R./Heering, W. (1987): Beschäftigungsduer, Effizienz und Flexibilität, in: Buttler, F. (Hrsg.): Arbeitsmarkt und Beschäftigung, Frankfurt/M./New York, S. 121-156.

39 Dragendorf/Heering, a.a.O., S. 135ff.

allerdings — im Falle der Seniortätslöhne — nach dem Muster der „*deferred gratification*“ die gegenwärtige Leistungsmotivation durch Versprechen von zukünftigen Belohnungen sichergestellt. Ein korrespondierendes Interesse der Beschäftigten an Beschäftigungssicherheit und kalkulierbaren Lohnsteigerungen ökonomisch zu begründen fällt in diesem Modell nicht schwer. Auf der Grundlage dieses Szenarios lassen sich dann eine Reihe von institutionellen und informellen Regelungen — die kollektive Kontrolle der Leistungshergabe durch die Arbeitnehmer; die Mechanismen der Leistungskontrolle und -motivation seitens der Arbeitgeber; die Herausbildung von innerbetrieblichen Arbeitsmärkten; die Schließung betrieblicher Positionssysteme; betriebliche Hierarchien und Laufbahnen; Rekrutierungsselektion usw., plausibel deuten. Die Kombination von Unbestimmtheit in zeitlicher und sachlicher Hinsicht mit der selektiven Bindung und Spezifikation in sozialer Hinsicht, kennzeichnet so den Beschäftigungsvertrag.

Liest man nun vor diesem Hintergrund die Schilderung von Frau Jürgens, so fällt auf, daß fast keines der genannten Charakteristika für sie zuzutreffen scheint:

Die Schilderung setzt ein bei dem Problem der Dauer wechselnder Einsätze beim Entleihbetrieb, also dort, wo die Zeitarbeitnehmerin von ihrem Verleihbetrieb jeweils hin entsandt wird. Die längeren Einsätze dauern „zwei Monate“ (02-03). Die Zahl der kürzeren Einsätze überwog deutlich und unter diesen waren die Mehrzahl keine „guten“ Einsätze. (05) Das Beschäftigungsverhältnis mit der Verleihfirma ist zwar im Prinzip unbefristet, aber die tatsächliche „Leistungserbringung“ erfolgt ja beim jeweiligen und in diesem Fall recht häufig wechselnden Einsatzbetrieb.⁴⁰ Daraus resultiert für Frau Jürgens das Problem der kurzen „Einarbeitungszeit“ (08), man muß „einspringen“ (10). Dieses in den Interviews mit unseren Befragten sehr häufig genannte Problem erhält aber seine Prägnanz dadurch, daß, wie Frau Jürgens sagt, die Verleihfirma sie an die Einsatzfirma „verkauft“ (14) mit dem Hinweis, „wir schicken Ihnen eine Person, die das kann“ (15-16). Frau Jürgens scheint sich nun in der Situation zu befinden, eine Arbeit, die sie u.U. weder mag, noch kann, dennoch ohne Einarbeitungszeit ausführen zu sollen, denn „man ist ja verkauft worden“ (28) und zwar zu einem „hohen Preis“ (29). In dieser Situation, die Frau Jürgens sehr persönlich auffaßt, und die ihr zu schaffen macht, offenbart sich ein strukturelles Problem. Der Entleihbetrieb „ordert“ oder „fordert“ natürlich keine Person — die ist ja eben in dieser Arbeitsbeziehung leicht austauschbar (23-24) — sondern eine bestimmte Qualifikation, ein spezifiziertes, aktualisierbares Arbeitsvermögen (Arbeit nach Maß). Das macht ja gerade die ökonomische Rationalität der Zeitarbeit aus der Sicht der Entleihbetriebe aus, daß keine Ausbildungs-, Such- und Selektionskosten anfallen. Man kauft ein Arbeitsvermögen — mit Umtauschgarantie. Die oben skizzierten Allokationsprobleme, die Herstellung einer Passung zwischen Arbeitsvermögen und aktueller Leistungsanforderung werden im Falle der Zeitarbeit externalisiert und auf die Verleihbetriebe verlagert. Diese lösen sie — so gut es geht — auf zwei Wegen. Zum einen durch eine „Transformation von Qualifikation“ auf dem Wege der Einstellungsselektion und der Allokationsselektion,⁴¹ zum anderen aber ihrerseits durch eine Überwälzung des Problems auf die eingesetzten Arbeitskräfte. Im Falle von Frau Jürgens scheint dies nicht ohne erhebliche Kosten abzugehen. Sei

40 Durchschnittsangaben über die Dauer von Einsätzen sind relativ wenig informativ. Sie liegen bei zwei bis drei Wochen. Im Bereich der Industrie, beim Einsatz qualifizierter Fachkräfte, sind sie i.d.R. deutlich länger.

41 Vgl. Brose/Schulze-Böing/Wohlrab-Sahr (1987): Diskontinuität und Berufsbiographie: Das Beispiel der Zeitarbeit, in: Soziale Welt, 4/1987, S. 513ff.

es, daß sie sich — eingezwängt zwischen den Vertragsbeziehungen zwischen Verleiher und Entleiher — zur Flexibilität und Anpassung verpflichtet fühlt (25-28), sei es daß die Einsätze „in die Hose gehen“ (20). Um es deutlich zu machen: es geht hier um das strukturelle Problem, nicht um die spezifische Verarbeitung im Falle der Frau Jürgens. In unserem Interviewmaterial haben wir eine Fülle von Beispielen, wie mit diesem Problem anders umgegangen werden kann. Sei es, daß man einen solchen Einsatz gegenüber der Verleihfirma von vorneherein ablehnt, sei es, daß man in der Notwendigkeit in unterschiedlichsten Situationen sofort „voll da zu sein“ auch eine professionelle Herausforderung sieht, deren Bewältigung das Selbstbewußtsein stärkt.⁴² Andererseits, und das deutet Frau Jürgens ja auch an, bietet sich für die Zeitarbeitnehmer auch eine Möglichkeit an, mit dem Problem umzugehen. Handelt es sich denn um einen Einsatz, der einem nicht liegt, so ist ja die Gewißheit, daß diese Arbeit nicht auf Dauer ausgeführt werden muß, entlastend (32-33). Was Frau Jürgens dann dort nebenbei noch zu lernen hofft, ist „zu balancieren“ (35-36). Damit verweist sie auf den Bereich der sozialen Qualifikationen, die in diesem Beschäftigungsverhältnis in sehr spezifischer Form verlangt werden. Was im „normalen“ Beschäftigungsverhältnis über Eingangsselektion und betriebliche Sozialisationsprozesse zeitaufwendig hergestellt wird, muß der Zeitarbeitnehmer, muß Frau Jürgens immer schon „mitbringen“. Für sie, die niemandem vorgestellt wird, also als Organisationsmitglied auch nicht identifizierbar ist, die nicht einmal erfährt, wer der Chef ist, muß ebenso rasch wie effektiv eine Orientierung innerhalb der Grenzen des sozialen Systems Betrieb möglich sein. Gerade weil durch ihre Präsenz — als externe, fremde Arbeitskraft — die Grenzen des sozialen Systems scheinbar unkontrolliert geöffnet werden, entsteht Mißtrauen unter der Stammbelegschaft, das sie sich zumindest teilweise persönlich zurechnet. Zwar ist ihr bewußt, daß das Mißtrauen auch zum größeren Teil auf die Vorurteile gegenüber den „minderwertigen“ (54) „schlampigen“ Leiharbeitern zurückzuführen sein dürfte, aber sie selbst scheint darunter zu leiden. Sich in diesem Gewirr von Unübersichtlichkeit, fehlenden Instruktionen, Verdächtigungen, wechselseitigen Unterstellungen und Mißtrauen zurechtzufinden, führt für Frau Jürgens dazu, daß sie das Gefühl bekommt, immer „weichen“ (51) zu müssen. Auch hier ließen sich leicht andere Formen des Umgangs mit diesem Problem aus unseren Interviews zitieren: vom souveränen Facharbeiter, dem im Umgang mit seinen Arbeitsmaterialien und bei der Lösung seiner Aufgaben so leicht keiner was vormacht, zu der positiven Stilisierung der Rolle der/des Fremden, die einen Vorteil darin sieht, sich gar nicht auf die ganzen innerbetrieblichen „Spiele“ und Ränke/Rangleien einlassen zu müssen.

Wie eine Chiffre für alle diese Probleme aber wurde in unseren Interviews häufig die „Menschenkenntnis“ hervorgehoben, derer es in der Situation der Zeitarbeit besonders bedürfe. Menschenkenntnis, als generalisiertes soziales Hintergrundwissen, entlastet ja, so man über sie verfügt, gerade von schwierigen Situationsdeutungen.⁴³ Aus der Sicht des Entleihbetriebes wird — angesichts der zeitlichen Befristung und sachlichen Spezifikation des Beschäftigungsvertrages — die soziale Dimension (relativ) beliebig. Was sonst als auf Dauer angelegte soziale Beziehung gestaltet wird, in der Motivation

42 So berichtet z.B. Frau Asch, daß Zeitarbeitskräfte ja häufig zu „Feuerwehreinsätzen“ geschickt würden. Das führe dann auch dazu, daß jegliche Arbeitsentlastung und -leistung im Einsatzbetrieb dankbar registriert werde. Wenn man dann noch gut arbeite, werde man mit Lob geradezu überschüttet.

43 Vgl. o. unsere Analyse der spezifischen Orientierungsprobleme von Frau Fuchs, s.o. Kap. III.6.1.2.

langfristig mobilisiert, Fähigkeiten sozialisiert und respezifiziert werden sollen, wird aus dem betrieblichen Einsatz der Zeitarbeitnehmer gleichsam ausgeklammert. Ihre Integration in das Netzwerk betrieblicher Sozialbeziehungen erfolgt nicht. Und das gilt nicht nur für die Arbeitgeber/Arbeitnehmerbeziehung, sondern auch — meist — für die kollektive Vertretung der Arbeitnehmer(Betriebsrat und Gewerkschaften). Es wundert deshalb nicht, wenn die Zeitarbeitnehmer die auf langfristige Reziprozität angelegten Austauschprozesse in Betrieben auch von einer anderen Seite zu sehen versuchen:

01 Un das geht also immer schön nach Staffel, wie das auch bei
02 den großen Unternehmen ist, Versicherungen und öffentlicher
03 Dienst. Es geht also weniger nach Leistung, sondern es geht
04 nach Alter, nach Berufsjahren undsowieso. Und ich fand
05 auch, bei der Zeitarbeit das sehr gut, daß also — nicht so
06 gehandhabt wird. Denn als ich bei Fa.X angefangen habe, ich
07 hab', als ich überhaupt angefangen hab' mit Zeitarbeit, mit
08 18, wo ich also mehr oder weniger gezwungen wurde, was zu
09 arbeiten, äh hab' ich angefangen mit ca. 1100 Mark Netto
10 verdienst, war gar nicht schlecht für 18 Jahre, als ich
11 dann zu Fa. X gegangen bin, und die waren sehr zufrieden
12 mit meinen Leistungen, hab' ich also innerhalb von einem
13 Jahr drei Gehaltserhöhungen bekommen, ja, was mich also
14 sehr erstaunt hat, natürlich auch gefreut, und zugleich
15 auch motiviert hat, ja denn, ich mein' es is', wenn Sie
16 heut bei'm Unternehmen arbeiten, und's kommen dann die
17 Lohnerhöhungen und diese, was weiß ich dann von der Ge-
18 werkschaft drei oder vier Prozent jedes Jahr, das is für
19 mich keine Motivation das is 'ne Gegebenheit, die halt von
20 der Gewerkschaft organisiert wird, und geplant wird, aber
21 bei dem Zeitarbeitsunternehmen is es ja nich so, sondern,
22 je nachdem, wenn also der Kunde sagt, daß, sie waren sehr
23 zufrieden, möchten wir gerne wiederhaben, und die Firma X
24 hört das sehr oft, dann kommen die auch von selbst und sa-
25 gen, wir möchten Ihnen gern den Stundenlohn erhöhen, und
26 das ist für mich dann ne große Motivation und irgendwie 'ne
27 Bestätigung.....

(Interview: Frau Katz)

Daß Frau Katz sich in dieser Gegenüberstellung von unmittelbaren, persönlichen Gratifikationen, die sie sich selber zurechnet und den Lohnfindungsprozessen in Großbetrieben oder im öffentlichen Dienst, u.U. vieles nicht hinreichend vor Augen führt — z.B. daß die rasch gewährten, individuellen Lohnerhöhungen sicher nur in einem Beschäftigungsverhältnis möglich sind, das letztlich nicht auf Dauer angelegt ist; daß die Lohnanteile, die für Lohnnebenkosten in den Großbetrieben abgeführt werden und die letztlich der langfristigen sozialen Sicherung der Beschäftigten dienen, bei einem genauen Vergleich der jeweils gezahlten Löhnen/Gehälter auch berücksichtigt werden müssen, das alles soll hier außer Betracht bleiben. Die Sichtweise von Frau Katz beleuchtet — in all ihrer Problematik — sehr klar die Unterschiedlichkeit der ökonomischen und sozialen Funktionslogik von Zeitarbeitsverträgen. Daß diese Sichtweise möglicherweise auch eine Rationalisierung einer ursprünglich gar nicht absichtsvoll gewählten Berufskarriere gewesen ist, wie man im Falle von Frau Katz vermuten

darf, ändert nichts an der Plausibilität und Attraktivität dieser Sichtweise für bestimmte Gruppen von Arbeitnehmern. Dies gilt gerade auch für diejenigen, die die Diskriminierung und Ablehnung, die sie von Seiten der Stammbelegschaft(svertretungen) erfahren, ihrerseits umkehren und in eine Polemik gegen die kollektiv organisierten Interessenvertretungen der Arbeitnehmer im Normalarbeitsverhältnis wenden. Deutlich wird in den beiden hier vorgestellten Textpassagen auch eine ‚individualistische Sicht der Dinge‘. Sei es, daß Frau Katz sich die freiwillig gewährten Lohnerhöhungen selber als persönliche Prämiierung zurechnete, oder daß Frau Jürgens die Struktur der Situation ihres Einsatzes als persönliche Bewährungsprobe erlebt.⁴⁴

Fassen wir zusammen: Wie lassen sich die Veränderung des Arbeitsvertrages in der sozialen, sachlichen und zeitlichen Dimension bestimmen?

Ganz wesentlich dürften die Veränderungen in der zeitlichen Dimension sein. Durch die Ausdifferenzierung von Beschäftigungsverhältnis (mit dem Zeitarbeitsunternehmen) und Arbeitsverhältnis (am Einsatzort) entstehen grundsätzlich zwei Zeitperspektiven. (Aufgrund der Bestimmungen des Arbeitnehmerüberlassungsgesetzes dürfen das Beschäftigungsverhältnis und die Einsatzdauer nicht synchronisiert werden.) Eine Betriebszugehörigkeit zum Zeitarbeitsunternehmen von mehreren Monaten/Jahren ist mit mehreren kürzeren Einsätzen verbunden. Diese Ausdifferenzierung macht aus dem jeweiligen Einsatz (des Arbeitsvermögens) im Entleihbetrieb ein „Ereignis“, das in seiner Dauer begrenzt, meist auch vorher fest umrissen ist. Anschlußprobleme aus der Vergangenheit und in die Zukunft gibt es aus der Organisationsperspektive des Einstzbetriebes nicht. Der Beschäftigungsvertrag zwischen dem Zeitarbeitsunternehmen und dem Einsatzbetrieb löst dieses Problem der Transformation von Zeitperspektiven auf der Ebene von interorganisatorischen Vertragsbeziehungen.⁴⁵ Die längerfristigen Bindungen an einen „Träger des Arbeitsvermögens“ werden so — für den Einsatzbetrieb — gekappt. Für das Zeitarbeitsunternehmen werden sie nicht in der gleichen Weise wirksam, wie für einen Beschäftiger im „Normalarbeitsverhältnis“. Aus der Sicht der Beschäftigten wird damit die längerfristige (berufs)biographische Perspektive in einen Möglichkeitsraum zwischen den Organisationen verwiesen. Anschlüsse, Sinnzusammenhänge werden so in einer Weise über befristete Inklusionen, Diskontinuitäten hinweg von ihnen selbst herzustellen sein.⁴⁶ Darin besteht die „objektive“ Funktion der Institution der Zeitarbeit: sie organisiert und vermittelt Such-, Mobilitäts- und Allokationsprozesse auf dem Arbeitsmarkt.

In der *Sachdimension* ermöglicht die Spezifikation der jeweils gemieteten „Dienstleistung“, im Unterschied zum normalen Beschäftigungsvertrag, eine höhere Bestimmtheit, einen von Anpassungsproblemen (potentiell) gereinigten, kalkulierbaren Einsatz von Arbeitsvermögen. Dabei vollziehen sich Prozesse der Bündelung und Standardisierung

44 Diese Sichtweise lässt sich in einer Vielzahl unserer Interviews finden. Daß wir hier zwei Zeitarbeitnehmerinnen zitiert haben, heißt übrigens durchaus nicht, daß solche *individualistischen* Perspektiven bei Männern nicht zu finden seien. Allerdings sind Tätigkeitsbereiche, die mit der Organisation von Kommunikation zu tun haben und in denen primär Frauen eingesetzt werden, für die Aktualisierung von *Interaktionsproblemen* anfälliger als manche Tätigkeiten in der Produktion. Diesbezüglich besteht wohl eine Differenz.

45 Man spricht hier von Fristentransformation. Die hier angedeutete zeitliche Dimension von Vertragsbeziehungen ist Teil einer „neuen Ökonomie der Zeit“, die wesentlicher Bestandteil neuer Rationalisierungskonzepte in Organisationen des Wirtschaftssystems ist. Vgl. o. Kap.II.5.3.

46 Das gilt z.B. in ähnlicher Weise für die „Delegation“ und Mitarbeit in Projektteams. Vgl. u.a. Frame, J.D. (1991): Managing Projects in Organizations, San Francisco/Oxford.

von Qualifikationen, die wir an anderer Stelle als Transformation von Berufen gekennzeichnet haben.⁴⁷ Für die Beschäftigten können sich damit auch Strategien einer individuellen „Professionalisierung“ — viele Betriebe kennenlernen; Sozialqualifikationen trainieren; neue Technologien beherrschen lernen — verbinden. Länger andauernde Mobilitätsprozesse in den instabilen Segmenten des Arbeitsmarktes können aber auch zur Verfestigung von Handicaps führen sowie zur Habitualisierung von Unstetigkeit. In der *Sozialdimension* bedeutet der Zeitarbeitsvertrag aus der Sicht der Beschäftigter im Einsatzbetrieb eine Minimierung von Bindungen. Im Unterschied zum normalen Beschäftigungsvertrag bleibt hier der Einsatzbetrieb frei. Das eröffnet für die Organisation natürlich erhebliche Möglichkeiten. Die Kombination von weitgehender Bestimmtheit in der Sach- und Zeitdimension und einer minimalen Bindung in der Sozialdimension erlaubt es Organisationen natürlich in anderer, gezielter Weise auf ihre Organisationsumwelt Bezug zu nehmen, die Systemgrenzen ggf. variabel zu gestalten. Ist Organisationsmitgliedschaft — neben der Zahlung von Löhnen — ein Mittel zur zweckfreien Motivation zur Bereitstellung von flexibel einsetzbarem Arbeitsvermögen, so eröffnet sich im Zeitarbeitsvertrag eine (gewisse) Alternative des generalisierbaren, flexiblen Zugriffs auf Ressourcen. Derartige befristete Inklusion von Mitgliedern entlastet die Organisation von Rücksichten auf soziale Bindungen. Umgekehrt sind die Beschäftigten — im Hinblick auf ihre Motivation, auf ihre Biographie, ihre sozialen Bindungen, eben auch „frei-gestellt“. So können unterschiedliche Sozialisationsprozesse, Biographien, Motive und v.a. auch Zeitperspektiven an die Organisation „angeschlossen“ werden. Darin sehen wir die „neue“ institutionelle Qualität des Zeitarbeitsvertrags. Streek spricht davon, daß sich in pluralistischen Gesellschaften eine Vielzahl unterschiedlichster Vertragsformen entwickeln, „wobei die Verwandlung einzelner Unternehmen in geschlossene moralische Gemeinschaften ... und die Desintegration von Betriebshierarchien zugunsten markt- und vertragsförmiger organisierter Lieferbeziehungen zwischen autonomen ‚Profitzentren‘ nebeneinander“ hergehe.⁴⁸ Dabei verliere, so Streek, der Arbeitsvertrag zunehmend seine Besonderheit und unterliege den selben Gesetzen wie ein Zuliefer- und Werkvertrag. Die Zeitarbeit läßt sich in eine solche Entwicklung einordnen. Organisationstheoretisch kann sie als Teil einer Entwicklung der Ausdifferenzierung neuer Austausch- und Transaktionsformen zwischen Organisationen gesehen werden. Dazu gehören die im Bereich der neuen institutionellen Ökonomie erörterten Fragen einer unterschiedlichen Bewertung der Effizienz von pretialen oder hierarchischen Lenkungsmechanismen.⁴⁹ Also z.B. die sogenannten „make or buy“-Entscheidungen, mit denen über die Größe und Grenzen des Betriebs disponiert wird. Zeitarbeit, so scheint uns auch hier, ist ein Phänomen an dem sich allgemeinere, organisationsstrukturelle Veränderungen verdeutlichen lassen.

47 Vgl. Brose/Schulze-Böing/Wohlrab-Sahr (1987), a.a.O.

48 Streek, W. (1988): Status und Vertrag als Grundkategorien einer soziologischen Theorie der industriellen Beziehungen, discussion paper, WZB Berlin, FS I 88-3, S. 47.

49 Vgl. u.a. Williamson, O.E. (1990): The Firm as a Nexus of Treaties, in: Aoki, M./Gustafsson, B./Williamson O.E. (eds.): The Firm as a Nexus of Treaties, London, S. 1-25; Eccles, R.G./White, H.C. (1988): Price and Authority in Inter-Profit Center Transactions, in: AJS, Vol. 94 (Supplement), S. 17-51.

VIII. Schluß

Kehren wir am Schluß zur Ausgangsfrage unserer Untersuchung zurück: Welche Formen der Lebensführung, welche Biographien lassen sich unter den Bedingungen der Zeitarbeit finden?

Wir hatten diese Frage aufgeworfen, weil wir durch ihre Beantwortung Anhaltspunkte für den Zusammenhang von (unterstellten) Veränderungen der sozialen Zeitstruktur — in Organisationen des Wirtschaftssystems — und der zeitlichen Dimension der Lebensführung/Biographie zu finden hofften.

Wir betrachten die Institution der Zeitarbeit als Teil einer Entwicklung von flexiblen Beschäftigungspolitiken und neuen Formen des Umgangs mit der Zeitdimension in Organisationen des Wirtschaftssystems. Die Funktionsweise der Zeitarbeit — mit ihrer Entkoppelung von Arbeits- und Beschäftigungsverhältnis und den Möglichkeiten der Fristentransformation und des Diskontinuitätenmanagements — entspricht diesem Trend der Organisationsentwicklung strukturell und trägt zu seiner Realisierung bei. Kennzeichnend für diese Entwicklung ist, daß sich neben klassischen Typen industrieller, bürokratischer Herrschaft und neuen Formen betrieblicher Vergemeinschaftung¹ Organisationsformen ausdifferenzieren, in denen das Verhältnis von Individuum und Organisation verändert wird. Dies geschieht über eine Differenzierung der sozialen und zeitlichen Bindungswirkung von Mitgliedschaftsrollen. Neben der befristeten Inklusion von Organisationsmitgliedern, wie sie in den verschiedenen Einsatzbereichen der Zeitarbeit vorkommt, die wir untersucht haben,² sind dazu aber auch jene Formen terminierter inner- und zwischenbetrieblicher Kooperation, etwa in Projektteams oder Unternehmensnetzwerken zu zählen, die sich als Organisationsformen eines Typs ausdifferenzieren, den man in Anlehnung an Mintzbergs Terminologie vielleicht als „ad-hocracy“ bezeichnen könnte.

Im Anschluß an die Ausgangsfrage, welche Formen der Lebensführung, welche Biographien und Zeitperspektiven in unserer Untersuchungsgruppe zu finden sind, wollen wir abschließend fragen, welche Formen der Lebensführung denn zu einer solchen Organisationsform „passen“?³

Wir haben in unserem Sample ja eine recht breite Palette von Mustern biographischer Entwicklung festgestellt. Dies entspricht unserer Annahme, daß durch die Form der Zeitarbeit eine Vielzahl von Biographiemustern an die Organisation „angeschlossen“ werden kann — im Unterschied etwa zu der auf Vergemeinschaftung basierenden Organisationsform des Betriebsclans. Die Vertragsform der Zeitarbeit arbeitet mit In-

1 Vgl. zu den Organisationstypen: Mintzberg, H.M. (1983): *The Structure in Fives*, Englewood Cliffs (N.J.); sowie Deutschmann, Ch. (1987): Der „Betriebsclan“. Der japanische Organisationstypus als Herausforderung an die soziologische Modernisierungstheorie, in: *Soziale Welt* 38, H. 2, S. 133-147.

2 Vgl. Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Meyer, W. (1990): Arbeit auf Zeit, Opladen, bes. Kap. IV.

3 Vergleichbar einem Passungsverhältnis, wie es Merton zwischen bürokratischen Organisationsstrukturen und entsprechenden Persönlichkeitsstrukturen feststellt. Merton, R.K. (1939/40): *Bureaucratic Structure and Personality*, in: *Social Forces* 18, S. 560-568.

differenzzonen: Durch die Entkoppelung von Arbeits- und Beschäftigungsverhältnis ist es beispielsweise möglich, das Arbeitsverhältnis „atemporal“ — also unter Ausblendung von Vergangenheits- und Zukunftsaspekten — zu behandeln. Die Temporalität des Beschäftigungsverhältnisses wird (teilweise; etwa durch die Einstellungsselektion) in die Beziehung zwischen Arbeitnehmer/in und Verleihbetrieb, bzw. primär in die Biographisierungsanstrengungen des Arbeitnehmers bzw. der Arbeitnehmerin verlagert.

So ist es z.B. auch möglich, daß „deviante“ Biographien bei der Rekrutierungsselektion in der Zeitarbeit nicht unbedingt ausgeschlossen werden. Hier kann es dann auch vorkommen, daß ein Vorbestrafter in Bereichen tätig wird, für die er sonst wegen seiner Vergangenheit wohl kaum „eingesetzt“ würde: beim Geldtransport.

Aber dieses Muster „Devianz“ ist eine biographische Entwicklung, für die die Zeitarbeit zwar eine neue Möglichkeit der partiellen Integration ins Beschäftigungssystem bietet, deren Genese und Reproduktion aber nicht in der spezifischen Weise mit Organisationsentwicklungen und Modernisierungsprozessen verknüpft ist, wie wir sie unter dem Stichwort einer „Veränderung sozialer Zeitstrukturen“ ins Auge gefaßt haben. In ähnlicher Weise gilt dies auch für die Muster „Passion“ und „Trajekt“. Die Virtuosität der Lebensführung des Passionstyps, die in der Verfolgung einer „Berufung“ entwickelt wird, läßt sich mit einem Normalarbeitsverhältnis und seinen Anforderungen kaum in Einklang bringen. Das macht plausibel, wieso diese Personen zur Zeitarbeit kommen: weil sie dort die Möglichkeit haben, ihre passionierte Lebensweise aufrecht erhalten und dennoch einer Erwerbstätigkeit nachgehen zu können. Ähnliches ist auch bei dem Trajektypus der Fall, dessen heteronome Gesteuertheit einen Handlungsspielraum nur noch in der Zeitarbeit zuläßt.

Es scheint uns sinnvoll, nun diejenigen Biographiemuster hervorzuheben, die zu Beschäftigungsformen wie der Zeitarbeit in spezifischer Weise „passen“ und zu deren Stabilisierung in der Organisationsentwicklung beitragen.

Damit versuchen wir, unter den verschiedenen Mustern biographischer Entwicklung, die wir rekonstruiert haben, diejenigen zu benennen, bei denen wir nicht nur eine Kompatibilität von Lebensform und Organisationstypus glauben feststellen zu können, sondern so etwas wie eine „funktionale Verschränkung“. Dahinter steht die Annahme, daß eine solche „Verschränkung“ ein Indiz für die sich einander wechselseitig stabilisierenden Effekte von Organisationsstruktur und Mitgliedermotivation ist, ja daß die Entwicklung der Organisationsstruktur und des Personals sich wechselseitig verstärken können und somit zum sozialen Wandel beitragen.

Für alle genannten Muster, für die wir ein solch spezifisches Passungsverhältnis nicht unterstellen, gilt, daß sie aufgrund von inneren oder äußeren Restriktionen nicht in einem Normalarbeitsverhältnis arbeiten können, und deshalb in der Zeitarbeit beschäftigt sind.⁴ Sie sind — soweit wir das abschätzen können — in ihrer quantitativen Bedeutung in der Zeitarbeit eher gewichtig.

⁴ Die beiden Typen: „selektive Reduktion“ und „Produktivität“ sind anders zu betrachten. Der Typus „Produktivität“ hat in seiner Grundkontur, die u.a. durch stabile soziale Einbindung gekennzeichnet ist, an sich keine strukturelle Affinität zur Zeitarbeit, obwohl er auch nicht inkompatibel mit ihr ist. Daß wir diesen Typus in unserer Untersuchungsgruppe überhaupt vorfinden, hat damit zu tun, daß er von ausländischen Arbeitnehmer/innen repräsentiert wird, die ihre Integrationsprobleme auf dem deutschen Arbeitsmarkt über die Zeitarbeit zu lösen versuchen. Bei dem Typus „selektive Reduktion“ kann man davon ausgehen, daß es in der biographischen Entwicklung zunächst einen trajektförmigen Verlauf gab, der u.a. durch die Beschäftigungsform der Zeitarbeit konsolidiert wurde. Dieser Typus hat also — was die

Im Unterschied dazu lassen sich bei den Mustern „defensive Autonomie“, „Dezentrierung“, „Differenz“ und „Idealisierung“ gewissermaßen Wahlverwandtschaften zwischen Lebensführung (Arbeit und Intimität), biographischer Zeitperspektive und Biographiesemantik einerseits und den skizzierten Trends der soziokulturellen und der Organisationsentwicklung andererseits feststellen.

Für diese Gruppe gilt, daß ihre biographische Entwicklung ein Einstudieren in ein Normalarbeitsverhältnis, obwohl grundsätzlich möglich, zunehmend unwahrscheinlicher gemacht — bzw. zu einem Ausscheren aus dem Normalarbeitsverhältnis geführt hat. Bei dem Typus, den wir defensive Autonomie genannt haben, sind es zunächst Aversionen gegenüber Orientierungen im Herkunftsgebiet, die als Engführungen erlebt werden: „kleinbürgerliche“ Formen sozialer Kontrolle und Sicherheitsorientierungen, die sich z.B. im mütterlichen Wunsch verdichten, der Sohn möge eine Laufbahn im öffentlichen Dienst einschlagen. Gegen diese sich „anbahnen“ Entwicklungen richten sich Bestrebungen nach mehr Selbständigkeit und Ungebundenheit. Gegenkulturelle Entwürfe können in diesem Kontext aufgegriffen werden, haben aber, wenn überhaupt, eher eine katalysatorische Wirkung. Erste Erfahrungen im Beruf (Facharbeit im Großbetrieb) bzw. im Bereich der Intimität (Heirat), die den Rahmen „normalbiographischer“ Lebensentwürfe keineswegs sprengen, werden vor diesem Hintergrund verarbeitet und als unbefriedigend erlebt. Weitere durchaus kontingente Entwicklungen, wie z.B. privat motivierte regionale Mobilität, führen schließlich dazu, daß die Vertreter dieses Typs in der Zeitarbeit „landen“. Die Arbeitsmöglichkeiten und -bedingungen der Zeitarbeit werden nun auch dazu genutzt, neue Erfahrungen zu machen, Kontakte und Qualifikationen zu erwerben, in der Hoffnung, daraus für die Realisierung eines Projekts Nutzen ziehen zu können. Der Projektentwurf — beispielsweise die Gründung einer eigenen Firma — bleibt aber offen für Veränderungen, mit denen man infolge von Zufällen, Schwierigkeiten und Chancen rechnen zu müssen meint. Die Semantik der Biographie faßt das treffend als „Hausbau“ mit zwischenzeitlichen „Umbauten und Abrissen“, als eine „work in progress“-Vorstellung. Dementsprechend ist die biographische Zeitperspektive zwar an einer „zukünftigen Gegenwart“ orientiert, die Entwicklung, die dorthin führen soll, ist aber nicht einfach linear. In diese Linearität sind Brüche eingedacht und das Ziel ist — während man unterwegs ist — durchaus nicht eindeutig. Wenn alles gut geht, ergibt sich die Gestalt am Ende — wie beim Puzzeln (ohne Vorlage). In der Vorstellung dessen, was angestrebt wird, scheint aber wichtig zu sein, daß die im Modernisierungsprozeß entstandenen Formen der Differenzierung von Arbeiten und Leben zugunsten einer einheitlicheren Konzeption von Freizeit und Beruf verändert werden. Arbeiten und Wohnen, Konsum und Beruf, private und geschäftliche Partnerschaft sollen nicht als getrennte Wertsphären neben- und gegeneinander wirken, sondern möglichst ineinander greifen.

Daß diese Wertsphären deutlich geschieden, aber im realen Lebenszusammenhang weitgehend integriert sind, kennzeichnet das Herkunftsgebiet der Vertreter des Differenztyps: Bei der Arbeit mächtig ranklotzen, aber hinterher auch tüchtig feiern, das ist eine, in der traditionellen Arbeiterkultur geübte Form dieses Zusammenhangs. Die Differenz der normativen Orientierungen ist ebenso anschaulich, wie sie andererseits in einer überschaubaren, milieuförmig integrierten Lebenspraxis aufeinander verwiesen sind. Aber auch die Verknüpfung von kollektiv-solidarischen Orientierungen aus dem Bereich der Arbeit mit den Bemühungen um Bildung und Emanzipation jenseits des

Frage der Konditionalität der Option für die Zeitarbeit anbelangt — eine große Nähe zum Trajektypus.

Arbeitsbereichs im sozialdemokratischen Milieu basierte auf einem eng geknüpften und milieuförmig verankerten Verweisungszusammenhang von Lebens- und Arbeitsorientierungen. Dieser reproduzierte sich auch in den Strukturen der familialen Sozialisation.

Dieses Milieu — so jedenfalls stellt sich der lebensgeschichtliche Hintergrund der Vertreter des Differenztyps dar — verliert an Kohäsionskraft, erodiert. Infolge von Bildungsprozessen, sozialer und/oder regionaler Mobilität geraten die „Differenzierer“ in neue Milieus, die durch individualistische, leistungs- und konkurrenzbestimmte Arbeits- und Konsumorientierungen geprägt sind. Hier spielen wohl genau die sozialen Prozesse und Strukturveränderungen eine Rolle, die Ulrich Beck mit seiner These von der „Individualisierung von Klassenlagen“ kennzeichnen will. Für unsere Interviewten bleibt die Orientierung an dem alten sozial-moralischen Milieu aber nach wie vor bedeutungsvoll, auch wenn sie keine wirksame Hilfestellung bei der Definition der Situation mehr leistet. Sie hält aber eine lebensgeschichtlich vergangene Phase präsent. Die biographische Zeitperspektive ist deshalb durch eine „Gegenwart der Vergangenheit“ gekennzeichnet. Daraus resultiert bei diesem Typus eine auffällige Asynchronizität, eine Spannung, Überlappung und A-Rhythmie der Zeitbezüge in der Gegenwart. Die im alten Milieu erworbenen Arbeitsethiken und -orientierungen — etwa: körperliche Leistung; kollektiv-solidarische Arbeitsbeziehungen — sind im neuen Milieu nicht erfolgreich praktikabel, führen im Gegenteil zu Problemen. Die Option für die Zeitarbeit resultiert nicht zuletzt aus diesen Problemen und wird durch eine — gegen alle früheren, intrinsischen Motivationen angenommene — instrumentelle Einstellung zur Arbeit längerfristig gestützt. Im Bereich der Intimbeziehungen dagegen wird — gewissermassen in einer Nachbildung des Herkunftsmitieus — ein Mini-Kollektiv als Gegenwelt etabliert. Die Zweier-Beziehung als feste Burg. Sofern darin die „Differenz“ zwischen altem Milieu und der gegenwärtigen, modernisierten feindlichen Umwelt zum Ausdruck gebracht und bearbeitet wird, symbolisiert sich das in einer Biographiesemantik, die die neue, gefundene „Balance“ zwischen divergenten und ungleichzeitigen Orientierungsmustern betont. Aber diese Bearbeitung der Grenzen zwischen (neuen) selbstbezogenen und sozialen Orientierungen durch Schaffung eines Subsystems kann auch in einer Biographiesemantik der „subjektiven Entfaltung“ zum Ausdruck kommen. In dieser Form der „inneren Verwirklichung“ wird die Verlagerung der subjektiven Relevanzen in das Innere des Ichs reflektiert, aber auch der außerordentliche Energieaufwand deutlich, den diese Umwertung objektiver Relevanzen und ihre Umarbeitung impliziert.

Hierin berührt sich das Muster der Differenz mit dem Typus der „Idealisierung“. Für den Idealisierungstypus gilt, daß divergente Orientierungsmuster (universalistisch/spezifisch vs. partikularistisch/diffus) im Laufe der lebensgeschichtlichen Entwicklung nicht integriert werden können. Dies kann als Folge der (z.B. bikulturell geprägten) Sozialisation in der Herkunfts-familie oder als Effekt individueller Aufstiegs- und Weiterbildungsbemühungen gedeutet werden, die nicht abgeschlossen werden bzw. nicht zur Integration in kohärente sozialstrukturelle Kontexte führen. Die widersprüchlichen sozialen Orientierungen werden so nicht in institutionell abgegrenzten Handlungsfeldern und zeitlich versetzt/sequentialisiert realisiert, sondern bleiben virtuell gleichzeitig gültig. Die Ausdifferenzierung rollenförmigen Verhaltens wird problematisiert, und der Anspruch auf Einheitlichkeit und Authentizität der Lebensführung ins Ideale übersteigt. Damit müssen bestimmte, nicht eingelöste Ansprüche bzw. nicht realisierte Handlungsmöglichkeiten ausgeblendet und umgedeutet werden. Hierbei ist der Rückgriff auf Semantiken des Wertewandels hilfreich und gestattet es, objektive Maßstäbe

zu subjektivieren und nicht erfolgreiches Handeln in institutionell ausdifferenzierten Handlungskontexten als gelungene Lebenspraxis in einer Innenwelt umzudeuten. Die Zeitarbeit als Beschäftigungsform wird gewählt und beibehalten, weil sie es gestattet, die gegenwärtige Lebenssituation als vorläufig, als Noch-Nicht eines in der Zukunft erhofften Zustandes zu definieren, in dem die gegenwärtig als disparat und fragmentiert problematisierte Lebenswirklichkeit aufgehoben sein wird. Die biographische Zeitperspektive ist deshalb an der „zukünftigen Vergangenheit“ orientiert, in der die gegenwärtige Situation überwunden sein wird. Daß dabei wiederum kein Ziel fixiert, sondern ein vage definierter Zustand der Aufhebung von Widersprüchen erwartet wird, kennzeichnet den attestistischen Charakter dieses Musters der Lebensführung. Ein bestimmter Weg zu einem konkreten Ziel soll nicht angegeben werden. Dies gilt gerade auch für den Bereich der Intimbeziehungen, der weitgehend als romantische Liebesbeziehung imaginiert und von der Wirklichkeit abgehoben wird.

Was im Idealisierungstyp als problematisch erlebt wird, das bekommt im Dezentrierungstyp eine offensive Wendung. Rollenförmiges Verhalten wird nicht als Entfremdung erlebt und abgewertet, wird aber auch nicht einfach gelernt und kompetent vollzogen, sondern expressiv aufgewertet und spielerisch gebrochen. Was wir mit Bezug auf die Biographiesemantik dieses Typs als „gelebte Fremdheit“ bezeichnen haben, soll das zum Ausdruck bringen. Differenzierungen sollen hier nicht aufgehoben werden, aber sie werden nach eigenen Maßstäben geändert und gehandhabt. Das Muster der „distanzierten Intimität“ macht dies deutlich: Liebe, Sexualität, Elternschaft und Ehe werden aus ihrem Verweisungszusammenhang gelöst und (potentiell) mit verschiedenen Partnern verwirklicht. Auch der Bereich der Arbeit kann re-definiert werden. Kollegenbeziehungen werden zu Freundschaftsbeziehungen, Arbeit wird auch zum kommunikativen Ereignis. Wir betonen: auch. Denn die Dezentrierer sind gleichzeitig einer recht ambitionierten Leistungsethik verpflichtet. Sie verstehen die Zeitarbeit tendenziell als eine Dienstleistung, in der sie im Rahmen professionellen Handelns ihr systematisiertes Expertenwissen in der Beziehung zum Klienten aktivieren. In dieser Weise werden Bündel normativer Orientierungen gelockert und neu arrangiert. Sie werden de-institutionalisiert. Die Zeitperspektive dieses Typs ist durch die „gegenwärtige Zukunft“ geprägt. Und diese Zukunft erscheint offen. Sie ist weder verplant und zugestellt mit verbindlichen Zielvorstellungen, noch wird sie als „leer“ und beliebig gestaltbar erlebt, oder als chaotisch ungeordnet und Angst einflößend. Die Zukunft ist offen im Sinne der Möglichkeit zu unterschiedlichen Entwicklungen. Daß diese Kontingenz nicht zu beunruhigen scheint, dürfte an der dezentrierten Struktur der Lebensführung liegen. Wenn es keine zentrale Perspektive mehr gibt, kein fixiertes, alleiniges Lebensziel; wenn es vielmehr darum geht, sich im Wechsel der Perspektiven auf vielfältige Weise zu realisieren, dann ist die Kontingenz der Zukunft kein Anlaß der Beunruhigung. Diese eigentümliche, spätmoderne Form der Lebensführung ist aber, so stellt es sich jedenfalls bei den Vertretern dieses Typs in unserer Untersuchungsgruppe dar, das Ergebnis einer schwierigen und problematischen Bildungsgeschichte.

Sie ist gekennzeichnet durch frühe Irritationen lebensweltlicher Selbstverständlichkeiten, z.B. den Verlust/Austausch primärer Bezugspersonen oder Verletzungen der psychophysischen Integrität. Die Bearbeitung dieser basalen Verunsicherungen gelingt in diesen Fällen, war aber keineswegs selbstverständliches oder wahrscheinliches Ergebnis naturwüchsiger Entwicklungsprozesse: Eine spätmoderne Form der Lebensführung – entwickelt unter hoher Scheiternsgefahr.

Für alle hier behandelten Muster biographischer Entwicklung, die eine spezifische „Wahlverwandschaft“ zur Zeitarbeit aufweisen, gilt, daß sie einen „reflexiven“ Cha-

rakter haben. Sie basieren auf einem Heraustreten aus der jeweiligen Normalbiographie, auf einem Verlassen des wahrscheinlichsten Pfades. Dadurch erwächst die Chance, sich von einer solchen, wahrscheinlichen Entwicklung zu distanzieren, sie neu zu konstituieren, umzukehren usw. Die Zeitarbeit als Institution bietet diese Chance. Sie gestattet es, aus dem wahrscheinlichen Lauf des Lebens herauszutreten, sich auf dieses Leben zu beziehen, ohne zum Aussteiger zu werden. Sie ermöglicht eine veränderte Form des psychosozialen Moratoriums, einer Auszeit, die nicht nur in bestimmten Phasen des Lebenslaufs zugestanden wird und „genommen“ werden kann.

Zum Ausdruck kommt in allen diesen Mustern auch eine Brechung teleologischer Vorstellungen der lebensgeschichtlichen Entwicklung. Verabschiedet wird nicht nur die Form der von „außen“ geordneten Teleologie, die an dem schrittweisen Durchlaufen von Positionssequenzen gewissermaßen beobachtet werden kann, sondern auch deren „verinnerlichte“ Version, die das Erreichen eines Lebensziels nicht mehr an Statusmerkmalen abliest, sondern als einen Reifungsprozeß interpretiert, der sich an Perfektibilitätsvorstellungen orientiert. Die Kontinuität und Linearität der lebensgeschichtlichen Entwicklung — der äußerem wie der inneren — gilt nicht mehr als selbstverständliche Orientierungsgrundlage. In den von uns rekonstruierten Mustern biographischer Entwicklung werden die (Lebens-)Ziele — in einem anderen Sinne als es die utilitaristische Handlungstheorie impliziert⁵ — kontingent.

Ein weiteres Merkmal der am Schluß noch einmal vorgestellten Muster biographischer Entwicklung ist die Problematisierung der Formen sozialer Differenzierung von Arbeiten und Leben. Es finden sich hier ebenso Formen der Entdifferenzierung bzw. der Erosion milieuförmiger Differenzierung von Arbeiten und Leben, wie solche der Abwehr und Vermeidung weitergehender (rollenförmiger) Differenzierung oder der Artikulation und Setzung veränderter Differenzierungslinien zwischen Beruf und Familie, zwischen Kommunikation und Arbeit.

Damit sind Elemente und Varianten einer Lebensführung benannt, von denen wir vermuten, daß sie sich in Kontexten reproduzieren und weiterentwickeln, wie sie sich als neuartige Organisationstypen neben und zwischen klassischen Formen bürokratischer Organisation ausdifferenzieren.

5 Vgl. Parsons, T. (1967, zuerst 1937): *The Structure of Social Action*, bes. Kap. II.

IX. Literatur

- Adorno, Th.W. (1973; zuerst 1950): Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt/M.
- Aglietta, M. (1982; zuerst 1976): Régulation et crises du capitalisme, Paris.
- Alexander, S. (1927): Space, Time, and Deity, Vol. II, London.
- Altmann, N./Bechtle, G. (1971): Betriebliche Herrschaftstruktur und industrielle Gesellschaft, München.
- Anderson, M. (1985): The emergence of the modern life cycle in Britain, in: Social History, Vol. 10, Nr. 1, S. 69-87.
- Ansoff, H.I. (1976): Managing Surprise and Discontinuity — Strategic Response to Weak Signals, in: Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung, 28, S. 129-152.
- Applebaum, E. (1987): Restructuring Work: Temporary, Part-Time and at-Home Employment, in: Hartmann, H.I. (ed.): Computer Chips and Paper Clips, S. 268-310.
- asw-Report (1989): Das Timing der Marketing-Prozesse, Zeitwettbewerb, Zeitstrategie, Zeitfalle, in: Absatzwirtschaft, Heft 3/89, S. 33-41; Heft 4/89, S. 52-58.
- Baecker, D. (1988): Information und Risiko in der Marktwirtschaft, Frankfurt/M.
- Baethge, M. u.a. (1988): Jugend: Arbeit und Identität, Lebensperspektiven und Interessenorientierungen von Jugendlichen, Opladen.
- Baethge, M./Oberbeck, H. (1986): Die Zukunft der Angestellten, Frankfurt/M.
- Balandier, G. (1983): Essai d'Identification du quotidien, in: Cahiers Internationaux de Sociologie, Vol. LXXIV, S. 5-12.
- Barrere-Maurisson, M.-A. (1986): Gestion de la main-d'œuvre et formes familiales: du paternalisme à la recherche de flexibilité, in: Economies et sociétés, cahiers de l'ISMEA, Serie Philosophie et Sciences de l'homme.
- Beck, U. (1983): Jenseits von Stand und Klasse?, in: Soziale Welt Sonderheft 2, S. 35-74.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft, Frankfurt/M.
- Beck, U./Beck-Gernsheim, E. (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M.
- Beck-Gernsheim, E. (1983): Vom Dasein für andere zum Anspruch auf ein Stück ‚eigenes Leben‘, in: Soziale Welt, Jg. 34, S. 324.
- Beck-Gernsheim, E. (1989): Freie Liebe, freie Scheidung. Zum Doppelgesicht von Freisetzungsprozessen, in: Weymann, A. (Hrsg.): Handlungsspielräume, Stuttgart, S. 105-119.
- Becker, H.S. (1960): Notes on the Concept of Commitment, in: AJS 66, S. 32-40.
- Becker, H.S. (1973; zuerst: 1963): Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens, Frankfurt/M.
- Becker-Schmidt, R. (1987): Die doppelte Vergesellschaftung — die doppelte Unterdrückung: Besonderheiten der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, in: Unterkircher, L./Wagner, I. (Hrsg.): Die andere Hälfte der Gesellschaft, Österreichischer Soziologentag 1985, Wien, S. 10-25.
- Becker-Schmidt, R./Brandes-Erlhoff, U./Rumpf, M./Schmidt, B. (1983): Arbeitsleben — Lebensarbeit, Bonn.
- Béjin, A. (1988): Ehe ohne Trauschein und Postadoleszenz: Anmerkungen zu einigen Mythen des „Nicht-Übergangs“, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie, Konstanz, S. 180-190.
- Benjamin, W. (1974): Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: Benjamin, W.: WA 2, Frankfurt/M.

- Berger, P.A./Hradil, S. (Hrsg.) (1990): Lebenslagen, Lebensläufe, Lebensstile, Soziale Welt, Sonderband 7, Göttingen.
- Berger, P.L./Kellner, H. (1965): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit, in: Soziale Welt 16, S. 220-235.
- Bergius, R. (1957): Formen des Zukunftserlebens, München.
- Bergmann, W. (1981): Die Zeitstrukturen Sozialer Systeme, Berlin.
- Bergmann, W. (1981): Zeit, Handlung und Sozialität bei G.H. Mead, in: ZfS 10, S. 351-363.
- Bergmann, W. (1988): Bewußtsein oder Handlung: Ansatzpunkte einer soziologischen Zeittheorie, in: Seiffert, E.K. (Hrsg.), Ökonomie und Zeit, Frankfurt/M., S. 79-101.
- Bernanke, B.S. (1983): Irreversibility, Uncertainty and Cyclical Investment, in: Quarterly Journal of Economics, S. 85-106.
- Bieri, P. (1972): Zeit und Zeiterfahrung, Frankfurt/M.
- Bluedorn, A.C./Denhardt, R.B. (1988): Time and Organizations, in: Journal of Management, Vol. 14, No. 2, S. 299-320.
- Blumenberg, H. (1986): Lebenszeit und Weltzeit, Frankfurt/M.
- Bonß, W./Heinze, R.G. (1984): Arbeit, Lohnarbeit, ohne Arbeit, in: Dies. (Hrsg.): Arbeitslosigkeit in der Arbeitsgesellschaft, Frankfurt/M., S. 7-49.
- Booth, A./White, L. (1980): Thinking About Divorce, in: Journal of Marriage and the Family 42, S. 605-616.
- Bourdieu, P. (1977): Algérie 60 — Structures économiques et structures temporelles, Paris.
- Bourdieu, P. (1982; zuerst 1979): Die feinen Unterschiede, Frankfurt/M.
- Boyer, R. (ed.) (1986): La Flexibilité du travail en Europe, Paris.
- Brand, G. et al. (1978): Computer und Arbeitsprozeß, Frankfurt/M.-New York.
- Braudel, F. (1958): La longue durée, in: Annales 13, S. 725-753.
- Breuer, St. (1988): Der Nihilismus der Geschwindigkeit, zum Werk Paul Virilius, in: Leviathan, S. 309-330.
- Brock, D. (1990): Wie verknüpfen Männer Arbeitsorientierungen mit privaten Lebensinteressen? Veränderungstendenzen biographischer Orientierungsmuster bei männlichen Arbeitern seit den fünfziger Jahren, in: Hoff, E.-H. (Hrsg.), Die doppelte Sozialisation Erwachsener, München, S. 97-124.
- Brose, H.-G. (1982): Die Vermittlung sozialer und biographischer Zeitstrukturen, in: KZfSS, Sonderheft 24, S. 385-406.
- Brose, H.-G. (1983): Die Erfahrung der Arbeit, Opladen.
- Brose, H.-G. (1984): Arbeit auf Zeit — Biographie auf Zeit?, in: Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit, Stuttgart, S. 192-216.
- Brose, H.-G. (1985): Die Modernisierung der Zeit und die Zeit nach der Moderne, in: Lutz, B. (Hrsg.): Verhandlungen des 23. Deutschen Soziologentages, Frankfurt/M.-New York, S. 537-542.
- Brose, H.-G. (1986): Lebenszeit und biographische Zeitperspektiven im Kontext sozialer Zeitstrukturen, in: Fürstenberg, F./Mörth, I. (Hrsg.): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft, Linz, S. 175-207.
- Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (1988): Biographisierung von Erleben und Handeln, in: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen, S. 11-30.
- Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.) (1988): Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende, Opladen.
- Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Meyer, W. (1990): Arbeit auf Zeit, Opladen.
- Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Wohlrab-Sahr, M. (1987): Zeitarbeit, Konturen eines „neuen“ Beschäftigungsverhältnisses, in: Soziale Welt, 3/1987, S. 282-308.
- Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Wohlrab-Sahr, M. (1987): Zeitarbeit — Soziologische Aspekte eines neuen Beschäftigungsverhältnisses, DFG-Zwischenbericht, Marburg.
- Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Wohlrab-Sahr, M. (1987): Diskontinuität und Berufsbiographie: Das Beispiel der Zeitarbeit, in: Soziale Welt, 4/1987, S. 498-521.

- Brose, H.-G./Wohlrab-Sahr, M./Schulze Böing, M. (1987): Von der Zeiteinteilung zur Teilung der Zeit, in: Friedrichs, J.(Hrsg.): 23. Deutscher Soziologentag 1986, Opladen, S. 592-596.
- Brose, H.-G./Wohlrab-Sahr, M./Corsten, M./Frank, G. (1989): Die Vermittlung von sozialen Zeitstrukturen und biographischen Zeitperspektiven, Abschlußbericht an die DFG, Marburg, Oktober 1989.
- Brose, H.G./Wohlrab-Sahr, M. (1986): Formen individualisierter Lebensführung von Frauen — ein neues Arrangement zwischen Familie und Beruf?, in: Brose, H.-G. (Hrsg.): Berufsbiographien im Wandel, Opladen, S. 105-145.
- Büchtemann, Ch.F./Schupp, J.: Zur Sozioökonomie der Teilzeitbeschäftigung in Deutschland, Analysen aus der ersten Welle des „sozioökonomischen Panel“, Berlin, WZB IIM/LMP 86-15.
- Bude, H. (1987): Deutsche Karrieren, Frankfurt/M.
- Bundesvereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände (1986): Auswertungen der Umfrage über die Auswirkungen des Beschäftigungsförderungsgesetzes 1985, Köln.
- Burgess, E.W./Locke, H.J. (1950): The Family. New York.
- Burkart, G./Fietze, B./Kohli, M. (1989): Liebe, Ehe, Elternschaft. Eine qualitative Untersuchung über den Bedeutungswandel von Paarbeziehungen und seine demographischen Konzepte, Wiesbaden.
- Charmatz, K.C. (1991): Good Days, Bad Days. The Self in Chronic Illness and Time, New Brunswick.
- Cipolla, C.M. (1967): Clocks and Culture. 1300-1700, London.
- Clark, P. (1985): A Review of the theories of time and structure for organizational Sociology, in: Bachrach, S. (ed.): Research in the Sociology of Organizations, Vol. 4, S. 35-79.
- Claufß, T./Jansen, R./Stoofß, F. (1989): Erwerb und Verwertung beruflicher Qualifikationen. Die 1985/86 durchgeführte Wiederholungsuntersuchung der BIBB/IAB-Erhebung wird im Zentralarchiv archiviert, in: ZA-Information 25, S. 21-29, S. 23.
- Clignet, R. (1988): Wandlungen in familialen Lebensstilen: Anomie durch Knappheit und Anomie durch Überfluß, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie, Konstanz, S. 116-130.
- Coriat, B. (1976): L'atelier et le chronomètre, Paris.
- Cottle, Th.J./Klineberg, St.L. (1974): The Present of Things Future, New York/London.
- Cottle, Th.J. (1976): Perceiving Time. A Psychological Investigation with Men and Woman, New York/London u.a.
- Delarue, A.: Les travailleurs temporaires, d'où viennent-ils? où vont- ils?, in: Travail Temporaire, Paris, S. 68-89.
- Deutschmann, Ch. (1987): Arbeitszeit in Japan, Frankfurt/M.-New York.
- Deutschmann, Ch. (1987): Der „Betriebsclan“. Der japanische Organisationstypus als Herausforderung an die soziologische Modernisierungstheorie, in: Soziale Welt 38, H2, S. 133-147.
- Deutschmann, Ch./Schmiede, R./Schudlich, E. (1987): Die langfristige Entwicklung der Arbeitszeit. Versuch einer sozialwissenschaftlichen Interpretation, in: Schudlich, E.: Die Abkehr vom Normalarbeitstag, Frankfurt/M., S. 113-144.
- Diezinger, A./Marquardt, R./Bilden, H./Dahlke, K. (1983): Zukunft mit beschränkten Möglichkeiten, Bde 1 u. 2, München.
- Dilthey, W. (1958): Über das „Erleben und die Selbstbiographie“, Gesammelte Schriften Bd 7, S. 191-220.
- Dragendorf, R./Heering, W. (1987): Beschäftigungsduer, Effizienz und Flexibilität, in: Buttler, F. (Hrsg.) Arbeitsmarkt und Beschäftigung, Frankfurt/M.-New York, S. 121-156.
- Drucker, P.F. (1969): The Age of Discontinuity, London.
- Durkheim, E. (1973; zuerst 1897): Der Selbstdmord, Frankfurt/M.
- Durkheim, E. (1981): Die elementaren Formen des religiösen Lebens, Franfurt/M.
- Dyckhoff, H. (1988): Zeitpräferenz, in: ZfbF, N° 11, S. 991-1008.

- Eccles, R.G./White, H.C. (1988): Price and Authority in Inter-Profit Center Transactions, in: AJS Vol 94 (Supplement), S. 17-51.
- Elchardus, M. (1988): Austauschtemporalitäten, in: Journal für Sozialforschung 28, H. 4, S. 391-416.
- Elchardus, M. (1988): The Rediscovery of Chronos: The new role of time in sociological theory, in: International Sociology Vol. 3, N° 1, S. 35-59.
- Elchardus, M./Glorieux, I. (1988): Signification du temps et temps de la signification, in: Mercure, D./Vallemacq, A. (eds.): Les Temps Sociaux, Bruxelles, S. 97-118.
- Elias, N. (1984): Über die Zeit, Frankfurt/M.
- Evers, A./Nowotny, H. (1987): Über den Umgang mit Unsicherheit, Frankfurt/M.
- Fandel, G./François, P. (1989): Just-in-Time-Produktion und -Beschaffung. Funktionsweise, Einsatzvoraussetzungen und Grenzen, in: ZfB 59, H. 5, S. 531-544.
- Fandel, G./Riese, J. (1989): Just-in-Time-Logistik am Beispiel eines Zulieferbetriebes in der Automobilindustrie, in: ZfB 59, S. 55-69.
- Femers, S./Hörrmann, U. (1990): Zur Wechselwirkung von Arbeit und Freizeit. Vorstellungsmuster und biographische Konfigurationen dargestellt am Beispiel von Krankenpflegern, in: Hoff, E.-H. (Hrsg.): Die doppelte Sozialisation Erwachsener, München, S. 74-96.
- Fischer, W. (1982): Alltagszeit und Lebenszeit in Lebensgeschichten von chronisch Kranken, in: ZSE 2, S. 5-19.
- Fischer, W. (1982): Time and Chronic Illness, MS, Berkeley.
- Fischer, W. (1986): Prekräre Leiblichkeit und Alltagszeit. Kontingenz und Rekurrenz in der Zeiterfahrung chronisch Kranker, in: Fürstenberg/Mörth (Hrsg.): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft, Linz, S. 237-256.
- Fraisse, P. (1967; zuerst 1957): Psychologie du Temps, Paris.
- Frame, J.D. (1991): Managing Projects in Organizations, San Francisco/Oxford.
- Frank, L.K. (1939): Time Perspective, in: Journal of Social Philosophy 4, S. 292-312.
- Frank, M. (1977): Das individuelle Allgemeine, Frankfurt/M.
- Frank, M. (1983): Was ist Neo-Strukturalismus?, Frankfurt/M.
- Frank, M. (1986): Die Unhintergehrbarkeit von Individualität, Frankfurt/M.
- Freud, A. (o.J.): Das Ich und die Abwehrmechanismen, München.
- Frey, H.P. (1987): Die Änderungsdynamik abweichender Identitäten bei Jugendlichen, in: Frey, H.P./Haußer, K. (Hrsg.): Identität, Stuttgart, S. 179-192.
- Fürstenberg, F./Mörth, I. (Hrsg.) (1986): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft, Linz.
- Fürstenberg, F.F. (1987): Fortsetzungsehen, in: Soziale Welt 38.
- Fürstenberg, F.F. (1988): Die Entstehung des Verhaltensmusters „sukzessive Ehen“, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie, Konstanz, S. 73-83.
- Ganz, H.J. (1962): The Urban Villagers, New York/London.
- Gebser, J. (1966): Ursprung und Gegenwart — Fundamente und Manifestationen der aperspektivischen Welt, Stuttgart.
- Giddens, A. (1984): The Constitution of Society, Berkeley/Los Angeles.
- Giegel, H.J./Frank, G./Billerbeck, U. (1987): Industriearbeit und Selbstbehauptung, Opladen.
- Girard, A./Roussel, L. (1982): Régimes démographiques et ages de la vie, in: Les Ages de la vie, Paris, S. 15-23.
- Glaser, B./A. Strauss (1967): The discovery of grounded theory, New York.
- Gottschellen, V. (1987): Randgruppe in der zertifizierten Arbeitsgesellschaft? Zur abnehmenden Bedeutung der nicht formal Qualifizierten (NFQ) am Arbeitsmarkt, in: MittAB 20, S. 1-14.
- Gregor, U. (1978): Geschichte des Films, Bd 3, Reinbek.
- Grimm, J. und W. (1984): Deutsches Wörterbuch, Bd 13, München.
- Gurvitch, G. (1969): La multiplicité des temps sociaux, in: Ders., La Vocation actuelle de la sociologie, Paris, S. 325-430.

- Gurwitsch, A. (1941): A Non-egological Conception of Consciousness, in: *Philosophy and Phenomenological Research* I, S. 325-338.
- Gurwitsch, A. (1974): *Das Bewußtseinsfeld*, Berlin/New York.
- Habermas, J. (1980): *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt/M., Bd 2.
- Hack, L./Brose, H.-G./Czasny, K./Hack, J./Hager, F./Moser, R./Viesel, K. (1979): *Leistung und Herrschaft*, Frankfurt/M.-New York.
- Hagestad, G.O./Neugarten, B.L. (1985): Age and the life Course, in: Binstock, R.H./Shanas, E. (eds.): *Handbook of Aging and the Social Sciences*, 2nd Edition, New York, S. 35-61.
- Hahn, A. (1979): Tod und Individualität, in: KZfSS 31, S. 746-765.
- Hahn, A. (1982): Zur Soziologie der Beichte und anderer Formen institutionalisierter Bekenntnisse: Selbstthematisierung und Zivilisationsprozeß, in: KZfSS 34, S. 408-434.
- Hahn, A. (1988): Biographie und Lebenslauf, in: Brose/Hildenbrand (Hrsg.), *Vom Ende des Individuums zur Individualisierung ohne Ende*, Opladen, S. 91-104.
- Hahn, A. (1989): Verständigung als Strategie, in: Haller, M./Hoffmann-Nowotny, H.J./Zapf, W. (Hrsg.): *Kultur und Gesellschaft*, Verh. des 24. Deutschen Soziologentages, des 11. Österreichischen Soziologentages und des 18. Kongresses der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie in Zürich, Frankfurt/M., S. 346-359.
- Hareven, T.K. (1982): *Family Time and Industrial Time*, Cambridge.
- Held, Th. (1986): Institutionalization and Deinstitutionalization of the Life Course, in: *Human Development* 29, S. 157-162.
- Hildenbrand, B. (1986): Familiensituation und Ablöseprozesse Schizophrener, in: *Soziale Welt* 36, S. 336-348.
- Hildenbrand, B. (1988): Modernisierungsprozesse in der Landwirtschaft und ihre Bewältigung: Vergleich einer ‚normalen‘ mit einer ‚schizophrenen‘ Familie, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.): *Die „postmoderne“ Familie*, Konstanz, S. 297-311.
- Hildenbrand, B. (1989): *Veranstaltete Familie*, Habilitationsschrift, Frankfurt/M.
- Hirsch, J. (1985): Fordismus und Postfordismus, in: *Politische Vierteljahresschrift* 26, S. 160-182.
- Hofbauer, H./E. Nagel (1987): Mobilität nach Abschluß der betrieblichen Berufsausbildung, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 20,1, S. 45-73.
- Hoff, E.H. (1984): Gesellschaftlicher Zwang und individueller Freiraum? Naive und wissenschaftliche Theorien zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit, in: Moser, H./Preiser, S. (Hrsg.): *Fortschritte der Politischen Psychologie*, Bd 4, Weinheim, S. 167-190.
- Hoff, E.H./Lempert, W. (1990): Kontroll- und Moralbewußtsein im beruflichen und privaten Lebensstrang von Facharbeitern, in: Hoff, E.-H. (Hrsg.), *Die doppelte Sozialisation Erwachsener*, München, S. 125-154.
- Höhn, Ch. (1982): Der Familienzyklus — Zur Notwendigkeit einer Konzepterweiterung, Boppard.
- Höhn, Ch./Mammey, U./Wendt, H. (1990): Bericht 1990 zur demographischen Lage: Trends in beiden Teilen Deutschlands und Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland, in: *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 16, S. 135-205.
- Hohn, H.-W./Windolf, P. (1988): Lebensstile als Selektionskriterium — Zur Funktion „biographischer Signale“ in der Rekrutierungspolitik von Arbeitsorganisationen, in: Brose/Hildenbrand (Hrsg.), a.a.O., S. 179-207.
- Höpflinger, F. (1987): *Wandel der Familienbildung in Westeuropa*. Frankfurt/M.-New York.
- Hubert, H./Mauss, M. (1929; zuerst: 1905): *Etude Sommaire de la Représentation du temps dans la Religion et la Magie*, in: Dies.: *Mélanges d'Histoire des Religions*, Paris, S. 189-229.
- Husserl, E. (1964): *Formale und Transzendentale Logik. Eine Kritik der logischen Vernunft*, Den Haag.
- Husserl, E. (1966): Zur Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins, *Husserliana*, Band X, Den Haag.
- Husserl, E. (1976): Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie, (GW IV) Den Haag.

- Imhof, A.E. (1984): Von der unsicheren zur sicheren Lebenszeit, in: *Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 71, S. 175-197.
- Imhof, A. (1981): *Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zu Leben und Sterben*, München.
- Jahoda, M./Lazarsfeld, P.F./Zeisel, H. (1975; zuerst: 1933): *Die Arbeitslosen von Marienthal*, Frankfurt/M.
- James, W. (1905; zuerst: 1890): *Principles of Psychology*, Vol. I, New York.
- Janich, P. (1980): *Protophysik der Zeit*, Frankfurt/M.
- Jensen, S. (1976): Einleitung, in: Parsons, T. (1976): *Zur Theorie sozialer Systeme*, S. 9-67.
- Joas, H. (1980): *Praktische Intersubjektivität*, Frankfurt/M.
- Kasakos, G. (1971): *Zeitperspektive, Planungsverhalten und Sozialisation*, München.
- Kaske, K.H. (1988): Der Unternehmer im Wettbewerb auf den Weltmärkten, Vortrag vor dem 42. Deutschen Betriebswirtschaftstag, Berlin, 17.10.1988 (Hektorgraphiertes Manuskript).
- Kaufmann, F.-X. (1973): Sicherheit als soziologisches und sozialpolitisches Problem, Stuttgart.
- Kaufmann, F.-X. (1988): Familie und Modernität, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.): *Die „postmoderne“ Familie*, Konstanz, S. 391-415.
- Kirsch, G. et al. (Hrsg.) (1988): *The Formulation of Time Preferences in a Multidisciplinary Perspektive*, Aldershot.
- Kohli, M. (1978): Erwartungen an eine Soziologie des Lebenslaufs, in: Ders. (Hrsg.): *Soziologie des Lebenslaufs*, Neuwied und Darmstadt, S. 9-31.
- Kohli, M. (1981): Zur Theorie der biographischen Selbst- und Fremdthematisierung, in: Matthes, J. (Hrsg.): *Lebenswelt und soziale Probleme. Verhandlungen des 20. Deutschen Soziologentages zu Bremen 1980*, Frankfurt/M.-New York, S. 502-520.
- Kohli, M. (1985): Die Institutionalisierung des Lebenslaufs, in: *KZfSS* 37, S. 1-29.
- Kohli, M. (1986): Gesellschaftszeit und Lebenszeit, in: Berger, J. (Hrsg.): *Die Moderne — Kontinuitäten und Zäsuren, Soziale Welt*, Sonderband 4, S. 183-208.
- Kohli, M. (1988): Normalbiographie und Individualität: Zur institutionellen Dynamik des gegenwärtigen Lebenslaufregimes, in: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.) (1988): *Vom Ende des Individuum zur Individualität ohne Ende*, Opladen, S. 33-53.
- Kohli, M. (1989): Institutionalisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographie, in: Brock, D./Leu, H.-R./Preiß, Ch./Vetter, H.-R. (Hrsg.): *Subjektivität im gesellschaftlichen Wandel*, München, S. 249-278.
- Kohli, M./Meyer, J.W. (1986): Social Structure and the Construction of the Life Course, in: *Human Development* 29, S. 145-149.
- Kohli, M./Robert, G. (Hrsg.) (1984): *Biographie und soziale Wirklichkeit*, Stuttgart.
- Kohli, M./Rosenow, J./Wolf, J. (1983): The social construction of ageing through work, in: *Ageing and society* 3, S. 23-42.
- Koselleck, R. (1984): Neuzeit — Zur Semantik moderner Bewegungsbegriffe, in: Ders.: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt/M., S. 300-348.
- Kruger, H./Born, C. (1990): Probleme der Integration von beruflicher und familialer Sozialisation in der Biographie von Frauen, in: Hoff, E.-H. (Hrsg.): *Die doppelte Sozialisation Erwachsener*, München, S. 53-73.
- Kruse, J. (1989): Ordnungstheoretische Grundlagen der Deregulierung, in: Seidenfus, H.H. (Hrsg.): *Deregulierung — Eine Herausforderung an die Wirtschafts- und Sozialpolitik in der Marktwirtschaft*, Berlin, S. 9-35.
- Lauha, A. (1978): Kohelet; Biblischer Kommentar: Altes Testament, Bd XIX, Neukirchen-Vluyn.
- Leitner, H. (1982): *Lebenslauf und Identität*, Frankfurt/M.
- Leschinsky, A./Mayer, K.U. (1990): Comprehensive Schools and Inequality of Opportunity in the Federal Republic of Germany, in: Dies. (eds.): *The Comprehensive School Experiment Revisited: Evidence From Western Europe*, Frankfurt/M., S. 13-36.

- Leupold, A. (1983): Liebe und Partnerschaft: Formen der Codierung von Ehen, in: Zeitschrift für Soziologie 12, S. 297-327.*
- Lévi-Strauss, C. (1981; zuerst: 1962): Das wilde Denken, Frankfurt/M.*
- Levy, R. (1977): Der Lebenslauf als Statusbiographie, Stuttgart.*
- Lewin, K. (1948, zuerst: 1942): Resolving Social Conflicts, New York.*
- Lewin, K. (1953): Zeitperspektive und Moral, in: Ders., Die Lösung sozialer Konflikte, Bad Nauheim, S. 152- 180.*
- Lewis, J.D./Weigert, A.J. (1981): The Structures and Meanings of Social Time, in: Social Forces 60, S. 432-462.*
- Linhart, D./M. Maruani (1979): Précarisation et Déstabilisation des Emploi Ouvriers. Quelques Hypothèses, in: Travail et Emploi 11/1979.*
- Lomranz, J./Shmotkin, D./Katznelson, D.B. (1983): Coherence as a Measure of Future Time Perspective in Children and its Relationship to Delay of Gratification and Social Class, in: Intern. Journ. of Soc. Psychology 18, S. 407-413.*
- Lübbe, H. (1988): Zeit-Verhältnisse, in: UNIVERSITAS 12/88, S. 1237-1248.*
- Luckmann, Th. (1983): Lebensweltliche Zeitkategorien, Zeitstrukturen des Alltags und der Ort des historischen Bewußtseins, in: Cerquiglini, B./Gumbrecht, H.U. (Hrsg.): Der Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte, Frankfurt/M.*
- Luckmann, Th. (1986): Zeit und Identität. Innere, soziale und historische Zeit, in: Fürstenberg, F./Mörth, I. (Hrsg.): Zeit als Strukturelement von Lebenswelt und Gesellschaft, Linz, S. 135-174.*
- Lüdtke, H. (1984): Gleichförmigkeiten im alltäglichen Freizeitverhalten. Eine Analyse von Zeit-budget-Daten aus zwei norddeutschen Großstädten, in: ZfS 13, S. 346-362.*
- Luhmann, N. (1970): Institutionalisierung — Funktion und Mechanismus im sozialen System der Gesellschaft, in: Schelsky, H. (Hrsg.): Zur Theorie der Institution, Düsseldorf, S. 28-41.*
- Luhmann, N. (1971): Die Knappheit der Zeit und die Vordringlichkeit des Befristeten, in: Ders., Politische Planung, Opladen, S. 143-164.*
- Luhmann, N. (1973²): Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, Stuttgart.*
- Luhmann, N. (1975): Allgemeine Theorie organisierter Sozialsysteme, in: Ders., Soziologische Aufklärung 2, Opladen, S. 39-50.*
- Luhmann, N. (1975): Interaktion, Organisation, Gesellschaft, in: Ders., Soziologische Aufklärung 2, Opladen, S. 9-20.*
- Luhmann, N. (1975): Selbst-thematisierungen des Gesellschaftssystems, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 2, Opladen, S. 72-102.*
- Luhmann, N. (1975): Weltzeit und Systemgeschichte, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 2, Opladen, S. 103-133.*
- Luhmann, N. (1976): The future cannot begin, in: Social Research 43, S. 130-152.*
- Luhmann, N. (1979): Temporalstrukturen des Handlungssystems — Zum Zusammenhang von Handlungs- und Systemtheorie, in: Schluchter, W. (Hrsg.): Verhalten, Handeln und System, Frankfurt/M., S. 32-67.*
- Luhmann, N. (1979): Zeit und Handlung, in: ZfS 8, S. 63-81.*
- Luhmann, N. (1980) Temporalisierung von Komplexität. Zur Semantik neuzeitlicher Zeitbegriffe, in: Ders., Gesellschaftsstruktur und Semantik, Bd 1, Frankfurt/M., S. 235-300.*
- Luhmann, N. (1982; zuerst: 1977): Funktion der Religion, Frankfurt/M.*
- Luhmann, N. (1984): Soziale Systeme, Frankfurt/M.*
- Luhmann, N. (1987): Tautologie und Paradoxie in den Selbstbeschreibungen der modernen Gesellschaft, in: ZfS 16, H 3, S. 161-174.*
- Luhmann, N. (1987): Wahrnehmung und Kommunikation sexueller Interessen, Ms., Bielefeld.*
- Luhmann, N. (1987): Zwischen Gesellschaft und Organisation. Zur Situation der Universitäten, in: Ders.: Soziologische Aufklärung Bd 4, Opladen, S. 202-215.*
- Luhmann, N. (1988): Die Wirtschaft der Gesellschaft als autopoietisches System, in: Ders.: Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M., S. 43-90.*
- Luhmann, N. (1988): Medium und Organisation, in: Ders.: Die Wirtschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M., S. 302-323.*

- Luhmann, N. (1988): Warum AGIL, in: KZfSS 40, S. 127-139.
- Luhmann, N. (1989): Geheimnis, Zeit und Ewigkeit, in: Ders./Fuchs, P.: Reden und Schweigen, Frankfurt/M., S. 101-137.
- Luhmann, N. (1990): Risiko und Gefahr, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 5, Opladen, S. 131-169.
- Luhmann, N. (1990): Gleichzeitigkeit und Synchronisation, in: Ders.: Soziologische Aufklärung 5, Opladen, S. 95-130.
- Luhmann, N. (1991): Risiko auf alle Fälle- Schwierigkeiten bei der Beschreibung der Zukunft, in: FAZ vom 2.1.91.
- Lüscher, K./Wehrspaun, M. (1986): Familie und Zeit, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 12, S. 239-256.
- Lüscher, K./Schultheis, F./Wehrspaun, M. (Hrsg.) (1988): Die „postmoderne“ Familie, Konstanz.
- Lutz, B. (1983): Bildungsexpansion und soziale Ungleichheit. Eine historisch- soziologische Studie, in: Kreckel, R. (Hrsg.): Soziale Ungleichheiten, Sonderband 2 der Sozialen Welt, S. 221-245.
- Lutz, B. (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität, Frankfurt/M.-New York.
- Lutz, B. (1987): Arbeitsmarktstruktur und betriebliche Arbeitskräftestrategie, Frankfurt/M.-New York.
- Macharzina, K. (1984): Diskontinuitätenmanagement, Berlin.
- Mahajan, V./Wind, J. (1989): Market Discontinuities and Strategic Planning: A Research Agenda, in: Technological Forecasting and Social Change, 36, S. 185-199.
- Mannheim, K. (1936; zuerst 1929): Ideology and Utopia, New York.
- March, J.G./Olsen, J.P. (1975): The Uncertainty of the Past. Organizational learning under ambiguity, in: European Journal of Political Research, 3/1975.
- Martins, H. (1974): Time and theory in sociology, in: Rex, J. (ed.): Approaches to sociology, London/Boston, S. 246-294.
- Marx, K. (1974): Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie, Berlin.
- Mayer, K.U./Wagner, M. (1989): Wann verlassen Kinder das Elternhaus?, in: Herlth, A./Strohmeier, K.P. (Hrsg.): Lebenslauf und Familienentwicklung, S. 17-37.
- Mayer, K.U. (1988): Gesellschaftsstruktur und Lebensverlauf, in: Biographie oder Lebenslauf?, Kurseinheit, Fernuniversität Hagen.
- Mayer, K.U./Müller, W. (1986): The State and the Structure of the life course, in: Sørensen, A.B./Weinert, F.E./Sherrod, L.R. (eds.): Human Development and the Life Course. Multidisciplinary Perspectives, Hillsdale, N.J., S. 217-245.
- Mead, G.H. (1969; zuerst: 1932): Philosophie der Sozialität, Frankfurt.
- Melbin, M. (1987): Night as a Frontier, New York.
- Merleau-Ponty, M. (1966): Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin.
- Mertens, D. (1984): Das Qualifikationsparadox. Bildung und Beschäftigung bei kritischer Arbeitsmarktperspektive, Vortrag beim 9. Kongress der Dt. Ges. f. Erziehungswissenschaften, Manuskrift, Kiel.
- Merton, R.K (1939/40): Bureaucratic Structure and Personality, in: Social Forces 18, S. 560-568.
- Merton, R.K. (1986): Social Expected Durations, in: Powell, W.W./Robbins, R. (eds.): Conflict and Consensus. A Festschrift in Honor of Lewis A. Coser, New York, S. 262-283.
- Meyer, J.W. (1986): The Institutionalization of the Life Course and its Effects on the Self, in: Sørensen/Weinert/Sherod (Eds.): Human Development and the Life Course. Multidisciplinary Perspectives, Hillsdale, N.J., S. 199-216.
- Milham, W.J. (1923): Time & Timekeepers, New York.
- Miller, W.B. (1958): Lower Class Culture as a Generating Milieu of Gang Delinquency, in: Journal of Social Issues 14, S. 5-19.
- Millman, M. (1972): Tragedy and Exchange: metaphoric understandings of interpersonal relationships, Ph.d. diss., Brandeis University.
- Mintzberg, H.M. (1983): The Structure in fives, Englewood Cliffs (N.J.).
- Mitscherlich, A. (1963): Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München.

- Mönks, F.J. (1967): Zeitperspektive als psychologische Variable, in: Archiv für die gesamte Psychologie, Bd 119, S. 131-161.
- Moore, W.E. (1970): Toward a System of Sequences, in: McKinney, J.C./Tiryakian, E.A. (eds.): Theoretical Sociology. Perspectives and Developments, New York.
- Mooser, J. (1984): Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970, Frankfurt/M.
- Mückenberger, U. (1985): Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses, in: Zeitschrift für Sozialreform, H. 7-8, S. 415ff. u. 457ff.
- Mus, G. (1988): Das Prinzip der Zeitdominanz, in: ZfbF, N° 6, S. 505-516.
- Nave-Herz, R. (1988): Kinderlose Ehen, in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie, Konstanz, S. 193-200.
- Nowotny, H. (1988): Eigenzeit, Frankfurt/M.
- Nowotny, H. (1988): From the future to the extended present, in: Kirsch, G. et al. (eds.): The Formulation of Time Preferences, S. 17-31.
- Oevermann, U. (1981): Fallrekonstruktionen und Strukturgeneralisierung als Beitrag der objektiven Hermeneutik zur soziologisch- strukturtheoretischen Analyse, Manuskript, Frankfurt/M.
- Oevermann, U. (1988): Eine exemplarische Fallrekonstruktion. Zum Typus versozialwissenschaftlicher Identitätsformation, in: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.), Vom Ende des Individuums zur Individualisierung ohne Ende, Opladen, S. 243-286.
- Oevermann, U./Allert, T./Konau, I./Krammbeck, J. (1979): Die Methodologie einer „objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, S. 352-434.
- Paasch, U. (1991): Abhängige Selbständigkeit, in: WSI-Mitteilungen 4/91, S. 216-226.
- Parsons, T. (1951): The Social System, New York/London.
- Parsons, T. (1967): Pattern Variables revisited: A Response to Robert Dubin, in: Ders.: Sociological Theory and Modern Society, New York/London, S. 192-219.
- Parsons, T. (1967; zuerst 1937): The Structure of social Action, New York.
- Parsons, T. (1970): Some Problems of General Theory in Sociology, in: McKinney, J.C./Tiryakian, E.A. (eds.): Theoretical Sociology. Perspectives and Developments, New York, S. 27-68.
- Parsons, T. (1976; zuerst 1961): Grundzüge des Sozialsystems, in: Ders.: Zur Theorie sozialer Systeme, hrsg. von S. Jensen, Opladen, S. 161-274.
- Parsons, T. (1980): Theorie der sozialen Interaktionsmedien, hrsg. von S. Jensen, Opladen.
- Parsons, T. (1980; zuerst 1968): Über „Commitments“, in: Ders.: Theorie der sozialen Interaktionsmedien, S. 183-228.
- Parsons, T. (1986; zuerst 1939): Aktor, Situation und normative Muster, Frankfurt/M.
- Parsons, T/Bales, R.F. (1960): Family, Socialization and Interaction Process, Illinois.
- Parsons, T/Smelser, N.J. (1957): Economy and Society, London.
- Pauleikhoff, B. (1960): Die Tageslauf-Analyse, in: Psych. Neurol., S. 329-350.
- Payk, Th.R. (1988): Zeit — Lebensbedingung oder Täuschung, in: UNIVERSITAS, S. 1255-1263.
- Pfeiffer, W./Weiß, E. (1988): Die Zeit als strategische Ressource nutzen, in: FAZ (Blick durch die Wirtschaft) vom 9.11.88.
- Piaget, J. (assisted by A.-M. Weil) (1951): The Development in Children of the Idea of the Homeland and of Relations with other Countries, in: International Social Science Bulletin, Vol. III. N° 3, S. 561-578.
- Piaget, J./Inhelder, B. (1977): Von der Logik des Kindes zur Logik des Heranwachsenden, Olten/Freiburg i.Br., S. 321-338.
- Piore, J./Sabel, Ch. (1985): Das Ende der Massenproduktion, Berlin.
- Plessner, H. (1928): Die Stufen des Organischen und der Mensch, Berlin.

- Polivka, A.E./Nardone, Th. (1989): On the definition of „contingent work“, in: *Monthly Labor Review*, December 1989, S. 9-16.
- Pöppel, E. (1988): Gegenwart — psychologisch gesehen, in: *UNIVERSITAS*, S. 1249-1254.
- Pronovost, G. (1989): The Sociology of Time, in: *Current Sociology*, Vol. 37, N° 3.
- Rabe, B. (1978): Der sozialdemokratische Charakter, Frankfurt/M.
- Rammstedt, O. (1975): Alltagsbewußtsein von Zeit, in *KZfSS* 27, S. 47-63.
- Richard, A. (1982): Éléments de synthèse entre valeur actualisée et délai de récupération. L'effet d'irréversibilité, in: *Revue d'économie politique*, N° 1, S. 1-15.
- Roqueplo, Ph. (1986): Der saure Regen: ein „Unfall in Zeitlupe“, in: *Soziale Welt* 37, S. 402-426.
- Rotter, J.B. (1966): Generalized Expectancies for Internal vs. External Control of Reinforcements. *Psychological Monographs* 80.
- Roussel, L. (1988): Die Zeitwahrnehmung im Familienleben, in: *Familiendynamik* 1/88, S. 2-15.
- Rudolph, H. (1989): Statistiken zur Arbeitnehmerüberlassung, (unveröffentl.) IAB — Kurzbericht, Bundesanstalt für Arbeit, Nürnberg, Dezember 1989.
- Rutt, H.N. (1990): Die flexible Organisation — eine zeitoptimale Vielzweckmaschine, in: *HAR-VARDmanager* 3/90, S. 62-72.
- Scheff, Th.J. (1983): Explosion der Gefühle. Über die kulturelle und therapeutische Bedeutung kathartischen Erlebens, Weinheim/Basel.
- Schelsky, H. (1965; zuerst 1957): Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze, Düsseldorf/Köln.
- Schelsky, H. (1965; zuerst 1957): Ist die Dauerreflexion institutionalisierbar?, in: *Ders.: Auf der Suche nach Wirklichkeit. Gesammelte Aufsätze*, Düsseldorf/Köln, S. 250-275.
- Schelsky, H. (1970): Zur soziologische Theorie der Institution, in: *Ders. (Hrsg.): Zur Theorie der Institution*, Düsseldorf, S. 9-26.
- Schimank, U. (1983): Neoromantischer Protest im Spätkapitalismus, Bielefeld.
- Schimank, U. (1985): Funktionale Differenzierung und reflexiver Subjektivismus, in: *Soziale Welt* 36, S. 447-465.
- Schimank, U. (1988): Biographie als Autopoiesis — Eine systemtheoretische Rekonstruktion von Individualität, in: Brose, H.-G./Hildenbrand, B. (Hrsg.): *Vom Ende des Individuums zur Individualität ohne Ende*, Opladen, S. 55-72.
- Schmelzer, H.J./Buttermilch, K.-H. (1988): Reduzierung der Entwicklungszeiten in der Produktentwicklung als ganzheitliches Problem, in: *ZfbF, Sonderheft 23, Zeitmanagement in Forschung und Entwicklung*, S. 43-74.
- Schober, K. (1986): Aktuelle Trends und Strukturen auf dem Teilarbeitsmarkt für Jugendliche, in: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 19, 3, S. 365-370.
- Schrader, E. (1966): Handlung und Wertesystem, in: *Soziale Welt*, Jg. 17, S. 111-135.
- Schulze-Böing, M. (1986): Diskontinuität und Arbeitsmarkt, Berlin, Forschungsstelle Sozialökonomik der Arbeit, FSA-Print 4/86.
- Schütz, A. (1971): Das Problem der Relevanz, Frankfurt/M.
- Schütz, A. (1974; zuerst: 1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt/M.
- Schütz, A./Luckmann, Th. (1975): *Strukturen der Lebenswelt*, Neuwied/Darmstadt.
- Schütz, A./T. Parsons (1977): Zur Theorie sozialer Handlung. Ein Briefwechsel, Frankfurt/M.
- Schütze, F. (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien — dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie, Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien, Nr. 1, August 1977.
- Schütze, F. (1981): Prozeßstrukturen des Lebensablaufs, in: Matthes, J. u.a. (Hrsg.): *Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive*, Nürnberg, S. 67-129.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens, in: Kohli/Robert (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit*, Stuttgart, S. 78-117.
- Schwäbisch, L./Siems, M. (1974): anleitung zum sozialen lernen für paare, gruppen und erzieher, Reinbek.

- Schwartz, B.* (1975): Queuing and Waiting: Studies in the Social Organisation of Access and Delay, Chicago.
- Seligman, M.E.P.* (1979): Erlernte Hilflosigkeit, München/Wien/Baltimore.
- Shackle, G.L.S.* (1961): Decision Order and Time, Cambridge.
- Simmel, G.* (1908): Exkurs über den Fremden, in: *Ders.*: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin.
- Simon, D.* (1989): Die Zeit als strategischer Erfolgsfaktor, in: ZfB 59, S. 70-93.
- Soeffner, H.-G.* (1986): Punkt — oder Überhöhung des Alltags, in: *Pfeiffer/Gumbrecht* (Hrsg.): Stil, Frankfurt/M., S. 317-341.
- Soeffner, H.-G.* (1988): Luther — Der Weg von der Kollektivität des Glaubens zu einem lutherisch-protestantischen Individualitätstypus, in: *Brose/Hildenbrand* (Hrsg.): Vom Ende des Individuums zur Individualisierung ohne Ende, Opladen, S. 107-149.
- Sørensen, A.B.* (1983): Processes of allocation to open and closed positions in social structure, in: ZfS 12, S. 203-224.
- Sorokin, P.A.* (1964): Sociocultural Causality, Space, Time, New York.
- Sorokin, P.A./Merton, R.* (1937): Social Time: A Methodological and Functional Analysis, in: AJS, Vol XLII, № 5, S. 615-629.
- Scrubar, I.* (1975): Glaube und Zeit, Diss. Frankfurt/M.
- Scrubar, I.* (1979): Die Theorie der Typusbildung bei Alfred Schütz. Ihre Bedeutung und ihre Grenzen, in: *Sprondel, W.M./Grathoff, R.* (Hrsg.): Alfred Schütz und die Idee des Alltags in den Sozialwissenschaften, Stuttgart, S. 43-64.
- Stalk, G.* (1988): Time — The next Source of competitive Advantage, in: Harvard-Business-Review, July-August 1988, S. 41-51.
- Steeger, W.* (1983): Der Rentenzahlbetrag — Spiegelbild der Versichertenbiographie, in: Deutsche Rentenversicherung, 1/1983, S. 2-23.
- Stegmann, H./Kraft, H.* (1987): Ausbildungs- und Berufswege von 23-24jährigen, in: Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung 20/2, S. 142-163.
- Streeck, W.* (1988): Status und Vertrag als Grundkategorien einer soziologischen Theorie der industriellen Beziehungen, discussion paper, WZB Berlin, FS I 88-3.
- Sweeney, J.J./Nussbaum K.* (1989): Solutions for the New Workforce, Washington, DC, S. 55-74.
- Swidler, A.* (1981²): Love And Adulthood in American Culture, in: *Smelser, N.J./Erikson, E.H.* (eds.): Themes of Work and Love in Adulthood, Cambridge, S. 120-147.
- Thompson, E.P.* (1967): Time, Work-Discipline, And Industrial Capitalism, in: Past and Present 38, S. 56-97.
- Tismar, K.-G.* (1985): Zeitperspektive und soziale Schichtzugehörigkeit, in: KZfSS 37, S. 677-697.
- Troll, L.* (1984): Büroberufe im Wandel. Materialien zur Arbeitsmarkt und Berufsforschung, 1/84.
- Trommsdorff, G.* u.a. (1979): Zukunftsortientierung, Belohnungsaufschub und Risikobereitschaft bei weiblichen Delinquenten, in: KZfSS 31, S. 733-745.
- Trost, J.* (1977): The family life cycle: A problematic approach, in: *Cuisenier, J.* (ed.): Le cycle de la vie dans les sociétés européennes, Paris.
- Tyrell, H.* (1976): Probleme einer Theorie der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung der privatisierten modernen Kernfamilie, in: ZfS 5, S. 393-417.
- Tyrell, H.* (1988): Ehe und Familie — Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung, in: *Lüscher, K.* u.a. (Hrsg.): Die „postmoderne“ Familie, Konstanz, S. 145-156.
- Wallace, M.* (1956): Future Time Perspective in Schizophrenia, in: Journal of Abnormal and Social Psychology, 52, S. 240-245.
- Weber, M.* (1988; zuerst 1904): Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, in: *Ders.*: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen, S. 146-214.
- Weber, M.* (1988; zuerst: 1906): Kritische Studien auf dem Gebiet der kulturwissenschaftlichen Logik, in: *Ders.*: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen, S. 215-290.
- Weber, M.* (1964): Wirtschaft und Gesellschaft, Köln.

- Weidenhammer, B./Zepf, S. (1987): „Grenzenlose Erfüllung“ durch Unerfüllbarkeit, in: Flitner, E./Valtin R. (Hrsg.): Dritte im Bund: Die Geliebte, Hamburg, S. 98-113.
- Wildenmann, H. (1989): Fabrikorganisation: Kundennahe Produktion durch Fertigungssegmentierung, in: ZfB 59 (1989), S. 27- 53.
- Wildenmann, H. (1989): Durch Umstrukturierung mehr Wettbewerbsfähigkeit, in: Handelsblatt vom 12.12.89.
- Wildenmann, H. (1990): Die Fabrik als Labor, TU München (hektographiertes Manuskript).
- Williamson, O.E. (1990): The Firm as a Nexus of Treaties, in: Aoki, M./Gustafsson, B./Williamson O.E. (Eds.): The Firm as a Nexus of Treaties, London.
- Wingen, M. (1989): Familie heute — Entwicklung, Bestandsaufnahme, Trends, in: Ders. (Hrsg.): Familie im Wandel — Situation, Bewertung, Schlußfolgerungen, Köln, S. 13-57.
- Winston, G.C. (1988): Three problems with the treatment of time in economics: perspectives, repetitiveness, and time units, in: Winston, G.C./Teichgraeber R.F. (eds.): The boundaries of economics, Cambridge, S. 30-52.
- Wohlrab-Sahr, M. (1989): De-Institutionalisierung des weiblichen Lebenslaufs — Dezentrierungsphänomene in weiblichen Biographien, in: Hoffmann-Nowotny, H.-J. (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. Beiträge der Forschungskomitees, Sektionen und Ad-hoc-Gruppen, Zürich, S. 41-44.
- Wohlrab-Sahr, M. (1993): Biographische Unsicherheit. Formen weiblicher Identität in der „reflexiven Moderne“, Opladen.
- Zerubavel, E. (1981): Hidden Rhythms, Schedules and Calendars in Social Life, Chicago.

Verwendete Abkürzungen:

AJS	American Journal of Sociology
ZfbF	Zeitschrift für betriebswirtschaftliche Forschung
KZfSS	Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie
ZfS	Zeitschrift für Soziologie
ZfB	Zeitschrift für Betriebswirtschaftslehre
ZSE	Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie

X. Anhang

1. Zur Datenerhebung

1.1 Personal- und berufsstatistische Analysen

Bei unseren quantitativen Analysen haben wir uns auf folgende Quellen gestützt:

1. Die halbjährlich von der Arbeitsverwaltung veröffentlichten Statistiken zu bestimmten soziodemographischen und beruflichen Merkmalen von Zeitarbeitnehmern, sowie „Bewegungsdaten“ über die pro Halbjahr registrierten neu begründeten bzw. beendeten Beschäftigungsverhältnisse in der Leiharbeit.
2. Unsere „Bestandserhebung 1986“. Dabei handelt es sich um die Auswertung von 518 Personaleinsatzkarten. Das entspricht einer Zufallsstichprobe aus der Grundgesamtheit ($N = 1342$) von allen Zeitarbeitnehmer/innen, die in sechs Filialen von drei überregional tätigen Zeitarbeitsunternehmen zu bestimmtem Stichtagen beschäftigt waren. Diese (anonymisierten) „Personaleinsatzkarten“ enthielten eine Reihe von Daten über soziodemographische Merkmale der Beschäftigten sowie Angaben über ihren bisherigen beruflichen Werdegang.
3. Die „Verbleibsuntersuchung“. Bei den im zweiten Halbjahr 1986 ausgeschiedenen Zeitarbeitnehmer/innen eines großen, bundesweit mit etwa 20 Filialen vertretenen Unternehmens der Arbeitnehmerüberlassung führten wir im Januar/Februar 1988 — also 12-18 Monate nach Beendigung ihres Zeitarbeitsverhältnisses — eine schriftliche Befragung durch. ($N = 428$) Auch hier wurden, neben den soziodemographischen Merkmalen Daten zum (Berufs-)Lebenslauf — vor und nach dem Ausscheiden aus dem Zeitarbeitsunternehmen — erhoben. Eine ausführliche Darstellung der Ergebnisse unserer quantitativen Analysen findet sich in: Brose, H.-G./Schulze-Böing, M./Meyer, W. (1990): Arbeit auf Zeit — Zur Karriere eines ‚neuen‘ Beschäftigungsverhältnisses, Opladen, insbesondere Kap. III.

1.2 Biographische Analysen: Auswahlkriterien und Erhebungsmethode

Bei unseren biographischen Analysen stützen wir uns auf ein teilweise geschichtetes Sample von 59 Zeitarbeitnehmer/innen, die alle bereits mindestens ein halbes Jahr in der Zeitarbeit beschäftigt waren. Die Interviews wurden zu gleichen Teilen mit Männern und Frauen durchgeführt.

Die Interviewpartner/innen wurden zunächst im Zufallsverfahren aus den Personalkarteien der Firmen ausgewählt, in denen auch die Bestandserhebung durchgeführt worden war. In einem zweiten Schritt wurde diese Stichprobe auf der Grundlage der quantitativen Erhebung soweit ergänzt, daß entsprechende Quoten der verschiedenen Altersgruppen, Berufsgruppen und Familienstandsgruppen vertreten waren.

Bei den durchgeföhrten Interviews handelt es sich um eine Kombination aus narrativem Interview und Leitfadeninterview. An einen ersten — narrativen — Teil, der die gesamte Lebensgeschichte der Befragten zum Thema hatte, schlossen sich Fragen zu verschiedenen Bereichen (Arbeit, Familie, Zeiterleben) an, deren spontane Thematisierung in einem rein narrativen Interview nicht notwendigerweise vorausgesetzt werden konnte.